# DEUTSCHE REVUE ÜBER DAS GESAMTE NATIONALE LEBEN DER GEGENWART

# Deutsche Revue

über das

## gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **v. Buhl** (München), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Dr. **Otto v. Leixner** (Berlin), Prof. **Merkel** (Straßburg), Prof. **Jürgen Bona Meyer** (Bonn), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Dr. **Max Wirth** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München)

herausgegeben von

## Richard Fleischer.

**Dritter Jahrgang. — Dritter Band.**

(April bis Juni 1879.)


**Berlin, 1879.**

Verlag von Otto Janke.

1879, April 19 - June 27.
Sever fund.

# Inhalt

des

## Dritten Quartal-Bandes des Jahrgang III.

(April bis Juni 1879.)

Seite

### Allgemeiner Theil.



### Rundschau über das nationale Leben.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.





# Deutsche Revue

über das

## gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

**Richard Fleischer.**

Dritter Jahrgang.

Heft 7. April 1879.



Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

# Inhaltsverzeichniß.

## III. Jahrgang. Heft 7. April 1879.

### Allgemeiner Theil.



### Rundschau über das gesammte nationale Leben der Gegenwart.

# Allgemeiner Theil.

## Ein Märchen des Steinklopferhanns.

Von
**L. Anzengruber.**

Es war ein abscheuliches Verbrechen, das da draußen eine Stunde Weges vom Orte in der einsamen Mühle geschah. Der alte Müller, der darauf saß, war vor Jahren verwittibt und hatte eine junge Magd in Dienst genommen, die ihm sehr gefiel, als er nun merkte, sie werde in Gutem ihm nicht zu Willen sein, so brauchte er Gewalt; es hätte ihm übel bekommen können, wäre die Dirne damals in die Gerichte gegangen, aber was getraut sich so ein armes Geschöpf. Sie demüthigte sich vor dem Alten, beschwor ihn um Jesu Willen, sie nicht in der Schande zu lassen, das war es, was er haben wollte, er machte sie zu seiner Müllerin, die Leute fanden das für ganz ausnehmend brav gehandelt und lobten und rühmten ihn — aber es bekam ihm übler!

Wie sich ein Ding anläßt, so wächst sich's auch aus; was mit Schande, Angst und Heimtücke begann, konnte nicht mit Ehr', Fried' und Offenheit enden. Es kam da ein junger Knecht auf die Mühle und den mochte die Müllerin leiden. Um ihre Jugend war sie betrogen worden, aber das junge Blut behielt sein Recht. Wohl wußten Beide, es war nicht recht, was sie da im Geheimen spannen, sie wußten es, gleich wie es anhob, die Müllerin wußte es, als sie dem Burschen zulächelte und der Bursche wußte es, als er verlegen das Lächeln zurück gab, aber das sah sich doch ganz unschuldig an und man konnte sich ja hüten, aber so blieb es bei jedem Schritte, mit dem sie sich mehr und mehr näher rückten und zuletzt erschien den Beiden selbst das Aergste unverfänglich. Ihre Liebe war freilich nicht wie die anderer Leute, sie durften nicht stolz auf einander sein, sie mußten darauf achten, daß man nicht merke, wie gut sie einander seien, und daran war nur der Alte schuld, sie hofften, er werde doch bald versterben. Einmal wallfahrte die Müllerin, ein andermal der Knecht nach einem nahen Gnadenort und baten die Muttergottes, sie möchte sie erlösen, sie beteten — um den Tod eines Menschen!

Aber die Wallfahrer haben neuzeit wenig Glück, an den wunderthätigen Wassern des fernen Lourdes machen sie sich lächerlich und verächtlich, und in den

Fluthen der heimathlichen Mur finden sie den Tod, — auch den Beiden ging es nicht nach Wunsch, der Alte blieb rüstig und gesund, als sollte er ewig leben.

Das war hart für sie, wie lange sollten sie denn noch warten und harren, um es zu gleichem Ende wie andere Liebsleute führen zu können?! Immer unleidlicher ward ihnen der Zwang und das Geheimthun, und so fielen sie denn in einer Nacht gemeinschaftlich über den Alten her und ließen nicht ab von ihm, bis er todt war, dann setzten sie die Mühle in Gang, — das klapperte plötzlich weithin durch die Stille der Nacht, als wollte es das ruhende Thal aus dem Schlafe schrecken, aber ihnen taugte das Getöse, es ließ sie nicht klar werden über das Geschehene und nicht an den kommenden Morgen denken. Den Leichnam warfen sie in das kreisende Rad, und in wahnsinnigem Taumel genossen sie ihre Freiheit.

Die Sonne, die sie weckte, war eine andere als die alte, was war das für ein abscheuliches Licht, das in alle Winkel spähte, durch jeden Bretterspalt fiel?! Dort stahl es sich durch die verhangenen Fenster in die leere Kammer und ein wirbelnder Streif tanzte über die Pölster des Bettes, fand aber nicht, wie sonst, einen Schläfer zu wecken. Wie glitzerte das Wasser am Mühlrade, und — o, wer sich hinzuschauen getraut hätte! — wie es den todten Mann mit jeder Umdrehung hervor an das Licht schleifte! Aber da galt kein Säumen, lebendig wird es schon rings im Thale, die Leute werden kommen; daß sie auch kommen müssen, daß doch die Welt diese Nacht über ausgestorben wäre!! Was sagen? Was thun?

Die Mühle wurde gestellt, die Müllerin stürzte mit Jammergeschrei, verwirrt und entsetzt, in das Thal nach den nächsten Hütten, um den Leuten zuzuschreien, daß heute Nacht ihr Mann verunglückt sei.

Aber die Sonne, die böse Sonne, mit ihrem aufdringlichen Lichte ging nicht unter, ohne Alles an den Tag gebracht zu haben.

Der Mond fand die Mühle leer, dafür sah er dort, fern in der Kreisstadt, als er die Schatten der Gitterstäbe in die Gefängnißzellen warf, ein junges Weib mit verweinten Augen und einen Burschen mit stieren, glanzlosen Blicken schlaflos vor sich hinstarren.

Das war eine Aufregung im Orte, als man die Beiden festnahm, das wogte ab und zu nach der Unglücksstätte und nach dem Gemeindekotter, wo die Thäter und die Landjäger, die sie zu bewachen hatten, auf eine Fahrgelegenheit warteten. Und als schon lange der unbeholfene Leiterwagen über die ausgefahrene Straße hingepoltert war, standen die Leute noch überlaut redend vor ihren Thüren. Das Gemeindewirthshaus war überfüllt von erregten Gästen, die sich durch den Trunk noch mehr in's Feuer brachten, was wollte da Jeder schon lange gesehen und gehört haben, das ihm bedenklich vorkam?! Da war Keiner, der es nicht schon früher gemerkt hätte, wie in der Mühle nicht Alles richtig gewesen, und schier Alle hätten es vorhersagen mögen, daß das kein gutes Ende nehmen könne. Da war keine üble Nachrede, die nicht ihre zustimmenden Hörer gefunden hätte.

Und es war allwege nicht denkbar, daß an dem Weibsbild und dem Burschen jemal ein gutes Haar gewesen wäre, die mußten von Kind auf verderbt und verworfen gewesen sein, waren gar niemal wie andere Leute gewesen; den rechtbeschaffenen Leuten — Jeder schmeichelte sich zu denselben zu zählen — könne so eine gräßliche That gar niemal beifallen.

In einem Winkel der Stube trank auch der Steinklopferhanns sein Gläschen und rauchte seine Pfeife, jetzt war sie ihm aber ausgegangen, er klopfte die Asche in derselben an der Tischkante aus und sagte: Des*) seid's recht christlich, — recht christlich!

Werd'n wir's doch nicht gegen so Mordgesellen sein sollen? —

Warum nit? sagte Hanns, wer sich für christlich ausgibt, soll allzeit dabei bleib'n. Und wann ich mich recht b'sinn', so steht doch g'schrieb'n: richtet nicht, daß ihr nicht gericht' werd't!

Es wird auch kein ehrlicher Christmensch ein'm Andern was nachtrag'n, aber so ein Mordg'sindel zählt doch nicht dazu!!

War wol auch a Zeit, meinte der Steinklopfer, wo sie kein Brösel anders waren, als Eins von uns da.

Na hör' auf, Hanns, das is kein Reden, so ein Stück brächt' wohl Keiner, wie wir da sein, übers Herz, dazu muß man schon ganz gottverlassen auf die Welt kommen, dazu muß Eins schon bestimmt sein.

Dann is auch dazu b'stimmt, wer heut sich ein' Rausch trinkt! Ihr betet doch alltag' paarmal 's Vaterunser und bei der Rosenkranz-Andacht schon gar, weiß nit wie oft, aber wohl weil's unserm Herrgottn vermeint is, leiert's ös herunter, daß's kein Teuxel versteht, ös selber aber auch nit; sonst möcht' Euch doch bei einer Bitt' einleuchten, selb' wär 's gscheideste Beten, was 's jemalen af derer Welt geb'n hat, dö Bitt', was ich mein', heißt: Führe uns nicht in Versuchung! Es ist schon so, daß sich Einer recht brav halt't, wann ihn kein' Verlockung betrifft und geht Mancher als ehrlicher Mann sein' Weg, weil ihm die Versuchung nie begegnet. Kommt's aber Einem über Quer', so giebt's ein hart Stück Arbeit, da soll sich Keiner aufwerfen und vermeinen, er wüßt', was da aus ihm würd'; often kommt's ruckweis und führt'n Trittl für Trittl, er denkt sich's dabei selber nit aus, wohin! Often kommt's mit ein'm Mal und er thut, was er augenblick's d'rauf nöt für möglich halt't, es wär' sein Thun! Und hat wohl auch vor kurzer Weil' g'sagt: so a Stück brächt' wohl Keiner, wie wir da sein, über's Herz! 's Menschen-Einwendige muß mer kennen, heißt, mer muß sich sagen, mer kennt's eigentlich net, dann is mer fein ganz b'scheiden ruhig und find't a Mitleid auch mit dö**), wo man nit meint, sie verdienen's, die's aber z'nothwendigst brauchen, soll's mal mit dö bessern Zeiten anheb'n, wo man von Kind auf schon der Leidenschäftlichkeit ausbeugen und 's G'scheidtsein lernt, und statt „sei fromm" sagt „sei brav"!

Hört's 'n Steinklopfer! Der hat wieder a neu' Evangeli in' Kopf!

Is eh' a rechter Heiland, nimmt Ehebrecher und Mörder in' Schutz!

In' Schutz nehm' ich's nit, sprach Hanns, daß ich etwa saget, es wär' recht, aber ich sag', einstmal war'n's net andere Menschen wie wir und wann's uns dö gleichen Weg führet wie sie, möcht' wol Keiner sag'n können, ob er heut' nit da stünd', wo die Zwei!

Ah, selb' kann man wohl sag'n, was man nie wurd' im Stand' sein! riefen etliche junge Bursche.

*) Des = Ihr, wie später Eng = Euch.
**) Dö = die, denen.

Na, lachte verschmitzt der Steinklopfer, mir sieht mer's wohl auch nit an, noch hätt' ich's selber glaubt, aber doch hätt' ich bald Ein'n umbracht'!

Geh' zu, — was d' sagst?!

Na wohl — war's a so.

Verzäl' — verzäl'! Alles rückte zu.

Na lost's*) zu. Verzäl' ich's halt.

## Die Versuchung.

Bald is's gar nimmer wahr, so lang' ist's her, aber ich b'sinn' mich noch; es war ein schöner Herbsttag g'wesen, mir hat er aber nit zu Sinn woll'n, denn damal is's mir grad' grimmig schlecht gegangen, was braucht mir auch d' Sunn so freundlich in' leeren Sack und in' hung'rigen Magen z'scheinen, hab' ich mir denkt, was hab' ich davon? Is a boshaftig's Ding! Die Rauch' hab'n mich g'ärgert, die aus die Schornstein g'radauf g'stieg'n sein, 's Obst af dö Bäum', — mein war's net — und af der G'meinwiesen hätt' ich mög'n 's ganze Gras ausreuten, na, ich war ja kein' Kuh, daß ich's hätt' mögen fressen. Teufi h'nein!

Ich war froh, wie die Sonn' ein' Anstalt macht zum Untergeh'n, und bin noch fort in's Gebirg, bin durch Schluchten ang'stieg'n, daß ich vor ihre letzten Lichter sicher bin, bis 's Monad**) 'rauf kimmt, was nit so aufdringlich is mit sein' Licht.

Wie ich später so forttapp', denn 's sakrische Mondschein is hinter dö Wolken 'blieb'n, riegelt sich was in der Finstern, kommt hervor aus'm Schatten, und steht a schmächtigs Bürschel vor mir, so wie man's sieht af der Wanderschaft.

Er fragt nach'm Ort, was über'm Berg enten***) liegt. G'scheiders wußt ich mir g'rad' nit zu thun, denk' ich mir, führ'st ihn bis hin, vielleicht zahlt er dir dafür doch a Glasl Wein.

Sag' ich also zu ihm, wenn ihm recht wär', könnten wir ein' Weg geh'n, ich selbst möcht' nach Tappenthal.

Er steht, schaut mich eine Weil' an, auf einmal sagt er, es wär' ihm lieber, ich gäbet ihm die Weisung, daß er sich allein hinfinden könnt'.

Ahan, denk' ich, selb' is a notiger Kerl, der fürcht' sich z'weg'n einer klein' Derkenntlichkeit, und sag' deßwegen zu ihm: I steh' af nix nöt an, ich führ' Eng schon umsonst!

Da sagt das Bürschel ganz wegwerferisch: Ich hab' Eng gebeten, mir'n Weg z'beschreiben, wollt's net, so such' ich mir'n halt selber.

Auf dös sag' ich, nöt freundli: Na, na, wo ich z'wider bin, bring' ich mich nöt auf' — Weis' ihm die Steig', sag' von da geht's a so und von dort a so nach Tappenthal zu, halt, daß er nit irr' geht, dreh' mich dann um und b'hüt' Gott!

No giebt er mir dö Hand, bedankt sich recht schön und meint, ich söllt's ihm nit in Uebel aufnehmen, aber er wär' noch in tausend Angst und Schrecken.

Um ein und wie er das sagt, schau' ich ihm in's G'sicht, er war käsweiß.

---

*) Zulosen = Zuhören.

**) 's Monad = der Mond. — 'raufkimmt = heraufkommt.

***) Enten auch drenten = drüben, — herenten = herüben.

Je, je, lieber Herr, sag' ich, was is Eng denn zug'stoßen?

No verzält er mir, es hätt' sich ihm heut' af'm Weg a wilder Kerl ang'schlossen, der wär' schon 'n Anschau'n nach zum Fürchten und nit von der Seit' z'bringen g'west, wie's aber in 'finstern Wald kämma, fallt der Kerl über ihn her und wann nöt a alte Holzklauberin dahertappt und zum Schreien und Zettern anhebt, wer weiß, was g'scheh'n wär'! Nöt gar weit von da und vor a klein' Halb'nstund' hätt' sich dös zutrag'n. Selb' hätt'n ganz scheu und verzagt g'macht, er wußt sich kaum aus in sein' Sinn, gern möcht' er allein geh'n, doch noch lieber mit ein' ehrlichen Menschen.

No, sag' ich, da seid's schon recht, ich bin, so weit ich warm bin, a ehrlicher Kerl; von was nit mein war, hon*) i all' mein Lebtag' nit was schwarz unter'm Nagel is wegg'nomma.

Jo, lacht er, freilich um was schwarz unter'm Nagel is zahlt sich's net aus, in der Weis' steckt die ganze Welt voll lauter ehrliche Leut', aber wann's mehr gilt, da probirt sich dö Ehrlichkeit.

Kreutzsakra, sag' ich, nöt um 'm Kaiser sein G'schloß that i a Schlechtigkeit!

Glaub's wol, meint er, a G'schloß kann man halt wieder net leicht in Sack schieb'n, was z'gring is, oder was Einer nit aufheb'n mag,**) laßt a Jeder lieg'n, um z'wenig und z'viel belobt sich a Jed's der Enthaltsamkeit von fremden Gut, aber mein lieber Hanns (ich wußt' wahrhaftig net, woher er mein' Nam' g'wußt hat, aber g'nennt hat er'n) mein lieber Hanns, es is a ganz a andere Sach', wann's um a schwermächtig Stuck Geld hergang, und dös kunnt Eins nehma und wär' sicher vor Klagen und Fragen und wußt kein' lebendige Seel' d'rum!

Na, na, sag' ich, ehrlich währt am längsten, und wann's wöllt's, ich soll weiter noch mit Eng geh'n, so thut's ein andern Dischkurs anheb'n, sonst müßt' ich frei glaub'n, Des halt's mich nöt für besser wie den Schubjack, der Eng vorhin hat ausraub'n wöll'n.

Ah, sagt das Bürschel und lacht dabei so spöttig, daß ich ihm hätt' Eins versetzen mög'n. Ah, beileib, Hanns, ich weiß schon, Du bist a ganz a and'rer Mann. Uebrigens 's is a Glück für mich, daß der Rauber von vorhin sich wohl auch denkt hat, es zalt sich net aus, hätt' er g'wüßt, was ich weiß, ich mein', er wär dabei blieb'n und hätt' mich und dö alte Holzklauberin spedirt.

No, was is 's denn nachher, was Des wißt's? brumm' ich, daß ich nur was red', obgleich ich von dem dummen Dischkurs gern loskomma wär', aber ich mag net, so z'neben Ein'm hertorkeln und mein' Gedanken nachhänga.

Na, sagt er, was ich bei mir führ', wär' schon ein' Mord und Todtschlag werth g'wesen. Was meinst?

Was weiß denn ich, um was sich ein Mord und Todtschlag auszalt, schrei ich, glaubt's, ich bin a g'lernter Rauber?!

Na, sagt er, Hanns, a dreißigtausend Gulden is doch a Geld?

Dreißigtausend Gulden, liebe Leut', wie er dös sagt, is mer völlig schwindlich

*) Hon i = habe ich.

**) Mag = im Sinne von „vermag", daher die komischen Mißverständnisse wenn einem Hochdeutschen gegenüber ein Bauer erklärt: „I mag nit", was aber heißt: Ich vermag es nicht!

word'n, denkt's, so viel Geld und i nöt ein' Groschen in Sack, auch kein' Aussicht für morg'n oder übermorg'n und no weiter, daß ich zu a Bissel was komm'.

Dreißigtausend Gulden, sagt er, und Alles in kleine Bankanoten, was sich leicht verzetteln lassen, und wo kein Frag' is: wie kommst dazu?

Bei der Red' kommen wir über'n hochen Kamm, der Weg is kaum für Zwei, thurmhoch, steilauf steig'n da die Felsen über's Thal an, dort bleib'n wir a Weil' steh'n, denn das Bürschel schnappt a wenig nach Luft, dann hebt er wieder an:

Dreißigtausend Gulden, Hanns, kein groß's Papier dabei, wo Dich der Krama oder der Wirth d'rum groß anschaut, langsam, wann Jahr d'rüber hingangen sein, kann mer's nach und nach zum Vorschein bringen, mer g'winnt in kleine Händel, es wird mehr und mehr, dö Leut' können Ein'm doch nit jeden Posten nachrechnen; auf einmal, alle Welt muß meinen, es is mit rechten Dingen zugangen, sitzt mer af ein Bauerngut, kujonirt sein G'sind, is wer, stellt was vor, hat Gründ' und Liegenschaften, Geld im Kasten, — all' dös, was kost's? Ein' Griff nach meiner Taschen und ein Ruck, daß ich da h'nunterflieg', und morg'n is weiter kein Reden d'rüber, als daß a armer Handwerksbursch verunglückt is.

Höllteufel verfluchter, schrei ich auf.

Da lacht er und sagt: Und wann'd' noch weiter wüßt', Hanns, das Geld alles hon ich noch dazu selber g'stohl'n, ich bin in einer großen Handlung g'west, da is 's mir g'lungen, wär' doch a Narr, der in die G'richt rennet, kann er mich doch selber b'straf'n, und fand mer mich morg'n da unt' lieg'n und derkennet mich auch, mer denket, ich hätt' all' dös Geld sauber durch'bracht.

Du elendiger Dieb, schrei ich, Du hast Lohn und Alles g'habt, ich hab' nix, gar nix als 's nackete Leb'n, theil Dein g'stohlen's Gut mit mir, oder . . .

Kein Red', sagt er, Alles oder nix is mein' Wahl!

Da hab' ich mich nimmer ausg'wüßt, der Teuxel hat mich bei jedem Haar g'habt, — kein' Seel' weiß's, was Du thust, — es kann gar nit aufkommen, — Liegenschaften, — Geld im Kasten, — bist wer, auf Lebzeit geborg'n, — das geht mer durch'n Kopf, wie a Spinnrad'l schnell, — „Alsdann nix“, schrei ich und stürz' mich af ihm, reiß' ihm die Taschen weg und gieb' ihm gleichzeit ein' Renner.

Da lacht er wie der leidige Teuxel auf und nöt wie a anderer Mensch kopfüber abisaust, langsam, — ganz langsam, wie a Federn fallt er hinunter und dabei lacht er fort und fort und schreit: Hanns, Du ehrlicher Mann, Du! — Und unten fallt er schwer auf, nochmal hör' ich von unt' ganz tief, wie aus der Höll' auffer, sein Lachen: Hanns, Du ehrlicher Mann, Du!

Ich schrei' aber auf: Jesses und Josef! und fall' — aus'm Bett.

No, is halt wieder a Traum g'west, sagten die Zuhörer.

Hanns zwinkerte mit den Augen. Als a Wacher bracht' i jo kein Hendel um,*) freilich war's a Traum; aber Leuteln, es is mir lieb g'west, daß's nix Wirklichs war, und ich mein', es därf Jeden lieb sein, er hätt' an meiner Stell' auch nur träumt.

No und was beweist dös af dös Heutige? fragte ein junger Bursche.

Dö Müllerin und der Knecht, sagte der Steinklopfer, dös sein verlorene Leut',

*) Als ein Wacher, d. i. wachend, brächte ich ja kein Huhn um.

laßt's dö Richter mit dö fertig werd'n, sein wir froh, daß wir froh sein könna, aber überheb'n mer uns net! Freu'n mer uns, daß wir g'sund sein, sorg'n wir allfort für die G'sundheit von Leib und Seel', aber vergessen wir nöt, daß doch unser Jeden ein Uebel anfall'n kann und sollt uns vor ein'm Siechthum auch grausen, so därf mer doch mit dö Kranken a Barmherzigkeit hab'n!

---

# Aus Briefen von J. von Berzelius an F. Wöhler
## in den Jahren 1823 bis 1848.

Die Briefe des berühmten schwedischen Chemikers, aus denen wir die folgenden Auszüge mittheilen, sind schon seit vielen Jahren im Besitz der Königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften in Stockholm. Auf gefällige Verwendung des Herrn Professors Wöhler hat dieselbe die Gewogenheit gehabt, sie uns zur beliebigen Veröffentlichung in der „Revue" leihweise anzuvertrauen. Der Hauptinhalt bei weitem der meisten betrifft, was ausdrücklich hervorgehoben werden muß, rein wissenschaftliche Gegenstände: Discussionen über neu erschienene Arbeiten, Urtheile über neue Ansichten und theoretische Fragen, Verhandlungen über die verschiedenen deutschen Ausgaben seines Lehrbuchs der Chemie. Für alles dies, so interessant es in historischer Hinsicht erscheinen muß, war hier nicht der Ort, es mußte ausgeschlossen bleiben. Für die „Revue" konnte nur allgemein Verständliches und Solches ausgewählt werden, was zur Charakteristik der Persönlichkeit dieses für die Entwicklung der Chemie so einflußreich gewesenen Mannes dienen konnte. Es sind anspruchslose Plaudereien, wie Freunde sie vertraulich einander mitzutheilen pflegen. Nur einer von den Hunderten dieser Briefe, der erste, ist in deutscher Sprache geschrieben. Zum Verständniß von Manchem kann auf die „Jugend-Erinnerungen eines Chemikers" hingewiesen werden,*) die eine Skizze von Wöhler's Aufenthalt bei Berzelius und seinen Reisen mit ihm enthalten. Die Red.

Stockholm, den 1. August 1823.

Wer unter der Leitung des Hrn. Leopold Gmelin Chemie studirt hat, findet gewiß bey mir sehr wenig zu lernen. Dem ungeachtet will ich mir nicht die glückliche Gelegenheit Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen versagen, und werde Sie daher herzensgern als meinen Arbeits-Cameraden annehmen. Nur wünsche ich, daß Sie nicht bekannt machen, daß Ihre Reise nach Stockholm durch ein zwischen uns getroffenes Uebereinkommen bedingt wird, weil ich ein paar anderen, die ich entweder für ganz Anfänger oder solche, die sich durch ihre ausländischen Studien geltend machen wollten, zu halten Ursach habe, eine abneigende Antwort gab.

Sie können kommen wann Sie wollen. Vermuthlich sind Sie nicht eher als gegen Ende von September fertig. Ich mache eine kleine Reise im August und September, um den Prof. Mitscherlich bey einem gemeinschaftlichen chemischen Freunde in Schonen zu treffen, und werde dann in der letzten Hälfte von September zurückkommen.

Haben Sie die Güte Hrn. Hofrath Gmelin meinen Respect zu melden.

Ganz ergebenst

Jac. Berzelius.

An Herrn F. Wöhler in Heidelberg.

---

*) In Nr. 12 der Sitzungsberichte der deutschen chemischen Gesellschaft. 1875.

Stockholm, den 12. October 1824.

Tausend Dank für den ersehnten und so willkommnen Brief, der uns Allen viel Vergnügen gemacht hat. Brongniart hatte wohl auch eine Idee von Eurer Reise gegeben, aber es war kein ordentlicher Bericht. Er äußerte in seinem Brief sein großes Vergnügen, Sie auch auf der Fahrt von Stockholm nach Lübeck noch zum Reisegefährten gehabt zu haben. Von Adolph's Verdruß in Grenna scheint er nichts bemerkt zu haben. Nun bin ich wieder einsam hier, chemisch beschäftigt. Mosander arbeitet noch für sein Examen, Hisinger ist noch nicht hier, und Arfvedson, der sich neulich verlobt hat, schmachtet noch bei seiner Braut. Ich entbehre Sie recht sehr, und so oft ich in das Laboratorium gehe, muß ich mit Betrübniß denken, daß ich Wöhler nicht an seinem Tische finde. Uebrigens vergeht nun meine Zeit wie gewöhnlich in einer gewissen angenehmen Einförmigkeit, abwechselnd zwischen dem Schreibtisch und dem Laboratorium, in welchem ich mich freilich nur mit Kleinigkeiten beschäftige, z. B. mit der angefangenen Darstellung von Lithion, Yttererde und Zirkonerde. Das bräunliche Mineral, welches wir in Norwegen vor dem Löthrohr prüften, habe ich wegen seines hohen specifischen Gewichts analysirt und gefunden, daß es phosphorsaure Yttererde ist. — — (Folgen drei Seiten Chemisches.)

Von den Freunden in Norwegen habe ich seit unserer Reise keine Nachricht. Vorgestern schneite es hier 24 Stunden lang sehr stark, während die Bäume noch belaubt waren, und es am Tag zuvor noch so warm war, daß ich ohne Ueberrock in die Vorlesung ging.

Totus et tantus tuus

Berzelius.

An Dr. Wöhler in Frankfurt a. M.

---

Sthholm, den 30. November 1824.

— — Was die Berliner Stelle*) betrifft, so rathe ich, sie anzunehmen, wenn anders der Gehalt nicht zu knapp ist. Ich möchte gern meine nächsten Freunde in dem Centrum des wissenschaftlichen Deutschlands zusammen lebend wissen. Der Bedarf an guten Chemikern in Preußen ist groß und der Stellen sind viele; man hat es hier stets in erster Hand eine gute Stelle zu bekommen, wenn sich eine Gelegenheit zeigt. Da ich nichts mit Sicherheit über die Beschaffenheit jener Stelle weiß, über die mir schon vor längerer Zeit Rose geschrieben hat, so habe ich diesem heute geschrieben und ihn ersucht, Sie von dem eigentlichen Zusammenhang zu unterrichten. Ich weiß nur, daß jetzt Rose den chemischen Unterricht giebt, den Sie demnächst übernehmen würden.

Gruß und Freundschaft

Jac. Berzelius.

---

Stockholm, den 15. März 1825.

Selten hat mir ein Brief so große Freude gemacht wie der Ihrige, der mir anzeigte, daß Sie sich in Berlin niederlassen werden, was unter anderen auch in der Hinsicht erfreulich ist, daß wir dann zuweilen in Schonen bei Wachtmeister zusammen kommen können, wozu Jeder nur 5 Tagereisen braucht. — —

*) An der Gewerbeschule.

Seit Mitte Februar hatte ich im Laboratorium Nichts oder wenig zu thun, beschäftigt wie ich war, in den Journalen nach Gold zu fischen und aus der großen Masse von anderem Zeug auszuwaschen. Außerdem besuche ich mit einigen Freunden zweimal in der Woche eine Vorlesung über Krystallographie, die uns Prof. Almroth hält.

Wachtmeister*) hat seine Frau verloren und ist ganz trostlos. Anfang April kommt er hierher und wird bei mir Brongniart's ehemalige Zimmer bewohnen, um vom Morgen bis zum Abend in meinem Laboratorium zu versuchen seinen Schmerz zu vergessen. Zu Haus hat er mehrere Mal versucht zu arbeiten, konnte es aber nicht durchsetzen. Ende Mai reisen wir zusammen nach Fahlun und Anfang Juli will er wieder in Schonen sein, wo wir, Hisinger und ich, ihn später besuchen werden. — Moskwa (Sohn Ney's) hat zu laboriren angefangen, er ist ein sehr unterrichteter junger Mann und als Laborant äußerst angenehm.

Mit der letzten Post schreibt mir Poggendorff, daß M. in eignem Verlag ein Journal herauszugeben beabsichtige, und bat mich, dazwischen zu treten, weil er sonst zu Grund gerichtet wäre. Hiervon hat mir M. nie ein Wort geschrieben. Sagen Sie mir unparteiisch wie dieses zusammenhängt. — Weiter weiß ich heute nichts zu sagen.

---

Stockholm, den 9. Mai 1825.

Besten Dank für den freundschaftlichen Brief vom 23. April. Es wird mich sehr freuen, nun bald schwedische Briefe von Ihnen zu erhalten. Es ist mir lieb zu hören, daß Ihr Euch entschieden habt, Poggendorff wieder Beiträge für sein Journal zu geben. Hoffentlich hat M. seine tolle Idee, Journal-Redacteur zu werden, ganz aufgegeben. Ein Mann wie er hat Anderes zu thun, als dafür zu sorgen, wie wöchentlich 2 gedruckte Bogen gefüllt werden sollen, was zuweilen bitter genug werden kann. Um durch seine Arbeiten sein wichtiges Ziel zu erreichen, bleibt M. keine Zeit zu Anderem übrig. Ich weiß, daß er Vieles kann, aber ich weiß auch, daß die Pünktlichkeit, die ein Journal-Redacteur haben muß, ihm eine absolute Natur-Unmöglichkeit ist.

Wie gern möchte ich mich einmal ungesehen unter Ihre Zuhörer schleichen und eine Vorlesung von Ihnen hören. Ich bin ganz sicher, daß es gut geht, es geschähe also nicht, um mich hiervon zu überzeugen, sondern weil es für mich ein unbeschreiblich großes Vergnügen wäre zu hören, daß es so ist.

Um mich während Wachtmeisters Anwesenheit mit einer leicht verdaulichen Arbeit zu beschäftigen, unternahm ich die Analyse des Eger-Wassers, das mir zugeschickt worden war. Ich habe darin, so wie auch nachher im Marienbader und Carlsbader Wasser, Lithion entdeckt, nur in kleiner Menge, aber ganz sicher. Diese Entdeckung werden die Fabrikanten künstlicher Mineralwasser verwünschen, da sie nun auch für Lithion sorgen müssen.

Grüßen Sie die ganze schwedische Colonie herzlich von mir.

Hälsning och Vänskap

Jac. Berzelius.

An Hrn. Dr. Wöhler in Berlin.

---

*) Graf Trolle Wachtmeister, ehemaliger Finanzminister.

Stockholm, den 18. Juli 1825.

Es sollte mich durchaus nicht wundern, wenn Sie den Ueberbringer*) mit großen Augen empfangen, der sich selbst darüber wundern wird, sich in Berlin zu befinden. Ich beneide ihn um dieses Vergnügen und ich wäre gewiß mit ihm gekommen, wenn ich nicht den Prof. Bischof von Bonn erwartete, der sich schon für den Juni angemeldet hatte. Nachher muß ich noch einen Theil des Sommers auf dem Lande zubringen, um meine gichtischen Knie und Füße nicht ganz steif werden zu lassen.

Hierbei kommt nun eine neue Fortsetzung des Lehrbuchs; sie hat mich gewaltige Arbeit gekostet, ich mußte sie mehrfach überdenken und verschiedene Theile umschreiben, ehe ich einigermaßen damit zufrieden war. Ich möchte gern Ihr und Mitscherlich's und Rose's Urtheil darüber hören; denn es wäre möglich, daß Ihr Manches darin zu ändern oder zu berichtigen findet, und es wäre mir lieb, dies noch zeitig genug zu erfahren, so daß das, was ich ferner umarbeite, damit consequent wird.

— — Ich wünsche sehr, daß Ihr Name auf das Titelblatt komme, denn abgesehen von dem Vergnügen der Association, rechne ich dabei auf Ihre Ambition die strengste Richtigkeit bei der Uebersetzung und den Correcturen zu beobachten. Palmstedt hat den Auftrag, mit Ihnen wegen des Honorar-Antheils zu verhandeln, den ich nicht zu knapp zu nehmen bitte. In dem Uebersandten habe ich eine Art von Druckfehlern gefunden, die Redactionsfehler sind, d. h. stehen gebliebene Benennungen nach der alten Theorie von der Salzsäure, die ich bei der Correctur zu ändern bitte. Ich schicke hierbei eine Vorrede für die erste Abtheilung. Ich bitte Sie und Mitscherlich, sie mit kritischen Augen zu lesen und Alles zu streichen, was eine Dummheit ist. Wenn man in einer eigenen Sache spricht, so kann man so leicht für seine eignen Ansichten blind sein und sie weniger richtig beurtheilen, als man Andere beurtheilt.

Leben Sie wohl und schreiben bald, auch wenn Sie nichts Anderes zu sagen haben, als daß es nichts Neues giebt. Die gestrenge Anna**) läßt grüßen. Sie meint, Dr. Wöhler wäre ein ganz guter Kerl, aber ein so liebenswürdiger wie H. Rose würde nie wieder in ihr Laboratorium kommen.

---

Stockholm, den 16. August 1825.

Mit der Post am 2. Aug. schickte ich den Schluß der Umarbeitung vom I. Theil des Lehrbuches, den Sie hoffentlich erhalten haben. Ich weiß nicht, welches Fieber über mich kam, daß ich mich unausgesetzt nur mit dieser Arbeit beschäftigte; aber gewiß ist es, daß, wenn es nicht geschehen wäre, sie noch für lange Zeit hätte aufgeschoben werden müssen, weil ich nun eine höchst unangenehme Beschäftigung anderer Art erhalten habe. Gerade als ich meinen letzten Brief an Sie schrieb, brannte das große Fabrikgebäude***) auf Gripsholm ab, wie ich am nächsten Tag durch einen Courier erfuhr. Seitdem Palmstedt weg ist, bin ich der einzige Theilhaber,

*) Freund Palmstedt.

**) B.'s alte Haushälterin.

***) Die Fabrik am Mälarsee, die Berzelius zur Entdeckung des Seleniums Gelegenheit gab.

der anwesend ist, so daß ich mich allen den Obliegenheiten und allen Förmlichkeiten, Besichtigungen und Schätzungen unterziehen muß, die bezüglich der Assecuranz erforderlich sind. Leider sind nicht mehr als ungefähr $^3/_4$ des Verbrannten versichert. Diese Beschwerlichkeiten werden vermuthlich noch lange dauern, und während dessen ist es mir durchaus unmöglich, mich mit freiem Sinn mit etwas Wissenschaftlichem zu beschäftigen. Wir möchten wenigstens die beiden Flügel sogleich wieder aufbauen. Der Werth meines Antheils an der Fabrik ist durch dieses Unglück wenigstens um $^1/_3$ verringert. — —

Haidinger ist mit dem jungen Allan hier. Er gefällt mir unbeschreiblich wohl und ich bedauere es sehr, so viel mit der leidigen Fabrikangelegenheit zu thun zu haben, daß ich weder freien Sinn noch freie Zeit genug habe, um seine Anwesenheit so zu genießen, wie ich wünsche.

---

Sthlm, den 2. August 1825.

— — — Ich erhielt neulich, eingeschlossen in einem Schreiben von Hermbstädt, einen Brief von einem Dr. X. in Z., der mir schreibt, daß er einen Ruf nach einer deutschen Universität erhalten habe, unter der Bedingung, daß er vorher noch ein Jahr lang bei mir arbeite. Ich habe nichts dagegen, daß ein schon geübter Chemiker bei mir arbeite; allein nach dem, was er publicirt hat, wollte mir der Mann nicht gefallen, und die Angabe, daß er die Stelle nur unter jener Bedingung erhalten werde, kam mir wie eine Unwahrheit vor. Was kümmert mich sein Ruf nach einer Universität; man arbeitet nicht, um Professor zu werden, sondern aus Liebe zur Wissenschaft. Nachdem ich indessen nähere Erkundigungen eingezogen und von verschiedenen Seiten nicht ungünstige Urtheile über ihn erhalten hatte, ließ ich ihm durch Vater Hermbstädt sagen, daß er kommen könne. Viel verspreche ich mir nicht von ihm; indessen durch Mitscherlich, Rose und Wöhler verwöhnt, fordere ich vielleicht zu viel.

---

Stockholm, den 28. März 1826.

Besten Dank für den freundschaftlichen Brief vom 14. Es bedurfte keiner Entschuldigungen, denn ich weiß wirklich nicht, ob nicht ich es bin, der so lange geschwiegen hat; mein Jahresbericht, den ich gestern fertig bekam, ist stets ein entschuldbares Hinderniß.

Dank für die Berichtigung bei dem Nickel. Aber man kann zuweilen schlafen, ohne Homer zu sein, und dankt dann stets dem Himmel, daß man Freunde hat, die wach sind.

Das war recht curios, daß das Mineral von Laurvig nicht Yttrotantal ist, wie wir glaubten. Was seinen Namen betrifft, so könnten Sie, da man jetzt allgemein in England angenommen hat, Mineralien nach Ländern, Bekannten und Freunden zu nennen, mit dem Namen einen meiner Freunde ehren, einen Spanier, der Miguel Erecacoexecohonera heißt. Den Taufnamen hinzuzufügen, wäre unnöthig, da der Name schon lang genug und schön ist. Erecacoexecohonerit ist eben so schön wie Clevelandit, Hetepozit. Sollten Sie aber finden, daß er zu schwer zu behalten sei, so habe ich noch einen anderen und berühmteren Freund, nach dem es Vandertentronkit genannt werden könnte. So wohllautende Namen verschönern die

Mineralogie sehr. Sollten Sie aber ein anderes Princip vorziehen, so könnte es Pyrochlor genannt werden, nach dem unterscheidenden Charakter zwischen ihm und dem Polymignit, nämlich beim Glühen blaßgelb zu werden.

Eine Note von unserem Freund Möller aus Porsgrund in dem Norska-Magazin über den Polymignit hat mich sehr belustigt: „Mit aller Achtung für Prof. Berzelius' chemische Einsicht", sagt er, „wäre es doch wohl möglich, daß dieser Name nicht so richtig gewählt wäre, denn dieselbe Gebirgsart, worin dieses Mineral vorkommt, enthält auch Zirkon, Apatit und Orthit, deren Bestandtheile möglicherweise dem schwarzen Mineral beigemengt sind." Es ist lustig zu sehen, wie sich in die allgemeine norwegische Bescheidenheit ein kindisches Selbstvertrauen auf eigne Denkkraft einmischt. Ein anderer Candidat, der ebenfalls jetzt in Berlin sein soll und Abel heißt, schreibt in demselben Magazin: „daß die Berliner öffentliche Bibliothek bei weitem nicht so reich sei an mathematischen Büchern als die norwegische Universitäts-Bibliothek, und im allgemeinen wisse man in Deutschland wenig Mathematik, die Kenntnisse der Meisten beschränken sich nur auf ein bischen Geometrie und Combinationslehre."

Ich bin sehr neugierig auf Breithaupt's Entdeckungen. Nach Ihren Mittheilungen sieht es aus, als wäre es ein parturiunt montes; mit gespannter Aufmerksamkeit erwarte ich die Maus. Ob es wohl das neue Metall Ostran ist?

Grüßen Sie die Rosen und Rosenfrauen von ganzem Herzen und lassen Sie mich nicht wieder so lange auf einige Zeilen warten.

---

Stockholm, den 17. Juni 1826.

— — — Was von Buch's Sendung betrifft, so hat die Akademie seine prächtige Arbeit über Teneriffa erhalten, aber ohne Atlas. Daß ich von Buch nicht geantwortet und für das Werk gedankt habe, ist eine große Unhöflichkeit. Der Grund meiner Versäumniß war, daß Wahlenberg der Academie einen Bericht über den Inhalt des Werkes geben sollte; diesen wollte ich von Buch mittheilen, aber er ist bis jetzt noch nicht erschienen, und inzwischen wurde mein Brief an Buch vergessen. Sobald ich seine Rückkehr aus Italien erfahre, werde ich mich bei ihm entschuldigen.

X. ist nicht beneidenswerth; der arme Mann ist so entsetzlich Hypochonder, daß er früher oder später vollständig melancholisch wird. Er sollte bei Mosander Wasser trinken und wurde richtig toll; sobald er etwas besser war, reiste er sogleich nach Haus. Er ist ein guter Mensch, aber ein Chemiker wird er wohl niemals, denn er kann nie unterscheiden zwischen dem was möglich oder unmöglich zu erforschen ist, und hält sich stets vorzugsweise an das Unmögliche, indem er sich in Subtilitäten verwickelt.

---

Sthlm, den 18. Juli 1826.

— — — Im Allgemeinen jagen die Franzosen nach Entdeckungen. Die Wissenschaft ist ein allgemeiner Jagdpark und die Beute, die man macht, wohl erworbenes Eigenthum; allein ich will nicht mit ihnen um die Wette jagen; fangen sie an, so höre ich auf und gebe dies auf eine schickliche Weise zu erkennen. Sich mit Untersuchungen über einen Gegenstand zu beschäftigen, von dem man weiß, daß

er von einem Anderen untersucht wird, kann nur aus drei Gründen geschehen; 1. wegen des allgemeinen Interesses das er darbietet; 2. in der Hoffnung, die Vorhand zu Entdeckungen zu gewinnen, die sich bei der Untersuchung zu zeigen scheinen, und 3. daß man glaubt, die Untersuchung besser machen zu können.

Ich bin durch die angestrengte Bearbeitung des Lehrbuchs sehr ermüdet, zumal wir seit drei Wochen unausgesetzt Sonnenschein und am Tage eine Temperatur von 30° C., in der Nacht von 22° C. haben, und muß nun eine Pause machen.

---

Stholm, den 2. Februar 1827.

— — — D. ist ein completer Narr. In einem Brief von zwei Bogen in Folio hat er mir die Geschichte seines Lebens mitgetheilt, worin er sagt, daß er Doctor phil. und von der Facultät promovirt sei „post exhibitis eximiis privatim publiceque doctrinae speciminis." Der Brief ist in einem elenden Französisch, aber dies würde zeigen, daß der Kerl Latein versteht. Er verlangt Widerruf dessen, was ich bezüglich seines Zinkoxyds gesagt habe. Darauf antwortete ich ganz kurz und fragte, ob er glaube, daß ich Unrecht gehabt habe, da gewöhnlich der, der Unrecht hat, zu widerrufen pflegt. Uebrigens sagte ich ihm, er würde Kritiken am besten vermeiden, wenn er es unterließe, seine Versuche zu publiciren. Darauf antwortete er, ich möge es nicht übel nehmen, wenn er sich in den Journalen vertheidige, und daß er glaube mit der analytischen Kunst so bekannt zu sein, wie irgend Einer, da sehr ausgezeichnete Chemiker ihm dieses gesagt und ihm geschrieben haben, daß er seine Arbeiten herausgeben möge. Dabei gab er mir zu verstehen, daß es nicht so übel sei, ihn zum Freund zu haben, da er für viele Zeitungen chemische Bücher recensire. Damit ist unsere Correspondenz für immer geschlossen.

Neulich erhielt ich ein englisches Journal, worin eine Abhandlung von Davy über die chemischen Wirkungen der Electricität steht. In seiner historischen Einleitung giebt er einem Jeden, der sich damit beschäftigt hat, einen Hieb und erklärt schließlich, daß, gleich wie er die Zusammensetzung der Alkalien, er auch allein die chemischen Wirkungen der Electricität entdeckt habe. Diese absichtlich unrichtige Darstellung, die er von meiner und Hisinger's Abhandlung (1803) giebt, hat mich anfangs sehr verdrossen. Seine Impertinenz geht so weit, daß er in einer Note erklärt, erst durch ihn sei die Aufmerksamkeit auf unsere Abhandlung gelenkt worden. Jetzt lache ich darüber, denn die für ihn so ärgerlichen Resultate 1 und 2 unserer Abhandlung von 1803 kann er nicht wegbringen.

Nun habe ich mein Papier vollgeschwätzt; da ich nicht mehr mit Ihnen sprechen kann, macht es mir Vergnügen schreibend zu plaudern.

---

Stholm, den 8. October 1827.

Willkommen wieder in Berlin nach dem unbehaglichen Aufenthalt in Malmö und der gewagten Fahrt über den Sund.*) Mosander und ich kamen richtig am Abend nach Årup, wo gewisse Damen sich wegen Ihrer Ueberfahrt nach Kopenhagen und der weiten Reise nach Frankfurt besorgt äußerten.

*) W. hatte Berzelius auf der Rückreise von Berlin nach Schweden bis Årup, dem Landsitz des Grafen Wachtmeister, begleitet.

Ich hoffe, daß Magnus noch nicht abgereist war als ich ihn durch Mitscherlich um Besorgung einiger kleiner Aufträge bitten ließ.

Hierbei eine Skizze von Seffström's Gebläseofen mit Maaßen. — — —

---

Stholm, den 29. December 1827.

Glück auf zu einem guten Jahr! Möge Ihnen die Arbeit über das Aluminium gute Resultate bringen. Ich bin sehr neugierig zu hören, wie es damit steht.

Daß ich so lange nicht geschrieben habe hat zum Theil darin seinen Grund, daß ich annahm, Freund Magnus werde solche kleine Neuigkeiten berichten, die nicht das Lehrbuch betreffen. Magnus ist ein äußerst liebenswürdiger, vortrefflicher Mann, und ihn möchte ich lange behalten. Ich bin froh, daß die beiden Anderen bald fortgehen die zu wenig in der Chemie zu Hause sind, um nicht beständig fragen zu müssen, was mich verstimmt und zu kurzen Antworten veranlaßt; fragen sie dann nicht weiter, so machen sie dummes Zeug, und darüber werde ich ebenso ärgerlich.

Ich habe nun Dumas' Abhandlung über die Aetherarten gelesen und schicke anbei die dadurch nöthig gewordenen Aenderungen. — — —

---

Stholm, den 14. September 1829.

Besten Dank für den interessanten Brief vom 6. Daß die Reise und die Badekur für Ihre Gesundheit so guten Erfolg gehabt hat, freut mich sehr; möge sie Ihnen nun erhalten bleiben. Ihre Bemerkung, man entwöhne sich auf Reisen, beschäftigt nur mit alltäglichen Dingen, so sehr von allem wissenschaftlichen Denken, daß es einem nachher ganz fremd vorkommt, wenn wieder die Rede davon ist, habe ich ebenfalls oft gemacht, und nur durch ein solches Ausruhen der Gehirnthätigkeit kann eine Reise für die Gesundheit wohlthätig werden.

Seit sechs Wochen bin ich jeden Tag etwas damit beschäftigt auszuziehen. Mein Laboratorium ist schon ganz im Westman'schen Haus, aber mein Schreibtisch, meine Bücher und ich wohnen noch in Nygatan, was recht unbequem ist. Mein neuer Laboratoriumsraum ist sehr eng geworden, dagegen meine Wohnzimmer unnöthig geräumig und brillant. Indessen muß ich mich darin finden, und bin ich einmal in den neuen Räumen eingewohnt, so werde ich bald vergessen, was in den alten bequemer gewesen ist.

Hier ist jetzt ein schottischer Chemiker, Mr. Johnson, der zu zeigen versucht hat, daß der Rückstand von der Destillation des Cyanquecksilbers Cyan in fester Form ist, aber wahrscheinlich von einer anderen Atomenzahl in dem zusammengesetzten Atom, wiewohl die relativen Atome der Elemente gleich sind. Er ist ein munterer, heiterer Geselle, ganz verschieden im Auftreten von den anderen Britten hier.

Von Berthier hatte ich mit letzter Post einen Brief. Mitscherlich hatte ihn zu einer Reise nach Italien eingeladen. „J'avais eu quelqu'envie de les accompagner, schreibt er, mais ils amènent avec eux une demi douzaine de dames allemandes, qui m'ont fait reculer. Je laisse toute la besogne à ces galans savants“.

---

Stockholm, den 16. April 1830.

— — Ich bin heute ärgerlich über einen Artikel, den ich in Brewster's Journal finde, mit der Ueberschrift: Ein Besuch bei Berzelius, von W. Johnston. Die Absicht ist gewiß, mich damit zu ehren, und das verdrießt mich nicht, sondern es sind die elenden Kleinigkeiten, die er von mir oder von Anderen über mich gehört hat, die er mittheilt. Es ist unleidlich sich erinnern zu müssen, daß man mit Fremden nicht so ungenirt sein darf; denn Niemand kann im Gespräch seine Worte so abwägen, daß er sie nachher gedruckt sehen möchte.

---

(Ohne Datum.)

— — Wir hatten hier einen interessanten Besuch von dem russischen Selbstherrscher und seinem Sohne, dem Großfürsten Alexander. Der Kaiser gewann einen so ungetheilten Beifall, daß selbst die wüthendsten Radicalen und Russenfeinde von seinem anspruchslosen offenen Wesen und seiner majestätischen Haltung hingerissen wurden. Der Großfürst machte mir einen Besuch in meinem darauf ganz unvorbereiteten Laboratorium, wo gerade alle Gläser blau von Indigo waren. Er sagte mir, daß Heß*) sein Lehrer in der Chemie gewesen sei; auch war er in meinem Lehrbuch ziemlich zu Haus. Bei der Abreise übersandte er mir einen sehr kostbaren Ring mit seinem Namenszug. Kurioser Weise erhielt ich an demselben Tage ein Schreiben vom Minister Altenstein, begleitet von dem Rothen Adlerorden 2. Classe als Zeichen der Erkenntlichkeit, wie er sagte, für die Anleitung, die ich preußischen Chemikern in meinem Laboratorium gegeben habe.

Einige Tage zuvor saß ich in einer Jury über eine Preßfreiheit-Sache, wo der Angeklagte zu dreijährigem Festungsgefängniß verurtheilt wurde. Es war dies der insidiöseste Racker, der je die Feder geführt hat. Von unseren Zeitungen werden nur die Oppositionsblätter der infamsten Tendenz gelesen. Diese forderten zur Rache an dem Gericht und dem Ankläger auf, in der Nacht wurden diesen die Fenster eingeschlagen und eine ungeheuere Volksmasse sammelte sich vor dem Fenster des Delinquenten und mußte durch Militair auseinander getrieben werden. Die Mitglieder der Jury blieben indessen unangefochten, obgleich die Zeitungen berichteten, daß man auch ihnen die Fenster eingeworfen habe, vermuthlich um daran zu erinnern, daß es vergessen worden sei. Unsere Regierung ist nicht stark genug um solcher Zügellosigkeit Einhalt zu thun, und wenn Freiheit in diese übergeht, wird die Lage schlimmer als unter reiner Despotie. Unter all dem filtrire ich meine blauen Säuren in größter Ruhe.

---

Stockholm, den 14. October 1830.

Tausend Dank, bester Wöhler, für alle Freundschaft und all' das Gute, das Ihr mir während meines Aufenthaltes in Berlin erwiesen habt.

— — — Wie froh bin ich, Liebig's persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben. Es war dies ohne Frage das interessanteste Resultat meiner Reise nach Hamburg. Der Mann verbindet in ganz ungewöhnlicher Weise anspruchslose Liebenswürdigkeit mit dem seltensten Fleiß und ungewöhnlicher wissenschaftlicher Tüchtigkeit. Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie mir seine Bekanntschaft verschafft haben.

*) Ebenfalls ein Schüler von Berzelius.

Die freundlichsten Grüße an die kleine Frau, an Magnus, Rose's und Mitscherlich's.

---

Stockholm, den 22. Januar 1831.

— — Was die überschickte kleine Probe der Substanz mit dem ? betrifft, so will ich folgende Geschichte erzählen:*) „Im hohen Norden wohnte in alter Zeit die Göttin Wanadis, schön und liebenswürdig. Eines Tages klopfte es an ihre Thür. Die Göttin war bequem und dachte: es kann wohl noch einmal angeklopft werden; aber es klopfte nicht mehr, sondern der Klopfende ging weiter. Die Göttin, neugierig, wer es sein könne, dem es so gleichgültig war, eingelassen zu werden, sprang an's Fenster und erblickte noch den Weggehenden. Ach, sagte sie für sich, das ist der Schalk Wöhler. Nun, das hat er ganz verdient, da ihm so wenig daran lag, hereinzukommen. — Nach einigen Tagen klopfte es wieder an die Thür, und zwar wiederholt und stark. Die Göttin ging selbst zu öffnen; es war Seffström, der eintrat, und eine Folge dieser Begegnung war die Geburt des Vanadins." Ihre Probe mit dem ? ist in der That Vanadinoxyd.

Wer den Weg zur künstlichen Bildung eines organischen Körpers aufgefunden hat, kann wohl auf die Entdeckung eines neuen Metalls verzichten, und man kann 10 unbekannte Elemente entdeckt haben, ohne daß dazu soviel Ingenium gehörte, als zu einer so meisterhaften Arbeit, wie die ist, welche Sie in Gemeinschaft mit Liebig ausgeführt und nun der wissenschaftlichen Welt mitgetheilt haben.

---

Stockholm, den 3. Mai 1831.

Es ist für mich sehr angenehm, daß Sie nicht immer so brillante Resultate, wie wir sie aus Ihrem Laboratorium zu erhalten gewohnt sind, abwarten, um Ihrem alten Freund hier in dem stillen und versteckten Winkel der Welt zu schreiben: fahren Sie ja so fort, denn ich bekenne Ihnen, daß es eines meiner größten Vergnügen ist, unter den ankommenden Briefen einen mit Ihrer Hand zu erblicken. Ich meinerseits habe heute Nichts über vorgenommene Arbeiten zu berichten. Während des ganzen letzten Monats habe ich nichts anderes gethan, als aus den ankommenden Journalen Artikel für meinen Jahresbericht zu schreiben, von dem schon einige Bogen gedruckt sind.

Mosander's Entdeckung erwies sich nach 14tägiger Arbeit als eine Fehlgeburt. Es ist schade, daß sein Geist nicht die gehörige Ruhe hat; denn entweder überspannt er seine Kräfte und arbeitet Tag und Nacht, oder er bereitet sich zum Arbeiten durch Nichtsthun vor. Er ist ein zu guter Kopf, um dereinst etwas Mittelmäßiges zu werden, und doch fürchte ich, daß er zu Bedeutenderem nicht bald genug Anstalt macht. Ich schicke anbei sein nicht besonders gelungenes Portrait.

Sie klagen über die viele Schreiberei. Gewiß ist sie verdrießlich, aber man muß erkennen, daß man ohne diese Art Arbeit und Studien nicht das wird, was man werden kann. Wäre z. B. Davy genöthigt gewesen, sich so literarisch zu beschäftigen, wie es jetzt bei Ihnen der Fall ist, so bin ich überzeugt, daß er die Chemie um ein ganzes Jahrhundert weitergebracht hätte; aber so blieb er doch nur ein „glänzendes Bruchstück", gerade darum, weil er nicht von Anfang an ge-

*) Bezieht sich auf die Entdeckungsgeschichte des neuen Metalls Vanadin.

zwungen war, sich durch Arbeit in alle Theile der Wissenschaft, als in ein Ganzes einzustudiren. Also bleiben Sie nur bei diesen Schreibtischarbeiten; sie werden einmal ein Ende haben, aber die dadurch erlangten Kenntnisse bleiben sitzen. Auch ich fluche über die Jahresberichte, so oft ich sie beginnen muß, aber ich preise sie, wenn sie beendigt sind und ich finde, wie sehr die Arbeit meinen Vorrath an Kenntnissen vermehrt hat.

Tausend Grüße an Frau Franziska.

---

Stockholm, den 10. November 1831.

Ich danke Ihnen für den Brief vom 25. Oktober. Daß Ihre Familie Sie genöthigt hat, wegen der Cholera Berlin zu verlassen, ist sehr bedauerlich. Ich kann mir denken, welchen Kampf es Ihnen gekostet haben mag, zwischen der Rücksicht die Sie auf die Ihrigen zu nehmen hatten, und der Pflicht, Ihr Amt nicht zu verlassen. Uebrigens ganz abgesehen von dem geringeren Einkommen, so ist in wissenschaftlicher Hinsicht eine Stelle in Cassel wohl schwerlich mit einer in Berlin zu vergleichen; denn wo mehrere Wissenschaftsmänner zusammenleben, schreitet man schon durch den wechselseitigen Verkehr und Austausch von Ansichten und Ideen in der Wissenschaft allmälig fort. Ich will damit nicht sagen, daß man dies nicht auch entbehren und dennoch seinen Weg weiter gehen könne; gewiß aber geht es langsamer. Wie es nun hiermit für Sie werden möge, ob Sie in Berlin oder in Cassel bleiben, so bin ich überzeugt, daß sich Professor W. nicht auf die faule Haut legen wird.

Aus meinem Laboratorium weiß ich nichts zu berichten; ich bin zwar mit dem Tellur beschäftigt, aber es ist bis jetzt nichts Rechts dabei herausgekommen. — Adieu, lassen Sie mich nicht so lange auf Antwort warten, denn es interessirt mich sehr, zu wissen, wie sich Ihre Verhältnisse entwickeln.

---

Stockholm, den 13. December 1831.

Ich danke für den Brief aus Gießen. Unsere Mittheilungen über die beiderseitig aufgefundene neue Darstellungsweise des Tellurs haben sich unterwegs gekreuzt. — Die ausgestrichene Stelle in Liebig's Brief war noch ganz leserlich, denn sie war nicht mit derselben Art Dinte ausgestrichen. Es freut mich, daß er die Erinnerung nicht übler aufgenommen hat.

Ich gratulire zu der neuen Stelle in Cassel, und denke, daß Sie sie nun in richtiger Form angetreten haben. Daß Sie sich nun auch damit bekannt gemacht haben, wie leicht die organischen Analysen auszuführen sind, macht mir besonderes Vergnügen. Für künftige Arbeiten der Art nehme ich mir die Freiheit, Folgendes zu empfehlen: 1. sich nie mit dem analytischen Resultat von nur einer Analyse zu begnügen, sondern als Regel anzunehmen, daß wenigstens drei übereinstimmen; und 2. daß die zu diesen drei Analysen angewandte Substanz nicht von einerlei Bereitung ist, die Probe also zu einer jeden Analyse das Product einer besonderen Bereitungsoperation ist; denn bei der organischen Analyse kann die Verbrennung ein richtiges Resultat gegeben haben, die Bereitungsoperation aber ein unvollkommen reines Product, daher die Analyse hierdurch falsch wird. Diese beiden Hauptpunkte werden selten gleichzeitig beobachtet und dadurch bekommt man aus guten Händen verschiedenartige Resultate.

Was das Lehrbuch betrifft, so sagen Sie nichts darüber, was mit Ms. Krystallographie-Artikel für dasselbe geschehen soll. Alle meine Briefe läßt er unbeantwortet. Jetzt habe ich ihn kategorisch um Antwort ersucht, ob wir den Artikel bekommen oder nicht. Meine Geduld ist nun zu Ende. Ich bin höchst verdrießlich, und habe ihm gesagt, daß ich es zwar nicht übel nehme, wenn er meine Briefe von blos freundschaftlichem Inhalt nicht beantwortet, daß es aber nicht recht ist, sie in Geschäftssachen unbeantwortet zu lassen, zumal wenn es die Erfüllung von Verbindlichkeiten betrifft. Es ist zu bedauern, daß dieser ausgezeichnete Kopf es eher mit seinen besten Freunden verdirbt, als daß er ausführt, was er übernommen hat.

Unser alter Montagsclub, der, soviel ich mich erinnere, schon zu Ihrer Zeit seinen Anfang nahm, hatte nach der Uebersiedelung der Akademie in das Westman'sche Haus aufgehört, und alle Versuche, ihn wieder in Gang zu bringen, mißglückten. In diesem Jahr versammle ich ihn bei mir. Wir treffen hier, — die gewöhnliche wissenschaftliche Coterie und wer sonst mit uns sein will, — jeden Montag Abend zusammen, und trennen uns um 11 Uhr. Giebt es dabei wohl auch zu essen? werden Sie fragen — o gewiß, aber einfach. Anfangs wollte es mit der Unterhaltung nicht gehen, aber nun haben sich die einzelnen Clubisten wieder so an einander gewöhnt, daß die frühere Lebhaftigkeit zurückgekehrt ist. Anna, welche Sie grüßt, behauptet, daß das tägliche Reinigen der Gläser von 6—7 unordentlichen Laboranten weniger Mühe mache, als einmal in der Woche für 20 Herren das Essen zu bereiten.

Herzliche Grüße an Frau Franziska.

---

Stockholm, den 24. Juli 1832.

Soeben von meinem Ausflug nach Ringaby zurückkommend, finde ich Ihre Fragen vom 5., die ich sogleich beantworte, da heute die Post geht. Solche Fragen und Bemerkungen sind mir sehr angenehm und ich bitte, damit fortzufahren, denn Sie lenken dadurch meine Aufmerksamkeit auf Vieles, an das ich nicht gedacht hätte. Es sind nun 25 Jahre, seitdem der Grund zur Bearbeitung des Lehrbuches gelegt wurde, und an viele Dummheiten darin habe ich mich so gewöhnt, daß man mit dem Finger darauf zeigen muß, wenn ich sie merken soll.

— — — Liebig hat mir versprochen, wenigstens 3 Monate lang in Stockholm zu bleiben. Es war dies eine der erfreulichsten Nachrichten, die ich erhalten konnte. Ich werde versuchen, ihn den ganzen Winter über hier zu behalten. Seine Gesundheit scheint einen Aufenthalt in unserem Winkel zu bedürfen, wo sein empfindliches Nervensystem nicht so leicht gereizt wird. Er schreibt, daß jede Arbeit, die er vornehme, jede Nachricht, die er von Arbeiten Anderer höre, ihm die Nerven angreife. Helfen Sie mir, ihm eine Zeit lang Ruhe zu verschaffen.

---

Stockholm, den 2. September 1832.

(Von diesem Datum ist das merkwürdige, von Berzelius an Liebig und Wöhler gemeinschaftlich gerichtete Schreiben über deren Untersuchungen über das Radical der Benzoesäure. Es ist im Bd. III. der Annalen der Pharmacie S. 282 veröffentlicht.)

---

Stockholm, den 16. October 1832.

— — Ehe Johnston von hier abreiste, wünschte er eine organische Analyse zu sehen. Ich wählte die Citronensäure, von der Liebig, wie er mir wiederholt geschrieben hatte, glaubte, daß ihre Analyse wiederholt werden müsse. Ich bekam bei dem Verbrennungsversuch dasselbe Resultat wie früher; aber als ich zur Gegenprobe durch die Analyse eines citronensauren Salzes das Atomgewicht der Säure bestimmen wollte, stieß ich auf so sonderbare Anomalien und Abweichungen in den Resultaten, daß ich mich, ungeachtet ich schon lange damit gearbeitet habe, in einem Labyrinth befinde, in dem ich bisweilen den Faden gefunden zu haben glaube, der aber dann meist wieder abbricht. Sobald ich im Klaren bin, werde ich das Resultat Liebig für seine Annalen mittheilen.

---

Stockholm, den 7. Januar 1833.

Glück auf zum neuen Jahr, möge es sich gut fortsetzen und Gesundheit, Heiterkeit, und für die Wissenschaft gute Erfolge bringen, kurz Alles was uns erfreuen und befriedigen kann.

Ich bitte um Entschuldigung, daß ich so lange pausirt habe; aber ich sehe, daß ich in alten Tagen säumig werde. Ich beschäftige mich wohl unausgesetzt wie früher, aber es geht nicht mehr so rasch. Einige Schuld hat auch der graue Himmel, den wir nun schon seit zwei Monaten haben, so daß es nothdürftig drei Stunden lang Tag ist.

Ich bin sehr neugierig auf Ihre Antwort in Betreff der verdammten Nomenclatur, über die ich schon so viel nachgedacht habe. — —

Ich sehne mich sehr darnach etwas von Ihnen zu hören, etwas Anderes als die letzten Briefe enthielten, die nur von Uebersetzung und Redaction des Lehrbuchs handelten, was recht wesentlich und nützlich, aber gar nicht unterhaltend ist.

---

Stockholm, den 20. August 1833.

Ich hoffe, daß dieser Brief Sie richtig in Paris trifft, da Sie ihn durch meine Schuld nicht mehr in Frankfurt erhalten konnten. Ich bin am 9. von Schonn zurückgekommen. Ihr Brief traf mich zu Årup. Ich las die erste Hälfte der Gräfin Ulla vor, die mit feuchten Augen mich bat, ihre Theilnahme zu bezeugen. Sie, die Sie als Mädchen gekannt haben, hatte nun schon eine große Tochter. Wie ich, war sie als Gast bei ihrem Vater. Wachtmeister hat mit seiner Familie den ganzen Winter in Paris zugebracht. Sein schönes Laboratorium haben wir diesmal unbenutzt gelassen, es ist voll von Pariser Sachen.

Vor meiner Reise fing ich die Analyse des Osmium-Iridiums an, mußte sie aber unterbrechen, weil ich durch Einathmung von Osmiumdampf eine höchst schwere Brustaffection bekam, die ich für Grippe hielt. Nach der Rückkehr nahm ich die Arbeit wieder auf und bin nun in demselben Zustand wie damals. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt habe, daß bei den Versuchen mit dem Tellur mein Athem einen knoblauchartigen Geruch annahm, und daß sich dies wiederholte, so oft ich nach längerer Unterbrechung zu dieser Arbeit zurückkehrte.

Grüßen Sie den Reisekamerad Magnus, und sagen Sie ihm, daß er wegen seiner Faulheit im Schreiben recht schlecht bei mir angeschrieben ist.

---

Stockholm, den 12. November 1833.

Ich finde nicht Worte des Dankes genug für den höchst interessanten Brief und die amüsanten Plaudereien über die babylonischen Chemiker. Vor Allem möchte ich Dumas' Bekanntschaft machen; er ist der eminenteste der jüngeren Generation und von Allen wird sein interessantes Wesen gerühmt. Auch Pelouze würde mir gewiß gefallen, von dem auch ich glaube, daß er einstens eine ausgezeichnete Stellung einnehmen wird. Was fehlt denn meinem alten Freund Dulong? Es wäre höchst bedauerlich, wenn dieser vortreffliche anspruchslose Mann physisch schon so zerrüttet wäre. Ich konnte nie erfahren, worin eigentlich sein Leiden besteht. — —

---

Stockholm, den 15. November 1833.

— — Sollten Sie sich nicht als Candidat zu der Hermbstädt'schen Stelle melden wollen? Da, wie ich vermuthe, H. Rose sich nicht darum bewirbt, so wüßte ich keinen Anderen, der sie Ihnen streitig machen oder den der Minister vorziehen könnte. Denken Sie doch daran. Wie erfreulich wäre es, Sie wieder in Berlin zu treffen. Nach Cassel komme ich nicht so leicht.

Im Augenblick erhalte ich einen Brief von H. Rose, den ich wirklich mit einigem Zagen öffnete in der Befürchtung, Rose werde mir seine Bewerbung um die Stelle melden; aber er sagt nur: durch Hermbstädt's Tod werde ich wohl den Examinator-Posten erhalten, denn nun hat der Minister keinen Grund mehr, ihn mir vorzuenthalten.

---

Stockholm, den 10. Januar 1834.

— — Was den Amerikaner, Herrn Booth, betrifft, so würde er mir gewiß willkommen sein, wenn ich nicht die Erfahrung gemacht hätte, daß einerseits mein Local zu eng ist, andererseits ich nicht mehr disponirt bin, mich um die Arbeiten von Laboranten zu bekümmern. Ein Chemiker kann nichts mehr bei mir profitiren, und von Wöhler zu Berzelius zu gehen, taugt nichts mehr. Ersterer ist nun in seinen besten Jahren, letzterer geht dem 60. Jahr entgegen, nimmt an Eifer ab und wird jeden Tag träger und bequemer. Ganz gegen meinen Vorsatz habe ich mich kürzlich verführen lassen zwei inländische Laboranten in mein Laboratorium aufzunehmen. Ich habe es hauptsächlich gethan, um mich nicht dem Vorwurf auszusetzen, daß ich die Ausländer den Inländern vorziehe, obgleich ich niemals einem schwedischen Chemiker verweigert habe bei mir zu arbeiten. Nun sind sie mir unbequem, wiewohl namentlich der eine durch eigenes Studium schon gute Kenntnisse erlangt hat und ich nichts mehr für meine Platintiegel und anderen Apparate zu fürchten habe. — Danken Sie daher Herrn Booth für die gute Meinung, die er von mir hat und sagen ihm, daß ich zu alt sei, um noch Schüler anzunehmen, daß mich aber sein Besuch erfreuen würde, wenn seine Reise ihn nach Stockholm führen sollte.

Ullgren's Uebersetzung Ihres Grundrisses der Chemie muß neu gedruckt werden, da die Auflage vergriffen ist. Das kleine Buch hat also auch bei uns Eingang gefunden.

---

Stockholm, den 14. März 1834.

Glück auf! ruft man sich in Freiberg zu; dies sei auch mein Gruß als Antwort auf Ihren freundschaftlichen Brief mit der Anzeige Ihrer Verlobung mit Fräulein J. P. Diese Nachricht hat mir ein großes Vergnügen gemacht; ich bin überzeugt, daß der ernste Professor nun bald wieder in der jovialen Stimmung sein wird, wie zur Zeit, als wir zusammen im Laboratorium arbeiteten oder zu Årup mit den Damen die interessanten Spaziergänge machten. Wie bald werden Sie Hochzeit halten? Lassen Sie mich den Tag wissen, damit auch Ihre hiesigen Freunde ihn bei einer Bowle feiern können. Unterdessen bitte ich, der Verlobten meine herzlichsten Grüße zu melden.

Ich sitze umgeben von einer Mauer von Journalen und schreibe unausgesetzt an meinem Jahresbericht, bin daher auch heute nicht im Stande mehr zu sagen.

Doch noch ein Wort. Am Mittwoch wählt die Akademie der Wissenschaften ein neues ausländisches Mitglied für Hermbstädt. Sie und Liebig sind vorgeschlagen, Sie an erster Stelle; Liebig wird also keine Stimme bekommen. Hier gewesen und persönlich bekannt zu sein, gilt viel bei uns. Wie erfreut würde ich sein, wenn zugleich auch eine Stelle für Liebig frei wäre.

---

Stockholm, den 9. September 1834.

Der Todesengel schwingt seine Sense hier unter uns auf höchst betrübende Weise. Man braucht nicht für sich selbst zu fürchten, nachdem man ohne Folgen durch Umstände genöthigt gewesen ist, mit Cholerakranken in Berührung zu kommen; aber die beständige Unruhe nur zu hören, der und der Bekannte oder Freund, den wir noch gestern sahen, ist heute begraben worden, ist ein Zustand, vor dem Gott Jeden bewahren möge. Unser Freund Pasch verlor innerhalb 3 Tagen Frau, Schwiegermutter, Schwägerin, eine Amme und eine Magd, und ist nun vereinsamt in seinem Hause mit zwei kleinen Kindern. In Stockholm sind in 3 Wochen 2514 Menschen erkrankt und ungefähr 1300 gestorben. Aus den amtlichen Angaben geht hervor, daß die Epidemie bei uns ungefähr 12 Mal intensiver war als 1831 in Berlin.

Ihr gestern erhaltener Brief vom 28. August brachte mir einen frohen Augenblick in meiner Bekümmerniß. Ich bin Chef der Gesundheits-Anstalten in dieser Gegend der Stadt, was mir täglich zu thun giebt. Es ist mir dabei unmöglich, etwas Anderes vorzunehmen, daher ich auch diesmal allein nur von dem geschrieben habe, was alle meine Gedanken beschäftigt.

---

Stockholm, den 6. October 1834.

Herzlichen Dank für die theilnehmende Besorgniß, die Sie für mich während des für Stockholm so unglücklichen Septembers gehabt haben. Ich bin, Gott sei Dank, der Cholera entgangen, wiewohl ich während dessen wiederholt an Gicht litt. Meine Haut war in Folge der ungeheuren Hitze und der beständigen Schweiße im vergangenen Sommer in einen krankhaften Zustand versetzt, so daß sie nun allmälig reproducirt werden muß, ähnlich wie bei den Vögeln, wenn sie die Federn wechseln. Doch ist dies nun so gut wie ganz vorüber. — Am 9. September, an dem noch 541 an der Cholera erkrankten, war der Wendepunkt eingetreten und jetzt ist sie

nahe vorbei. Ueber 4 Procent der Bevölkerung sind in 40 Tagen hingerafft worden. Ungefähr $^{9}/_{10}$ von diesen gehörten der ärmeren und arbeitenden Classe an. Der Kammerdiener des Kronprinzen wurde von der Cholera befallen, eine Stunde, nachdem er Abends den Prinzen ausgekleidet hatte, und starb. Auch mehrere Personen höchsten Ranges und mehrere Aerzte sind ihr erlegen. Nun tritt sie an vielen anderen Orten in Schweden auf, aber in Folge der Herbstkälte gelinde, so daß kaum $^{1}/_{4}$ der Erkrankten stirbt. (Schluß folgt.)

---

# Der Bilderstreit.

## Eine Erzählung aus der Byzantinischen Geschichte.

Von

Hermann Lingg.

### I.

In einem der verborgensten Gemächer ihres Palastes hatte die Kaiserin Irene einen Kreis vertrauter Freunde und Rathgeber um sich versammelt. Es waren größtentheils Mönche, Männer und Greise, der Rest von jenen Anhängern des Bilderdienstes, die unter den Kaisern Constantin und Leo, den Vorgängern der Irene, aufs furchtbarste waren bestraft worden, weil sie trotz der kaiserlichen Edikte, welche im ganzen Reiche die Verehrung der Heiligenbilder untersagten, dennoch dem verbotenen Dienste treu geblieben waren. Viele derselben trugen noch die Merkmale des Marterthums an sich in gräulichen Verstümmlungen. Man sah da Gestalten mit abgeschnitt'nen Lippen und Ohren, Geblendete, Einäugige, Handlose, und Viele mit ausgerissenen Zungen, ein entsetzlicher Anblick. Mitten unter diesen Unglücklichen stand die Kaiserin noch in vollem Glanze reicher Schönheit, und mit sanfter Würde redete sie die Versammlung an: „Von Virgil heißt es, daß er vor seinem Hinscheiden den Auftrag gegeben habe, sein Hauptwerk, die Aeneide, zu vernichten. Auch bei Völkern und Regenten giebt es Epochen, in welchen mit Eifer das zerstört wird, was Vorhergegangene aufgebaut oder für heilig hielten. Die ersten Christen vermieden jeden äußeren Schmuck bei ihrem Gottesdienste, später glaubte man, und mit Recht, daß die Kunst durch ihre Werke die Religion zu verherrlichen habe. Aber nicht lange, so wich man von dieser Wahrheit ab und verbot die Bilder und ihre Verehrung, in dem Wahn, dadurch die Herzen der Ungläubigen zu gewinnen, Juden und Mohamedaner zum Christenthum bekehren zu können! Eitles Unterfangen! — Allerdings lag ein weiterer Grund, daß es dahin kam, auch in der Beschaffenheit jener Bilder, in der unvollkommenen Art, wie die heilige Welt den Gläubigen vor Augen gebracht wurde. Wahrlich oft auf eine höchst unwürdige Weise, und es war vielleicht heilsam, daß die Katastrophe der Zerstörung hereinbrach. Ich nun habe während des Zeitraumes der Unterdrückung und Verbote meinen Eifer im Stillen dahin gerichtet, daß, sobald ich zur Regierung gelangte, bessere Bilder an die Stelle der früheren kämen, und daß sie in einer der Andacht und Anbetung würdigen Weise gesehen würden. So hoffe ich die Gemüther, auch die härtesten, wieder

zurückzuführen zum freundlichen Glauben an die Gegenwart der Heiligen unter uns und ihre thätige Hülfe." — Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so öffnete sich die Thüre und herein trat ein Jüngling von ernstem und zartem Aussehen, ihr noch unmündiger Sohn, Constantius. Nach den herkömmlichen Begrüßungen sprach sie zu ihm: „Ich habe Dich zu mir geboten in einer Frage, die vorerst nur an Deines Herzens Neigung gerichtet ist, aber Viel und Wichtiges wird von Deiner Entscheidung abhängen." Sie winkte und ihr gegenüber wurde der Vorhang von einem Altare weggezogen, auf welchem in prächtigem Einband die heilige Schrift lag. Constantius näherte sich, und der Ministrant schlug das Buch auf, um ihm die Stelle des Evangeliums zum Kusse darzureichen. Da fuhr dieser zurück, denn er erblickte zwischen dem Texte auf Goldgrund gemalt die Himmelskönigin, von Glorie und Engeln umgeben, und das Antlitz trug offenbar die Züge der Kaiserin. Der Ministrant erhob das Buch mit beiden Händen über sein Haupt, daß es Alle sehen sollten. Ein ungestümer, an Raserei grenzender Jubel durchdrang die Versammlung. Mit funkelnden Augen blickte die fromme Gemeinde nach dem Bild. Andächtig warfen die Einen sich zur Erde, Andere bedeckten mit den Händen ihre Augen, als wären sie nicht würdig, das Erhabenste zu schauen, die Stummen brachen in dumpfes Lallen und Schluchzen aus, die Blinden krochen hinzu und berührten den Rand des Gemäldes mit ihren Fingerspitzen. Die Freude dieser verstümmelten und fanatischen Schaar gewährte einen wilden und abstoßenden Anblick, und mit Abscheu wandte der Prinz sich ab, seine Mienen, die beim Eintritt heiter gewesen, verfinsterten sich und als er die Aehnlichkeit mit seiner Mutter auf dem Bild bemerkte, so sagte er in einem fast strafenden Ton: „Es ist unrecht, daß hier verehrt wird, was mein Vater untersagt hat, und Du, o meine Mutter, würdest besser thun, seinem Beispiele zu folgen, anstatt dem gefährlichen Irrthum wieder Eingang zu verschaffen. Die Synoden haben sich gegen die Verehrung der Bilder erklärt."

„Weil sie bedroht oder betrogen waren," entgegnete die Kaiserin, und fügte mit einem gewinnenden Lächeln hinzu: „Mein Sohn ist nicht so gefühllos und von barbarischer Art, daß die eben ausgesprochenen Worte sein voller Ernst sein könnten, er glaubt nur, solchen Gehorsam dem Andenken seines Vaters schuldig zu sein, und indem wir seine Pietät hierin achten, hoffen wir dennoch, ihn zu überzeugen, daß er auf Irrwegen wandelt und wir des wahren Glaubens sind."

„Nie wird das geschehen, Mutter, ich kenne die Lehren beider Bekenntnisse, und verdamme deßhalb die natürliche und vergängliche Darstellung göttlicher Wesenheiten als Abgötterei. Sie sind Lüge und dienen zu Schlupfwinkeln den bösen und abgefallenen Geistern. Wie sehr erfüllt es mich mit Schauer, daß Du selbst Dir anmaßtest, als Mutter des Gottessohnes Dich darstellen zu lassen. Ich bete zu ihm, daß er den Frevel nicht an uns strafe."

„Kind," rief Irene, „liebst Du mich so wenig? und," setzte sie flüsternd hinzu, „bedenkst Du nicht, wie es unsere Macht über das Volk befestigen muß, wenn man unsere Persönlichkeit mit den Gegenständen der Anbetung so innig verwoben sieht?"

„Welch ein Wort, o Mutter!" versetzte Constantius, denn ihre letzte Rede war nicht mehr in dem Tone mütterlicher Zärtlichkeit gesprochen, sondern es lag etwas Kühles und Gesuchtes darin, und die Veränderung war ihm nicht entgangen.

„Wahrlich", fuhr er fort, „es scheint, daß es nichts so Thörichtes giebt, was Du mir nicht glaubhaft zu machen wähnst."

Sie erschrak, und ein Blick auf die entschlossenen Züge ihres Sohnes machte sie erstarren, denn nichts in ihnen war von jener Schönheit, die zugleich Empfänglichkeit für das Schöne ausspricht; schroff und kalt, wenn auch nicht ohne Geist, waren die Linien dieses Antlitzes und das Feuer in diesen Blicken war mehr von Nachdenken beseelt, als daß es für die Reize der Sinnenwelt offen schien. Nie wie jetzt waren ihr die Gesichtszüge des jungen Mannes so fremd, so ganz ihren eigenen unähnlich vorgekommen. Wie peinlich war ihr der Anblick des Sohnes, aber ehe sie sich ihres Gefühles noch recht bewußt war oder sich dem Eindruck des eben Geschehenen zu entreißen vermocht hatte, war er von ihrer Seite hinweggeeilt. Sie blickte umher, die Mönche waren zurückgetreten und eine tiefe Niedergeschlagenheit schien sich Aller bemächtigt zu haben. Sie winkte ihnen, sich zu entfernen, und behielt nur einen derselben zurück. Es war der mächtigste der Versammlung, ein noch nicht bejahrter Mann, sein Haupt, von unverhältnißmäßiger Größe, steckte tief zwischen den Schultern und war stets in einer verbeugenden Bewegung, während seine Blicke, beständig lauernd, sich da- und dorthin richteten. Es war ihr Geheimschreiber Tarasius. „Du hast gesehen," sagte sie, „wie er mir begegnet, nie werd' ich seine Zustimmung erringen, in ihm lebt einzig die Ehrfurcht vor seinem verstorbenen Vater." „Vor seinem Vater," wiederholte Tarasius gedehnt — „vor seinem Vater, der ihn immer zurückgesetzt und geringschätzend behandelt hat. Er überließ seine Erziehung den untersten Dienern und Mägden, und unter dem Gesinde bildete sich bei dem Knaben jene knechtische Ehrfurcht aus, so daß er nach dem Tode des Vaters nichts anderes kennt und festhält, als den Vorsatz, in dessen Grundsätzen einst fortzuregieren. Das gilt ihm wie ein heiliges Gelübde." „Und wie werden wir ihn davon abbringen," frug Irene, „durch Lehren?"

„Nimmermehr! nur durch eine Leidenschaft," versetzte Tarasius. „Hätte das Gemälde statt Deines Antlitzes — verzeihe — das einer ihm fremden Schönheit vor Augen gebracht, es würde jene Flamme in ihm entzündet haben, deren wir bedürfen, eine Schönheit, die das Göttliche in dem Bild eines irdischen Weibes dargestellt hätte, das er mit allen erwachenden Sinnen lieben müßte." „Wie," rief Irene auf, „Du wirst doch nicht einer irdischen Liebe das Recht einräumen, für die himmlische zu entflammen?" —

„Je nachdem," antwortete ihr Geheimschreiber, „denn eben dadurch, daß die Schönheit bildlich erscheint, ist sie schon eine höhere. Sogar die heidnischen Abbildungen üben eine erhebende Wirkung, eine läuternde Macht aus."

„Um wie viel mehr," unterbrach ihn Irene, „wenn die Bilder selbst etwas Heiliges vorstellen, so willst Du wohl sagen? Aber wird es eine Sterbliche geben, die den kaltsinnigen, nur zum Forschen und Grübeln geneigten Jüngling überwindet und die zugleich durch Frömmigkeit sich auszeichnet, so daß sie seiner und ihrer Mission würdig ist? Wird das Vorhaben ausgeführt werden können, ohne Gefahr für ihn, ohne Reue für mich? Ich will nicht, daß er sinke."

„Fürchte nichts! Es wird immer in Deiner Hand liegen, ihn zu halten, zu lenken. Bedenke jedoch, daß Dir keine Wahl bleibt als zwischen dem Wohle des Staates und der Bekämpfung Deiner mütterlichen Gefühle, es muß etwas gewagt werden."

Nachdenklich neigte die Kaiserin ihr Haupt: „Eine solche Schönheit ausfindig zu machen, sei Deines Scharfsinns Probe — aber — er darf sie nur als Bild sehen, nie sie selbst!"

„Nie sie selbst," — wiederholte Tarasius ehrfurchtsvoll und schickte sich an, zu gehen.

„Wehe Dir," rief ihm Irene zu, „wenn Du Deine Vollmacht überschreiten, meine guten Absichten täuschen solltest. Gehe!"

Tarasius neigte und verabschiedete sich. Er verließ seine Gebieterin in einer Stimmung, die seinen Hoffnungen und Aussichten förderlicher war, als sie selbst hatte wahrnehmen lassen. Die Begegnung mit dem Sohne, sein Betragen gegen sie hatte den Wunsch, unumschränkt und so lange sie lebte zu herrschen, neuerdings befestigt. Sie sträubte sich gegen den Gedanken, ihm die Zügel der Regierung überlassen zu sollen, dem Sohne, der alles das zu nichte machen würde, was sie erstrebte, was ihr zum Heil der Welt, wie sie fest glaubte, als höchstes Ziel winkte.

Irene, die geborne Athenienserin, die Wittwe des bilderstürmenden Kaisers, wollte die Stadt ihrer Wiege aus dem Schutte der Verwüstung wieder erheben, sie wollte die noch lebenden Abkömmlinge der alten Griechen in die Güter und Ehren ihrer Väter einsetzen, und eine neue Aera der Kunstblüthe, einer christlichen Kunst in der Stadt der Perikles begründen. Aber noch lag dieses Athen, noch ganz Hellas in der Gewalt barbarischer Slaven, und sie hatte ihren Feldherrn Nicephorus dahin abgesandt, mit seinem Heere den Peloponnes dem Reiche wieder zurückzuerobern. Die Erinnerung an den tapferen Mann trat plötzlich lebhaft vor ihre Seele, eine ihr selbst noch halbverborgene Neigung erwachte. Gewänne Nicephorus den Sieg, so konnte sie ihn mit ihrer Hand belohnen, ihn als Herrscher, als Mitregenten zu sich auf den Thron erheben. Die Widersetzlichkeit des Sohnes kam ihr nun eher willkommen, bot sich doch ein Vorwand, ihn zu beseitigen, wenn er länger den großen und wohlgemeinten Absichten, die sie vorhatte, entgegenträte. Nur mußte seine Partei erst unterliegen, Heer und Volk, das ihn liebte, von ihm abtrünnig gemacht werden. Er wird lieben, sagte sie sich, und dann steht es bei uns, ob er dieser Liebe oder dem Anspruch auf den Thron entsagt. „Er wähle", rief sie aus und richtete sich hoch empor, „er wähle" — da fiel ihr Blick auf das Muttergottesbild und die Demuth im Antlitz der Heiligen bewältigte sie so, daß sie die Augen niederschlug. Ein großer Gedanke ging durch ihre Seele. „Nein", sagte sie zu sich — „kein Unrecht! Es ist Raum für uns beide, ich werde mit Nicephorus über Hellas und Athen, hier in Byzanz möge mein Sohn über den Osten die Herrschaft führen!" Mit diesem Vorsatz erhob sie sich, um Constantius rufen zu lassen, und ihm ihren Entschluß mitzutheilen.

Ihr Vorhaben wurde jedoch verzögert, da ihr die Nachricht kam, daß der Patriach Paulus schwer erkrankt darniederliege. Zu ihm war auch Tarasius geeilt, nachdem er die kaiserliche Hofburg verlassen hatte. Paulus, der Patriarch von Konstantinopel, hochbetagt und dem Tode nah, war stets ein eifriger Verfechter des Bilderdienstes gewesen, von Tarasius aber aus der Gunst der Kaiserin verdrängt worden. „Was führt meinen Feind in dieser Stunde zu mir?" redete er den Eintretenden an. „Der Wunsch, Deine Verzeihung zu erhalten", erwiderte Tarasius.

„Ich verzeihe der Herrscherin die kränkende Zurücksetzung — Dein Kommen bestätigt mir, daß sie meines Rathes noch länger bedurft hätte. Aber welches ist der Fall, der Dich zu mir bringt.“

„Du kennst den eifrigsten Wunsch unsrer erhabenen Herrin, sie will ihre Vaterstadt Athen neugestalten, der Parthenon soll ein Tempel der heiligen Jungfrau, der Zeustempel soll den Aposteln geheiligt werden.“

„Ja, der Weihrauch auf den Altären soll wieder zur Ehre des Alleinigen entfacht werden, von den frommen Gesängen der Kirchenväter werden die Hallen und öffentlichen Plätze widerertönen in dem neuen Jerusalem“, fiel ihm der Patriarch begeistert in die Rede. „Das ist ihr hoher Geist, ich erkenne sie wieder. Wer will sich ihr widersetzen?“

„Ihr eigener Sohn.“

„Ich weiß es, ach ich weiß es,“ seufzte der Schwerkranke, und sank wie niedergeschmettert von diesem Gedanken auf die Polster zurück. In diesem Momente ließen sich außen feierliche Töne vernehmen, die Thür wurde sorgfältig geöffnet und Irene trat herein, umgeben von einem glänzenden Gefolge ihres Hofstaates. Sie ließ sich vor dem Patriarchen auf ihre Kniee nieder, der, von ihrem Anblick wie neubelebt, zum Segen seine zitternden und abgemagerten Hände über ihr Haupt hielt. „Ich segne Dich,“ sprach er mit einer Stimme, die allmälig ihre ganze Stärke wieder gewann, „meine Tochter, und zum Beweise der Versöhnung, will ich Dir einen Rath ertheilen, der, wenn Du ihn befolgst, zum gewünschten Ziele führen wird. Man muß eine Synode berufen, welche die Beschlüsse der früheren aufhebt und die Verehrung der Bilder nicht nur wieder gestattet, sondern zum Glaubenssatze macht. Die Hoffnung, daß die Synode zu Stande komme und in unserem Sinn entscheidend werde, das allein ist mein Trost beim Scheiden aus diesem Leben.“ Nach diesen Worten, die er mit letzter Anstrengung hervorgebracht, sank er völlig erschöpft auf sein Lager, und war nach wenigen Minuten verschieden. Die Kaiserin lag noch auf ihren Knieen, es herrschte tiefe Stille. Nach und nach erst begannen die frommen Gesänge wieder, die sich bald mit dem betenden Gemurmel einer vor dem Hause drängenden Menge vermischten, und in feierlichem Ernst höher und höher schwellend das Gemach durchwogten. — Sie empfand Reue, Reue darüber, daß sie den Mann, der nun todt war, einst zurückgesetzt hatte, weil er ihrem Unternehmen nicht so eifrig zu dienen schien, als es ihr Wunsch gewesen war. Es überkam sie eine Ahnung von Unheil, sie glaubte zu hören, wie das Verhängniß leisen Schrittes herannahe. Sie frug nach ihrem Sohne, Niemand wußte von ihm. — Sie bestieg ihren Wagen und ließ theilnahmlos ihre Blicke über die Menge hingleiten, die sie von allen Seiten huldigend begrüßte. Im Palast angekommen, stieg sie langsam, in sich gebogen, die Treppen hinan. An der obersten Stufe blieb sie vor der Bildsäule ihres Gatten stehen. Sie gedachte seiner Thaten, seiner Siege und betrachtete lang die eherne Gestalt, die ernsten Gesichtszüge. Die Aehnlichkeit mit Constantius fiel ihr auf, in einem Grade, wie sie es nie vorher beachtet hatte. — „Wie sich die Vergangenheit an mich klammert!“ sagte sie zu sich — „werde ich mich ihr nicht entreißen können? — Ich will es können, und Du? Ich werde so groß sein wie Du, größer, denn in meiner Bestimmung liegt es, auch Schönheit und Kunst zu pflegen! Du konntest zerstören, verbieten, ich werde auferwecken!“ —

Mit welch andern Empfindungen hatte während dessen der Kaisersprosse, auch mit sich selbst im Kampfe, den Palast verlassen! Wunderbar war der Eindruck des Bildes auf seine Seele, das ihm die Aehnlichkeit mit seiner Mutter in solcher Verklärung vor Augen stellte, das Gefühl der reinen kindlichen Liebe in ihm trübte, ja, den Ehrgeiz in ihm weckte, sich vor ihr in einem andren Lichte als bisher zu zeigen. Schien es nicht, als halte sie ihn für schwach, unmündig, vielleicht sogar für muthlos? Sie sollte nun erkennen, daß er ein Mann geworden. Verschiedene Vorhaben bestürmten ihn, am nachhaltigsten dies, daß er sich zu einer der auswärtigen Heeresabtheilungen begeben und gegen die Feinde des Reiches, die Araber, kämpfen wollte; würde er dann als Sieger zurückkehren, so müßte es ihm leicht sein, die Pläne zu vereiteln, mit welchen man seine Mutter umgarnt hielt und sie drängte, den Bilderdienst wieder einzuführen; denn dieser Neuerung sich zu widersetzen, stand bei ihm fest — und dennoch tauchte immer wieder das schöne Bild vor ihm auf, das so eigen das Ideal der Weiblichkeit in der Himmelskönigin mit der lebendigen Gestalt seiner Mutter vermählte. Um sich von dieser quälenden Stimmung zu befreien, suchte er Trost in den Kirchen, Zerstreuung im Volksgewühl, er besuchte die Theater, die Hörsäle — alles vergeblich. Nach schlaflos zugebrachter Nacht bestieg er des folgenden Tages sein persisches Roß, versah sich mit Gold und Waffen, und ritt ohne eines Dieners Begleitung vor die Thore der Stadt. Er ließ, in Nachsinnen verloren, dem Pferde die Zügel, oder gab ihm leidenschaftlich aufgeregt die Sporen, und jagte in vollem Laufe dahin. Schon hatte er sich über eine Stunde weit von den Mauern Konstantinopels entfernt und lautlose Einsamkeit umgab ihn, schon war es Dämmerung und dunkel geworden, als plötzlich sein Pferd stehen blieb, und durch Unruhe die Annäherung eines Fremden verrieth. Der Reiter hielt soeben auf seinem Wege vor einer hochbewaldeten Schlucht, die zwischen Pinien und Cypressen nach einer der Anhöhen um Byzanz emporführte. Er rief den Entgegenkommenden an, und dieser gab sich als einer von den Soldaten zu erkennen, welche die kleine Besatzung des Castells auf der Höhe bildeten. Von ihm erfuhr Constantius, daß der Befehlshaber der Veste, den er ihm nannte, ein ihm befreundeter Offizier sei, und so beschloß er sogleich, ihn zu besuchen. Da er von früher Jugend an mit ihm auferzogen und innig vertraut war, so glaubte er vieles von dem, was sein Inneres bestürmte, ihm gestehen zu dürfen. Zugleich erwartete er über die Stimmung des Heeres einiges zu erfahren. Er vernahm denn auch, daß die Truppen ganz ihm ergeben wären, und daß er bei einer gewaltsamen Niederhaltung des gegnerischen Bekenntnisses unbedingt auf sie rechnen dürfe. „Und Du wirst sehen", betheuerte sein Freund, „es wird dazu kommen, wir werden die Waffen gebrauchen müssen. Unermüdlich geht das Bestreben der Mönche dahin, Deine Mutter zu bestimmen, daß sie die Anbetung der Bilder wieder einführe, den Götzendienst! Sie wird es erzwingen wollen, doch verlasse Dich auf uns! Nichts von dem, was Dein Vater angeordnet hat, soll geändert werden. Entferne Dich nicht von Byzanz, es ist nöthig, daß Du dort alles überwachst." „Nein", rief Constantius aus, „ich werde nicht mehr dahin zurückkehren."

„Wie?"

„Ich werde mich zu einer dem Feind gegenüberstehenden Heeresabtheilung begeben, mein Oheim Alexius befiehlt an der Grenze Syriens."

„Ach“, erwiderte sein Freund Demetrius, „Dein Oheim ist nicht mehr, er starb vergiftet und seine Truppen haben Befehl erhalten, sich zurückzuziehen.“

„Auch das wurde mir verhehlt,“ fuhr der Prinz auf — „es beweist genug. Wie gut, daß ich Dich gefunden, ja ich muß zurück in die Hauptstadt, meine Gegenwart ist nöthig — — aber ach mir schaudert, jene Straßen wieder zu betreten, in denen mich überall das Bild verfolgt.“

„Das Bild?“ —

„Ja, das Bild — schon seh' ich es überall, das Bild, das Menschenhand von dem göttlichen Wesen zu schaffen sich erdreistet, das Heiligste an Mauer und Thor, an Schrein und Gefäß, herabgewürdigt auf gleiche Stufe mit den Gegenständen der sinnlichen Anziehung und Nutzbarkeit. Schon aus jedem Antlitz seh' ich das Göttliche mich vorwurfsvoll anblicken.“

„Wir werden solcher Erniedrigung begegnen. Laß es für jetzt vergessen sein und genieße, was ich Dir in dieser Einsamkeit an Unterhaltung bieten kann.“ Bei diesen Worten ergriff er die Hand seines hohen Gastes und führte ihn durch die Räume der Burg, die seiner Obhut anvertraut war. „Du siehst,“ sagte er, „es waren diese Mauern nicht immer kriegerisch wie jetzt. Sie bildeten einst die Villa eines Senators, der unter dem Banner der Heiden focht, den Waffen Constantin's des Großen erlag und hingerichtet wurde. Die Villa, seither kaiserliches Eigenthum, wurde unter Justinian in eine Veste verwandelt und ihr eine Besatzung gegeben.“

Die Freunde hatten während des Gespräches eine Terrasse erstiegen und blickten über die dunkelbewaldete Anhöhe, die im tiefsten Schweigen der Nacht ruhte, nach dem Meer hinab, wo zuweilen Lichter aufblitzten und die große Stadt verriethen, die sich an den Ufern ausbreitete. Hernach wieder einige Stufen abwärts steigend, betraten sie einen Raum, wo der frühere Besitzer ein kleines Theater nach dem Vorbild der attischen Bühne eingerichtet hatte. Diener stellten Lichter auf, breiteten Polster aus, brachten Trinkgefäße und trugen eine Mahlzeit auf. Bald hernach betrat eine Reihe verhüllter Gestalten die Bühne, Musik erklang und es begann ein Reigentanz. Lächelnd blickte Constantius seinen Freund an, und seine Aufmerksamkeit schien nur wenig von den Erscheinungen der Tänzer gefesselt. Es dauerte übrigens nicht lange, so wurde das Vergnügen unterbrochen, indem außen ein Tumult entstand, und ein Wachtposten eintrat, welcher meldete, daß ein Gefangener eingebracht sei, der sehr verdächtig scheine, da er sich dringend und heimlich nach dem Prinzen erkundigt habe. Das Mißverständniß klärte sich bald auf, und der muthmaßliche Kundschafter war ein Befehlshaber der Leibwache und Kämmerer der Kaiserin, den sie ausgesandt hatte, ihren Sohn aufzusuchen und ihn zu ihr zu bringen. Sobald Heraklius seine Vermummung abgeworfen hatte, wurde er mit Freude als ein alter Bekannter begrüßt. Die Vergnügungen begannen wieder, und der neue Gast wurde eingeladen, daran Theil zu nehmen. Die Sprache kam nun auch wieder auf den Bilderdienst, und Heraklius sagte, indem er auf die Tanzenden und ihre schönen Bewegungen hinwies: „ist solch ein Anblick nicht auch gottesdienstlich?“ Gleichgültig versetzte Constantius: „meine Beobachtung war auf die Räume dieses Saales gerichtet, ich bemaß im Geiste die Höhe und Tiefe des Baues und berechnete, wieviel Zuschauer hier Platz hätten. Es mag wahr

sein, was Du sagst, ich bekümmere mich aber nicht darum." „Mir jedoch", erwiderte Heraklius, „drängt sich die Ueberzeugung auf, daß es sinnlich wahrnehmbare Ideale geben muß, damit die menschliche Gattung nicht verkümmere."

„Erkläre mir das!"

„Nun — wodurch denn geschieht es, daß sich das menschliche Geschlecht immer wieder erneuert, daß trotz der Sünden der Aeltern in den Kindern wieder Unschuld und ein Keim der Schönheit und Stärke aufkommt? Nur weil ein Allgemeines, Göttliches lebt, das aus den Werken der Kunst zu den Menschenseelen gelangt und sie läutert." Constantius sah ihn groß an, er war erstaunt, eine solche Bemerkung aus dem Munde eines Mannes zu vernehmen, in welchem er Alles eher, als einen betrachtenden Kopf vermuthete. „Von dieser Seite genommen", sprach er, „lass' ich mir eine Verehrung der Bilder gefallen; aber darum ist es den Dienern ihrer Altäre nicht zu thun, sie beabsichtigen ganz und gar nur eine Verstärkung ihrer Macht über die Sinne der gläubigen Menge. „Ach!" fügte er hinzu, „Tag und Nacht beklag' ich mein Loos, daß ich in einer Zeit leben muß, wo Barbarei den Sieg über Bildung und Freiheit davonträgt. Im Norden stehen die rohen Völkerschaften der Steppe gegen uns, hier im Innern des Reichs selbst breitet sich ein dumpfer Götzendienst aus, dem ich vergebens Widerstand biete." „Mit solchen Gesinnungen, mein Prinz", rief hier Heraklius, „würde Deine Hoheit nicht daran denken, je das Scepter dieses Reiches ergreifen zu wollen." „Gerne wollt' ich dem Thron entsagen", fuhr Constantius fort, „aber auch in der Abgeschiedenheit des Privatlebens würde mich die Fratze des Aberglaubens verfolgen, nein, ich werde den Kampf bis zu Ende führen, und erlieg ich, so falle ich mit Ehren und als Mann." „Wenn diese Gesinnungen bekannt würden, welche Hoffnungen würden die Kaiserin und Tarasius daraus schöpfen" — warf Basilius dazwischen. „Ach Tarasius", bemerkte nun Constantius: „Ja ich glaube, daß in ihm ein gefährlicher Feind steckt. War er bei ihr, als sie Dir den Befehl gab, mich zu ihr zu rufen?"

„Kurz vorher sah ich ihn im Vorsaal."

„Dann will sie Dir nichts Gutes", rief Basilius.

Der Prinz erhob sich. „Morgen ist mein Geburtsfest, der Tag meiner Volljährigkeit — kommt, lasset Eure Becher füllen und trinket auf mein Wohl!" — „Es wird ein Tag des Verderbens für Dich sein", rief Heraklius, „wenn Du den feindlichen Tücken, die gegen Dich geschmiedet werden, nicht zuvorkommst. Erbe des Reiches, und — wenn Du willst, heute noch Herr und Gebieter!"

„Für's Erste", sprach Constantius, „will ich die Pflicht eines guten Sohnes erfüllen, meine Mutter liebt mich, sie ist um mich in Sorgen, ich kehre zu ihr zurück, aber glaubet nicht, daß sie mich zu ihren Grundsätzen bekehren wird." — „Hoffe nichts von einer Unterredung mit ihr", fiel jetzt Basilius ein, „es ist gar nicht ihre Absicht, Dich bekehren zu wollen, wenn sie nur freie Hand behält zu thun, was ihren Zwecken entspricht, die Mönche werden es benutzen. Von Tag zu Tag wird ihre Macht größer, ihr Ansehen wächst, wie das Deinige abnimmt, und wenn Du auch später zum Throne gelangst, so wirst Du doch nicht in Wirklichkeit Herr, sondern entweder von ihr und ihren Geschöpfen beherrscht sein, oder in einem beständigen Kriege mit Deinem Volke leben müssen." —

„Soll ich mich etwa gegen meine Mutter empören?"

„Ja, das sollst Du," riefen Beide und erfaßten seine Hand, „das heischt die Lage der Dinge von Dir, und Dein ganzes Volk will es, ruft es Dir zu!" — „Wehe dem Sohn," sprach Constantius, „der seine Hand gegen die Mutter erhebt!" — „So ist es auch nicht gemeint," berichtigte Heraklius, „nicht Empörung ist es, was wir Dir rathen, aber wenn Du uns vertrauen willst, so wollen wir Deine Mutter vermögen, noch in dieser Nacht dem Throne zu Deinen Gunsten zu entsagen." — „Ich will es selbst mit Bitten versuchen und meine Gegenwart möge sie überzeugen, daß Heer und Volk meine Bitten unterstützen."

„Ich bin Dein," wandte sich Heraklius an ihn, „und mein ist die Wache des Palastes, geschehe, was geschehen muß, sogleich!"

„Er hat Recht," stimmte Basilius bei, „wir reiten ohne Verzug zur Stadt, ich nehme Mannschaft von meiner Besatzung mit, rasch überwältigen wir, was von der Palastwache sich etwa widersetzen sollte, und ehe nur Einer aus der Umgebung Deiner Mutter sich dessen versieht, wirst Du von ihr die Abdankung erreichen."

Constantius athmete auf. Indem er Einen um den Andern scharf anblickte, sprach er: „Es geschehe! Meine Mutter selbst wird später einsehen, daß ich nur zu ihrem Besten handle, sie befreie und ihr eigenes Herrscherrecht sichere, indem ich meines behaupte."

Die Männer warfen ihre Schwerter auf den Tisch, und reichten sich die Hände zum Bund. Constantius gelobte jedem Belohnung und Beförderung. Sie schickten sich nun an, ihren Entschluß unverweilt auszuführen. In jagender Eile sprengten sie nach der Hauptstadt, die Thore öffneten sich auf die Parole „dem Thronfolger und seiner Begleitung" ohne Widerstand, ebenso die Pforten des Palastes. Es war bereits Mitternacht, als Constantius mit den Verschworenen die Corridore entlang nach dem Gemache seiner Mutter schritt. Er trat ein, er allein. Sie eilte ihm entgegen und umschlang seinen Hals mit besorgter Zärtlichkeit. „Du kommst," sagte sie, „ich weiß ja, daß mein Sohn mich liebt und mir gehorcht."

„Gehorcht?" — fragte der Prinz in bedeutendem Tone — „gehorcht? Nein, mißkenne mich nicht, lasse mich nicht länger in einem unwahren Auftreten Dir gegenüber verharren, Mutter, in einer Stunde bricht der Tag meiner Volljährigkeit an." — „Es ist wahr," sagte sie lächelnd, „wir Eltern vergessen stets, daß unsere Kinder heranwachsen und was wir ihnen schuldig sind. Ich werde daran denken, Dir eine Deiner würdige Gattin zu wählen." — „Nicht darum ist es jetzt zu thun, es ist Zeit, andere Rechte geltend zu machen." — „Andere Rechte, welche mein Sohn? — Ach ich vergaß, ich thörichte Frau, daß mein Sohn groß und selbstständig geworden ist."

„Und daß es seine Pflicht heischt," fiel ihr Constantius in die Rede, „das Volk vor der ungeheueren Gefahr zu bewahren, die unter Deinem Zusehen, unter Deinem Schutze sich ausbreitet, und die Sicherheit und die Wohlfahrt des Staates bedroht." Sie fuhr zurück: „Was verlangst Du?" — „Daß Du die Krone niederlegest", erwiderte der Sohn. „Jetzt und hier?" rief sie fast bebend. — „Wie Du willst, es steht bei Dir, noch ist Dein Wille Dein — nimmermehr aber darf es dahin kommen, daß die Unruhen sich wieder erneuer'n, nachdem seit so vielen Jahren der Bilderdienst beseitigt ist."

„Also das ist es! Eher geb ich die Krone als meinen Glauben dahin. — Wohlan, nimm die Gewalt, herrsche, wenn Du es vermagst — aber wo sind die Räthe meiner Krone, die Patrizier und Senatoren?"

„Sie werden ihre Zustimmung geben, sobald zwischen uns Alles geordnet ist."

„Sie müssen gehört werden — und Tarasius?"

„Eben seiner bedürfen wir am wenigsten, zögre nicht länger, erhöre meine Bitte."

„Deine Bitte heißt Gewaltthat. Ach, ich hatte zu sehr auf Deine Liebe vertraut!" Sie sprach dies mit einer Aufwallung von Bitterkeit, die nur wenig verhehlte, was in ihr vorging, wie ein glühender Haß immer mehr Raum gewann und jedes andere Gefühl verdrängte. Noch einmal, einen Augenblick lang, gedachte sie des Planes, den sie gehabt, das Reich mit ihm zu theilen, da drang Geräusch von Waffen an ihr Ohr und das rettende Wort erstarb auf ihren Lippen, ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen und verschloß es. Das Geräusch der Waffen kam näher und bald trat eine Schaar Geharnischter ein, als deren Anführer Basilius und Heraklius vor Constantius sich niederließen und den Huldigungseid leisteten, worauf die Truppen ein Kyrie eleison anstimmten und ihre Unterwürfigkeit kundgaben.

„Elende Verräther," murmelte die Kaiserin. Einen Moment lang schien es, als wolle sie ein Wort des Einspruches versuchen, wie zum Widerstand erhob sich ihre hohe Gestalt — aber das Unabänderliche ihrer Lage einsehend, wandte sie sich ab und schritt ihrem Schlafgemache zu. Gegen den Sohn, der ihr folgen wollte, winkte sie abwehrend und warf ihm einen Blick zu, in dem jede mütterliche Liebe ausgelöscht war, und nur noch das Feuer eines unaussprechlichen Hasses loderte. Betrogen, verrathen, von ihm überlistet und gedemüthigt zu sein, schmerzte sie am meisten. Kaum hatte sie die Schwelle des Saales überschritten, so sank sie lautlos auf die Kissen nieder, die sie mit ihren Thränen überströmte.

## II.

Geraume Zeit war seit jenem Auftritte verflossen, Constantius herrschte als Constantin VI. auf dem Throne zu Byzanz. Irene hatte sich gefaßt, und ihre kluge Weise, sich ihm gegenüber in Achtung und Ansehen zu erhalten, gab ihr noch immer und bei allen öffentlichen Gelegenheiten den Anschein einer Mitregentin. Eine kurze Verbannung nach Sicilien, die sie mehr sich selbst auferlegte als zu dulden hatte, war bald vorüber, und begünstigte den Ruf von ihrer Entsagung. Streng vermied sie es, durch irgend welche Einmischung dem Verdachte sich auszusetzen, als ob sie Einfluß auf ihren Sohn ausüben wolle; im Stillen aber arbeitete sie unablässig daran, alles wieder zurückzugewinnen, was sie verloren, und Tarasius unterstützte sie dabei durch kluge Rathschläge. — „Nun", rief sie ihm eines Tages zu, als er bei ihr sich melden ließ, „nun, will nichts vorangehen, ist alles aus? Wisse, daß ich es satt habe, die Demüthige vor meinem Sohne zu spielen, es bäumt sich mein Stolz, noch länger zu den Befehlen des Knaben meine widerwillige Zustimmung zu geben." — „Viel, wenn er sie noch einholt," erwiderte Tarasius, „aber noch ist nicht alles verloren, uns bleibt die Synode."

„Ich erinnere mich, Du hattest einen Vorschlag gemacht, der günstig schien, was ist es damit?" Tarasius verneigte sich: „Ich wagte nicht mehr davon zu sprechen, seit Du mir Deine Absicht kundgelegt, ihn mit Rotrudis, der Tochter Karl des Großen zu vermählen."

„Die fränkische Prinzessin, wie sie mir geschildert wurde," erklärte nun Irene, „ist eine außergewöhnliche Schönheit, ihre langen, röthlichblonden Locken,

ihr durchsichtig helles Antlitz, wo Rosen im Schnee blühen, ihre lichtblauen Augen dürften wohl dem Ideal entsprechen, das die Phantasie des Jünglings entflammen muß."

„Für den Augenblick ja, ich geb' es zu," flüsterte Tarasius, indem er mit den Achseln zuckte, „aber die abendländischen Frauen sind kalt, leblos und einfältig, ohne Witz und Geist. Und bedachtest Du nicht, erhabene Monarchin, daß der mächtige Frankenkönig und seine Tochter bald größere Macht über Deinen Sohn haben werden, als Du selbst?"

„Gut, ich gebe sie auf, aber wo bleibt die von Dir versprochene Schönheit, jene zauberhafte, von der Du mir so viel verhießest?"

„Sie ist gefunden", lächelte Tarasius.

„Gefunden? Wirklich?"

„Ja, es bedarf nur Deiner Einwilligung, sie für unsere Zwecke zu benutzen. Höre mich gnädig an: Während meiner Verbannung unter dem vorigen Kaiser fand ich in den Gebirgen Armeniens Leute, welche Scenen aus den alten Fabeln vortrefflich darstellten. Ich wählte die geschicktesten und hübschesten aus, und brachte sie hierher. Ich übte sie ein, anstatt der früheren Mysterien die Wunderthaten und Leiden der Heiligen und Märtyrer aufzuführen. Es gelang mir, und Du sollst Dich überzeugen, welch tiefen und erschütternden Eindruck diese Scenen hervorbringen."

„Und nun, was weiter?"

„Unter diesen Armeniern befindet sich eine Jungfrau von so himmlischer Anmuth, daß sie das Herz Deines Sohnes, sobald er sie nur sieht, rühren und besiegen wird, Du merkst, wohin ich ziele." — „Vergaßest Du," fuhr Irene auf, „vergaßest Du meine Bedingung, daß er die Schönheit nur im Bilde, nie in Wirklichkeit sehen soll?"

„Er soll sie auch hier", rief Tarasius aus, „nur als Bild sehen; sobald das Schauspiel vorüber ist, wird sie für immer seinen Augen entrückt werden. Gestatte, daß die Vorstellung hier in Deinem Palaste stattfinde, und lade ihn dazu ein."

„Wird er zu bewegen sein?"

„Ich denke," antwortete Tarasius.

„Und welche Aussichten knüpfst Du an diesen Versuch?"

„Wir werden seine Einwilligung in die Berufung einer Synode bekommen."

„Wohlan," rief Irene, „ich willige in Alles."

„Ach," fügte sie seufzend bei, „in dieser verwilderten, streitenden Welt, wo die Heiligen selbst mit tödtlichen Worten sich bekriegen, da können nur List und Verstellung das Gute zu Stande bringen."

So schieden sie.

Mit Erstaunen, ja mit geheimem Widerwillen empfing Constantius die Botschaft von seiner Mutter. Es war das erste Mal, daß von ihr eine Einladung an ihn erging. Sie hatten bisher jede Begegnung vermieden. Jetzt sollte er sie in dem Palast Eleutherium, wohin sie seit dem Tag ihrer Abdankung sich zurückgezogen hatte, besuchen, um einem Schauspiele beizuwohnen. Sie kannte seine Gleichgültigkeit, seine Abneigung gegen derartige Vergnügen, und dennoch lud sie

ihn dazu ein! Was sollte das, was verbarg sich dahinter? So wenig sie auch scheinbar sich in seine und des Staates Angelegenheiten mengte, so waren ihm doch Anzeichen nicht entgangen, daß heimlich und besonders von Tarasius gegen ihn gearbeitet werde.

„Sie lädt mich zu sich ein, was hat das zu bedeuten?" sagte er zu Heraklius.

„Sie sehnt sich nach Dir", gab ihm dieser zur Antwort, „sie fühlt sich einsam, verlassen, will sich aussöhnen, ist sie doch Deine Mutter!"

„Was soll ich bei ihr? Einem Schauspiele beiwohnen? Welch einem Schauspiele? Wahrscheinlich einer Disputation, die mich von der Richtigkeit des Bilderdienstes überzeugen soll."

„Du gehst zu weit in Deinen Muthmaßungen."

„O ich durchschaue die Absicht dieser Einladung, meine Mutter und Tarasius wollen mich hinüberziehen zu ihrem Bekenntnisse."

„Das glaubst Du — noch jetzt?"

„Ich werde doch die widerwärtige Grimasse nicht mißverstehen, die mir schon so oft gezeigt wurde, und mir nahelegte, gieb deinen thörichten Widerstand auf, billige was du verabscheust, und thue was du mißbilligst — wo nicht, so wirst du fortwährend mit tausend unsichtbaren Feinden, und in Allem was du unternimmst, gegen unzählige Hindernisse zu kämpfen haben."

„So gewähre scheinbar, gieb nach und Du wirst manchen Ränken auf die Spur kommen. Ueberliste die Listigen."

„Ich kann nicht lügen, nicht mich verstellen. — Ach was soll ich thun? Die Zumuthung nicht beachten? — das geht eine Zeitlang; Einwilligen? Niemals! Zugeständnisse machen? Ebensowenig. Nun, diesmal will ich ihren Bitten nachgeben, dann nie wieder."

„Du wirst es übrigens nicht bereuen," erinnerte Heraklius, „das Schauspiel ist eine Pantomime, und eine schöne Armenierin wird Scenen aus dem Leben ihrer Schutzheiligen darstellen, sie soll vorzüglich sein."

„Ich werde mich wenig um ihre Kunstfertigkeit bekümmern. Du kannst mir sogleich beim Beginn des Spieles die nöthigen Berichte reichen, die ich durchzulesen habe. Man soll es sehen, ich will es ausdrücklich an den Tag legen, wie wenig ich mich um dergleichen Dinge bekümmere; am Ende stehen auch diese Vorstellungen in irgend einem Zusammenhang mit der Bilderanbetung."

„Du bleibst Dir treu mit einer beinahe ängstlichen Vorsicht."

„Weil ich den Muth habe, der Lügenbrut zu trotzen. Leo und Constantius strebten dem Staatswesen eine kräftigere Stütze zu geben, als die der Hoffnung auf Heilige und Fürsprecherinnen im Himmel. Ich werde diese Tradition, die uns ein mächtiges, tapferes Heer geschaffen hat, nicht verläugnen, noch verlassen. Lasse Dir das genügen und erwarte mich."

Der Abend, an dem das Schauspiel stattfinden sollte, war herangerückt. Tarasius unterrichtete die Armenierin, welche Wirkung durch ihre Mimik erreicht werden sollte. Sie sah ihn groß an, und weigerte sich. Ihr reines und andächtiges Gemüth sträubte sich gegen die Zumuthung, eine religiöse Handlung, und als solche betrachtete sie ihr Auftreten, dem Zwecke einer weltlichen Sache dienstbar zu machen. Sie bebte in der Voraussicht, durch ihr Spiel ein so großes Ereigniß, wie die Be-

kehrung des Herrschers war, hervorrufen zu sollen. Aber in dieser Zaghaftigkeit lag schon der Keim ihrer Einwilligung; die Hoffnung auf das mögliche Gelingen überwog endlich. Sie sagte zu, und bereitete sich durch Beten auf die verhängnißvolle Stunde vor. Sie beachtete nichts mehr um sich her, sie vertiefte sich mit ganzer Seele nur in die Aufgabe, die ihr gestellt war. So betrat sie den Palast, so die Bühne.

Constantius schien dem Schauspiel Anfangs nicht die geringste Beachtung zu schenken, er ließ sich von Heraklius die Tagesbefehle und Bittschriften vorlegen und durchlas dieselben, ohne nur aufzusehen. — Plötzlich rief ihn ein kaum hörbarer Schrei des Schmerzes aus seiner Beschäftigung wach, und unwillkürlich wandte er sein Augenmerk auf die Scene. Welch ein Anblick bot sich ihm dar! Eine zarte, jungfräuliche Gestalt wurde durch zwei Männer von rohestem Aussehen festgehalten und an den Armen emporgezogen, während zugleich schwere Last an ihre Füße befestigt schien. Das bleiche Antlitz der Dulderin verrieth inmitten des furchtbarsten Körperschmerzes einen Ausdruck himmlischer Seeligkeit. Constantius konnte die Augen nicht abwenden und vergaß gänzlich, daß nur ein Schauspiel ihn täusche. Nunmehr wurde die Märtyrerin vom Foltergerüste herabgelassen, und vor den heidnischen Prätor geführt, aber weder Versprechen noch Drohung konnten sie von dem christlichen Bekenntniß abwendig machen. Mit würdiger Ruhe, obwohl noch erschöpft und fast leblos, weigerte sie sich dennoch fest, den Göttern zu opfern. Ebenso sanft als unbeugsam erschien sie vor den Richtern, und mit freudiger Entschlossenheit ging sie dem Tode, der Hinrichtung entgegen; die Herzen aller Zuschauer pochten voll Mitgefühls, als die Anstalten hiezu getroffen wurden, als sich die gewaltigen Henker an sie machten, die Oberkleider von dem schönen widerstandslosen Körper rissen, als die Umhüllung von Hals und Brust sank — man konnte an der athemlosen Stille wahrnehmen, welche Erregung diese Scene hervorrief, als aber nun das Aeußerste geschehen sollte, als sie selbst hinknieend in lautloser Ergebenheit den entblößten Nacken darbot, um den Todesstoß zu empfangen, da konnte sich Niemand mehr halten und Constantius war der Erste, der mit wildem Aufstöhnen von seinem Sessel sprang, als wolle er nach der Bühne stürzen und die Heilige retten. Ebenso rasch aber war in dem Augenblick, als der Henker sein Schwert erhob, der Vorhang gefallen. Ein Murmeln der Befreiung und zugleich der Bewunderung durchlief die Reihen der Zuschauer.

Tarasius und Irene warfen sich Blicke des Einverständnisses und der Befriedigung zu. Constantius stand unbeweglich, er erröthete über sich, über seine Aufwallung, über den Eindruck, den das Spiel auf ihn hervorgebracht, und den er so augenfällig kund gegeben. „Siehst Du, wie er getroffen ist", flüsterte die Kaiserin ihrem Geheimschreiber zu; „sie muß sogleich entfernt werden!" „Wie Du befiehlst", sprach Tarasius mit einem etwas unsicheren Tone, der einer schärferen Beobachtung verrathen hätte, daß es ihm nicht Ernst war. In der That, er brachte Imagina — so wurde die Fremde in Byzanz genannt, nach seinem eigenen Palaste und behielt sie dort zurück in der Voraussicht, ihrer bezaubernden Erscheinung dereinst noch zu bedürfen. Ihr selbst, dem schönen Bilde der Märtyrerin, war der Eindruck nicht entgangen, den ihr Spiel auf Constantius hervorgebracht hatte, und sie fühlte sich eben so sehr zu ihm, ihrem Bewunderer hingezogen, als er von ihr gefesselt

war. Ein unabwendbares Geschick hatte diese beiden Herzen verbunden. Aber in ihm war eine vollständige Umwandlung vor sich gegangen. Er verbrachte die Nacht ohne Schlaf, seine Einbildungskraft war so bestürmt, daß er sich von dem Bilde nicht losmachen konnte, daß er den Wunsch immer wieder erwachen fühlte, sie, sowie er sie gesehen, immer vor Augen zu haben, daß er sich sehnte, der Empfindung, dem Feuer, das ihn dort durchströmt, sich ganz hingeben zu können, damit er von Zerstreuung und Kämpfen des Tages vor ihr, vor ihrem Blick sich sammeln, sich erheben und stärken könne. Er sah sie vor sich, das Mondlicht, das durch das Fenster auf die Teppiche seines Gemaches schimmerte, es schien ihre rührende Gestalt zwischen die Wandgemälde hineinzuflechten, und wie um ihm zu winken, erhob sich die geisterhafte kleine Hand aus den Geweben. Er trat schon des nächsten Morgens vor Irene mit den Worten: „Ich bin zu der Anschauung gelangt, daß wir Sterbliche nur Bruchstücke der Einen göttlichen Wesenheit, daß wir nur Gefäße sind, um das Ewige in uns aufzunehmen, und zwar mit Willen und Einverständniß jener selbst. Ja, die Menschen sind Bilder Gottes, und haben Theil an dem höchsten Wesen."

„So freudig ich Deine angenommene Anschauung begrüße, so fürchte ich doch, Du gehst zu weit", äußerte die Kaiserin anscheinend bedenklich, im Innern aber hocherfreut.

„Zu weit?" rief Constantius, „spricht nicht der göttliche Plato selbst diese Idee aus?"

„Giebt Dir aber die heilige Schrift Belege dafür? Ich wüßte keine."

„Wohlan, so will ich über dieses Thema den Ausspruch der Patriarchen und Bischöfe vernehmen, ich gebe den Auftrag zur Einberufung einer Synode, und werde sogleich das Nöthige anordnen."

„Und wo soll die Synode stattfinden?"

„Hier in Constantinopel. Verzeihe mir, Mutter, wenn ich gefehlt, ich lebte im Irrthum." Damit verließ er sie, und schloß sich auf mehrere Tage in die Zelle eines Klosters ein. Das Bild der Märtyrerin verließ ihn nicht im Wachen, nicht im Traum, nicht während strenger Betrachtung noch frommer Andachtsübungen. Aber er scheute vor dem Gedanken schon zurück, ihr selbst, dem Nachbilde der Heiligen, in der Wirklichkeit zu begegnen aus Furcht, es könnte das Ideale der Erscheinung zerstört werden, wenn er sie jemals in einer anderen Gestalt als in derjenigen erblicken würde, die allein ihr eigen schien, die sie ganz erfüllte, die sie vielleicht im Augenblicke der Darstellung selbst war. Er kam in seiner schwärmerischen Anschauungsweise so weit, daß er sich die Frage aufwarf, ob nicht die Heilige selbst aus überirdischen Reichen herabgekommen sei, um nochmals in irdischer Hülle die Erinnerung ihres Leidens und ihrer Verklärung zu kosten, vielleicht gerade, um ihm die Augen zu öffnen, ihn zu besserer Einsicht zu führen.

Tarasius jubelte hochauf, als er die Umwandlung im Gemüthe seines jungen Gebieters wahrnahm, und mit Eifer traf er alle Anstalten zur Abhaltung der Synode. — Bald kamen sie denn auch, die Bekenner der Bilderverehrung, von weither über das Meer und aus den Gebirgen Syriens, längst todtgeglaubte,

zu Mumien ausgedorrte Anachoreten, die seit Jahren verbannt und in Verborgenheit gewesen, alle kamen sie auf den Ruf der neuen Verheißung, um ihr Reich, das Reich des Bildercultus wieder aufleben zu sehen. Herrlich ward die Kirche der beiden Apostel zur Abhaltung der Synode geschmückt — alle Wege bereiteten sich, um die Gläubigen würdig zu empfangen. Irene dagegen fühlte sich nicht in dem Maße glücklich und befriedigt, als sie gehofft hatte. Nun sie dem Ziel ihrer Wünsche sich näherte, wurde sie ängstlich und betrübt. Sie hatte zwar die Art nicht vergessen, wie ihr Sohn gegen sie aufgetreten war, sie hatte es nicht vergessen noch vergeben, ihre bisherigen Pläne zur Wiedereinführung der Heiligenbilder hatte sie unter der Maske privater Kunstgönnerschaft verborgen, und der Kaiser hinwieder war bemüht, diese Neigungen lächerlich zu machen; jetzt aber, da er sich ihrer Anschauung — ihren Absichten näherte, jetzt erfaßte sie ein eigenthümliches Gefühl der Unzufriedenheit, eine stärkere Abneigung gegen den Sohn als je vorher, trotz der Genugthuung, die es ihr gewährte; es war ihr leid ihn sich beugen, ihn seinem Charakter untreu werden zu sehen, der mütterliche Stolz, mit dem sie sonst trotz alledem auf ihn geblickt hatte, verschwand und eine bittere Verachtung gewann in ihrem Herzen Raum. Sie bereute nun, so weit in ihrem Hasse gegangen zu sein, sie bereute die Hand zu einem Unterfangen gereicht zu haben, welches seine Sinnesänderung herbeiführte. Dadurch schien ihr jeder Weg verschlossen, nun aufrichtig wieder Friede mit ihm schließen zu können — „ach", sagte sie sich selbst — „wie furchtbar ist Feindschaft zwischen Herzen, die durch Bande der Natur zusammengehören, denn gerade dies erschwert die Versöhnung, daß die Beschämung über das unnatürliche Verfeinden so mächtig ist, daß jedes Entgegenkommen dadurch fast unmöglich wird."

Alles dies durchschaute Tarasius, und suchte Nutzen daraus zu ziehen. Mit gutem Grunde. Er hatte als Schatzmeister der Kaiserin die großen Summen, die ihm anvertraut waren, nicht alle auf die Wiederherstellung Athens verwendet, sondern das Meiste davon nach Asien hinübergeschafft, um dort Landhäuser und Gärten für sich herstellen zu lassen. „Die Thörin", konnte er ausrufen, „an eine Oede verschwendet sie ihr Gold. — Warum verließ ich meine Bücher, die Stunden der einsamen Beschäftigung mit Berechnung der himmlischen Bahnen und der menschlischen Geschicke, um mich in diese selbst zu verwickeln! Ich werd' es die Welt büßen lassen, daß sie mich in ihre Kreise zog, in die Kreise der Thorheiten und Laster." Eines Tages traf Botschaft von Nicephorus ein, er meldete, daß er zurückkehre. Wie gefährlich war es, seine Zurückkunft abzuwarten, durch ihn, der Alles wußte, konnte Alles entdeckt werden. Zwar die gemeldeten Siege des Feldherrn waren ebenfalls nur Fälschungen, waren nichts als Streifzüge gewesen, durch die man wohl einige Beute zurückgebracht, aber keine dauernde Eroberung gewonnen hatte; allein Tarasius glaubte, auch der Mitschuldige könnte ihm gefährlich werden, und da es ihm unmöglich war, ihn zu verderben, so hoffte er, ihn wenigstens so lange aufzuhalten, bis Irene und ihr Sohn sich würden gegenseitig den Untergang bereitet haben. Dann mochte jener immerhin kommen, Verantwortung und Strafe würde dann wegfallen. Irene durchschaute den Verräther, und da sie ihn fürchtete, so verbarg sie vor ihm ihre Absicht, den Nicephorus, sobald er käme, zu sich auf den Thron zu erheben. Sie ließ vielmehr das Gerücht verbreiten,

daß der mächtige Kaiser des Abendlandes, Karl der Große, um ihre Hand sich bewerbe, und daß sie geneigt sei, zu gewähren. Von einer Vermählung ihres Sohnes mit Rotrudis war nicht mehr die Rede. Als Tarasius die seltsame Nachricht aus ihrem eigenen Munde vernahm, so zeigte er sich Anfangs betroffen, dann schmeichelnd, und widerrieth mit Eifer. Irene lächelte darüber im Stillen, sie wußte wohl, daß einem so klugen Manne, wie ihr Geheimschreiber war, die Verwirklichung ihres Planes zu chimärisch erschien, als daß er dagegen ernsthaft ankämpfen würde, und so gewann sie Zeit, und behielt freie Hand, um der Ausführung ihres wahren Vorsatzes näher zu rücken. Die Netze waren gelegt, und es war nur noch die Frage, wer darin sich verstricken und umkommen sollte. — Während solcher Bedrängnisse und Verwirrungen kam ein weiterer Entschluß in ihrer Seele zur Reife, ein Entschluß, der ihrer aufrichtigen Reue sein Dasein verdankte. Sie sah wie die Leidenschaft zu der Armenierin ihren Sohn ergriff, und welch furchtbare, sein eigenstes Wesen zerstörende Wirkung die Folge war. Eines Tages erblickte sie eine Prinzessin ihres Hofes, eine nahe Verwandte, und mit höchstem Staunen entdeckte sie eine auffallende Aehnlichkeit in deren Gesichtszügen mit jener gefürchteten Schönheit. Nur waren die Züge der jungen Fürstin strenger, von einer stolzeren Ruhe beherrscht, die Gestalt größer und minder anmuthig. Nichtsdestoweniger baute die Kaiserin auf diese Aehnlichkeit die Hoffnung, ihrem Sohn in dieser Anverwandten eine angemessene und seiner Zuneigung gewisse Gattin zu geben. Seitdem Constantius in das Zusammenkommen einer Synode eingewilligt hatte, kam es oftmals zu Unterredungen zwischen Mutter und Sohn, die zuweilen einen vertraulichen Charakter annahmen, wenn der natürliche Zug ihres Herzens hervorbrach, und die Getrennten sich zu vereinigen antrieb. Leider zu weit schon war ihre Zwietracht gediehen; sie sahen ein, daß sie sich beide an den Rand eines Abgrundes gedrängt hatten, und hilflos waren eines das andere zu retten. Es war erschütternd, wie sie ihr inneres Elend einander mit verhüllten Worten eingestanden, um gleich darauf das Gesagte wieder zurückzunehmen aus Furcht sich zu verrathen, wie sie stolz sich zeigten und so gerne sich gedemüthigt hätten, um nur einen Tropfen von der Liebe zu gewinnen, die sie verläugneten und tödteten. Endlich war sie entschlossen, einen entscheidenden Schritt zu thun — sie theilte ihm das Herannahen der fränkischen Gesandtschaft mit, und machte ihn mit deren Antrag bekannt. „Ach," rief er aus, „einem Dir völlig unbekannten Herrscher, dem Gebieter eines fremden, eines barbarischen Volkes, willst Du Deine Hand reichen?"

„Einem christlichen Herrscher," gab ihm Irene zur Antwort, „und um Deinetwillen geschieht es, daß ich mich vermählen will — so lang ich dem Thron nahe stehe, so lang kann es immer scheinen, als wollte ich die verlorne Gewalt wieder erringen — bin ich fort, so bist Du sicher."

„Welch ein Argwohn!" fuhr Constantius auf. „In tiefster Seele bedaure ich Dich!" — Sie weinte.

Kosend ergriff er ihre Hand, brach hierauf von den Früchten, die vor dem Fenster hingen, einige, und schüttete sie ihr in den Schooß: „Genieße das Gute furchtlos mit demjenigen, den Du der Welt gegeben hast." Sie nahm eine von den Früchten und sprach: „Siehst Du, hier wo sie von der Sonne beschienen war, ist sie reif und blinkt röthlich golden, da, wo sie gegen die Mauer gekehrt

war, ist sie fleckig und hart: Du wendest Dich mir freundlich zu; aber kannst Du verbergen, daß ein sündiger Gedanke Dich verhärtet?"

„Ich habe nichts zu bereuen."

„Wenn Du nichts zu bereuen hast, welche Pflicht gäb' es noch, über die Du Dich nicht hinwegsetzen könntest!"

„Mutter, erinnere mich nicht mehr an Geschehenes, ich kann es nicht bereuen, daß ich mein Recht mir nahm."

„O," rief sie, „ich habe Dir verziehen, Du bist wieder mein, darf ich sagen der Unsre, der rechtgläubige Sohn Deiner Kirche?"

Constantius stand auf und sagte kalt: „Wahrheit allein ist es, worauf ich dringe, Wahrheit und Erkenntniß." „Wahrheit allein?" frug ihn Irene weiter. „Wem wäre der Eindruck entgangen, den die Darstellerin der Heiligen auf Dich hervorgebracht hat. Man sagte mir, Du liebest!"

„Man hat Dich falsch berichtet," entgegnete der Herrscher Constantinopels. „Wenn nicht schon Herkunft und die angeborne Höhe der Macht mich von ihr trennen würden, niemals könnte ich diejenige lieben, die eine Märtyrerin schien, eine heilige Leidende nur spielte; die so hoch sich erhob, um dann wieder den gewöhnlichen Dingen des Lebens nachzugehen, die sollte ich lieben? Nimmermehr!"

Betroffen sah Irene vor sich nieder, das hatte sie nicht erwartet; aber ein Blick auf ihn überzeugte sie bald, daß er sich umsonst bemühe, seine heftige Liebe zu verbergen. Eine an ihm noch nie gesehene Röthe flog zart über seine Wangen, seine Augen blitzten, und mächtig wogte seine Brust und kämpfte mit den Flammen in ihr.

Jetzt glaubte sie den Augenblick gekommen, um etwas Unerhörtes zu wagen, sie nahm seine Hand und bat ihn — „Komm mit mir!"

„Wohin?"

„Frage nicht."

Er sah sie zweifelnd an, ein finstrer Argwohn verdüsterte seine Stirn; aber sie bat ihn wiederholt mit dem zärtlichsten Ton ihrer Stimme, und streichelte seinen Arm: „Komm mit mir." — Fast willenlos folgte Constantius.

Sie führte ihn durch eine Reihe von Gemächern in einen Portikus, und hier trat ihnen die Fürstin Theodosia entgegen, von ihren Frauen umringt, und in weiße, weitwallende Schleier gehüllt.

Betroffen wich Constantius einen Schritt zurück — „es ist sie" — kam es unhörbar über seine Lippen.

„Sieh hier Deine Verwandte, die Fürstin Theodosia, Deine Dir von Gott bestimmte Braut."

Die Fürstin sprach diese Worte mit einer Bestimmtheit aus, als wisse sie, daß die Gewalt des Momentes jeden Widerspruch vereiteln werde.

Und so war es auch. Ihr Sohn betrachtete die Erscheinung wie Einer, der, aus dem Schlaf geweckt, plötzlich von einem unerwarteten Anblick überrascht wird — „ja," sprach er endlich, „sie ist es und ist es nicht — wie die Dämmerung dem Tage, wie die Farbe dem Licht, so gleicht sie ihr — für den Stolz und die Macht ist sie geschaffen, nicht für Leid und Himmelreich. Ich biete ihr meine Hand, sie soll meine Gattin sein." Schweigend und erröthend gab Theodosia ihre

Einwilligung; man kam überein, sobald die kirchlichen Angelegenheiten geordnet wären und die Synode stattgefunden habe, sollte dem Volke die Botschaft von der Vermählung seines Herrschers verkündet, und die Hochzeitfeier begangen werden. Indessen aber hatte sich mit dem Herannahen der zur Synode Berufenen auch das Gerücht von der Sinnesänderung des Kaisers verbreitet, und die Beschuldigung, daß er von nun an auf die Seite der Feinde seines Vaters getreten sei, wurde vergrößert umhergetragen. Das erhöhte wesentlich die Spannung, womit man den bevorstehenden Ereignissen in der Hauptstadt entgegensah.

## III.

In festlichem Aufzuge pilgerten am bestimmten Tage die Männer der Synode nach der Apostelkirche, und das Volk, das größtentheils auf Seite der Bilderverehrer war, kam den Bischöfen, Mönchen und Eremiten mit Palmzweigen und Hosianna singend entgegen, und streute Blumen auf ihren Weg. In prachtvollen Sänften wurden der Kaiser und seine Mutter in die Kirche getragen. Baldachine, Fahnen, Reiter in glänzenden Rüstungen, und eine große Zahl von geistlichen Orden in allen möglichen Trachten des Morgenlandes erhöhten das Prunkvolle der Eröffnungs-Feier. In der Kirche selbst nahmen Irene und ihr Sohn auf den Stühlen der Katechumenen Platz, und nach den gehörigen Ritualen begannen die Berathungen. Schon erhebt sich der Abt Plato und spricht für die Bilder, indem er die Ideen des großen Philosophen, dessen Namen er trägt, in Beziehung zu dem Bilderdienste bringt, schon werden Rufe der Zustimmung und des Widerspruches laut, da auf einmal entsteht ein furchtbarer Tumult, erst vor den Thoren der Kirche, dann um den Eingang und im Innern. Schaaren Volkes dringen herein, ihnen folgen wüthende Cohorten der Soldateska, unter Anführung des Heraclius und Basilius. Beide hatten beschlossen, an der Spitze ihrer Truppen die Versammlung zu sprengen, und den Herrscher von dem Einfluß seiner Mutter und der Mönche zu befreien. „Fort mit den Unheilstiftern," hört man rufen, „nieder mit den Feinden der Verfassung," ist das Feldgeschrei der zornigen Krieger. Die furchtsame Versammlung und ihre Zuhörerschaft drängt sich aneinander, und sucht nach einem Auswege zur Flucht. Irene, einen Blick des Zorns und der Verachtung auf ihren Sohn richtend, den sie für den Veranlasser des Ueberfalls ansieht, da sie seine Freunde an der Spitze der Truppen erblickt, ruft ihm zu:

„Das also war Deine Versöhnung, das Deine Bekehrung — abscheulicher Verräther!" und augenblicklich verläßt sie den Sitz, und eilt zu der Gruppe der zitternden Bischöfe, die sie ermuthigt, auszuharren. Die jedoch, da sie die Herrscherin in ihrer Mitte sehen, beeilen sich, mit ihr und unter ihrem Schutze die Kirche zu verlassen. Constantius, der über den unerwarteten Auftritt und die ungerechten Vorwürfe seiner Mutter empört ist, eilt zu den Befehlshabern seiner Leibwache, indem er ihnen befiehlt, unverzüglich die Soldaten von den Altären zu entfernen. Heraclius antwortet mit einem Lächeln, das ihm sagen soll: Befiehl doch nicht gegen Deinen eigenen Vortheil; aber Constantius, der dies Lächeln für Hohn nimmt, zückt in höchster Entrüstung das Schwert gegen ihn. „Was willst du thun," ruft Heraclius, „für Dich haben wir gesiegt!" „Ueber mich und über das Gesetz, das Euch gehorchen heißt," schilt ihn Constantius. „Um Streitfragen der Kirche habt Ihr Euch nichts zu

kümmern, Gewaltthat werd' ich strafen." Noch einmal erhebt sich seine Hand zum Befehl, und murrend wird gehorcht. Die Synode war aufgelöst, Alles zerstreute sich, der Kaiser sah sich allein, von beiden Seiten mit Mißtrauen angesehen. Allein kehrte er zu Pferde, nur von seiner nächsten Begleitung umgeben, in den Palast zurück. Sein Erstes war, Irene über das Mißverständniß aufzuklären und zu begütigen. Zum Beweise seiner aufrichtigen Gesinnung ließ er die beiden Befehlshaber, die gekommen waren, um sich zu rechtfertigen, sogleich verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen. Den Truppen wurde angekündigt, daß der Kaiser selbst sie in einen Krieg gegen die Araber, welche im Süden des Reiches eingebrochen, führen werde. Es werde vorerst ein Lager an der asiatischen Küste bezogen, und ihnen erlaubt sein, ihre Weiber dahin mitzunehmen. Als sie aufgestellt waren und die Schiffe zur Ueberfahrt anlangten, hieß es, sie sollten die Waffen ablegen, man werde sie ihnen auf einem eigenen Schiffe nachfahren. Allein am andern Ufer angekommen, wurden sie umringt, aufgelöst, entlassen und jeder Einzelne in seine Heimat geschickt. Durch solche Kriegslist über sein eigenes Heer verlor Constantius die allgemeine Sympathie, und schmälerte seine eigene Macht.

Von Nicephorus aber traf die Meldung ein, daß er mit frischen und ergebenen Truppen heranrücke, und Irene sah mit Ungeduld dem Tage seines Einzuges entgegen. Unterwegs war der Feldherr auf die fränkische Gesandtschaft gestoßen, und die mächtigen Recken des abendländischen Kaisers schlossen sich ihm an. — Dies Alles spornte Tarasius, die Gelegenheit zu nützen und der drohenden Gefahr zu begegnen. Es hatte Augenblicke gegeben, da er sich selbst mit der Hoffnung auf Irenens Hand und den Thron geschmeichelt hatte, jetzt wurde ihm klarer und immer klarer, daß er in diesem Falle sehr falsch würde gerechnet haben. Er drückte die Hand zu bei dieser Entdeckung, als hätte ihm Jemand etwas geschenkt, und fest beschloß er, die Wege seines Ehrgeizes allein und unerbittlich zu verfolgen. — Constantius hatte aus Wahrheitsliebe der Partei seiner Mutter Gehör gegeben und in die Synode gewilligt, aber es wurde ihm als persönliche Hinneigung zu ihren verhaßten Anhängern, mindestens als Schwäche ausgelegt, und es ist erklärlich, welche Verachtung er auf sich lud, als er den Grundsätzen seines Vaters abtrünnig geworden schien. Nichts ist gefährlicher für ein stolzes Gemüth, als die ungerechte Verurtheilung der Welt erfahren zu müssen und nur eine halbe Vertheidigung dagegen zu haben. Als er sah, welch falsche Beweggründe man ihm unterschob, empfand er die tiefste Unzufriedenheit erst mit sich, dann mit Allem, was ihn umgab, voraus mit der Welt, die ihn so oberflächlich verdammte. In solchen Gemüthslagen hat jede Versuchung leichteren Zutritt, und nie erscheint die Wildheit und der Taumel sinnlicher Verirrung anziehender. Dazu kam noch, daß seine Verbindung mit Theodosia keine glückliche war, denn diese glich wirklich nur einem Bilde, einem schönen, leblosen Bilde, ach wie ähnlich Derjenigen, die er nicht vergessen konnte, an die jeder Zug der Anvermählten ihn erinnerte, um ihn doppelt die Unähnlichkeit fühlen zu lassen. Und dabei mußte er sich wieder sagen, daß doch nur eine Täuschung, ein Spiel so tiefleidenschaftliche Neigung in ihm entzündet habe. Wo war da ein Halt, eine Rettung? Bald zweifelte er an jeder Wahrheit, an jedem Menschenglück, und die finsterste Skepsis bemächtigte sich seiner. „Es giebt nichts", sagte er, „nichts, was nicht Täuschung wäre!" Wünschenswerth und

erreichbar ist allein der greifbarste, augenblickliche Genuß. „Ihm laßt uns leben“, redete er seinen Freunden zu, und stürzte sich in die betäubendsten Zerstreuungen.

Heraclius, der seine Strafe abgebüßt, das heißt begnadigt worden war, trug Alles bei, um seinen Herrscher in dieser Stimmung zu erhalten, und ihn nicht mehr aus dem Wirbel thörichter Vergnügen auftauchen zu lassen. Er verschloß unversöhnlichen Haß in sich, und nach geheimen Vorschriften des Tarasius verlockte er Constantius zu Bacchanalien, bei welchen er alle schlimmen Leidenschaften seines Opfers zu wecken und zu stacheln wußte. Er veranlaßte Trinkgelage, welche nicht mehr den heiteren Symposien der alten Griechen und Römer glichen, sondern Gelage waren nach der rohen Sitte der Hunnen und gewürzt, statt mit Gesang und Scherz, mit Streitigkeiten über theologische Streitsätze und verwickelte Rechtsfragen. Es wurde beim Becher disputirt bis zur äußersten Erhitzung, und die Folge waren nicht selten gezückte Dolche und nachhaltige Feindschaften. An manchen Abenden kam noch das hohe Glückspiel dazu. Bei jeder Gelegenheit wußte Heraclius durch Unnachgiebigkeit oder höhnische Reden seinen einstigen Freund zum Zorne zu reizen, und dieser setzte ihn Demüthigungen aus, die sich als Folgen jener Beleidigungen am Tage der Synode herausstellten. Heraclius nahm Alles mit einer Unterwürfigkeit hin, die den Uebermuth des Beleidigten noch mehr stachelte, und stets wußte er es so einzurichten, daß Zeugen zugegen waren, welche die entwürdigenden Scenen schilderten, und vergrößert unter die Leute brachten. Dem jungen Kaiser wurde hie und da etwas von derlei Nachreden zugetragen, seine feindselige Stimmung wuchs und steigerte sich bis zu Thaten willkürlicher Härte und Grausamkeit. Selbst seine so reine und hohe Liebe nahm nach und nach die Farbe dieser Umwandlung an, ja soweit war er schon von ihr entfernt, daß ihn die Lust ankam, die ganze Entzweiung seines Innern bis zum grellsten Gegensatze durchzuleben, und er bildete sich ein, ihn verlange, Diejenige, die ihn einst als Heilige fesseln konnte, nun selbst entfesselt und liebetrunken in seine Arme sinken zu sehen. Diesen Zeitpunkt hatte Tarasius abgewartet. Er trat zu Imagina, die er noch immer wie eine Gefangene in seinem Palast hielt, und redete sie an: „Vergieb, daß ich Dich so streng bewacht hielt, es galt Deine Sicherheit, das Volk mißt Dir die Schuld an der Sinnesänderung des Herrschers bei, man beschuldigt Dich eines zaubermächtigen Einflusses auf ihn, und bedroht Dich mit dem Tode.“

„Und Constantius, glaubt auch er daran?“

„Er ist selbst von einem Zauber bestrickt, der ihn in's Verderben führt; ein Dämon, der Deine Gestalt angenommen, ist ihm anvermählt.“

„Durch den Segen der Kirche?“

„Ja.“ Muthlos ließ sie die Hände in den Schooß sinken, nur ein Ach, ein leises, hauchte sie vor sich hin.

„Du liebst ihn,“ fuhr Tarasius fort, „gehe mit mir, befreie seine Seele von dem Trugbild, Constantius liebt auch Dich.“

Das zündete — sie raffte sich empor: „Ja ich liebe ihn und keine Zaubermacht der Hölle soll ihn verderben. Im Namen der Heiligen, der ich diene, Herr des Himmels, stehe mir bei. Lass' uns gehen!“

Noch immer dauerten im Palaste seit dem Tage der Vermählung die Festlichkeiten fort, bald zu Ehren neu angekommener Gäste, bald zum Gedächtniß eines

berühmten Vorgängers. Seit Wochen waren die fürstlichen Hallen belebt bei Tag und Nacht von Musik und Festmahlen. Von einer Art Loge aus sah die junge Kaiserin den Belustigungen zu, den Aufzügen der Chöre, den Sprüngen der Gaukler und Zwerge. Stündlich wurden ihr frische Kränze gereicht, und Huldigungen mit erhobenen Trinkbechern dargebracht. Da geschah es einstmals, daß sie auf dem Wege von den Sälen nach ihrem Schlafgemache einer Gestalt begegnete, in deren Antlitz sie mit Entsetzen wie in einem Spiegel ihre eigenen Gesichtszüge wahrnahm. Und diese Gestalt erhob die Arme gegen sie und beschwor sie mit Anrufung der Heiligen, zu weichen von dem unrechtmäßigen Besitz eines Herzens, das sie beherrsche, aber nur mit Hülfe des Satans. Mit einem wilden Angstschrei entfloh die junge Fürstin vor der furchtbaren Erscheinung, und ihre Frauen folgten ihr, von gleicher Furcht getrieben. Die Lichter, mit welchen sie ihrer Gebieterin vorangeleuchtet hatten, waren ihren Händen entfallen, und alle glaubten die Zaubermächtige, von der sie gehört, nun wirklich gesehen zu haben. Constantius, durch den Angstruf aufgeschreckt, verließ die Runde seiner Tischgenossen. Er verbat, daß ihm jemand folge. Noch flackerten einige der weggeworfenen Lichter am Boden, als er von der Ballustrade in die Vorhalle trat, während im Osten der Morgen sich ankündigte und seine ersten Streiflichter in die offenen Säulengänge warf. Da erblickte er Imagina. Er sah sie jetzt zum erstenmale in ihrer wahren Gestalt, sie erschien nur noch rührend schöner als damals, die Angst um ihn, die Freude des Wiedersehens, die Verwirrung erhöhte die natürliche Anmuth und machte sie wirklich zu einer Dulderin, aber umflossen von allen Reizen der Jugend. Er drang auf sie zu und hob sie an seine Brust, er umschloß sie mit beiden Armen und drückte sie an sich, als fühle er, daß diese einzige Secunde nur ihnen gegönnt bleibe, und dann ewige Trennung bevorstehe. Ihre Lippen, keines Wortes mächtig, erbleichten unter seinen Küssen, und die erste fahle Tageshelle warf einen matten Schimmer um ihr Gesicht, das vom ersten Freudenstrahle des Sieges in die Todtenbläße der Furcht überging. „Unglückselige“ rief er aus, „zu spät kommst Du, fliehe, fliehe mich, Alles ist aus. Aus meinen Armen! sie werden Dich tödten! Wenn sie Dich finden, bist Du des Todes!“

„Herr, bin ich nicht Dein?,“ frug Imagina.

„Nein, nein,“ stöhnte der Unglückliche, und drängte sie sanft von sich, „Du Heilige, die ich angebetet, nie hätte ich Dich anders schauen sollen, als ich dort Dich sah.“ — „Hab' ich Dich nicht befreit von dem Zauberbann der Magierin?“ fragte sie stolz und vorwurfsvoll.

„Du? nein, Du bist die Sündige, fliehe mich, eh' alle Gnade Dich verläßt!“ Sie schlug verzweiflungsvoll die Hände vor's Gesicht. „Oh, ich Elende,“ rief sie aus, und stürzte fort. Er sah ihr schmerzlich nach und kämpfte noch mit sich, ob er nicht alles wagen und ihr folgen sollte, als man ihm meldete, seine Gattin sei von Schrecken gelähmt zusammengebrochen, und dem Tode nahe. Er eilte zu ihr. Imagina, ohne zu wissen, was sie beginnen sollte, wankte wie betäubt durch die Straße hin. Die Furcht, verfolgt und mißhandelt zu werden, jagte sie weiter und weiter; scheu um sich blickend, raſ'te sie fort wohin sollte sie sich wenden? Tarasius hatte sie betrogen, das ahnte sie; ihre Liebe, das sah sie ein, war ihm nur Mittel eines Zweckes gewesen. Welchen Zweckes? offenbar eines, der darauf zielte, den zu

verderben, den sie liebte. Frühere Aeußerungen des Tarasius, die dahin deuteten, fielen ihr wieder ein. Indessen hatte sie sich weniger bevölkerten Stadttheilen genähert, die Sonne stieg höher und brannte in versengender Gluth herab. Erschöpft sank sie an den Stufen eines Brunnens nieder. Da erblickte sie gegenüber ein klosterähnliches Gebäude, dessen Thüre offen stand. Mit letzten Kräften schritt sie darauf zu, sank aber, sobald sie die Schwellen überschritten hatte, ohnmächtig nieder. Als sie nach einiger Zeit die Augen wieder aufschlug, war unwillkürlich ihre erste Bewegung nach einem mit Wasser gefüllten Becher gerichtet, den ihr ein Mann entgegenhielt, in welchem sie einen Mönch zu sehen glaubte. Die hohe, etwas gebeugte Gestalt war in ein Kleid gehüllt, wie es die Mönche trugen, um sein bleiches, schmerzdurchfurchtes Gesicht wallte das Haar in langen Locken, ein schwermüthiges Feuer blitzte aus seinen Augen. Er hob sie auf, und trug sie nach einem tieferen Raume des Gebäudes, einer Rotunde, in die das Licht von oben durch die Wölbung der Decke drang. Er entfernte sich und kehrte nach Stunden, die ihrer Erholung und Ruhe vergönnt waren, zurück. Aus den Wänden der Rotunde leuchteten auf Goldgrund Bilder der christlichen Legende. Ihrem Lager gegenüber erblickte sie jene Heilige, welche sie sonst auf der Bühne dargestellt hatte. Fragend richtete sich ihr Blick nach dem Manne. „Welch ein Wesen ist das dort," fragte sie, „es ist schöner als ich je was sah, aber warum bewegt es sich nicht? Es scheint doch so lebendig."

„Es ist ein Bild," sagte der Künstler, „hast Du noch nie ein Bild gesehen?"

„Niemals — das also ist es, was man uns so streng verbot, zu schauen und anzubeten?"

„Allerdings, es ist ein Werk der Kunst."

„Und Du hast es geschaffen. Woraus doch nur?"

„Aus dem innern Bild, das in meiner Seele lebt."

„Aus Deiner Seele schufst Du es — ach, und ich konnte nur mein äußeres, mein leibliches Sein geben, und nur zum Schein, für kurze Zeit, dieses aber scheint zu dauern und sich nicht zu verändern. Deine Kunst muß eine höhere sein. Ich bitte, lehre sie mich." Er schwieg.

„Wer bist Du?" frug sie hastig.

„Du kennst mich nicht? wohl Dir!" Um seine Lippen spielte ein bitteres Lächeln, als sie ausrief:

„Erkläre Dich, soll ich nicht erfahren dürfen, wer mich aufnahm, mir Labung und Trost gab?"

„Du sollst es erfahren. Wisse, daß ich frühe schon berühmt war in dieser Kunst, und mich dem Verbot des Bilderdienstes nicht unterwarf, sondern fortfuhr, die theuern Gestalten zu schaffen. Ich ward deshalb in den Kerker geworfen, da traten sie mir erst recht leibhaft in nächtlichen Erscheinungen vor Augen. Ja, ich sah sie, sie kamen zu mir in schlaflosen Stunden, sie standen an meinem Lager, redeten mit mir, reichten meiner verschmachtenden Seele das Abendmahl. Als Irene, die Siegreiche, zur Regierung kam, wurde auch ich befreit, und malte nun mit dankbarem Sinn die Erscheinungen für Aller Augen, für die fromme Verehrung der Altäre und Grabstätten. Constantius theilte nicht den Glauben seiner Mutter und hatte oft meine Werke verspotten lassen, als es aber hieß, daß er sich

ihr zu Lieb' bekehrt hatte, da gewann — ich weiß nicht, welcher Dämon über mich Gewalt, daß ich eine Kreuzabnahme zeichnete, und dem todten Haupte des Sohnes im Schooße der Mutter die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Antlitz des jungen Herrschers gab. Er gerieth, als er es erfuhr, darüber in heftigen Zorn, ließ das Bild zerstören, mich gefangen nehmen und geißeln. Vor seinen Augen wurde ich geschlagen, daß das Blut von mir troff, während um ihn rauschende Tafelmusik ertönte, dann wurde ich auf die Straße gestoßen und seither leb' ich hier, die Menschen fliehend und mich bergend vor ihren Blicken." Er schwieg.

Imagina sah den Erzähler mit thränenfeuchten Blicken an, und als er geendet hatte, rief sie schmerzlich: „Constantius konnte das thun — o, es ist schrecklich!" Sie brach in heftiges Weinen aus.

Athanasius näherte sich ihr und tröstete: „Beruhige Dich, die heilige Kunst, der Du gehören willst, wird auch Dich über alles Leid erheben, wie sie mich erhob, kein Tag Deines Lebens wird Dir mehr verloren gehen, Jenen aber wird die Strafe des Himmels erreichen, sicher und bald."

„Die Strafe des Himmels? Wen? ihn? Constantius?"

„Ihn, und durch die Hand des verruchten Tarasius, denn Böses schlägt Böses."

„Tarasius? Was weißt Du von ihm?"

„Daß er Empörung gegen den Machthaber schürt, daß in wenigen Tagen der Aufruhr losbricht und Constantius, von Allen verlassen, von Mutter und Gattin preisgegeben, dem unfehlbaren Verhängniß erliegen muß."

„Wenn nicht eines schwachen Armes Hülfe ihn zu retten im Stande sein wird," erhob Imagina ihre Stimme. Sie warf einen Blick nach oben und gewahrte, daß das Licht von der Kuppel gewichen, der Tag zu Ende gegangen sei. „Habe Dank," sprach sie, „ich muß nun fort, Du sollst mich wiedersehen, wo nicht, so bitt' ich Eines nur, schreib' unter jenes Bild, daß Imagina für die Heilige sich geopfert hat."

Athanasius wagte nicht, ihrem Willen entgegen zu sein; in kühner, entschlossener Haltung schritt sie zur Pforte des Hauses, und war verschwunden. Sie war entschlossen, nochmals zurückzueilen, den Bedrohten zu warnen, ihm die Anschläge zu entdecken, und wär' es mit Gefahr ihres Lebens, seine Rettung zu versuchen. Sie kam nicht bis an die Thore des Palastes, als sie schon von den Wogen einer Volksmenge, die dahin vorgedrungen und von den Wachen zurückgedrängt worden war, mit hinweggerissen wurde. Nun eilte sie zum Hause des Tarasius, eine tiefsinnige List fiel ihr ein, wie sie dennoch ihren Zweck erreichen, und zu Constantius durchdringen wollte. Denn in der That hatte sich um ihn die Gefahr enger und enger zusammengezogen. —

Theodosia war in Folge des plötzlichen Schreckens noch in derselben Nacht gestorben, und ihm schrieb man die Ursache ihres Todes zu, um so mehr, da er ein stolzes Schweigen bewahrte und nicht die geringste Mühe sich gab, den Verdacht von sich abzuwälzen. Finster stand er vor ihrer Leiche, ein verächtlicher Blick auf seine Umgebung sagte genug, welche Gesinnung ihn beseelte. Und wirklich waren seine Gedanken weit von der Todtenbahre weg nur um Imagina, ihr allein gehörte sein Herz, das fühlte er mehr als je, und sie — mußte sie nicht bedroht sein? Er be-

schloß, sie aufzusuchen, in seinen Schutz zu nehmen. Kaum waren die Ceremonien der Beisetzung vorüber, so verließ er die Gruft, in welcher er allein zurückgeblieben war. Er gedachte des Castells, in welchem Basilius wieder als Befehlshaber gebot, und ihm zu Diensten sein mußte. Ihm allein hoffte er noch vertrauen zu können, mit ihm an der Spitze seiner bewaffneten Macht wollte er ein blutiges Beispiel der Rache geben.

Wie sehr hatte er sich getäuscht! Es war bereits Mitternacht, als er vor den Mauern der Befestigung ankam. Seine Stimme verhallte ungehört, Niemand öffnete die Thore, um ihn einzulassen. Er mußte einsehen, daß die Verschwörung gegen ihn vorsichtig geplant, und die weiteste Verbreitung gewonnen hatte. Nun stieg in ihm der Entschluß auf, nach der asiatischen Küste zu flüchten, wo er gewiß noch ihm Ergebene finden würde. Es war eine wilde, sturmdrohende Nacht, als er ein Schiff bestieg, um an das jenseitige Ufer zu gelangen. Tief herabhängende Wolken lagerten auf dem Wasser, und höher und höher rollten die Wogen, vom Nordostwind gepeitscht, heran. Er mochte kaum eine Viertelmeile weit hinausgedrungen sein, als ihn und die Schiffer der anwachsende Sturm zur Umkehr zwang. — Schon war indeß die Kunde von seiner Entfernung als dunkles Gerücht in der Hauptstadt ruchbar geworden, und Tarasius brachte die bestimmte Nachricht hiervon zu der Kaiserin. Er schilderte zugleich die letzten Vorgänge mit den gehässigsten Farben und sprach sogar von Drohungen, die der Sohn gegen die Mutter ausgestoßen habe. „Er hat die Gattin gemordet, die engelgleiche Theodosia, wie lange, so strebt er auch nach Deinem geheiligten Leben!“ „Anstifter des Bösen,“ unterbrach ihn Irene, „weg von mir, Versucher!“ Tarasius gehorchte — sie rief ihn zurück. Ihr alter Haß gegen Constantius war auf's Neue rege geworden, dazu die nie ganz bezwungene Herrschsucht. Nie wie jetzt war der Augenblick ihr günstig, die Gewalt wieder an sich zu reißen, die Schuld des Sohnes war offenkundig, seine Beliebtheit beim Volke dahin, sein Anhang abtrünnig — es kostete sie nur einen Wink, und sein Schicksal war entschieden.

Tarasius rückte näher.

„Wohlan,“ begann sie mit Ernst und einer angenommenen Traurigkeit: „Ich sehe, er ist unfähig zu herrschen, ein Aufruhr droht, wir müssen ihn vor der Volkswuth schützen. Besorge, daß man ihn wohlverwahrt in ein Kloster bringt, dort mög' er jene Gottergebenheit wieder lernen, die dem Herrscher eines so großen und heiligen Reiches geziemt. Widersetzt er sich, so mögt Ihr ihn gefangen nehmen, doch soll ihm kein Leid zugefügt werden.“ Die Palastrevolution war beschlossen und besiegelt. Tarasius machte sich an die Ausführung des Befehls, Diener der Kaiserin erhielten den Auftrag, sich ihres Sohnes zu bemächtigen, im Nothfall vor dem Aeußersten nicht zurückzuscheuen.

Am einsamen Meeresstrand, gegen den die Wogen heranbrausten, saß der unglückliche Herrscher des Morgenlandes, gestützt auf einen Haufen neubehauener Steine, Marmorblöcke, die nach Asien für die Landhäuser des Tarasius bestimmt waren. Auf's Neue tauchte Imaginas Gestalt vor seine Seele; sie schien ihm zu winken, in höchster Bedrängniß ihn um seine Hülfe zu bitten. Er bereute den thörichten Plan seiner Flucht und raffte sich empor. In den Straßen fiel ihm überall eine außergewöhnliche Bewegung auf, als gält' es die Vorbereitung zu einem

großen Festtage. Plötzlich sieht er sich von Verlarvten umringt, und eh' er sich noch zur Wehre setzen kann, gefangen genommen. Die Diener der Kaiserin sind es, sie eilen mit ihm nach dem Palast und in das Porphyrgemach, bis eine Sänfte bereit ist, in der sie ihn nach dem Kloster zu verbringen haben. Einer der Diener hat Mitleid und löst seine Bande, todtmüde und erschöpft wirft sich Constantius auf das Lager. Da hört er seinen Namen rufen, es ist ihre Stimme, es ist Imagina, die ihn ruft, er erkennt die Stimme wieder, die ihm einst so süß erklang, und es folgt ein Angstschrei, ein aus tiefster Seele dringender Aufschrei. Rasch erhebt er sich von seinem Lager, stößt seine Wächter von sich, sprengt die Thüre und eilt nach der Treppe. Da bietet sich ihm ein Anblick, wie er ihn schon einmal gesehen. An den ersten Stufen des Aufgangs kniet die Märtyrerin, von Fäusten der Männer zurückgehalten, und er sieht sie die Hände emporringen nach ihm. Sie hatte für den Entschluß, ihn zu warnen, sich wieder wie damals bekleidet, als sie die Heilige vorgestellt, und mit einem Kranz von weißen Rosen geschmückt, war sie dem Palastthor genaht. Man ließ sie, von dem seltsamen, geisterhaften Anblick überrascht, unbehelligt hindurchgehen, selbst die Wachen hielten sie nicht zurück. So gelangte sie zur Treppe, hier jedoch waren es die Diener des Tarasius, die sich ihr entgegenstellten. Und so erblickt sie jetzt Constantius; aber ist sie nicht nur ein Bild, das ihn täuscht, eine Erscheinung, ein Wahngebild, wie es ihm schon oft vorgeschwebt? „O rette Dich!" ruft sie ihm zu — da sinkt sie zu Boden, er sieht es, er will ihr entgegeneilen, ach, da ist es ihm, als schaue er wieder wie damals das blitzende Schwert sich in ihre Brust bohren, das Blut erstarrt in seinen Adern, er fühlt, daß sein Herz aufhört zu schlagen, und keiner Bewegung, keines Wortes fähig, steht er regungslos und starrt in's Leere. Erst da er bemerkt, daß man auch auf ihn wieder eindringt, kehrt das Leben in ihm zurück, aber Imagina ist seinem Blick entschwunden, er ist umringt. Als er seine Verfolger wieder erkennt und ihre Absicht, ihn zu fesseln, so springt er zurück und erreicht nochmals den Porphyrsaal. Hier entdeckt er auch Waffen — ein schweres Kreuz, und vertheidigt sich mit Löwenmuth. Immer weiter von der Ueberzahl zurückgedrängt, verwickelt er sich in eine Decke, die er als Schild um seinen Arm schlingen gewollt, und stürzt auf das Purpurbett, während die Dolche der erbitterten Angreifer ihn an Schulter und Haupt verwunden. In dem nämlichen Saal, in dem er das Licht der Welt erblickt hatte, wurde er des Augenlichtes beraubt, und da, wo ihn die Mutter geboren, verlor sie ihn für immer.

Kaum war diese furchtbare Scene geschehen, so erhellte sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, plötzlich die ganze Hauptstadt. Von allen Anhöhen begannen Lichter aufzublitzen, dann verbreitete sich eine glänzende Bewegung in den Dörfern umher, und endlich erfüllte sich die Stadt mit den Strahlen eines großen Festes. Ueberall, wie auf das Wort einer Beschwörung, tauchten die Bilder der Heiligen auf, an den Ecken der Straßen, über den Thoren der Kirchen, an den vornehmsten Häusern, überall wurden sie sichtbar, und vor den Nischen, welche sie umgaben, flammten tausende von Lichtern und farbigen Lampen. Schaaren von Andächtigen sammelten sich darunter, zum Gebet hinknieend und Lobgesänge anstimmend. Aus dem Gewittersturm war eine herrliche Sommernacht hervorgegangen voll blinkender Sterne und durchweht von den mildesten Lüften des Morgenlandes. Indeß durch

die Reihe der festlichen und jubelnden Menge der gebundene und geblendete Kaiser in schwarz umhangener, verschlossener Sänfte nach dem Kloster getragen wurde, fuhr Irene, die neue Alleinherrscherin, durch die Straßen ihrer Hauptstadt. Vier milchweiße Rosse zogen den mit Gold überreich geschmückten Wagen, die vornehmsten Senatoren schritten nebenher und hielten die Zügel. Alles kniete vor ihr und vor dem Scepter, das sie in ihrer Rechten hielt. Von der Verwundung ihres Sohnes, auf welche bald völlige Erblindung folgen sollte, war ihr nichts bekannt geworden. Tarasius hatte ihr nur berichtet, Constantius, die Vergeblichkeit eines Widerstandes einsehend und von Reue über sein Benehmen gebeugt, habe freiwillig zugestimmt, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Ihre Freude über die Botschaft eines solchen Sieges war eine tief gedemüthigte und von unendlicher Trauer erfüllt, aber sie überwand sich, und ihr Stolz gewann die Oberhand. Ihr Geheimschreiber kirrte und unterhielt sie mit Schmeicheleien von der Liebe ihres Volkes zu ihr, und übertäubte ihren Schmerz mit geschäftlichen Sorgen. An Nicephorus schrieb er in gleichem Doppelsinn Briefe, die ihn theils gegen die Kaiserin einnehmen, theils ihm hochfliegende Pläne einflößen mußten. Nicephorus kümmerte sich wenig darum; er ging unerschüttert seinen Weg vorwärts, ihn kümmerte es auch nicht, daß ihm gesagt wurde, die Kaiserin habe erfahren, wie wenig er in Griechenland ausgerichtet, und sie zürne ihm. In der That, sie zürnte auf ihren Feldherrn, hatte er doch ihre Lieblingsidee so wenig befolgt, der Feldzug, auf den sie so große Hoffnungen gesetzt hatte, war nichts als ein Raub- und Beutezug gewesen. Nicephorus hatte sie betrogen. Sie zürnte, aber sie liebte auch, und ihre zärtlichen Gefühle wurden durch den Verdruß, den er ihr bereitet hatte, eher erhöht als geschwächt. „Wird er sich verantworten können?“ fragte sie sich. „Und wie werde ich meine Empfindung unter angenommenem Stolz verbergen können?“ — So kam der Tag des feierlichen Einzuges. Noch vor den Thoren vernahm Nicephorus von der Blendung des entthronten Kaisers, und ohne Weiteres befahl er, ihn aus dem Kloster zu befreien. Ein Theil seiner Truppen vollzog diesen Auftrag, indem er selbst mit den Andern und der fränkischen Gesandtschaft den Palast betrat. Irene empfing ihn im höchsten Glanze, mit strafenden Worten auf ihrer Lippe, während ihr Herz zu den Füßen des stattlichen Heerführers lag, dem sie lieber sogleich den Kuß der Versöhnung geboten hätte, ehe sie, wie es der Herrscherin geziemte, ihm ihre Ungnade fühlen ließ. Indem sie zuerst die Gesandten Karls des Großen empfing, und es laut verkündet ward, daß der mächtige Kaiser des Abendlandes um ihre Hand werbe, hoffte sie in den Augen des Nicephorus den Werth seiner Erhebung zu erhöhen — ihm ihren Besitz erst recht begehrenswerth erscheinen zu lassen. Dieser achtete nicht darauf. Er grüßte äußerlich ehrerbietig, aber mit Strenge, und sprach: „Ehre Allen, denen Ehre gebührt!“ „Was soll das?“ fragte sie sich. Und ein vielfacher, stürmischer Zuruf, untermischt mit Ausbrüchen des Zornes und lauten Verwünschungen, drang näher und näher an den Empfangsaal heran und machte sie beben. „Wen haben wir noch zu erwarten?“ rief sie, und Nicephorus: „Einer wird kommen, dem allein die Krone des Sieges gebührt.“ Auf seinen Wink öffnete sich die Reihe seiner Krieger, und vor Irene erhob sich aus einem Tragbette todtbleich und abgezehrt, vom weißen Unterkleid schmächtig umflossen — mit verbundenen Augen, die Gestalt ihres Sohnes. Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus und wankte zurück. Nicephorus aber.

wendete sich gegen die Franken, welche staunend dieses unerhörte Schauspiel mit ansahen und sprach: „Seht die Sünderin, die so ihren Sohn mißhandeln ließ! Ziehet heim zu Eurem Herrn und meldet ihm, daß Ihr das größte Ungeheuer, das je den Namen Mutter trug, gesehen habt, und jetzt sprecht, was Ihr glaubt nach den Gesetzen Eures Landes, welche Strafe solch ein Weib verdiene."

„Wir," sagten die Franken, „wissen nichts Gleiches, aber ihr Sohn selbst soll sie richten."

Jetzt faßte sie sich wieder — sie trat einen Schritt vor, bekreuzigte sich und sprach: „Ich bin unschuldig an dessen Wunden. Richte denn — mein Sohn, im Namen des Allgerechten über mich." Sie trat näher und schob das Tuch von seinen Augen an der Stirne hinauf. „O mein Himmel — er ist blind," schrie sie laut jammernd hinaus. „Ja, er ist blind," sprach Constantius, und tastete nach ihrer Hand, „blind wie Alles, blind ist das Glück, blind die Gerechtigkeit, aber blind ist auch die Liebe, sie spricht Dich los — arme, betrogene Mutter — ich verzeihe Dir." Dabei sank er entseelt zu ihren Füßen nieder, er war todt. Nicephorus nahm das Wort und sagte: „Das Leben ist Dir geschenkt — ich aber verbanne Dich auf immer aus diesen Mauern in Armuth und Elend." Dann schritt er hinweg. Die Franken sahen durch's Fenster nach ihren Pferden — ob Alles in Ordnung wäre; denn sie gedachten unverweilt sich wieder zur Heimath aufzumachen. — Nicephorus ließ sich wenige Tage darauf feierlich krönen. Tarasius, den er wider dessen Wunsch und Willen zum Cleriker und Patriarchen gemacht hatte, und der froh sein durfte, so durchgekommen zu sein — er salbte nun Denjenigen und band ihm das Diadem um, dem er lieber die stärkste Dosis Gift gereicht hätte.

Irene lebte noch mehrere Jahre auf der Insel Lesbos in Verbannung, und gewann ihren kargen Lebensunterhalt am Webstuhl. Doch erlebte sie die Genugthuung, daß im byzantinischen Reiche die Bilderverehrung wieder gestattet wurde und Aufschwung gewann. Ja, eines Tages landete von Konstantinopel eine schöne, aber todtbleiche Frau, deren kunstgeübte Hand zuerst die Altäre der Kirchen auf der Insel, bald auch die Wohnungen der Gläubigen schmückte. Es kam zu einer reuevollen Erkennung zwischen ihr und Irene, worauf Imagina sich entschloß, mit der Mutter des Mannes, den sie so geliebt hatte, das Brod zu theilen und die armselige Hütte, die bisher von Niemandem besucht war, als nur von den düsteren und schmerzlichen Erinnerungen einer glänzenden und unglücklichen Herrscherzeit.

---

# Epidemische Krankheiten und Luftströmungen.

Von
B. von Wüllerstorf-Urbair,
K. K. Vice-Admiral z. D.

Vielfache Beobachtungen weisen darauf hin, daß die Pest und die epidemischen Krankheiten überhaupt, in zweierlei Weise aus verseuchten Gegenden in andere übertragen werden können: durch den Verkehr von Menschen, Thieren und Gegenständen aller Art oder durch Luftströmungen. Die Uebertragung solcher Krankheiten in der Richtung fließender Gewässer schließt sich insofern an jene durch Luftströmungen

an, als in der That die untersten das Wasser berührenden Luftschichten mit der Strömung weiter bewegt werden, wobei übrigens die Möglichkeit der Verseuchung des Wassers selbst nicht ausgeschlossen bleiben dürfte.

Der Unterschied in der Uebertragungsfähigkeit oder im Charakter der verschiedenen epidemischen Krankheiten mag darin bestehen, daß die einen mehr, die anderen weniger contagiöser Natur sind, daß in dem einen Falle die Krankheitskeime in größerem, in dem andern in kleinerem Maße der Oertlichkeit, der Person oder dem Gegenstande anhaften und so zu sagen eine verseuchte Lufthülle von geringerer oder größerer Ausdehnung bilden, in welcher sie Nahrung und Entwickelung finden.

Gelangen Menschen oder Gegenstände in den Wirkungskreis einer solchen verseuchten Lufthülle, so werden dieselben je nach der Aufnahmsfähigkeit, welche sie besitzen, mehr oder weniger infizirt und können sich die Krankheitskeime auch an ihnen weiter entwickeln und vermehren. Diese Aufnahmsfähigkeit ist auch für die jene verseuchte Hülle umgebende Luft möglich und insbesondere dort zu gewärtigen, wo feuchte Wärme derselben innewohnt und organische Substanzen in ihr schwebend erhalten werden, welche der Entwickelung jener Krankheitskeime förderlich sind.

Die wünschenswerthe Beseitigung der Uebertragung und Fortpflanzung der Krankheitskeime wird also dadurch ermöglicht sein, daß die directe oder indirecte Berührung mit den verseuchten Lufthüllen vermieden wird, daß die verseuchte Luft durch andere gesunde in bleibender Weise ersetzt werden kann und daß endlich Einrichtungen getroffen werden, welche die Aufnahmsfähigkeit, Entwickelung und Fortpflanzung von solchen Krankheitskeimen verringern.

In Bezug auf die Uebertragung von Krankheiten im Wege des Verkehrs, also der Berührung mit verseuchten Menschen oder Gegenständen, greift man zu Absperrungsmaßregeln gegenüber den verseuchten Gebieten, welche in so weit wirksam sind, als die Seuchenheerde geringere Ausdehnung besitzen oder die Verkehrsmittel und Wege genau überwacht werden können, wie das zum Beispiel bei der Schifffahrt der Fall ist.

Immerhin bleibt es sehr schwierig, jedwedes lebende Wesen oder jeden Gegenstand so abzusperren, daß keine Verbindung aus den verseuchten Gebieten nach außen hergestellt werden kann.

Schon die Luftströmungen tragen je nach ihrer Stärke und Ausdehnung, wenn auch sehr kleine, doch mit Menschen und Gegenständen in Berührung tretende materielle Theile mit sich, und sind ein nicht zu überwachendes Verkehrsmittel für letztere. Wir sind jedoch nicht im Stande diesen Naturerscheinungen entgegenzutreten, mindestens in der Art nicht, daß dadurch eine wesentliche Veränderung ihrer Richtung und Stärke herbeigeführt werden könnte.

Möglich ist es aber, solche Einrichtungen zu treffen, welche die Aufnahmsfähigkeit und Entwickelung der Krankheitskeime verringern und die heutzutage allgemein als nothwendig angesehen werden, auch bisher schon die wirksamsten Mittel zur Hand gegeben haben, um besonders in großen Städten den Gesundheitszustand zu verbessern. Wir werden auf diese nicht weiter eingehen als eben unser Gegenstand es erfordert, indem wir dieselben als bekannt und anerkannt voraussetzen.

Aber eine Seite dieser Einrichtungen ist unseres Erachtens noch wenig berücksichtigt und sie betrifft nicht so sehr die Entfernung aller derjenigen Stoffe unseres

Bodens, welche unserer Gesundheit schädlich werden, indem sie die Luft, welche wir einathmen, verderben und mit Krankheitsstoffen erfüllen — als die Reinigung der einzuathmenden Luft durch Herbeiführung localen Luftwechsels, also durch Erzeugung localer Luftströmungen, welche die verseuchte Luft entführen und durch bessere ersetzen. Die gesundeste, reinste Luft, welche zu diesem Ende benutzt werden sollte, wäre jene höherer Regionen. Sie wird uns unter gewöhnlichen Verhältnissen nur außerordentlich langsam zugeführt, weil über einander liegende Luftschichten nur dann einen Ausgleich mit einander eingehen, wenn verhältnißmäßig sehr bedeutende Störungen des Gleichgewichtes in der Dichtigkeit derselben eintreten, was in manchen Jahreszeiten und gerade in den gefährlichsten, selten in ausgiebiger Weise stattfindet. — Auch kommen eigentliche verticale Strömungen der Luft in der Art wie die horizontalen nicht vor, der Luftwechsel in verticaler Richtung geschieht vielmehr in Folge von Verschiebungen und Schwingungen der Lufttheilchen, welche den Ausgleich vermitteln.

Wie dem aber auch immer sei, gewiß ist, daß wo Störungen des Gleichgewichts in der Dichtigkeit der übereinander lagernden Luftschichten stattfinden, ein Ausgleich in der Richtung von oben nach unten oder umgekehrt herbeigeführt werden muß. Es kann also dem Zweck, den wir erreichen wollen, dadurch näher gerückt werden, daß wir eine Verminderung oder eine Vermehrung der Luftdichtigkeit veranlassen und zwar an Orten, wo ein Luftwechsel erforderlich erscheinen mag. Die Krankheitskeime dürften nach allen bisher gemachten Erfahrungen vorzugsweise in den untersten feuchten Luftschichten, in welchen wir leben, sich aufhalten und sich um so eher entwickeln und fortpflanzen, als die Luft dieser Schichten unrein, mit organischen, faulenden und gährenden Substanzen geschwängert ist.

Einen Beweis dafür, daß diese Krankheitskeime in den untersten Luftschichten sich aufhalten und gedeihen und wohl auch entstehen, liefert die Beobachtung, daß sowohl bei großer Kälte als bei eintretender trockener Hitze epidemische Krankheiten von ihrer Intensität verlieren. Abgesehen von der größeren oder geringeren Entwickelungsfähigkeit der Krankheitskeime unter extremen Temperaturverhältnissen, ist die Kälte durch Zufluß von Luft aus anderen und höheren Regionen veranlaßt, im zweiten Falle der Luftwechsel durch Auflockerung der unteren Luftschichten und Ausdehnung derselben nach oben gefördert, wobei das Zuströmen neuer Luft bedingt ist. In beiden Fällen findet ein Ausgleich der Dichtigkeit und mit demselben ein Luftwechsel statt, welcher die Krankheitskeime nach anderen Regionen entführt, wo der für ihre Entwickelung wahrscheinlich nothwendige Feuchtigkeitsgrad der Luft nicht vorhanden ist und wo sie unschädlich werden.

In jedem Falle werden in Folge solcher Ausgleiche einerseits Bestandtheile der Luft wieder zugeführt, welche ihr an bewohnten Orten durch Verbrauch entzogen wurden und andererseits andere schädliche Gase entfernt. Die angeführten Vorgänge hängen indeß von Luftzuständen und Temperaturverhältnissen ab, welche zwar auf erkennbaren Gesetzen der Luftbewegungen beruhen, die aber von unserem Willen unabhängig bleiben und ebenso wohl günstige wie ungünstige Verhältnisse herbeiführen könnten.

Schon in den ältesten Zeiten ist man so zu sagen instinctmäßig auf den Gedanken gekommen, durch angezündete Feuer den epidemischen Krankheiten Einhalt zu thun, wenigstens die bestehenden Luftverhältnisse zu verbessern.

Dieser Gedanke hat zweifelsohne seine volle Berechtigung, weil örtlich die unteren Luftschichten, ohne Zuführung von Feuchtigkeit erwärmt, ausgedehnt und in die Höhe getrieben werden, wodurch eine Circulation der Luft herbeigeführt ist, welche einen Luftwechsel zwischen den übereinander liegenden Luftschichten veranlaßt, auch wohl die verseuchte Luft dem Feuer zum Theile zuführen mag, wo die schädlichen Keime verbrannt oder zerstört werden. Darin besteht die reinigende Kraft des Feuers, welche wir mit Recht so oft gerühmt finden. Leider ist aber die Erzeugung solcher localer Luftdrucksverminderungen durch eine, wenn auch begrenzte Erwärmung unterster Luftschichten nicht immer dort möglich, wo die intensivsten Krankheitserscheinungen auftreten, die den Keimen neue Nahrung und Entwicklung sichern. Auch ist es fast unmöglich, bei Epidemien Feuer von solcher Ausdehnung und Dauer zu veranstalten, um dadurch erhebliche und durchgreifende Verbesserungen der Luftzustände nach allen Richtungen zu erzielen.

Gleichwohl sollten solche Säuberungsfeuer nicht ganz außer Acht gelassen werden, besonders in geschlossenen Localitäten. Wie nützlich solche Emanationen trockner Wärme sind, zeigt sich zum Beispiel bei dem Maschinenpersonale und namentlich bei den Heizern auf Schiffen und in relativ geschlossenen Räumen, welche bei Epidemien im Allgemeinen bessere Gesundheitsverhältnisse aufweisen, als ihre Umgebung. Die Verbrennung der Todten, insbesondere auf Schlachtfeldern oder bei herrschenden epidemischen Krankheiten, verbindet den doppelten Zweck der Zerstörung von Verwesungskörpern und jenen des Luftwechsels, so daß dieselbe nicht genug anempfohlen werden kann. Eine andere Art, den Luftwechsel zu fördern, besteht in der sogenannten Ventilation. Dieselbe ist zwar auch in horizontaler Richtung von Vortheil, aber nur dann wirklich wirksam, wenn sie einen Luftwechsel von oben nach unten oder umgekehrt herbeiführt.

Diese Ventilation besteht vorzugsweise in der Einführung solcher Einrichtungen, welche eine Abfuhr unterer verdorbener und eine Zufuhr oberer reinerer Luft zur Folge haben, also in einem Systeme, welches durch Saug- und Druckmaschinen activirt wird und, durch Dampf unterstützt, fortwährend in Anwendung stehen kann.

In Wien besteht, wenn wir gut unterrichtet sind, seit einigen Jahren ein kleineres Spital, welches in den unteren Räumen des Gebäudes eine solche Maschine aufgestellt besitzt, durch deren Thätigkeit die Aufsaugung der verdorbenen Luft in den Krankensälen bewirkt wird, und das Zuströmen der äußeren besseren Luft stattfindet. Es sollen in diesem Spitale besonders die typhösen Krankheitserscheinungen gemildert sein und es kann nicht zweifelhaft erscheinen, daß dadurch den Infektionen Einhalt gethan wird. Ob derlei Einrichtungen noch anderswo bestehen und warum sie überhaupt nicht allgemeinen Eingang gefunden, wissen wir nicht zu beurtheilen, gewiß ist es jedoch, daß sie besonders in jetziger Zeit volle Beachtung verdienen.

Bei Einführung solcher Maschinen für Luftwechsel wäre indeß sorgsam darauf zu achten, daß die ausgepumpte oder ausgetriebene, inficirte Luft, sei es durch Glühröhren geführt, sei es auf chemische Weise vollständig gereinigt werde, wenn es nicht möglich sein sollte, dieselbe so hoch abzuführen, daß jede Ansteckungsgefahr für die Umgebung beseitigt wird.

Wollte man hingegen durch Zufuhr von Luft einen aufwärts strebenden Strom in der inficirten Oertlichkeit erzeugen, so müßte die eingeführte Luft rein sein, am besten aus höheren Regionen herbeigeschafft werden.

Diese Maßregeln, welche, so geringfügig sie auch scheinen mögen, dennoch sehr wirksam und die einzigen sind, deren wir uns zur Herbeiführung gesunder und zur Verbesserung inficirter Luft bedienen können, sollten nicht allein in Zeiten von Epidemien, sondern auch unter sogenannten normalen Verhältnissen für solche Oertlichkeiten zur Anwendung kommen, wo nicht nur Krankheiten herrschen, sondern auch gesunde Menschen in größerer Zahl sich zu vereinigen pflegen. Es ist ja bekannt genug, wie sehr viel gesunde Luft durch die Athmung in Anspruch genommen und durch schlechte, ausgeathmete ersetzt wird, als daß es hier nothwendig wäre, näher darauf einzugehen. Und wenn auch heutzutage bei Theaterlocalitäten und in sonstigen Vereinigungsorten Ventilationsapparate mehr oder weniger glücklich angebracht werden, so ist noch lange nicht dieser vernünftige Gedanke für die wichtigsten Anstalten, die Krankenhäuser, fruchtbringend geworden.

Unseres Erachtens sollte keine dieser Anstalten ohne kräftige Ventilationsapparate bestehen und es gesetzlich verboten sein, Räumlichkeiten ohne rationelle Ventilation für Kranke zu benützen. Die für ausgedehnte Anstalten dieser Art zur Förderung des Luftwechsels erforderlichen Dampfmaschinen sind übrigens auch zu anderen nützlichen Zwecken, wie zum Reinigen und Trocknen der Wäsche, also nicht einseitig, verwendbar.

Ebenso sollte keine Fabrik, wo ohnehin Dampf- oder Wasserkraft in Verwendung steht, der Apparate für den Luftwechsel in den Arbeitssälen entbehren, und in keinem Falle ohne Ventilationsapparate bestehen dürfen.

Bei Bergwerken, tiefen Schachten und Kanälen ist noch heutzutage der Luftwechsel so wenig berücksichtigt, daß selbst dort, wo Dampf- oder Wasserkraft verwendet wird, der geringe Theil derselben, der auf Erneuerung der Luft zu verwenden wäre, nicht verwerthet wird. Dadurch werden Menschenleben geopfert und Unglücksfälle möglich gemacht, welche bei Entführung ungesunder und entzündlicher Gase eine namhafte Verminderung erfahren könnten.

Der Auslauf von Kloakenkanälen und überhaupt die Ansammlungen von Unrath in größeren Städten, die Begrabungsstätten von Menschen und Thieren bedürfen der aufmerksamsten Beaufsichtigung und sollten entweder durch Verbrennung der schädlichen Stoffe oder durch Herstellung von wirksamen Luftwechselapparaten für die Lebenden unschädlich gemacht werden.

Man bedenke nur, wie schon die Herstellung von freien, den Luftströmungen zugänglichen Communicationen in großen Städten vortheilhaft sich erwiesen hat und wie segensreich überhaupt die Zuführung gesunder Luft im Allgemeinen wirkt.

Mangelhaft bleibt aber noch immer der Luftwechsel in ungünstiger Lage von Gassen und Stadttheilen. Die Gebäude genießen davon wenig Vortheil, und es haben Versuche in Krankenhäusern dargethan, daß selbst bei offenen Fenstern während der Dauer eines ganzen Tages wohl die Luft der einen, den Fenstern zugewendeten Seite des Krankensaales gereinigt wird, aber die andere Hälfte keine erhebliche Veränderung in den Luftzuständen erfährt und daß nur kräftiger Luftzug Abhilfe zu verschaffen vermag.

Winde werden gleichwohl die Luftänderung in Städten fördern, aber einerseits bringen sie, wie erwähnt, nicht in alle Gassen und um so weniger in die Häuser ein, welche letztere gewöhnlich sorgsam dagegen verwahrt werden; andererseits bringen sie, nebst anderer Luft, auch in ihr schwebende organische und anorganische Materien, oft von weiter Ferne, herbei und können, mit Rücksicht dessen, die entgegengesetzte Wirkung äußern und die Gesundheitsverhältnisse schädigen.

Es ist bekannt, daß Luftströmungen, welche über Sumpfgegenden wehen, die Malaria und mit ihr bösartige Fieberkeime bringen, daß solche, die über weite Strecken wüsten oder sandigen Landes streichen, Staub und Sand mit sich führen, welche den Lungen der Menschen verderblich werden können, daß Luftströmungen, die über Seuchenherde ziehen, Krankheitskeime auf gesunde Orte übertragen und diese letzteren inficiren.

Dagegen könnte wohl die Austrocknung des Bodens, die Regelung der Wasserläufe und eine rationelle Bepflanzung der Umgebung in der Richtung, woher Gefahr drohen mag, theilweise Abhilfe bringen, aber die Kosten solcher Maßregeln sind bei großen Städten sehr bedeutend, die Arbeiten nehmen viel Zeit in Anspruch und die Vornahme derselben ist oft mit technischen Schwierigkeiten verbunden, welche nicht immer in glücklicher Weise bewältigt werden. Es dürfte indeß unter allen Umständen und insbesondere bei örtlich auftretenden Epidemien von Interesse sein, zu wissen, in welcher Richtung vom Seuchen- oder Krankheitsherde aus die größte Gefahr für die gesunden Oertlichkeiten mit Rücksicht auf die Luftströmungen droht, in welcher Weise und Richtung die Winde überhaupt wehen.

In dieser letzteren Beziehung ist trotz alles Wissens der jetzigen Zeit, trotz der hohen Culturstufe, welche in Europa erreicht wurde, die Kenntniß des Verhaltens der Luftströmungen nur auf engere Kreise beschränkt, wie denn überhaupt, sowohl in Schule, wie im Leben, wohl eine umfassende Bildung angestrebt wird, aber gerade diejenigen Fächer verhältnißmäßig vernachlässigt sind, welche den Boden, auf dem die Menschen leben, die Luft, die sie einathmen, den gestirnten Himmel, den sie bewundern, überhaupt die Zustände und Erscheinungen betreffen, welche auf der Oberfläche der Erde, unter und ober derselben zum Ausdrucke gelangen und unseren Geist und Körper in bedeutender Weise beeinflussen.

Auf die Gefahr hin, Bekanntes zu wiederholen, wagen wir es hier in kurzen Strichen einige erklärende Bemerkungen über die allgemeinen Luftströmungen einzufügen, welche auch das eben Gesagte beleuchten können.

Das Luftmeer, welches die Oberfläche der Erde umgiebt, übt nicht überall gleichen Druck auf seine Unterlage aus, hat nicht überall gleiche Dichtigkeit in gleicher Höhe über dem Meere. Die Luft strebt aber, wie Alles in der Welt, nach einem Ausgleiche der Gegensätze, nach der Erreichung des Gleichgewichtes, das gleichwohl niemals zu Stande kommt.

Wo die Luft dichter geworden ist als in ihrem normalen Zustande, da fließt sie nach den Orten geringerer Dichtigkeit ab, erzeugt Wind, der um so fühlbarer wird, je näher die Orte kleinsten und größten Luftdruckes oder je größer die Unterschiede dieses Luftdruckes für die Einheit der Entfernung sind.

Ein einfaches, sehr bekanntes Experiment, an der Thüre eines geheizten gegen ein ungeheiztes Zimmer liefert uns bald den Beweis, daß die erwärmte Luft

sich ausdehnt, nach aufwärts strebt, an dem oberen Theile nächst der Decke in das kalte Zimmer abfließt, während am Boden die kalte Luft in das warme Zimmer einströmt. Beiläufig in der Mitte zwischen beiden Strömungen ist eine neutrale Zone, in welcher ein hingehaltenes Licht keine sichtbare Bewegung zeigt.

Mögen die Räume noch so niedrig oder noch so hoch, die Verbindung zwischen ihnen noch so eng oder noch so weit sein, das Resultat wird immer dasselbe bleiben und wird auch dann eintreten, wenn die Höhe eine unendlich große und die Wände der beiden Räume weggedacht würden. Wir wissen, daß die Sonne die bedeutendste Wärmequelle der Erde ist, daß sie ihren größten Einfluß auf die Tropengegenden ausübt, dort wo sie zweimal im Jahre im Scheitel der beschienenen Orte steht. In Folge dessen bildet sich ein Gürtel größter Wärme am Aequator, in welchem die Luft mehr verdünnt wird und aufwärts strebt als zu beiden Seiten desselben. Diese aufsteigende Luft dehnt sich in den oberen Regionen nach beiden Seiten in polarer Richtung aus, während in den unteren von Nord und Süd neue dichtere Luft in den Wärmegürtel einströmt. An den Polen entsteht der entgegengesetzte Vorgang, denn an den Orten größter Kälte wird die Luft mehr verdichtet als in ihrer Umgebung und muß an der Oberfläche der Erde von da abfließen und in der Höhe dahin zufließen und Strömungen erzeugen, ganz gleich jenen, welche in den Tropen gegen den Wärmegürtel gerichtet sind.

Weil aber in den höheren Regionen die Aequatorialluft eine polare Richtung annimmt, andererseits von den Polargegenden neue Luft herbeiströmt, so muß sich irgendwo zu beiden Seiten des Aequators eine Zone bilden, welche den größten Zufluß an Luft erhält, also den größten Luftdruck mit Rücksicht auf ihre Umgebung aufweist.

Unter solchen Verhältnissen wird von diesen Zonen größten Luftdruckes die Luft an der Oberfläche der Erde sowohl gegen den Aequator, als gegen die Pole abfließen und es muß sich demgemäß zwischen diesen und jenen Strömungen eine abermalige Zone kleinsten Luftdruckes in höheren Breiten bilden.

In der That beobachten wir im freien Meere, fern von störenden Einflüssen, die Zone größten Luftdrucks auf etwa 30 bis 35, die Zone des kleinsten Luftdrucks aber zwischen dem 55ten und 65ten Grade nördlicher oder südlicher Breite.

Diese Zonen alle, deren Entstehung der Sonne zu verdanken ist, bewegen sich nothwendiger Weise, wenn auch in geringem Maße mit dem Stande der Sonne selbst und verschieben sich mit ihm nordwärts und südwärts, was für sich schon zu Stauungen und Sonderbewegungen der Luft Anlaß giebt.

Würde die Erde nicht um eine Axe rotiren, so müßten alle Luftströmungen vom Orte größter Dichtigkeit nach jenem kleinster Dichtigkeit auf directestem Wege abfließen. Die Rotation der Erde bewirkt aber, daß Lufttheilchen, welche von kleineren Breiten nach höheren eilen, in jedem Ankunftspunkte eine größere Rotationsgeschwindigkeit mit sich bringen, daher nach Osten voraneilen, also von ihrer Richtung nach rechts — den Rücken gegen den Wind gedacht — abweichen. Ebenso bringen Lufttheilchen, welche aus größeren in kleinere Breiten gelangen, eine kleinere Rotationsgeschwindigkeit mit als jene des Ankunftsortes, bleiben demnach gegen diese zurück und weichen wieder nach rechts ab. — Wir werden demnach in der nördlichen Erdhälfte anstatt Nordwinde nordöstliche, anstatt Südwinde südwestliche

empfinden, in der südlichen Erdhälfte anstatt südliche südöstliche, anstatt nördliche nordwestliche Winde beobachten. Und so ist es auch in der That. — In der Passatzone und auf freiem Meere, zwischen beiden Zonen höchsten Luftdruckes wehen im Norden nordöstliche, im Süden südöstliche Winde, die sogenannten Passate, und in den Polargegenden ist das Gleiche der Fall, so weit Beobachtungen im freien Meere reichen.

Zwischen den Passatgrenzen und den Polarzonen kleinsten Luftdruckes ist die allgemeine, durchschnittliche Luftbewegung der nördlichen Erdhälfte von Südwest, der südlichen von Nordwest. Die oberen entgegengesetzten Luftströmungen verhalten sich in derselben Weise.

Aehnlich dürften auch diejenigen Lufttheilchen beeinflußt werden, welche von der Oberfläche nach aufwärts streben und welche gegen die größere Rotationsgeschwindigkeit höherer Luftschichten gegen Westen zurückbleiben müssen während herabsinkende Lufttheilchen gegen Osten vorangehen.

Diese Erscheinungen würden zwischen den bezeichneten parallelen Zonen überall in vollster Regelmäßigkeit vor sich gehen, wenn die Erdoberfläche überall in gleicher Weise sich zu erwärmen befähigt wäre. Das ist aber bekanntlich nicht der Fall. Der feste Boden erwärmt sich schneller und mehr unter dem Einflusse der Sonne als das Wasser. Im Sommer erwärmt sich demgemäß das Land in höherem Maße wie das Meer, im Winter ist das Meer unter gleichen Verhältnissen wärmer wie das Land. Aehnliche Unterschiede ergeben sich insbesondere für die Küstenländer zwischen Nacht und Tag und stören das Gleichgewicht des Luftdruckes.

Die Zone größter Wärme nimmt über dem Lande, namentlich über Sandwüsten und vegetationsarmen Flächen, eine größere Breitenausdehnung ein als auf freiem Meere, und es verschieben und verbinden sich dadurch die Zonen größten Luftdruckes, die aber auch ihrerseits von den Einflüssen der Temperaturen des Landes zu leiden haben. Die größte Kälte ist hingegen nicht über den Polen der Erde selbst ausgebreitet, sondern bildet sich dort, wo Land große Gletscherformationen fördert und kältere Oberflächen darbietet. Dadurch entstehen verschiedene Kältepole und Orte größten Luftdruckes, je nach der Landgliederung der Polargegenden. Hier sind aber auch die Eisbewegungen auf dem Meere als Störungsursachen der Temperatur und des Luftdruckes tieferer Breiten zu berücksichtigen. Auch die Strömungen des Meeres mit ihren verschiedenen Temperaturen sind eben so viele Störungsursachen in der Regelmäßigkeit, in der Form und Bewegung der früher erwähnten Zonen, ebenso die wie immer stattfindenden örtlichen Erwärmungen und Abkühlungen des festen Bodens. Aus diesen Gründen ist insbesondere in höheren Breiten, über den Tropen der nöblichen Erdhälfte, wo das feste Land vorwaltet, und in Europa, wo die Meere tief in das Festland eingreifen, von einem Parallelismus der erwähnten Zonen keine Rede, es tritt vielmehr eine scheinbar regellose Vertheilung von Orten größeren und kleineren Luftdrucks ein und es ist ein fortwährender Wechsel dieser Orte und der daraus hervorgehenden Winde an der Tagesordnung, wodurch Luft- und Wetterzustände herbeigeführt werden, welche im ersten Augenblicke nicht erklärbar erscheinen und vielleicht auch noch lange nicht in vollem Umfange zu erklären sein werden.

Für Europa sind zwei Hauptorte größten Druckes, der eine in Mitte des atlantischen Oceans an der Zone größten Luftdruckes zwischen 30 und 40 Grad

Breite, der andere im östlichen Sibirien und nordwärts am Kältepol, für Wind und Wetterzustände maßgebend. Ihre Grenzen ziehen sich zurück oder dehnen sich aus nahezu in der diagonalen Richtung Nordost-Südwest. Hingegen sind zu beiden Seiten des atlantischen Hochdruckes Orte kleinsten Luftdruckes, der eine im Norden um Island, der andere über Nordafrika, die in der Regel fortschreitend über Europa hinweggehen.

Es drängen sich in Folge dessen sowohl von Norden wie von Süden unregelmäßige Wellenberge des Luftdruckes gegen Europa vor, kreuzen sich vielfach und geben zu Mulden Anlaß, in deren Mitte niederer Luftdruck herrscht, der von da aus bis zur Grenze dieser Mulden steigt.

Wir nennen diese Orte geringsten Druckes innerhalb der Mulden „Depressionen", wovon die für uns wichtigsten entweder von Grönland und Island gegen England, die Nordsee und Nord-Europa steuern, oder durch das Mittelmeer mit der allgemeinen Luftbewegung fortschreiten.

Diese Depressionen werden in ihrer Bewegung gehemmt oder gefördert je nach den Luftzuständen, welche sie auf dem Festlande und auf ihrem Wege überhaupt antreffen, wo sie theils Widerstände an der Gliederung des festen Bodens oder von Seite entgegentretender dichterer Luftmassen, theils Beschleunigung erfahren, wenn sie Wasseroberflächen und geringerem Luftdrucke begegnen. Der Vorgang der Luftbewegung innerhalb des Bereiches einer Depression ist derselbe wie jener bereits angedeutete zwischen den vorbenannten regelmäßigen Zonen, für uns aber von besonderer Wichtigkeit. Nach den Gesetzen des Gleichgewichts bewegen sich die Lufttheilchen von den Orten größerer Dichtigkeit nach jenen der Depression, erleiden aber eine Ablenkung in Folge der verschiedenen Rotationsgeschwindigkeit, welche diese Lufttheilchen an ihren Ankunftsort mitbringen.

Es werden demgemäß die Richtungen aller gegen den Mittelpunkt der Depression wehenden Winde nach rechts (den Rücken gegen den Wind gedacht) abgelenkt sein. Weil aber die Lufttheilchen nicht selbstständig bestehen, sondern im Zusammenhang mit den übrigen, die Luftmasse bildenden bleiben, so ergiebt sich, daß bei einer vollständig ausgebildeten Mulde oder Depression der Wind nicht direkt gegen den Mittelpunkt derselben zustreben kann, sondern innerhalb dieser eine nahezu kreisende — eigentlich spiralartige Bewegung — annehmen wird, welche in der nördlichen Erdhälfte in einer solchen Richtung stattfindet, die derjenigen des Zeigers einer Uhr entgegengesetzt ist.

Gegen den Mittelpunkt zu wird die Bewegung eine beschleunigte sein, weil die Luft bei gleichem Kraftimpulse immer kleinere Kreise zu durchlaufen hat.

Im Mittelpunkte selbst heben sich die gleichen gegen einander wirkenden Kräfte auf und es wird daselbst Windstille herrschen, während in den nächsten Kreisen oft rasender Sturm und Orkan weht. — Die hier zugeführte Luft muß aber nach oben spiralförmig ausweichen, so daß sich, man könnte sagen, ein Luftkrater bildet, in welchem immer neue Luft nach den Rändern der Mulde emporgetrieben wird. Ein solches Windsystem innerhalb des Wirkungskreises einer Depression wird, wenn es vollständig ausgebildet ist, eine „Cyklone" genannt.

So regelmäßig, wie hier angedeutet, wickeln sich indeß die Erscheinungen in einer Cyklone nicht ab. Der Luftdruck an ihrem Rande ist nicht überall und

immer derselbe und sie bleibt nicht an einem Orte unbeweglich stehen, sondern schreitet, in Europa, in östlicher Richtung vorwärts, während sich seitlich Luftmassen von außen her herandrängen können. Es ist unter solchen Umständen begreiflich, daß die Figur der Cyklone keine kreisförmige sein kann und daß die Abweichungen von der normalen Richtung der Winde nicht einer kreisförmigen Bewegung entsprechen können.

Indeß ist für unsere Zwecke dieser Umstand von geringerer Bedeutung und wir dürfen die Störungen der Windrichtung um so eher vernachlässigen, als sie auch von Localursachen abhängig sind, welche das ganze Bild der Erscheinungen, sobald man in Einzelnheiten eingehen will, außerordentlich verwickeln.

Im großen Ganzen dürfen wir aber als feststehend annehmen, daß innerhalb des Bereiches einer Depression der Wind im Norden derselben aus östlicher, im Westen aus nördlicher, im Süden aus westlicher und im Osten aus südlicher Richtung mit mehr oder weniger Abweichung wehen wird.

Von der Richtung der Winde hängt das Wetter ab. Diejenigen von West über Süd nach Ost, bringen im Allgemeinen in Europa wärmere, mit Feuchtigkeit mehr oder weniger geschwängerte Luft, mithin auch Niederschläge und schlechtes Wetter. Die Winde hingegen, welche von Ost über Nord nach West wehen, bringen verhältnißmäßig kühle, trockne Luft und im Durchschnitte gutes Wetter.

Wir dürfen also sagen, daß in Europa, die vordere, östliche Hälfte einer Cyklone schlechtes Wetter, die hintere, westliche gutes Wetter uns verschafft, wodurch das Mittel geboten wird unter einfachen Verhältnissen das in den nächsten Tagen zu erwartende Wetter voraus zu sehen, wenn wir von der Lage der Depression unterrichtet sind, was heut zu Tage durch meteorologische Anstalten und durch Zeitungen geschieht.

Der Wirkungskreis einer Depression oder einer Cyklone ist auf sehr bedeutende Entfernungen von ihrem Mittelpunkte fühlbar. So zum Beispiel sind Depressionen, welche durch die Nordsee ziehen noch südlich der Alpen sehr ausgeprägt und dürften zuweilen einen Wirkungskreis von 200 und mehr deutschen Meilen Halbmesser nach Süden hin haben, im Durchschnitt aber gewiß einen Halbmesser von 150 Meilen erreichen. Die Depressionen des Mittelmeeres hingegen scheinen geringeren Halbmesser zu besitzen, wenn gleich derselbe 100 Meilen überschreiten dürfte.

Die genauere Richtung, welche diese Depressionen über Europa einhalten, ist wie ihre Dauer von den Luftzuständen abhängig, denen sie begegnen und die sie von ihrer ursprünglichen Richtung ablenken oder das Gleichgewicht herbeiführen. Im letzteren Falle vergrößert sich im Allgemeinen der Halbmesser und die Depression verflacht sich.

Gewöhnlich schlagen solche Depressionen entweder in der Nähe des europäischen Festlandes, oder aber in Rußland und im Orient die Richtung gegen Nordost bis Nord ein und verschwinden. Zuweilen werden nördliche Depressionen aber auch südlich herabgedrückt, was meist im östlichen Europa geschieht.

Nicht selten und namentlich im Winter treten Depressionen sowohl in das Mittelmeer wie in die Nordsee nahezu gleichzeitig ein und es folgen sich, besonders im Norden, mehrere Depressionen auf demselben Wege in kurzen Intervallen.

Dann verwickeln sich die Erscheinungen oft bis zur Unkenntlichkeit und ist die Wettervorhersagung nahezu unmöglich, jedenfalls zweifelhaften Werthes. Außer diesen atlantischen Depressionen, welche Europa beherrschen, bilden sich aber unter Umständen auch auf dem Festlande selbstständige Local-Depressionen, dort wo eine abnormale größere Erwärmung des Bodens im Vergleich zu seiner Umgebung stattfindet. So zum Beispiel entstehen zur Frühjahrszeit Depressionen über den vegetationsärmeren Flächen Südrußlands und Ungarns, die ihren Einfluß oft bis auf Mittel-Europa ausdehnen, wodurch unter Verhältnissen südlich der Alpen in Steiermark noch Ende Mai Fröste auftreten, welche auf die Vegetation um so schädlicher einwirken, als die durch jene Depressionen hier erzeugten nordöstlichen und nördlichen Winde über schneebedeckte Bergketten streichen. Ebenso entstehen Lokaldepressionen im Winter über den wärmeren Binnenmeeren.

Alle diese Depressionen, mögen sie nun atlantischen oder festländischen Ursprunges sein, bilden die große Grundlage der Luftbewegung der sogenannten gemäßigten Klimate zwischen den Tropen- und den Polargegenden. Ihr Fortschreiten in östlicher Richtung über Europa beweist uns gleichzeitig die constante Versetzung der allgemeinen Luftmasse nächst der Oberfläche dieses Gebietes in nahezu westöstlicher Richtung und das Ueberwiegen westlicher, gegenüber östlicher Luftbewegung. —

Die Drehung des Windes innerhalb seines Wirkungskreises, der den größten Theil unseres Kontinents zu beherrschen vermag, giebt uns deutliche Fingerzeige, wohin wir im großen Ganzen unsere Aufmerksamkeit zu richten haben, um zu erfahren, von welchen Gegenden und in welchen Zeiten wir die Zufuhr gesunder oder ungesunder Luft erwarten dürfen. Diese Depressionen haben mithin eine ungemein große Wichtigkeit für uns, während andere nicht dahin gehörige Luftbewegungen nur localer Natur sind und in keiner Weise über die Thäler hinausreichen, wo sie in Folge der momentanen Temperaturverhältnisse von Berg und Thal ihren Ursprung und ihr Ende finden.

Wir haben gesehen, daß der östliche Wirkungskreis der gegen Osten fortschreitenden Depressionen, südliche Winde und größere Wärme und mithin auch Feuchtigkeit mit sich führt. Eintretende Wärme und Feuchtigkeit sind aber in gewissem Grade der Gesundheit schädlich, weil sie eine ungewöhnliche Abspannung hervorbringen und meist, über Länder getragen, auch Materien organischer Natur aufnehmen, welche, mit der Luft eingeathmet, ungünstig auf unseren Organismus einwirken.

Der Körper hat also unter solchen Verhältnissen nicht die gewöhnliche Widerstandsfähigkeit gegen schädliche Einflüsse, ist mithin zur Aufnahme von Krankheitsstoffen mehr vorbereitet.

Wehen jedoch solche ohnehin dem Organismus weniger zuträgliche südliche Winde dieser Cyklonenhälfte über verseuchte Oertlichkeiten, so nehmen sie auch Krankheitskeime auf, die sie zunächst an anderen Orten in der gesetzmäßigen Windrichtung absetzen, welche letztere, wie wir gesehen haben, nicht geradlinig, sondern nach links in nahezu kreisender Weise gebeugt wird.

Sie sind um so gefährlicher, wenn durch besondere Luftverhältnisse im Osten Europa's oder durch Conflicte zwischen verschiedenen Erscheinungen derselben Art

der kürzere oder längere Stillstand einer und derselben Depression oder deren nur langsames Fortschreiten in oft schwankender Richtung bedingt wird, was namentlich im Frühjahre und Frühsommer vorkommt.

Wenn wir nun mit Rücksicht auf die örtlich wehenden Winde einer Depression auf ihren gesundheitsschädlichen Einfluß zurückgehen und dabei die möglichen oder bestehenden Seuchenherde im Auge behalten, so finden wir, daß bei Annahme von Seuchenherden an den Nordküsten des caspischen und schwarzen Meeres die zur Zeit von Depressionen dort wehenden westlichen Winde vorläufig für Europa nicht in Betracht kommen, wohl aber südliche Winde. Denn die westlichen Winde, welche im Süden der Cyklonen wehen, tragen die Luft und was mit ihr verbunden ist, vorläufig gegen Ost und Nordost, südliche Winde hingegen führen diese Luft zunächst gegen Nordwest, also nach Europa. Bei Vorherrschen letzterer z. B. in der Provinz Astrachan, nördlich des caspischen Meeres, würde vor Allem die Gegend in der Richtung etwa zwischen Moskau und Petersburg in Folge der Luftströmungen bedroht erscheinen, natürlich je nach den localen Ablenkungen, welche letztere durch die Bodengestaltung oder andere Ursachen erfahren.

Epidemien, welche von Odessa bis zur Krim reichen, würden bei dort wehenden Südwinden die Richtung gegen Polen und namentlich Galizien und Rumänien in Folge der Luftströmungen bedrohen.

Durch Krankheitserscheinungen, welche in der europäischen Türkei auftreten, möchte sich aber deren Einfluß durch die Luftströmungen bis im Herzen Mittel-Europa's geltend zu machen vermögen.

Weniger gefährlich sind Winde, welche von Ost und Nordost in verseuchten Gegenden wehen, weil die durch diese Winde herbeigeführte Luft im Allgemeinen trockener und weniger zur Aufnahme von Krankheitskeimen geeignet ist. Gleichwohl sind besonders östliche Winde berücksichtigungswürdig, und ist überhaupt der Wind ein Verkehrsmittel für organische wie anorganische Staubtheile folglich auch für Krankheitskeime. In jedem Falle wird man durch die Zeichnung eines Kreisbogens, welcher über verseuchte Gegenden gezogen wird, diejenigen Zonen leicht ermitteln können, die zunächst bedroht erscheinen.

Natürlich sind diese Angaben nicht so verläßlich, daß sie mit den wirklich auftretenden Erscheinungen in allen Punkten genau übereinstimmen können, immerhin sind aber solche Untersuchungen von Werth bei Aufstellung von Quarantaine-Anstalten und Absperrungsmaßregeln, weil sie die Punkte der Grenze im Allgemeinen bezeichnen, welche nicht allein mit Rücksicht auf den bestehenden Seuchenherd, sondern auch auf die zunächst durch die Luftströmungen erreichten Orte Wichtigkeit besitzen.

Es dürfte in dieser Beziehung der wahrscheinliche Vorgang der Infection durch Luftströmungen nicht unberücksichtigt zu lassen sein, wonach die Seuchen in einem früher gesunden Orte nicht mit absoluten, der epidemischen Krankheit entsprechenden Erscheinungen, sondern erst mit verwandten Krankheitssymptomen auftreten, die allmälig in die wirklichen Seuchenerscheinungen übergehen. Bei Uebertragungen durch den Verkehr sind hingegen die ersten Krankheitsfälle in der Regel schon mit jenen der Seuche identisch. Daher kommt es, daß im ersten Falle, bei Uebertragung der Krankheit durch Luftströmungen, die Infection eines

Ortes noch lange in Zweifel gezogen und zuweilen abgeleugnet wird, obschon dieselbe bereits stattgefunden; ein Umstand, der, nicht beachtet, für andere durch Verkehr verbundene Orte gefährlich werden könnte.

Es wird indeß immer schwer wenn nicht unmöglich sein, den Antheil klar zu stellen, welchen die Luftströmungen an der Infektion eines früher gesunden Ortes haben. Gewiß ist nur, daß die Uebertragung solcher Krankheiten durch den Verkehr die weitaus überwiegende ist, und daß die Uebertragung durch Luftströmungen nur dann den nächsten Orten, namentlich wo Stauungen der Luft eintreten, gefährlich werden kann, wenn die Seuchenherde sehr ausgebreitet sind und große Bevölkerungs-Mittelpunkte in sich begreifen.

In diesem Falle nützen die Absperrungsmaßregeln, auch wenn sie noch so vollkommen sein würden, gar nichts und es bleibt nur übrig, dafür zu sorgen, daß die Aufnahmsfähigkeit für die Krankheitskeime so viel als immer möglich verringert und in jedem Falle die Entwickelung und Fortpflanzung der Krankheitskeime in thunlicher Weise verhindert werde.

Hierzu genügt aber nicht — wir wiederholen es mit Absicht — die Entfernung und Unschädlichmachung bedeutenderer Ansammlungen von Unrath und Abfallstoffen, sondern es sollte an geeigneten Orten für den Luftwechsel, in der Art wie schon erwähnt, in möglichst durchgreifender Weise gesorgt werden.

Man muß soweit Menschenkräfte reichen, locale Depressionen durch gute und zweckmäßige Ventilation hervorzubringen suchen, was in der heutigen Zeit wohl kaum besonderen Schwierigkeiten begegnen kann. Aber es giebt noch immer öffentliche Anstalten wie Theater, Kasernen, Gefängnisse, Parlamentsgebäude, Kirchen und so fort — namentlich aber Schulen, welche jeden wie immer gearteten Ventilationsapparat entbehren. Wir verlieren gewiß auch unter normalen Verhältnissen einen guten Theil unserer Jugend in Folge dieser Vernachlässigung, und wenn erstere auch nicht unmittelbar am Leben bedroht ist, so nehmen doch schwächlichere Individuen Krankheitskeime auf, welche in der späteren Zeit ein frühzeitiges Siechthum oder das frühere Ende herbeiführen.

Und dennoch werden heutzutage noch Schulgebäude und andere öffentliche Anstalten erbaut, welche in manchen Ländern mit einem architektonischen Luxus ausgeschmückt werden, der mit dem zu erreichenden Zwecke und mit den Mitteln des Landes nicht im Verhältniß steht, aber die wohlthätige Einrichtung des Luftwechsels, ja der einfachsten Ventilation nicht berücksichtiget, oder nur selten in meist unvollkommener Weise als Nebensache mit einbegreift.

Aehnlich steht es mit anderen Gebäuden, welche als Vereinigungsorte für Menschen dienen sollen, wovon die bereits erwähnten Krankenhäuser unsere ganze Aufmerksamkeit um so eher in Anspruch nehmen sollten, als sie in den meisten Fällen in Mitte bewohnter Stadttheile erbaut sind und dadurch dem gesunden Theile der Bevölkerung gefährlich werden können. In dieser, wie in manch' anderer Beziehung, würde es Noth thun, dem Wissen und Erkennen breitere Wege auch im sogenannten praktischen Leben zu öffnen, den wohltönenden Reden eine Grenze zu setzen, dafür aber auf Grundlagen zu bauen, die, so weit unser Erkenntnißvermögen reicht, als die richtigen sich darstellen.

Die Naturwissenschaften tragen in hohem Maße zur Veredelung des Geistes

und zur Erkennung und Verwerthung der unseren Sinnen sich darbietenden Erscheinungen bei — sie sind aber auch dort, wo sie rationelle Anwendung finden, für die Erhaltung und für die gesunde Entwickelung des Menschengeschlechtes von eben so hoher Bedeutung, weil sie einerseits die Arbeitsfähigkeit, andererseits die individuelle Arbeitskraft unterstützen und vermehren und die Segnungen der Cultur auch in materieller Richtung zum Wohle der menschlichen Gesellschaft fühlbar machen. Es würde unserer vorgeschrittenen Culturepoche unwürdig sein, es wäre viel Mühe, Zeit und Menschenkraft vergeudet worden, wollten wir nicht mit allem Ernste daran gehen, die vorhandenen von unserer Zeit dargebotenen Hilfsmittel zur Erhaltung und Entwickelung gesunder und kräftiger Menschen zu fördern, anstatt sie zu vernachläßigen, vielleicht nur um nicht aus den altgewohnten Geleisen zu treten oder was schlimmer wäre, um die geistigen Errungenschaften der Gegenwart zu unterdrücken und als unfruchtbar darzustellen.

Gratz im Februar 1879.

---

# Die Juden im Oriente.

Von

H. Vambéry.

Nach dem Interesse zu urtheilen, welches die Westmächte auf dem im vergangenen Jahre zu Berlin zusammengetretenen Areopag betreffs des Schicksales der Juden im Oriente bekundeten, scheint man es dringender gefunden zu haben, Israeliten mehr gegen den Fanatismus der griechischen Kirche als gegen die Tyrannei der türkischen Regierung im Schutz zu nehmen. Dies wenigstens läßt sich zwischen den Zeilen jener Paragraphen lesen, die bezüglich der Judenemancipation in Serbien und Rumänien festgestellt wurden. Gestehen wir es offen: in diesem Vorgehen liegt ein starker Beweis gesunder Anschauungsweise, denn ob die Herren Diplomaten von den seinerzeit in Berlin anwesenden Repräsentanten der „Alliance universelle Israélite“ beeinflußt worden sind oder nicht, sie haben bewußt oder unbewußt ganz richtig geurtheilt, wenn sie vom Standpunkte ausgingen, daß man den Schützling vor allem gegen den wilden und unerbittlichen und dann gegen den apathischen Feind in Schutz nehmen muß.

Ich habe in meinen Sittenbildern aus dem Morgenlande schon das traurige Bild der Juden im ganzen moslimischen Osten zu zeichnen versucht, und zugleich hervorgehoben, daß in dem Maße, als wir immer mehr nach Osten fortschreiten und vom Machtkreise der westlichen Welt uns entfernen, auch das Schicksal der Juden ein immer traurigeres und betrübenderes wird, und daß ich mir nie das Räthsel lösen konnte, wie der Mohammedaner den in Gesinnungs- und Denkungsweise und in den rituellen Einzelnheiten seines Glaubens ihm so nahe stehenden Juden so verachten und peinigen kann? Es ist wohl wahr: die mohammedanische Lehre stellt überhaupt nur auf, daß das Indschil (Evangelium), Zebur (Psalmen) und Taurat (Thora), dessen Besitzes sich Juden und Christen rühmen, klägliche und sündenhafte Falsificate seien, doch verleiht er ihnen das Recht auf den Titel: Ehli-Kitab (Mann des Buches) und es kann einen in der That nicht genug wundern, wenn man sieht, wie der Rechtgläubige den Juden, der kein Schweinefleisch ißt, vor dem Gebete

Waschungen vornimmt, wie der Moslime, der sein männliches Kind mit der nämlichen Ceremonie in den Bund des Glaubens einführt, der bei Geburten, beim Tode und bei Hochzeiten ein ähnliches Sittenbild aufweist, und dessen heilige Sprache von der Sprache des Koran nur dialektisch verschieden ist, als die Zielscheibe alles Schimpfes und Spottes betrachtet. Als Hauptursache dieses Umstandes muß angeführt werden, daß der Koran sowohl als die Tradition vielmehr von offener Gegnerschaft der Juden als der Christen, die zu Mohammeds Zeiten in Arabien keine Rolle spielten, sprechen. Hieraus erklärt sich die alte historische Feindschaft, die in der Neuzeit jedoch auch schon deßhalb sich verändern mußte, weil die Juden dem Islam gegenüber keine so drohende Stellung einzunehmen vermochten als die Christen, die schon seit den Kreuzzügen eine ununterbrochene Kette von harten Kämpfen den Gläubigen Mohammeds zu bieten, Furcht und Schrecken, daher auch einen gewissen Grad von Respekt einzuflößen wußten. Aehnliche Motive liegen auch der Schonung und Duldung zu Grunde, welche den Juden Asiens zu allen Zeiten von den kriegerischen Rassen, folglich von Türken, zu Theil geworden. Es ist höchst charakteristisch, daß so wie das Loos der Juden in Syrien, im Norden Persiens und in Anatolien zur Zeit der Mongolenherrschaft ein weit günstigeres war als unter den Chalifen, da es bekannt, daß sie am Hofe der Helagiden eine bedeutende Rolle spielten und das volle Vertrauen der schiefäugigen Prinzen aus dem fernen Osten besaßen, ebenso sich ihr Loos unter der Ottomanenherrschaft wesentlich gebessert hat und einzelne Sultane als: Muhammed II., Suleiman I., hatten es sogar der Mühe werth gefunden, die vor der spanischen Inquisition sich flüchtenden Juden auf Staatsschiffen nach der Türkei transportiren zu lassen, woselbst auch noch heute die größte Anzahl von Juden im moslimischen Osten sich befinden, denn angenommen, daß von 6 Millionen Juden der gesammten Erde eine Million auf das islamitische Asien fällt, so kann man auf die Türkei mindestens 900 000 rechnen. Zu diesen gehören die aus der ersten und zweiten Gefangenschaft theils in Syrien, theils in Mesopotamien und im Tigris-Delta schon vor alten Zeiten ansässigen Gemeinden, die wunderbarer Weise von allen Zeitstürmen, von allen verschiedenen Dynastien, die über sie geherrscht, von allen gesellschaftlichen und religiösen Umwälzungen, die sich in ihrer Umgebung vollzogen, Spuren an sich tragen, ohne jedoch dabei ihren echt jüdischen Charakter eingebüßt zu haben. Der Jude in Bagdad spricht arabisch, aber näselnd und fremdartig singend, ebenso wie der Jude in Isphahan die Sprache Hafiz' in der ihm eigenen Manier gebraucht und dabei eine starke Mischung vom Arabischen, Hebräischen, Türkischen, Armenischen und Kurdischen anwendet. Das Chamaeleonartige seiner Sprache gelangt auch in seiner Tracht zum Ausdrucke, welche die Moden vergangener Jahrhunderte repräsentirt und in Farbe sowohl als in Zuschnitt nur in der Neuzeit einige Veränderungen erlitt. Nicht minder interessant ist demungeachtet die Wahrnehmung, daß der Grad des Religionsfanatismus bisweilen nach dem Religionseifer des ihn umgebenden andersgläubigen herrschenden Volkes sich richtet. So habe ich in vielen Theilen der Türkei alte Juden klagen gehört, daß ihre Glaubensgenossen zu Anfang dieses Jahrhunderts — als der Islam den Neuerungen noch verschlossen war, und als man von den Juden in Europa, welche der asiatische Jude als Abtrünnige, ja ärger als Christen hält, noch garnichts hörte — die Satzungen der Thora viel strenger hielten als heute. In Persien z. B. hat es von jeher unter

den Juden eine große Anzahl von Sufis und Freidenkern gegeben, die ihren Chejjam auswendig wissen, so wie jeder Perser, und mit dem in theosophischen Speculationen am weitesten vorgerückten Iranier recht wacker über moslimische und jüdische Orthodoxie schimpfen, ja noch mehr, als in den letzten Jahrzehnten Bab mit seiner großen religiösen Umwälzung in Persien auftrat, da zählte er auch viele Juden zu seinen Anhängern, so hörte ich wenigstens seiner Zeit in Nischabur. Als ferneren Beleg dieser Behauptung will ich noch die Juden Centralasiens anführen, die in der fürchterlichsten Bedrückung lebend, was Fanatismus und Aberglauben anbelangt, mit dem verknöchertesten mohammedanischen Zeloten wetteifern.

Das vom Religionsverhältnisse Gesagte paßt auch in vieler Hinsicht auf die Assimilationsfähigkeit der Juden den Landessitten gegenüber und besonders aber mit dem hervortretenden Charakterzuge der herrschenden Classe des Landes. So wie der Osmanli von den Fenstern seiner Bosporusvilla, oder von einer grünen Anhöhe aus, im träumerischen Zustande des Keifs versunken, stundenlang wachend zu schlafen im Stande ist, ebenso kann der Jude im Stadtviertel Balat, oder im Bosporusdorfe Tschengelköj dieser türkischen Gewohnheit in gleicher Weise huldigen, uneingedenk des Umstandes, daß er vielleicht in seinen frühesten Jugendjahren eben nur durch Behendigkeit des Körpers und Rührigkeit des Geistes und durch die ihn von dem Türken unterscheidende eiserne Thatkraft sich zum Wohlstand verholfen hat. Wenn daher der Jude der Türkei trotz seiner spanischen Abkunft heute sich schon in der osmanischen Schwerfälligkeit präsentirt, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn der Damaszener oder Bagdader Jude mit vielen Eigenheiten der semitischen Charakteristik des ihn umgebenden Volkes auftritt, ja es soll uns nicht überraschen, wenn unter den ewig munteren, lustigen, ja frivolen Personen der arme Jude, von dem belebenden Geiste der Gesellschaft berührt, zum Possenreißer, Bänkelsänger und öffentlichen Tänzer herabgesunken ist. In der jüdischen Gemeinde Zerkum, unweit Schiraz, giebt es mehrere wohlorganisirte jüdische Musikbanden, die bei Schirazer Gelagen stundenlang spielen und tanzen, sich höchstens nur wegen Verrichtung ihres Gebetes unterbrechen, sobald aber dieses beendigt und die Talitim eingepackt, sofort wieder weiter springen und jauchzen, als wären sie die losesten Bursche der Welt. In Persien persisch, ist der Jude — was wohl wunderbar genug scheinen mag — unter Turkomanen streng turkomanisch, d. h. er tummelt sehr gut sein Roß, wohnt in Zelten, schachert mit Sclaven und delectirt sich, so wie der Steppenbewohner, an dem Kettengerassel der ihn umgebenden persischen Sclaven. Verachtet und verabscheut, ist er doch der einzige Fremdländer, der unter den räuberischen Turkomanen sich frei bewegen kann, da er, theils als Zauberer und Wunderkünstler von dem im Aberglauben steckenden Kinde der Steppe gefürchtet wird, theils aber, da er als das im religiösen Sinne meist verpönte Mitglied der Gesellschaft selbst zum Sclaven nicht taugt, insofern keinen Absatz findet. Es ist allerdings sonderbar, daß die brahministischen Hindostaner, wenn sie in Hände der Turkomanen gerathen, zuerst einer gewaltsamen Bekehrung zum Islam sich unterziehen müssen, dann werden sie gezwungen, vom Sunnismus zum Schiismus zu übertreten, um den legalen Vorwand zum Verkaufsrecht auf den centralasiatischen Märkten zu bekommen; an den Juden sind sonderbarer Weise derartige Operationen noch nicht versucht worden, was nur insofern erklärlich ist,

weil der Jude in der Türkei, sowie überall im moslimischen Osten, gegen den Mohammedanismus eben nur deshalb eine so unbändige Scheu zur Schau trägt, weil er mit Annahme dieser Lehre auch Isa und Merjem, d. h. Christus und Maria anerkennen muß, wozu er sich aber unter keinen Umständen hergeben will. Andererseits umgiebt den Juden in der Steppe das Halo des Zauberers und die urkomischen Scenen, in welchen die pfiffigen Kinder Israels, dem schlichten Sohne der Steppe gegenüberstehend, bald aus der einen bald aus der anderen Tasche ein Elixirfläschchen hervorholten, bald wieder, unter lebhaftem Mienen- und Augenspiele Wurzel und Kräuter verabreichten, werden mir ewig unvergeßlich bleiben. Ich will noch schließlich hinzufügen, daß es diese turkomanische Anschauung über Juden war, welche dem seinerzeit berühmten Dr. Wolff, in Europa ein berühmter anglikanischer Missionär, unter den Turkomanen aber als Jude geltend, die salva venia verschaffte.

So viel über die Stellung der Juden in den verschiedenen Ländern der moslimischen Welt. Wenn wir nun den Grad ihrer Leiden in den verschiedenen Zeitaltern und bei den verschiedenen Völkern untersuchen, so werden wir zur Ueberzeugung gelangen, daß sie während der Macht- und Glanz-, oder sagen wir offener: während der Culturperiode des Islams, einem verhältnißmäßig kleineren Drucke ausgesetzt waren, als in der Neuzeit, d. h. während des Nieberganges der weltlichen Macht. Hingegen machen wir mit Bezug auf den Nationalitätsunterschied ihrer Unterdrücker die sonderbare Erfahrung, daß Araber und Perser von einem mehr unerbittlichen Haß und größerer Grausamkeit erfüllt waren, als die Turanier, namentlich die Türken und Mongolen. Die Geschichte der Vergangenheit und der Gegenwart zeigt viele Beispiele von Judenmassacres und Verfolgungen in Städten und Orten von vorwiegend arabischer und persischer Bevölkerung, und fast kein einziges Beispiel von solchen Orten, die von Türken bewohnt sind. Selbst bei den in Europa wohnenden Turaniern, bei den Magyaren nämlich, läßt sich dieselbe Wahrnehmung machen, denn während Deutschland, Frankreich, Italien und Spanien sich früher an den abscheulichsten Judenhetzen delectirten, weiß die Geschichte Ungarns kein einziges Beispiel von Judenverfolgungen aufzuweisen, und hatten solche an einigen Orten in Ungarn nur dann statt, wenn sie von der slavischen oder anderen europäischen Rassen in Scene gesetzt wurden. Dem Leser mag diese Behauptung wohl sonderbar erscheinen, doch sei hier nur vorübergehend bemerkt, daß die bei uns in Europa verschrieenen turanischen Horden wohl wild und unbändig, doch selten grausam und tyrannisch waren, da Grausamkeit bekanntermaßen nur mit Feigheit sich paart, und feige waren die Turanier nie.

Das meiste aber hatten die Juden im Orient von ihren christlichen Leidensgenossen zu ertragen. Der christliche Rajagefährte zürnte dem Kinde Israels erstens, weil es den Heiland gekreuzigt, und da der christliche Fanatismus viel stärker ist und war, als der moslimische, so hat dieser Groll gegen die Juden mit einer unglaublich heftigen Wuth sich geäußert. Besonders aber wollen wir bei Gelegenheit hervorheben, daß das berüchtigte Osterblut, das den Juden auch lange Zeit in Europa in die Schuhe geschoben wurde, eine Erfindung der Christen Asiens ist, woher auch die Kreuzzügler diese sonderbare Blume im Knopfloche nach Europa brachten. Zweitens hatten die Juden für die von Moslimen an Christen verübten Gewaltthaten zu büßen und so oft ein Grieche oder Armenier, es sei im Bazargedränge oder bei öffentlichen

Belustigungen, von dem muthwilligen Mohammedaner einen Puff erhält, wird dieser sicherlich mit dreifach verstärktem Echo an dem Buckel des armen Jahudi widerhallen. Hieraus erklärt sich die Ursache der häufigen und mannigfachen Prügeleien, denen die Juden in Jerusalem, wie in keiner Stadt der Welt, ausgesetzt sind, da sie hier den Wärmegrad des religiösen Feuers der verschiedenen Anhänger Christi zu fühlen haben. Drittens ist der Jude der gefährlichste Concurrent in Ausbeutung der indolenten und trägen mohammedanischen Bevölkerung und steht dem Christen namentlich dort, wo letzterer sich in der Minderzahl befindet, in Handelssachen häufig im Wege. Ob Armenier oder Grieche, ob Maronit oder Slave, hatte der Jude in Folge der Lebhaftigkeit des Temperamentes und der Schlauheit seines christlichen Gegners wohl zu allen Zeiten den Kürzeren gezogen, denn während bei uns im Abendlande seine Glaubensgenossen nicht nur in finanziellen Dingen, sondern in anderen Zweigen des socialen Lebens die erste Geige spielen, so kann dies vom Juden im Oriente keinesfalls behauptet werden. An einigen Punkten der Türkei, wie z. B. in Salonichi, Constantinopel, Smyrna, Damascus und Bagdad finden sich wohl vereinzelt reiche, angesehene Juden vor, doch im Großen und Allgemeinen wird das Volk der Israeliten von seinem christlichen Gegner weit überragt und höchstens fünf Percent derjenigen, die mit einigen Kisten Zündhölzchen, alten Kleidern und Dolmetscherdienst beginnen, werden es trotz der großen Nüchternheit und des staunenswerthen Fleißes, der ihnen innewohnt, zu Kaufleuten von Bedeutung bringen. Diejenigen daher, die die Stellung der Juden in Europa den besonderen Vorzügen der semitischen Geistesanlagen vindiciren wollen, würden ihren Irrthum sofort einsehen, wenn sie die Juden des Orients genauer kennen zu lernen Gelegenheit hätten. So haben es z. B. auch die Juden in Mittelasien nie zu einer socialen Stellung bringen können, weil sie dort auf dem Felde der Rivalität den Kampf mit den Multanis, d. h. brahminischen Hindostanen zu bestehen haben und während letztere sich fast ausschließlich mit dem lucrativen Geschäfte des Geldwechselns und des Wuchers abgeben, muß der Jude seine Existenz vom mühsamen Handwerke der Seidenfärberei fristen. Aehnliches kann auch von den Juden Persiens gesagt werden, wo sie wohl in geringer Anzahl anzutreffen sind, aber fast überall von den Armeniern aus dem Felde geschlagen werden. In Afghanistan und im chinesischen Turkestan hat es zu keiner Zeit Juden gegeben. Möglich, daß sich in der neuesten Zeit einige unter russischem Schutze in Kuldscha angesiedelt haben.

Angesichts der geschilderten Sachlage wird es evident, daß die Juden im moslimischen Asien, namentlich aber in der Türkei, ohne die europäische Ingerenz, sich eines viel besseren Looses erfreuen könnten als mit derselben. Wir dürfen vor Allem nicht vergessen, daß das Judenthum im Osten seinem innern Wesen nach sich viel treuer und consequenter geblieben ist, als im Westen, denn in Asien ist die Nationalitätsfrage unbekannt und deren Stelle wird durchweg von der Religionsidee eingenommen. Bei uns in Europa, wo der positive Glauben den großen und gefährlichen Kampf mit der modernen Wissenschaft zu bestehen hat, ist die Stellung der Juden auch schon deshalb eine unklare und keinesfalls zu beneidende, weil sie als tüchtige Kämpen auf dem Gebiete des geistigen Fortschrittes einerseits die religiöse Basis des Glaubens verlieren, andererseits aber mit Hin-

weis auf die unleugbaren Ringe der großen Kette des Panjudaismus ihre separaten Nationalitätsansprüche nicht bewähren können; denn zugestanden, daß es bedeutende Koryphäen unter den Juden Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens gegeben hat, Koryphäen, die dem Nationalgeist der betreffenden Länder zur Ehre gereichen, so wird es dennoch viele geben, die die nationale Berechtigung derselben in Zweifel zu ziehen geneigt sind. Im Orient ist und kann dies nicht der Fall sein. Dem Aeußeren nach giebt es da wol türkische, arabische, persische und turkestanische Juden, ihrem inneren Wesen nach jedoch bilden sie als Jahudi oder Musewi einen einheitlichen festen Körper, eben so wie der Islam, das Christenthum und das Medschusithum. Es fällt auch dem Juden im Orient gar nicht ein, sich ein nationales Epitheton anzueignen, bei ihm steht das moslimische Princip: „Alle Rechtgläubigen sind Brüder", fest, er geht hierdurch jedem Dilemma aus dem Wege, wird von dem ihm gleichgesinnten Mohammedaner richtig beurtheilt und wird es ewig als ein Räthsel betrachten, wie die Juden des Abendlandes sich denn Deutsche, Franzosen ꝛc. nennen können.

Ob es nun die analoge Denkungsart der beiden Gesellschaften oder der stark prononcirte orientalische Conservatismus der Juden ist, demzufolge sie ihre Geschicke an die der Mohammedaner fest knüpfen und für das Unglück der Letzteren einen gewissen Grad von Mitleid bekunden, das ist eine Frage, auf die wir hier nicht eingehen wollen. Als eine Thatsache, und zwar als eine ziemlich überraschende Thatsache jedoch müssen wir es anführen, daß die türkischen Juden in dem allerneuesten Bedrängnisse des Islam nicht nur entschieden sich auf die Seite der Moslims stellten, sondern an den freiwilligen Kriegesopfern sich reichlicher betheiligten, als andere Rußland feindlich gesinnte Nichtmohammedaner. Es ist nämlich bekannt, daß während der grauenvollen Kriegszüge in Rumelien, bei welcher Gelegenheit die großartigsten Völkerverschiebungen in der modernen Zeit stattgefunden haben, die Juden fast überall den fliehenden Türken sich anschlossen, so oft die Furcht vor bulgarischer Grausamkeit Letztere zur Flucht veranlaßte. Der Leser wird sich erinnern, der auf mehrere hundert Köpfe sich belaufenden Zahl der aus Kazanlik sich flüchtenden Juden, die Hab und Gut im Stiche lassend, auf weiten Umwegen über die Donau, Ungarn und Triest, zu Meer sich den südlichen Theilen des ottomanischen Staates zuwandten. Aehnliches geschah von Sophia und anderen Orten aus, überall wo die christlichen Culturverbreiter und Befreier sich zeigten. Möglich, daß dies in erster Linie dem Umstande zugeschrieben werden mag, daß Rußland nirgends und auch in Asien nicht im Geruche besonderer Religionstoleranz gestanden, möglich, daß es die Furcht vor den Bulgaren, den modernen Freiheitsmartyrern, war, doch der Sachverhalt konnte den Moslimen nicht unbekannt bleiben und höchst charakteristisch waren die Aeußerungen der türkischen Tagespresse gegenüber diesen Sympathiebezeugungen der Juden, bei denen man erst jetzt, also nach einem nahezu vierhundertjährigen Zusammenleben, die Entdeckung machte, daß sie in ritueller Hinsicht, in Weltanschauung ꝛc. den Moslimen so nahe stehen und Jammerlieder darüber anstimmte, daß man das früher nicht bemerkt hatte. Ja, so rächt sich Ignoranz und Indolenz bei Einzelnen sowohl als bei ganzen Gesellschaften! — Was die Betheiligung der Juden an den Kriegesopfern im Innern Asiens anbelangt, so hat uns die seinerzeit veröffentlichte Contribuentenliste zur Genüge belehrt, daß die

Namen der jüdischen Spender häufiger und mit großen Summen verzeichnet waren, als die dortigen Christen.

Aus dem bisher Gesagten wird der Leser zur unparteiischen Einsicht gelangen, daß dem Juden des Orients, ungleich dem christlichen Raja, der gänzliche Niedergang der weltlichen Macht der Osmanen auch schon deshalb nicht als höchstes Ideal seiner Wünsche vor Augen schweben kann, weil seine Lage hierdurch sich verschlimmern und er vom Regen in die Traufe gelangen würde. Könnte der Machteinfluß der moslimischen Herrscher im Nu weggezaubert und durch eine auf Freiheit, Humanität und Rechtsinn basirende Regierung irgend einer abendländischen Macht ersetzt werden, so hätten die Juden im Osten dagegen wohl gar nichts einzuwenden, denn ein solcher Wechsel müßte und würde als die Morgenröthe einer besseren Aera, als der Anfang einer ungekannten Glücksperiode begrüßt werden. Doch leider ist unser abendländischer Machteinfluß nicht stark genug, um das alte Uebel radical zu heilen, denn mit Vernichtung der moslimischen Willkür tritt die christliche Willkür auf und zwar die orientalisch-christliche Willkür, von deren Veilleitäten und Tendenzen sich nur der einen Begriff machen kann, der diese in schwarzer Ignoranz und Aberglauben, in knechtischer Verkommenheit und Bosheit aufgewachsene Gesellschaft kennt, die sich nun gleich einer freigelassenen Sklavenhorde gerirt. Europa hat es vermocht, den Christen des Abendlandes Freiheit zu geben, ihnen sogar materielle Macht zu gewähren, doch Europa hat es bis jetzt nicht vermocht, den orientalischen Gläubigen in Christum auch christliche Sanftmuth und Geduld und die Bildung des Abendlandes zu verleihen; Beweise dessen sind die Kämpfe unserer eigenen Kabinete gegen Rumänien und Serbien, Kämpfe, die nun bei den Bulgaren in neuer Auflage zum Vorschein kommen werden, so daß wir, alles in allem genommen, den Juden im Orient es gar nicht verargen können, wenn sie für Bestand der Ottomanenmacht sich ereifern und hierin auch von ihren Brüdern im Abendlande unterstützt werden.

# Rundschau über das nationale Leben.

## Verständigung oder Auflösung.

Von
J. C. Bluntschli.
Heidelberg.

Mit gespannter Aufmerksamkeit, aber nicht ohne Besorgniß, sieht die Nation auf die gegenwärtigen Verhandlungen des Reichstages. Die öffentliche Meinung, soweit sie nicht durch Sonderinteressen befangen ist, fühlt sich unsicher in ihrem Urtheil über den Widerstreit der Meinungen betreffend Steuersystem und Zolltarife. Instinctiv wünscht sie lebhaft eine Verständigung zwischen dem Reichskanzler und dem Reichstag und würde in dem Bruch zwischen beiden ein großes Unglück erkennen, welches unsere wirthschaftliche Calamität nicht heilen, sondern verschlimmern müßte, und den wirthschaftlichen Leiden ernste politische Gefahren beifügen würde.

Die Zeitungen geben doch nur ein unvollständiges und ungenaues Bild der Stimmungen und Bestrebungen, welche sich in den Massen zur Zeit regen. Seit der socialdemokratischen Agitation sind die großen Volksklassen bis auf den Grund unruhig geworden. Die Zollprojecte haben in den weitesten Kreisen die Interessen und die Begehrlichkeit aufgeregt. Niemand kann mit Sicherheit voraussehen oder bestimmen, wohin die Strömung treiben würde, wenn die Auflösung des Reichstags die Urwähler neuerdings zu den Wahlurnen riefe.

Es sind nur drei Fälle möglich:

1. Es erklärt sich eine *entschiedene Mehrheit* des Volkes zu Gunsten der Wirthschaftspolitik des *Reichskanzlers* und wider den jetzigen Reichstag.

Ein solcher Ausgang ist nur möglich bei erheblicher Verstärkung der conservativen Parteien, mit denen ein Theil der Ultramontanen sich verbände und nicht ohne große Verluste der liberal-nationalen Partei.

Mag man einen solchen Niedergang der Partei für einen unverdienten oder für einen verschuldeten halten, in beiden Fällen wäre er ein nationales Unglück. Das deutsche Reich ist nun einmal selber eine *hochliberale* und es ist eine *eminent nationale Schöpfung*. Es ist daher für das Reich und die Reichsregierung durchaus nicht gleichgültig, wenn die Partei, welche jene Principien als die Leitsterne ihrer Politik bekennt und im Großen und Ganzen — trotz gelegent-

licher Irrthümer im Einzelnen — ihnen treu geblieben ist, aus der Majorität in die Minderheit versetzt wird, und die Mehrheit großen Theils von solchen Parteien und Fractionen gebildet würde, welche den liberalen Ideen abgeneigt und der Neuschöpfung des Reiches widerwillig beigetreten sind, denen particularistische und kirchliche Interessen oft mehr am Herzen liegen, als nationale und staatliche.

Es würde ganz unzweifelhaft sogar der Energie des Reichskanzlers schwer werden, auch dann noch den Fortschritt des Reiches zu leiten. Es würde ein bedenklicher Stillstand, ja vielleicht ein Rückgang der großartig begonnenen Entwicklung kaum zu vermeiden sein.

Der Reichskanzler mag zuweilen Grund gehabt haben, sich über doctrinäre Befangenheit nnd kleinliche Nergeleien auch einzelner Liberal-Nationaler zu ärgern; er würde trotz alledem noch mehr Grund finden, die Unterstützung und Hülfe der Partei in großen Fragen herbeizusehnen. Er würde sich dann aber, von ebenfalls doctrinären und nicht minder kritelnden und zugleich feindlichen Angriffen aus der conservativ-ultramontanen Majorität gestachelt und verletzt, vergeblich nach der entscheidenden Stimme der Liberal-Nationalen umschauen.

Dieser erste Ausgang wäre somit für die liberal-nationale Partei verderblich, für den Reichskanzler gefährlich und für das Reich schädlich.

2. Nicht besser steht es mit der zweiten Möglichkeit: Die gegenwärtige liberale Mehrheit des Reichstags würde in den Wahlen einen entschiedenen Sieg erkämpfen gegen den Reichskanzler.

Die liberalen Parteien hätten wahrlich keine Ursache, sich eines solchen Sieges zu erfreuen. Derselbe wäre nicht möglich ohne eine Verstärkung der radicalen und sogar der revolutionären Elemente, nicht ohne eine Schwächung der gemäßigten und besonnenen Theile. Das aber ist von jeher die größte Gefahr der parlamentarischen Volksvertretungen, daß sie von den extremen Leitern, die sich als die vorzugsweise entschiedenen und consequenten geberden, ins Verderben gestürzt werde. Diese radicalen Führer mit ihren negativen Talenten sind wohl fähig, alle Autorität zu untergraben und den Schlamm in der Tiefe aufzuwühlen; aber sie sind ganz unfähig, den Staat zu leiten und die Volkswohlfahrt zu erhöhen.

Wir haben nicht blos in der Geschichte fremder Revolutionen, wir haben ebenso in der Geschichte der deutschen Revolution von 1848 warnende Beispiele vor Augen. Die Art, wie in Paris unmittelbar nach dem Sieg des liberalen Bürgerthums bei den Wahlen und nach der Constituirung einer aufrichtigen republicanischen Regierung die radicalen Elemente sich vordrängen, ist sehr geeignet, diese Warnungen zu verstärken; denn heute schon sind die Aussichten der napoleonischen Restauration günstiger geworden, als man in den Tagen der Erhebung Grevy's auf den Präsidentenstuhl für möglich gehalten hatte.

Wenn dann überdem der Fürst Bismarck nach einer solchen Niederlage sein Amt niederlegte, wer könnte ihm das verdenken? Und wer wagte es, wer vermöchte es, ihn zu ersetzen? Es wird freilich eine Zeit kommen, in welcher für einen Ersatz gesorgt werden muß. Aber es wäre vermessen und thöricht, diesen Moment gewaltsam herbeizuführen. Heute sind wir noch nicht in so gesicherten und so normalen Verhältnissen, daß wir ruhig den Schöpfer des Reichs scheiden sehen könnten. Weder die auswärtige Politik noch die innere sind so beschaffen, daß wir

die ungewöhnlichen Charakter- und Geisteseigenschaften des Reichskanzlers entbehren können.

Die Autorität des Reichskanzlers, den alle Feinde und Hasser des Reiches fürchten, hält dieselben in Schranken und sichert das Reich vor vielen Angriffen, die augenblicklich wiederkämen, wenn das Medusenhaupt sie nicht mehr schreckte. Wie tüchtig immer der Nachfolger des Fürsten Bismarck sein möchte, die rivalen Mächte würden doch viel leichter sich getrauen, seiner Politik entgegenzutreten und Schach zu bieten, sie würden die Kräfte des Nachfolgers jedenfalls vorerst nicht so hoch schätzen, wie die erprobten des jetzigen Reichskanzlers. An den vielen deutschen Fürstenhöfen und innerhalb der Landesregierungen würden alle selbstherrlichen und particularistischen Triebe sofort mächtig ins Kraut schießen und der nationale Weizen würde in Gefahr kommen, von dem wuchernden Unkraut erstickt zu werden.

Wenn der Reichskanzler dahin arbeitet, die Finanzen des deutschen Reiches unabhängig zu machen von den Finanzen der deutschen Länder und die Matrikularbeiträge durch erhöhte Zölle und Verbrauchssteuern zu ersetzen, so sorgt er gerade dadurch für die gesicherte Zukunft seiner Schöpfung des Reiches. Alle wirklich liberalen und national gesinnten Abgeordneten haben daher ein hohes Interesse, ihn in diesem schwierigen Unternehmen zu unterstützen. Eine Menge von Bedenken müssen vor dieser Einen entscheidenden Erwägung sich zurückziehen. Es genügt aber nicht, das Streben selber im Princip zu billigen, man muß dasselbe auch praktisch fördern und die Mittel ergreifen, die zum Ziele führen, selbst wenn das eine oder andere Einem nicht sehr gefällt.

3. Endlich die dritte Möglichkeit, ja sogar eine gewisse Wahrscheinlichkeit, ist die, daß die Neuwahlen weder dem Reichskanzler noch den liberalen Parteien, sei es einen entschiedenen Sieg, sei es eine unzweifelhafte Niederlage, brächten, sondern der gegenwärtige Zustand erhalten bliebe? Was dann?

Dann wäre sehr viel Eifer und viel Kampfesmuth ohne allen Erfolg vergeudet worden. Die Autorität sowohl der Reichsregierung als der liberalen Parteien wäre aber hierdurch geschädigt worden bei dem Volke. Die wirthschaftliche Calamität und vor allen Dingen die verderbliche wirthschaftliche Ungewißheit, welche aller Berechnung spottet und allen Unternehmungsgeist ertödtet, würden fortdauern ja sogar gesteigert werden. Wir würden nichts gewonnen, aber sehr viel verloren haben.

Wer diese drei Möglichkeiten — und sie sind die einzigen, die in Betracht kommen — unbefangen überlegt, dem wird es klar, daß aus der ernsten Krisis nur durch eine Verständigung ohne Schaden heraus zu kommen ist.

Die Grundlagen einer Verständigung dürften nicht allzu schwierig sein. Es kommen hauptsächlich folgende Dinge in Betracht:

I. Es muß dafür gesorgt werden, daß das Reich financiell auf eigene Füße gestellt wird, und alle Matrikularbeiträge der Sonderstaaten aufhören. Aber wohl gemerkt, nicht blos im Princip, sondern in der That und Wahrheit.

II. Das ist nur möglich durch Erhöhung der indirecten Abgaben, insbesondere der Zölle und der Verbrauchssteuern, unter denen der Tabak jedenfalls als ein besonders steuerfähiges Object wesentlich betroffen werden muß.

Die Art der Besteuerung ist immer nur von secundärer, nicht von primärer Bedeutung.

III. Dem doctrinären Fanatismus mit seinem Feldgeschrei: „Hie Schutzzoll, hie Freihandel", muß entschieden entgegengetreten werden. In dieser Hinsicht ist das Programm des Reichskanzlers: Wesentliche Finanzzölle, aber zugleich möglichste Berücksichtigung der ökonomischen Interessen der großen Volksklassen und möglichste Sorge für die Bedürfnisse der Industrie und für die Fähigkeit des Reiches, günstige Verträge mit dem Auslande abzuschließen, den Wünschen der Nation entsprechend.

IV. Die sogenannten constitutionellen Bedenken und Rücksichten auf das Budgetrecht können wohl berücksichtigt werden, ohne alle Gefahr. Hier wird eine Verständigung leicht sein, nach den vorläufigen Aeußerungen des preußischen Finanz-Ministers. Die ganze Sache ist überdem lange nicht so wichtig für die Praxis, als sie gelegentlich dargestellt wird und im Hinblick auf den früheren Conflict von 1866 in Preußen Vielen scheinen mag.

V. Nie darf der Streit um Einzelnes so geführt werden, daß die Wirksamkeit der ganzen Reform in Frage gestellt wird.

VI. Ganz verwerflich ist das kleinliche und schädliche Sparsystem, das neuerdings in der Budget-Commission empfohlen wird. Die Thatkraft der Nation und der Muth der deutschen Industrie bedürfen vielmehr der kräftigen Unterstützung des Reiches, nicht der Hemmung. In dieser Hinsicht ist von den Franzosen Vieles zu lernen, welche trotz der Milliardenentschädigung, die sie zu bezahlen hatten, sofort große Etatsunternehmungen wagten und das verwüstete Paris neu und schön herstellten. Gerade weil die Industrie leidet und allgemeine Muthlosigkeit um sich greift, muß der Staat voran gehen in der Schaffung großer, fruchtbarer Werke. Das wird förderlich und belebend auf alle Gewerbe wirken. Wir müssen mit den besten Leistungen auch der vorgeschrittenen Nationen wetteifern und Bestes schaffen. Nicht „billig und schlecht" sei die Parole, sondern „ausgezeichnete Arbeit und gute Bezahlung."

---

## Britisch-Indien nach dem afghanischen Feldzuge.

Von

**E. Schlagintweit.**

Eine stattlichere Angriffsarmee, als Britisch-Indien seit dem zweiten birmanischen Kriege aufbrachte (beendet 1853), rückte am 21. November 1878 in drei Corps (dem Kabul-, Kuram- und Quetta-Corps) in der Stärke von 34 730 Mann, darunter 12 740 Europäer, in Afghanistan ein und gewann im raschen Siegeslaufe die wichtigen Städte Kandahar im Süden, Dschellalabad im Norden und im Centrum die Zugänge zum wichtigen Schaturgardanpaß als Winterquartiere. Nach den Berichten einzelner Kriegscorrespondenten soll der Armee im Rücken durch übelwollende Stämme, in der Front durch Rüstungen in der Hauptstadt Kabul Gefahr drohen. Angesichts der Thatsache, daß feindliche Massen, die im Rücken auftauchen, von ihren bisherigen Bundesgenossen abgeschnitten sind und von zwei Seiten bedrängt werden können, sind jedoch von diesen ernstliche Schwierigkeiten nicht mehr zu erwarten. Ebensowenig können die Ergebnisse des Feldzuges durch

die Regierung in Kabul in Frage gestellt werden. Verglichen mit Britisch-Indien und seinen Hülfsmitteln ist Afghanistan ein Zwerg. Zu anderen Zeiten hätte die Entflammung des religiösen Fanatismus zahlreiche Gegner ins Feld gestellt, wie eine solche Erhebung 1841 die Errungenschaften des ersten afghanischen Krieges vernichtete; inzwischen erprobte der Moslim an England wie Rußland seine Unfähigkeit, gegen europäische Kriegskunst anzukämpfen und selbst unter den fanatischsten afghanischen Stämmen verfingen diesmal die Aufreizungen der Priester nicht.

Nach den Erklärungen der englischen Minister in den Sitzungen vom 13. Februar des Ober- und Unterhauses erachtet die englische Regierung den Zweck des Feldzuges erreicht; daß dies auch die Meinung der Nächststehenden sei, ergiebt sich daraus, daß ein so erfahrener Kriegscorrespondent, wie Archibald Forbes der „Daily News“, dem Kriegsschauplatz im vorigen Monat den Rücken kehrte.*) Es ist deshalb nicht voreilig gehandelt, jetzt schon die Ergebnisse des englischen Feldzuges zu verzeichnen; mit asiatischen Staaten auf der Stufe von Afghanistan kommt es gar nicht — so in Birma — oder sehr spät zu einem Friedensvertrag, und eine Proclamation des Siegers, daß die Feindseligkeiten nun ruhen, ersetzt zunächst den Frieden.

Zweck des englischen Einmarsches in Afghanistan war Aufzwingung des Vasallenverhältnisses zu Britisch-Indien, welches die englisch-russischen Abmachungen über Afghanistan vom Jahre 1873 zur Voraussetzung hatten, das aber in Wirklichkeit nicht bestand und zur dringenden Nothwendigkeit wurde, seitdem der Amir Neigung zeigte, sich unter Rußlands Schutz zu begeben.

Der Kriegsfall mit Afghanistan war gegeben seit der beleidigenden Ablehnung einer englischen Gesandtschaft seitens des Herrschers Amir (verderbt Emir) Scher Ali von Afghanistan. Die Weigerung, eine Gesandtschaft aus Engländern zu empfangen, bei welcher es auch nach Zustellung eines Ultimatum verblieb, wie dies im europäischen Völkerrechte Gebrauch wurde, fiel politisch um so schwerer ins Gewicht, als zur Zeit der Absage eine russische Gesandtschaft unter General Stoljetow beim Amir weilte. Beim ersten Zusammenstoße fielen die Bollwerke, Ali Masdschid im Khaiberpasse und das verschanzte Lager am Peiwarpasse im Kuramthale, Stellungen, von welchen die Afghanen angenommen hatten, daß sie uneinnehmbar seien. Die russische Gesandtschaft erlebte noch in der Hauptstadt Kabul den Eindruck dieser Niederlagen auf Herrscher und Volk; Mitte December trat sie den Rückweg an, in ihrem Gefolge Scher Ali, welcher sich in der Hauptstadt nicht mehr sicher fühlte und obwohl todtkrank erst an der Nordgrenze seines Reiches, in Mezari scherif, unter seinen getreuen Uzbeken Halt machte, die ihm 1868 den Thron erstritten hatten. Dort starb Scher Ali am 21. Februar dieses Jahres.

*) Indische Blätter erzählen von A. Forbes ein feines Stückchen, wie er es bewirkte, daß „Daily News“ die Nachricht vom ersten siegreichen Ereignisse, der Einnahme der Grenzveste Ali Masdschid, einen Tag früher erhielt als das Weltblatt „Times“. Beide Correspondenten ritten mit den Vortruppen in die verlassene Veste ein; jetzt noch, rief Forbes seinem Kollegen zu, ist Gelegenheit, sich mit Erinnerungen zu versehen; wenn die Hauptmacht einzieht, sei es zu spät, er kenne dies aus dem russisch-türkischen Kriege (als Correspondent bei General Gurko's Abtheilung). Während der Nebenbuhler suchte, schlug sich Forbes auf die Seite, brachte rasch ein Telegramm zu Papier und sprengte damit am überlisteten Rivalen vorbei dem Feldtelegraphen zu.

Während die englisch-indischen Truppen die afghanische Armee aus den Grenzstrichen warfen, kam ein englisch-russischer Depeschenwechsel zum Abschluß, welcher Afghanistan an England überliefert, Rußland und seinen Unterthanen aber verschließt. Mit Depeschen vom 24. bezw. 31. Januar 1873 hatten Rußland und England beiderseits den Amu Darja als Grenzfluß von Afghanistan gegen Bokhara und die östlich daran anstoßenden Herrschaften in den Pamir-Hochthälern anerkannt; England hatte darin die Verpflichtung übernommen, „seinen ganzen Einfluß auf Scher Ali zu gebrauchen, um ihn zur Aufrechthaltung des Friedens und Enthaltung von allen Angriffen oder ferneren Eroberungen zu veranlassen.“ In späterem Schriftenwechsel wird genaue Absteckung der Grenzen Afghanistans als wünschenswerth erklärt; eine russische Depesche vom 15. Februar 1875 erklärt ausdrücklich Afghanistan als „außerhalb der Actionssphäre Rußlands“ liegend. Entgegen diesen Vereinbarungen hatte Rußland Unterhandlungen mit Afghanistan eingeleitet. Die Vorverhandlungen wurden durch Unterhändler gepflogen, die, wenn sie europäischer Abkunft waren, in Afghanistan nur als Nasilbaschi, d. i. unter Verkleidung, reisten; der Vertragsabschluß ward sodann einer glänzenden Gesandtschaft von Europäern übertragen. Am 2. Juli 1878 brach die Gesandtschaft von Samarkand auf und erreichte am 26. (oder 31.) Juli die Hauptstadt Kabul. Es mußte in England befremden, daß von der Zusicherung der Nichteinmischung seitens Rußlands noch in einer Zeit abgegangen wurde, in welcher der Berliner Congreß bereits soweit gediehen war, daß die russischen Unterhandlungen nicht mehr damit zu rechtfertigen waren, der Kriegsfall mit England sei bevorstehend und es deswegen gestattete Vorsicht, Afghanistan als Verbündeten zu werben, der im Stande wäre, einen beträchtlichen Theil der englischen Armee in Indien festzuhalten. Auf erhobene Vorstellung gab Rußland der Mission den Anschein eines reinen Höflichkeitsactes; England faßte die Entsendung der Gesandtschaft und ihr Verbleiben in Kabul jedoch als eine Verletzung der russischen Verpflichtungen auf, und Angesichts der Erfolge der englischen Waffen wie der erwiesenen Ohnmacht Afghanistans sah sich Rußland genöthigt, unterm 19. December v. J. alle früheren Abmachungen über Afghanistan als bindend und zu Recht bestehend anzuerkennen. Die Versteinung der Nordgrenze von Afghanistan durch eine gemischte Kommission, die 1873 vorbehalten und 1875 beiderseits wiederholt als dringend nothwendig bezeichnet wurde, ist jetzt möglich und wird nach der Rückkehr friedlicher Zustände als eine der ersten internationalen Arbeiten in Angriff genommen werden.

Englands bestimmtes Auftreten kostete Schir Ali den Thron und entzieht seinen Nachfolgern einen breiten Grenzstrich, der mit den Schönheiten des Hochgebirges in den tieferen Thälern die reiche Ertragsfähigkeit des indischen Bodens verbindet; Rußland dagegen beraubt es des hohen Ansehens in welches es sich bei den Moslims Innerasiens wie den Bewohnern jeglichen Glaubens im nördlichen Indien durch seine fortgesetzten Vorwärtsbewegungen in Mittelasien und die Niederwerfung der Türkei gesetzt hatte. Durch die Erzählungen afghanischer Händler, die in Zügen, die einem wandernden Volke gleichen, im September nach Indien herabsteigen, im April es wieder verlassen und inzwischen unter Benutzung der Eisenbahnen das nördliche Indien durchstreifen, wurde bei den Indiern der Glaube an Rußlands Uebergewicht über England groß gezogen; eine Schandpresse, zu deren

Unterdrückung das Gesetz vom 14. März 1878 nöthig wurde, vergrößerte die Nachrichten von fortwährender Vergrößerung Rußlands in Mittelasien, man stieß darin häufig auf Artikel, daß die Engländer nur durch die Flucht ihr Leben retten können, wenn Britisch-Indien der Schauplatz eines russischen Einfalls werden sollte. Wo immer in den Nordprovinzen die Erinnerung an frühere Eroberungen von jenseits der Berge eine lebendige geblieben war, sah man bei Beginn des englischen Feldzuges gegen Afghanistan die reicheren Landwirthe und Händler ihre Kostbarkeiten in Verstecken hinterlegen, Gläubiger ihre Außenstände beitreiben; denn, wenn auch der Amir gegen die Engländer nicht Stand halten könne, wer bürge dafür, daß nicht Rußland seine Sache aufnehme. Mit Recht betonten die englischen Staatsmänner — so jüngst wieder Marquis von Salisbury in der Unterhaussitzung vom 10. December v. J. —, daß Britisch-Indien von einer diplomatischen Thätigkeit Rußlands in Afghanistan große Gefahren gedroht hätten. Die Stockindier setzen an der englischen Verwaltung die gleichmäßige Arbeit des ineinander greifenden Behörden-Organismus aus, unter welcher für Gunst, ungerechte Bereicherung, und den Weg selbst zur königlichen Würde durch gelungene Intrigue kein Raum mehr ist; der an englisch-indischen Mittelschulen, denen westeuropäische Einrichtungen zum Vorbilde dienten, halbgebildete Indier hofft in seinem über Ziele und Mittel noch unklaren Streben von Rußland Aenderungen nach seinen Wünschen. Alle diese Elemente würden in russischen Agenten den Mittelpunkt finden, den die jetzt vereinzelt mit politischen Reformplänen sich tragenden Indier noch entbehren. So großartige Vorstellungen der Indier im Allgemeinen sich von Rußlands Macht macht, so ist doch russisch Turkistan noch zu weit, als daß auf diesem als Helfer die Blicke haften können. Diese Möglichkeit wäre gegeben gewesen, wenn eine Reise an den Amtssitz eines russischen Agenten, der sich bei passender Gelegenheit zum Leiter einer auch nur unbedeutenden Verschwörung aufwerfen konnte, mit nicht größeren Schwierigkeiten auszuführen war, als sie in Indien aus der Reise aus entlegener Gegend in die Provinzialhauptstadt erwachsen.*)

Durch die Erfolge der englischen Waffen erfährt Britisch-Indiens Westgrenze gegen Afghanistan eine Berichtigung von weittragendster Bedeutung für die Entwickelung des ganzen Kaiserreiches. Bisher endete die Grenze auf der ganzen Länge von 1120 Kilometern gegen Afghanistan am Fuße der Vorberge; Indien ist gegen Afghanistan offen, der gegenüber liegende Grenzstrich dagegen schwer zugänglich. Diesseits haben fleißige Ackerbauern bis hart an die Grenze jeden tauglichen Boden unter den Pflug genommen, die Landstädtchen sind ein Sitz reger Gewerbethätigkeit; jenseits wohnen Nomaden, welche kaum das nöthigste Speisegetreide erzielen und nur die wichtigsten Hausgeräthe darstellen, sonst aber das ungebundene Leben von Hirten und Jagdvölkern führen. Vom Hinterlande Afghanistan ist dieser Grenzstrich geographisch und historisch, wie nach Rasse, Gebräuchen und Einrichtungen getrennt.

*) England konnte den Vertragsbruch um so weniger ruhig hinnehmen, als sich im Sommer 1877 verdächtige Personen an den Höfen indischer Fürsten herumtrieben, die allgemein als russische Agenten galten. Nach den Ermittelungen der Regierung verkehrten diese Personen mit den Leibdienern einzelner Fürsten und machten durch diese Anträge; die russische Regierung konnte diese Schritte jederzeit ableugnen, und die Agenten als Unterhändler auf eigene Faust brandmarken. Kein Fürst war so blind, sich mit diesen Personen einzulassen und sich in unabwendbares Verderben zu stürzen.

Die vom Safed-Koh nach Süden auslaufende Kette mit ihren Verzweigungen bildet eine natürliche Grenzlinie; alles Land diesseits dieser Ketten dacht sich gegen Indien ab; die Eingeborenen sind stärker gemischt mit indischen Ariern, ihre Stammesverfassung ist eine Einrichtung, ganz verschieden von der monarchischen Spitze auf dem anderen Abhange des Gebirges.

In Verträgen mit Britisch-Indien nennt der Amir diesen Grenzstrich einen Bestandtheil seines Reichs. England erprobte aber, daß es mit den Bewohnern direkt in Verkehr zu treten hatte, wenn Forderungen geltend zu machen waren, Vereinbarungen erzielt werden sollten; der Amir war nicht im Stande, Zwang eintreten zu lassen. Jedes Thal ist von einem eigenen Stamme bevölkert, jeder Stamm in Geschlechter gespalten; jede Unterabtheilung wählt sich ihre eigenen Ausschüsse und Führer, nicht einmal dem Geschlechtsoberhaupte wird jedoch von seinen Angehörigen Folge geleistet; nur gegen einen gemeinsamen Feind schließen sich die Geschlechter zum Stamm, die Stämme zur Nation zusammen. Mit Eroberung des Pandschab von den Sikhs (1849) wird Britisch-Indien Grenznachbar dieser Stämme und fortwährend blieben die Beziehungen gespannte. Fast jeder Grenzstamm ging unter der Drohung mit Gewaltmaßregeln Verträge mit England ein, hielt sie aber nicht, sondern raubte Dörfer aus, überfiel Reisende und Grenzwachen. Zur Züchtigung für begangene Missethat wurden die Stämme blockirt, d. h. ihnen der Zutritt nach Indien, aus welchem sie sich mit Lebensmitteln und Handelswaaren zu versehen haben, unter Strafe untersagt, dann, wenn die Blockade in Masse durchbrochen wurde, von militärischen Expeditionen in ihren Wohnsitzen aufgesucht. Jährlich wurde eine, wenn nicht mehrere solcher Expeditionen nothwendig; einige gestalteten sich durch den heftigen Widerstand und die Zahl der aufgebotenen Mannschaften zu kleinen Feldzügen. Die englisch-indische Reichsarmee erwies sich unzureichend zur Zurückdämmung der Grenzler, eine eigene Grenzarmee von (1877) 12 540 Mann wurde angeworben und ist mit 35 000 Mann (darunter 16 500 Engländern) längs der Grenze in zahlreichen Festungen, verschanzten Lagern, Vesten und Blockhäusern aufgestellt, so daß die Ueberwachung dieser Grenze 27 Prozent der gesammten Streitmacht in Indien beansprucht.

Die Erfolge entsprachen diesen Anstrengungen nicht; die Denkschrift des obersten Beamten Britisch-Indiens, Vicekönig Lord Lytton, äußert sich hierüber sehr abfällig: *) „Niemand wird unsere jetzigen Beziehungen zu den afghanischen Stämmen jenseits der Grenze befriedigend zu nennen wagen; ich wenigstens kenne auf der ganzen Erde keinen Fleck, wo eine große civilisirte Macht nach 25 Jahren friedlicher Beschäftigung gleich wenig Einfluß auf ihre halbwilden Nachbarn erlangte, und gleich wenig von ihnen wüßte; selbst im Umkreis unserer Hauptgrenzgarnisonen wird das Grenzland noch innerhalb des ersten Tagesrittes zum unbekannten Gebiet und auf größere Entfernungen, als 2—3 Kilometer, vermögen wir kaum einen unserer Unterthanen zu schützen. Der Einwand, daß es im persischen Reiche oder unter der Sikhregierung nicht anders gewesen sei, hat für mich nichts Tröstliches; man müßte denn zugeben, daß unsere Civilisation nicht besser sei als jene, unsere Beamten aus keinem besseren Stoffe als ein asiatischer Befehlshaber

*) Reorganisation of the Frontier, Minute by the Viceroy, Lord Lytton. Gazette of India 1878.

und unsere Macht, unsere Hilfsmittel und militärischen Einrichtungen nicht unermeßlich überlegen jenen Königreichen, die durch einen bloßen Theil der Macht, die wir jetzt entfalten können, zu Boden geworfen sind.

Ich bin gegen die Form der Züchtigung durch kleine militärische Expeditionen. Jede Entfaltung und Fühlbarmachung von Macht, in Zerstörung von Dörfern und in Vernichtung von Menschen, die an dem zu ahndenden Einfalle sich nicht betheiligt hatten, aber nicht geschont werden können, weil sie zu dem Stamme gehören, dem unsere Ueberlegenheit fühlbar werden soll, thut unter unseren barbarischen Nachbarn dem Gefühl für Recht und Billigkeit Abbruch, welches wir doch pflegen sollten. Der Erfolg dieser Expeditionen ist sehr bescheiden, ja ein solcher wurde nicht selten überhaupt nicht erreicht und regelmäßig waren die Verluste groß, ja größer als die Verluste auf der andern Seite. Es gibt kaum aufregendere Gefechte, als diese Kämpfe, sie hinterlassen aber keinen dauernden Eindruck; sobald sich größere feindliche Massen sammeln, müssen unsere Truppen zurückweichen, um nicht einen Grenzkrieg in großem Maßstabe auf sich zu ziehen, und triumphirend weisen die betroffenen Stämme auf unsern Rückzug hin.

Verfehlt war ferner das System von Arbabs oder Mittelspersonen im Verkehr mit den Stämmen; ich meine, nicht einmal diese wenigen Vermittler sind uns sicher und ergeben, ich spreche mich deshalb für Auflassung dieser Stellen aus. Wir haben guten Grund zur Befürchtung, daß diese Personen die Gelegenheit, wie den Willen haben, Schwierigkeiten hervorzurufen, um ihre eigene Wichtigkeit in den Vordergrund treten zu lassen; erst kürzlich kam die Polizei von Peschawar dahinter, daß einer dieser Arbab, gegen welchen wir äußerst vertrauensselig gewesen, sich in eine verrätherische Correspondenz mit gewissen Personen in Kabul eingelassen hatte, auf welche wir erst nach dem Tode des Mannes aufmerksam wurden. Es ist besser, wir entschlagen uns ihrer Dienste und verkehren direkt mit den Stämmen; selbst bei aller Ergebenheit halte ich keinen Arbab für fähig, den englischen Charakter und unsere eigenen Anschauungen dem Eingeborenen zum Verständniß zu bringen."

Mit Erlaß vom 29. November 1877 bewilligt dann der englische Staatssekretär für Indien die Bildung einer eigenen Grenzprovinz aus allen jenseits des Indusflusses liegenden Distrikten und Entbindung der leitenden Beamten von den laufenden Geschäften, „um sich besser mit den unruhigen, aber nicht hoffnungslos unlenkbaren Nachbarn jenseits der Grenze bekannt machen zu können. Grenzfragen in der Pandschab-Bombay-Grenze kommt jetzt eine viel größere Bedeutung zu, als früher und ihre Behandlung bietet größere Schwierigkeiten. Verschiedene Ursachen haben dazu beigetragen, Erregung und Unruhe in die muselmännischen Bevölkerungen zu tragen, die hier unsere unmittelbaren oder entfernten Nachbarn sind. Gleichzeitig brachten die militärische Rührigkeit und der große Ländererwerb der Russen in Centralasien Aufregung selbst unter den Völkern jenseits der Grenze ihres unmittelbaren Einflusses hervor und mögen den Glauben erregt haben, ein Conflikt mit der englischen Macht sei nicht mehr so ganz hoffnungslos wie früher."

Ohne den englischen Feldzug hätte die neue Provinz bei großer Länge sehr geringe Breite erhalten. Die Endpunkte des jetzt besetzten Gebietes, Kandahar im Südwesten, Dschellalabad am Kabul im Norden, werden als Grenzstädte des an

Britisch-Indien fallenden Landstriches genannt, so daß sich hierdurch für England der Erwerb eines Gebirgslandes in der ungefähren Größe der Ostalpen ergibt. Die Gegend um Kandahar und Dschellalabad ist von einer seßhaften und fleißigen Bevölkerung bewohnt, den Dihkan oder Parsiwan, Ackerbauer und Gewerbetreibende, die von den herrschenden Classen unterdrückt, sich 1839 bei der ersten Besetzung von Afghanistan den Engländern freundlich gesinnt erwiesen und auch jetzt wieder bereitwillig für die Verpflegung der englischen Armee eintreten.

Der englische Feldzug in Afghanistan deckte manche Schäden der englisch-indischen Heeresverfassung auf. Die Zusammenziehung des Angriffs-Corps machte keine Schwierigkeit, weil bereits mehr Truppen an der Grenze standen, als dazu bestimmt wurden. Aus dem Mutterlande wurde die englische Armee nur um 5 Batterien vermehrt; aus den Garnisonen im Innern des Reiches wurden an indischen Truppen nur wenige Regimenter herangezogen. Zur Sicherung der Wasserstraßen wurden später die vertragsmäßigen Contingente von Vasallenstaaten der Grenzprovinz Pandschab in der Stärke von 4000 Mann mit 13 Batterien aufgeboten; diese Maßregel war politisch um so unbedenklicher, als die Staaten, denen dieses Contingent entnommen wurde, wegen Minderjährigkeit ihrer Fürsten noch unter englischen Beamten stehen oder unter solcher Verwaltung bis in die jüngste Zeit standen. Die englisch-indischen Regimenter wurden auf Kriegsstärke durch Freiwillige aus solchen Regimentern gebracht, die keine Marschordre erhalten hatten; das Verwerfliche dieses Verfahrens, das die Organisation der ganzen Armee erschüttert, ist seit Jahrzehnten von Fachkommissionen hervorgehoben, aber noch immer fehlt es an einem Reserveplan für die indische Armee. Das durchschnittliche Lebensalter des Indiers erhebt sich nur auf 29 Jahre; mit der Anwerbung verpflichtet sich der Rekrut zu 40 Dienstjahren und wenn es auch sehr Viele durch wirkliche oder erdichtete Krankheiten dahin bringen, nach dem 15. Dienstjahre, mit dessen Abdienung das Recht auf eine Anfangs-Pension erworben ist, entlassen zu werden, so enthalten die indischen Regimenter doch noch zu viele ältere Leute; insbesondere gilt dies von den aus der Truppe emporgestiegenen Subalternofficieren. Der Krankenstand bei der afghanischen Armee war groß, wozu allerdings auch der rasche Uebergang aus dem heißen indischen in das gemäßigte, ja kalte Klima des Hochgebirges beitrug.

Zu offener Feldschlacht kam es im ganzen Kriege nur einmal: am Peiwarpasse im Kuramthale, einem Parallelthale südlich des Kabul. Der Feind leistete hartnäckigeren Widerstand, „als er je einer indischen Armee entgegengesetzt wurde"; den eingeborenen Truppen war also Gelegenheit geboten, sich im Feuer zu erproben. Der Kampf bestätigte die Befürchtung, daß die indischen Regimenter von zu wenig europäischen Officieren befehligt seien. Die Regimenter rückten mit 800 Mann und je 6 oder 7 europäischen Officieren in's Feld; nach der Beschießung von Ali Masdschid war das 27. Pandschab-Infanterie auf einen europäischen Officier herabgekommen, am Peiwarpasse standen die Adjutanten stets commandirend in der Front, ein Militärgeistlicher verrichtete schließlich Adjutantendienste. Im hitzigen Gefechte oder bei Vorrücken im Walde ballten sich Sikh-Regimenter, deren Soldaten zu den tapfersten gehören, in hilflose Klumpen zusammen, sobald sie von ihren Officieren getrennt wurden. Unzuverlässig erwiesen sich die Regimenter aus Afghanen; Leute des 29. Pandschab-Regimentes gaben ihren Landsleuten, den Gegnern, Zeichen ihres Anmarsches durch vorzeitige Schüsse und mußten aus der Front zurückgezogen werden.

Einzelne Regimenter gaben schöne Proben von Marschfähigkeit, im Ganzen bewegten sich die Colonnen jedoch langsam vorwärts; beim Quetta-Corps trafen durchschnittlich auf den Tag nur 4 km. Die Hauptschuld trifft allerdings das Zurückbleiben des Trains. Die Intendantur gebietet über zu wenig Beamte, daher ein stetes Abkommandiren gerade in dem Augenblicke, in welchem der Beamte angefangen hatte, sich in seine Aufgabe hineinzuleben. Karren waren jenseits der Grenze nicht zu gebrauchen, Elephanten nur in beschränkter Zahl beim Kabul- und Kuram-Corps. Hauptlastthier ist das Kameel, eine einzige schwere Batterie brauchte deren 450; nasse Witterung und aufgeweichter Boden ist diesen Thieren gefährlich, nur 22 auf 100 Kameele blieben durchschnittlich dauernd verwendbar. Sehr fühlbar machte sich der Mangel an eigenen Trainsoldaten. Wiederholt war die Intendantur genöthigt, werthvolle Vorräthe, ohne Wachen zu stellen, längs der Etappenstraßen abzulagern; eigneten sich die ohnehin beutegierigen Einwohner von den Vorräthen an, so wurden sie als Wegelagerer standrechtlich erschossen und das feindselige Verhalten manchen Stammes, der sich anfangs vertrauensvoll genähert hatte, wird auf solche Vorkommnisse zurückgeführt.

Das Sanitätswesen arbeitete ebenfalls mangelhaft. Die Militärärzte haben nicht wie bei uns Officiersrang, sondern sind Civilbeamte; durchschnittlich konnten jedem Regimente zwei Aerzte beigegeben werden. Mit den Medicamenten ging es theilweise knapp her. Sanitätswagen sind auch in Indien nicht überall benutzbar. Transportmittel für Schwerkranke sind deßwegen nur Tragbahren, die Träger sind Civilisten. Die Tragbahren sind von der landesüblichen Form und bestehen aus einem schweren Tragholze, an welchem ein fester Rahmen für das Bett hängt; das Tragholz wird auf die Schultern gelegt. Seit Jahren erwog die Sanitäts-Verwaltung verbesserte Formen; an Modellen fehlte es nicht, aber nochmals wurden der Armee die alten Bahren mitgegeben. In der Schlacht am Peiwar-Passe befand sich der Verbandplatz erst 3 km hinter der Front.

Nach diesen Proben von Leistungsfähigkeit bedarf die indische Armee einer durchgreifenden Umbildung, soll sie sich einem europäischen Gegner gegenüber als ebenbürtige Macht bewähren. Anderseits sind die Transportschwierigkeiten ein Beweis für die Unausführbarkeit einer russischen Invasion in Britisch-Indien, so lange die Zwischenländer sich noch keiner ordentlichen Verkehrswege erfreuen; hat aber dereinst in den beiderseitigen Machtgebieten europäische Ausdauer diese Verkehrsmängel beseitigt, dann sind die Handelsinteressen als so gewichtige in den Vordergrund getreten, daß jeder Theil bestrebt sein wird, gewaltsame Störungen des seit dem Alterthume äußerst lohnenden Handels mit Indien ferne zu halten.

---

Mit der Nichteinmischung Rußlands war der Ausgang des Kampfes und das Schicksal Afghanistans besiegelt. Die Regierung Britisch-Indiens wird nicht säumen, die jüngsten Vereinbarungen Englands mit Rußland über Afghanistan zur Kenntniß des Gegners zu bringen und bewirkt damit ohne Zweifel, daß an Stelle des Kampfesmuthes jene bekannte fatalistische Ergebenheit in das Schicksal tritt, welche die Bekenner des Islam auszeichnet.

---

# Ueber den Schutz der geistigen Gesundheit.

Nach einem am 11. März 1879 zum Besten des Vereins für häusliche Gesundheitspflege in Berlin gehaltenen Vortrage.

Von
Dr. Finkelnburg.

Es mag befremdlich erscheinen, wenn inmitten einer Zeit, die noch so schwer im Kampfe liegt gegen Gesundheitsgefahren von sichtbarer, greifbarer oder riechbarer Art, und die überall polizeilichen Schutz gegen diese Feinde anruft, nun auch bereits gegen unkörperliche Gesundheitsgefahren ein Schutz verlangt wird, — gegen Dinge, deren Prüfung sich dem Mikroskope wie dem Reagensglase entzieht, die nicht mit Händen zu greifen, sondern nur mit dem Verstande zu begreifen sind. Wozu, wird man fragen, noch ein neues Phantom den vielen Schreckbildern hinzufügen, mit denen unsere zeitungslesende Welt schon über Gebühr sich quält? Werden der ruhige Bürger und die friedsame Hausfrau nicht ohnedies schon hinreichend bis in den Traum verfolgt von dem grausigen Reigen der Trichinen und Bakterien, der Wein- und Bier-Giftmischer, der arsenikathmenden Tapeten und der bleistäubenden Kinderwagen, — gar nicht zu reden von dem asiatischen Gespenste an der Wolga? Soll etwa auch eine Reihe geistiger Gifte wissenschaftlich festgestellt und die Polizei auch gegen diese in Bewegung gesetzt werden? Nein, — nicht eine neue Sphäre gesetzlichen oder polizeilichen Schutzes soll hier angerufen werden, sondern an die Selbstthätigkeit der Bedrohten richtet sich diesmal ausschließlich die Mahnung, — an jene Selbstthätigkeit, welche man auch bei anderen Gesundheitsgefahren mehr in erste Reihe setzen sollte, anstatt nach beliebter deutscher Sitte stets Staat und Gemeinde verantwortlich machen und die Polizei in Bewegung setzen zu wollen. Freilich, unter die Bedrohten durch Nahrungsmittelfälschung oder ähnliche Dinge rechnet sich ja ein Jeder, und zum Opfer einer öffentlichen Gesundheits-Schädlichkeit geworden zu sein, bekennt Jeder gerne, — mancher findet sich sogar dabei interessant, — so lange es sich um Schädigung von Magen, Lungen, Augen oder dergleichen handelt. Wie wenige dagegen mögen sich persönlich zu den in ihrer geistigen Gesundheit Bedrohten rechnen! Und die wirklichen Opfer geistigen Siechthums, wo erheben sie ihre Klage? Die am tiefsten zu beklagen sind, die sitzen meist schon unter sicherem Verschluß, und wenn ja eine Klage von ihnen aus den Mauern des Irrenhauses in die Oeffentlichkeit dringt, — wer legt Werth auf die Aeußerungen eines Irren? Wie rasch erlischt auch das öffentliche Interesse für die, welche aus der Gesellschaft verschwunden in geistigem Sequester leben, — um so mehr, da ihr Schicksal für Verwandte und Freunde kein liebsamer Gegenstand der Erwähnung zu sein pflegt! Und so bleibt es, welchen Ausgang auch immer die Krankheit nehmen möge. Der Genesene sowohl wie die Angehörigen des Nicht-genesenen — wie wenige unter ihnen tragen Lust, das Unglück, welches ja nach herrschendem Vorurtheil ihrer Familie einen Makel aufdrückt, in die Oeffentlichkeit zu bringen! Hier fehlt also der Warnungsruf des Geschädigten ebenso sehr wie er bei körperlichen Gefährdungen übertrieben zu werden pflegt, und nur dem Fachmann, dem Arzte bleibt die Pflicht, warnend auf das Schicksal Derer hinzuweisen, welche der Gesellschaft aus dem Wege und aus den Augen geräumt

sind. Nur ihm liegt es ob, die Wurzeln jenes Unglücks aufzudecken, die gemeinschädlich weiter wuchern, und vom Rande des Abgrundes diejenigen wo möglich noch zurückzureißen, welche demselben ahnungslos zueilen. Ahnungslos gegenüber den Gefahren für die geistige Gesundheit ist auch derjenige Theil unserer gebildeten Mitwelt geblieben, welcher im Uebrigen für Gesundheitsfragen in neuerer Zeit so vielfach geläuterte Einsichten gewonnen hat. Die Zeit ist ja vorüber, in welcher man die Krankheiten alle als fremde, dem Organismus gleichsam aufgedrungene Gewalten ansah, kommend und weichend je nach zufälligen äußeren Einflüssen, daher auch geeignet, durch alle mögliche Mittel „ausgetrieben" zu werden. Auch der gebildete Nichtarzt begreift heute, daß die fertigen Krankheiten meist nur Blüthen langgehegter innerer Zustände sind, mittelbare oder unmittelbare Folgen verkehrter Lebensgewohnheiten und selbstgeschaffener Schädlichkeiten, — daß sie meist als Sühnen dienen müssen für bewußte oder unbewußte Versündigungen gegen die natürlichen Gesetze des menschlichen Daseins. Insbesondere weiß man, wie mit Ausnahme der Vergiftungen alle chronischen Krankheiten — darunter die verheerendsten und schwersten Formen, wie beispielsweise die Lungenschwindsucht — nie von augenblicklichen äußeren Schädlichkeiten, etwa der vielberufenen Erkältung ihren ausschließlichen Ursprung nehmen, sondern daß sie stets das Endresultat einer meist sehr zusammengesetzten Gruppe von Einflüssen sind, — Einflüssen, die zunächst nur durch Erzeugung einer inneren Anlage zu der betreffenden Krankheit sich geltend machen. Daher wendet sich auch unser wachsames Auge jetzt nicht mehr blos den ausgebildeten Krankheiten zu, sondern zugleich jenen krankhaften Anlagen selbst, den Zuständen geschwächter Widerstandskraft, welche den Menschen zum Spielballe äußerer krankmachender Veranlassungen machen. Man überzeugt sich mehr und mehr, daß die äußeren directen Krankheitserreger stets bestehen und kaum zu vermeiden sein werden, — daß daher unsere Hauptaufgabe darin beruhe, jenen Krankheitserregern keinen empfänglichen Boden zu bereiten, — vielmehr den Körper gegen dieselben widerstandsfähig und kräftig zu erziehen und zu erhalten, damit er auch solchen feindlichen Lebenseinflüssen gewachsen sei. Das ganze Heer der modernen rationellen Kurmethoden ist darauf berechnet, das körperliche Siechthum auch da zu bekämpfen, wo es noch nicht unter dem Bilde beschwerlicher Functionsstörungen hervortritt, sondern nur erst in verringerter Leistungsfähigkeit, in der Einbuße natürlicher Frische und Energie sich äußert. In dieser tieferen und vorsorglicheren Beurtheilung der Erkrankungs-Grundlagen finden die heutigen Bade- und Erholungsreisen, die Kaltwasser- und Seebadekuren, die Gebirgsaufenthalte u. s. f. auch solcher Personen, die weder sich selbst, noch ihrer Umgebung als Kranke erscheinen, ihren berechtigten Ursprung.

Mit dieser erfreulichen Aufklärung über die Entstehungsgeschichte der meisten körperlichen Krankheiten und über die verständigste Vorbeugung derselben hat nun die Aufklärung bezüglich der geistigen Gesundheitsstörungen bei Weitem nicht gleichen Schritt gehalten, — und zwar weder bei den Laien, noch auch bei den Aerzten selbst. Von geistigen Störungen spricht man kaum anders als in gleichbedeutendem Sinne mit jenen Zuständen voller geistiger Umnachtung, welche man im Irrenhause wiederfindet. Der Arzt, welcher unter den Symptomen eines Erkrankungsfalles auch einer Abweichung der geistigen Functionen erwähnt, muß

befürchten, seinen Klienten auch vor der gebildeten Menge in die Kategorie der Irrenhäusler zu versetzen. Und die Entstehung einer geistigen Störung pflegt man sich ziemlich allgemein als ein abgegrenztes Ereigniß zu denken, welches, wenn auch vielleicht schon einige Zeit vorbereitet, so doch im Wesentlichen mehr oder weniger plötzlich, durch Ueberschreitung gleichsam einer bestimmten Linie, eintrete. Schon die Ausdrücke „den Verstand verlieren", „überschnappen" und dergl. beruhen auf dieser Anschauung eines unvermittelten Ueberganges. Und diese Anschauung hat ja auch in der gerichtlichen Medizin noch ihre Gültigkeit insofern behauptet, als man die Frage der zweifelhaften Zurechnungsfähigkeit eines Delinquenten immer nur im Sinne entweder voller Bejahung oder voller Verneinung beantworten zu dürfen meint, d. h. also von der Voraussetzung ausgeht, daß jeder Mensch entweder im Vollbesitze geistiger Gesundheit oder in ausgebildeter geistiger Störung sich befinde, wie sie im Buche steht und im Irrenhause lebt. Und doch ist diese Anschauung eine dem wirklichen Sachverhalte nicht entsprechende. Die geistige Gesundheit, das Befinden unseres Gehirnes unterliegt durchaus denselben Graden und Stufen einer leise fortschreitenden, äußerlich zunächst unmerklichen Unterminirung, wie der Gesundheitszustand des übrigen Körpers, — es findet hier die gleiche allmälige Abschwächung der Widerstandskraft und dadurch bedingte Veranlagung oder Vorbereitung zum Erkranken bei hinzutretender äußerer Veranlassung Platz, wie bei den gewöhnlichen körperlichen Störungen. Wenn man bei offenkundigem Ausbruche einer Seelenstörung als Ursache bald diesen, bald jenen Unglücksfall, bald dieses, bald jenes kränkende oder erschütternde Ereigniß anklagt, so trifft man damit nur das letzte Moment, den ausschlaggebenden Stoß, der vielleicht an sich geringfügig ist, welcher aber doch das längst morsche Gebäude des geistigen Lebens zum thatsächlichen Zusammenbruche gebracht hat. Die eigentliche Grundlage der ganzen Erkrankung aber pflegt tiefer zu liegen und weit zurückzureichen in die ganze Lebensgeschichte des Erkrankten. Gelingt es, die oft sehr kraus verwobenen Fäden der Vorgeschichte in solchen Fällen zu entwirren, dann enthüllt sich in der Regel nachträglich eine Aufeinanderfolge solcher auch äußerer Erscheinungen, welche dem kundigen Arzte bereits früher das Herrannahen der Katastrophe unzweifelhaft verrathen hätten. Wo aber wird der Arzt zu Hülfe gezogen gegen jene inneren Seelenkämpfe, welche der Gequälte selbst sowohl wie seine Umgebung eher allem Anderen, als einem Krankheitsvorgange zuschreibt? Und wie oft tritt geistige Störung unter täuschendem, selbst den Hausarzt irreführendem Gewande auf! So wenig wie Jeder, der verkehrt spricht oder handelt, darum schon seelenkrank ist, so wenig ist umgekehrt Jeder, der noch verständig spricht und handelt, deshalb noch immer seelengesund. Es giebt sogar Menschen, die erst anfangen besonders weise und geistreich zu reden, wenn sie ihr geistiges Gleichgewicht verloren haben, — ähnlich wie im Weinrausche, — und Manche werden im Verkehre erst liebenswürdig in Folge einer krankhaften Veränderung ihrer sonstigen normalen Gemüthslage. Kein Wunder daher, daß in der Regel erst die vorgeschrittenen Grade geistiger Gesundheits-Störung oder vielmehr Zerstörung, die sogenannten Irrsinnsformen im engeren Sinne zur sachverständigen Behandlung kommen, — Formen, welche in der Mehrzahl der Fälle keine Aussicht auf Heilung mehr gewähren und denen auch eine erzielte Heilung meist nur eine zweifelhafte, durch Rückfälle leicht

gefährdete Zukunft eröffnet. Die erschreckende Zunahme der eclatanten, theils angeborenen, theils im Leben erworbenen Fälle von Geistesschwäche, welche den 450sten Theil der preußischen Bevölkerung*) ausmachen, würde schon allein hinreichen, Jedem eine sorgfältigere Umschau nach der Wurzel des Uebels und nach der Möglichkeit, sich und die Seinen dagegen zu verwahren, zum Bedürfnisse zu machen. Aber es giebt noch andere Gründe, welche dies Bedürfniß uns lebhafter vor Augen führen. Sowie nämlich im körperlichen Befinden eines großen Theiles unserer Generation neben ausgebildeten Krankheiten sich die constitutionelle Schwäche, das mühsam verdeckte Siechthum überall fühlbar macht, auf das häusliche und wirthschaftliche Leben vielfach nachtheilig zurückwirkt und zur Abhilfe mahnt, so treten auch im geistigen Leben der verschiedenen Gesellschaftsklassen dem erfahrenen Auge Erscheinungen entgegen, welche an das Bestehen verdeckter Schäden erinnern, — an zu wenig beachtete Hemmnisse einer gesunden geistigen Lebensentwickelung für den Einzelnen sowohl wie für die Gesammtheit der Nation. In denjenigen Klassen, welche mittels ihrer Hände Arbeit den Kampf ums Dasein führen, begegnet uns eine frühzeitige geistige Indolenz mit besonderer Abstumpfung der moralischen Empfindungen und mit jenem Verluste der Selbstbeherrschung, welcher in der Brutalitätsstatistik des letzten Dezenniums einen so erschreckenden zahlenmäßigen Ausdruck findet. Hier sind es die sattsam bekannten Einflüsse, deren Summe man als sociale Misere zusammenzufassen pflegt: Nahrungsmangel, Unreinlichkeit, Unwissenheit, Rohheit, und ganz besonders die große Sünde unseres Zeitalters, der Branntweinmißbrauch, — eine Vereinigung von Einflüssen, welche mit dem körperlichen zugleich das geistige Gesundheits-Niveau der Individuen herabdrücken und sie zu einem intelligenten Streben nach wirklicher Verbesserung ihrer Lage unfähig machen. Ein Fünftel der erwachsenen männlichen Irrenhausbewohner und zwei Fünftel sämmtlicher Strafgefangenen sind Trinker. Wem es gelingen wird, die Branntweinflasche wieder dorthin zurück zu bannen, woher sie gekommen, d. h. in die Officin des Apothekers, der wird die erste wirksame Bresche in den Wall gelegt haben, welcher das Problem der socialen Assainirung unserer Massen umschließt. Erst dann wird der Geist unserer Arbeiter empfänglich werden können für die ihnen gewidmeten Belehrungen, welche jetzt — wenn überhaupt aufgenommen — im nächsten Alcoholrausche wieder verklingen. Blicken wir anderseits auf die leitenden Kreise unserer Generation, auf die Gesellschaftsklasse der sogenannten Gebildeten, so tritt uns hier in großer Verbreitung eine schwächliche nervöse Reizbarkeit entgegen, welche sich im geistigen wie im körperlichen Leben widerspiegelt. Die Gemüther sind kränklich verwundbar und explosiv; die Intellecte flackern hoch auf, aber erlöschen rasch wie Strohfeuer; excessive Leistungen wechseln mit excessiver Erschlaffung; man arbeitet mit Hoch-

*) Auffälliger noch tritt die Frequenz des Irreseins bei gesonderter Betrachtung der die Mannesreife repräsentirenden Altersklasse hervor. Unter der im Alter zwischen 35 und 50 Jahren stehenden Bevölkerung Preußens kam am 1. December 1871 auf je 274 Männer 1 Geisteskranker, — ein Verhältniß, welches in einzelnen Provinzen sich noch wesentlich ungünstiger stellte, z. B. in Schleswig-Holstein für die männliche Altersklasse von 35 bis 40 Jahren auf 1:194, für diejenige von 40 bis 50 Jahren auf 1:174.

druck, aber der Maschine fehlt der Stahl; — frühzeitige Abnutzung, frühzeitiges geistiges Invalidenthum begegnet uns auf allen Wegen. Die Invaliden der Arbeit, d. h. der Händearbeit, werden heute mit Recht der besonderen öffentlichen Fürsorge empfohlen, und die Ursachen vorzeitiger Invalidität sucht man zu bekämpfen; — da möchte es wohl billig sein, auch der Invaliden der geistigen Arbeit zu gedenken, die uns in eben so vielartigen Formen und in ebenso vorzeitigem Alter begegnen wie die Invaliden der Muskelarbeit. Das geistige Arbeitscapital der Nation erheischt den Schutz aller dazu berufenen Factoren, besonders aber unsere Selbsthilfe, wenn wir alle — jeder in seiner Sphäre — vermeidbare Schäden wahrnehmen, welche eine zu frühzeitige Abnutzung des geistigen Organismus herbeiführen, — wenn diese Schäden uns selbst und unseren Pflichtbefohlenen, der heranwachsenden Jugend, unserem Fleisch und Blute Gefahr drohen.

Solche vermeidbare Schäden für die geistige Gesundheit wachsen hervor aus den verschiedensten Bereichen unseres heutigen Lebenskreises, — aus Fehlern im Erziehungs- und Unterrichtssystem, aus der Art unseres Berufs- und Geschäftslebens, aus den herrschenden Gesellschaftsnormen und aus den gesammten Verkehrsverhältnissen unserer Zeit. Greifen wir aus diesen Bereichen nur einige der bedeutsameren Momente heraus, so sehen wir, um mit der Jugendzeit zu beginnen, den Fehler alltäglich begehen daß man schwach angelegte Kinder bereits vor vollendetem Wachsthum des Gehirns einer Inanspruchnahme dieses noch zarten und reizbaren Organs unterwirft, welche nur künstlich und nur auf Kosten seiner späteren Leistungsfähigkeit durchführbar ist. Indem man dann fortfährt, auch auf dem Gymnasium den vielleicht seiner ganzen Begabung nach für einen klassischen Bildungsgang gar nicht befähigten Knaben in gleiche Reihe zwängen zu wollen mit seinen bestbegabten Altersgenossen, bereitet man dem Bedauernswerthen eine Alternative, die in jedem Falle für seine geistige Entwickelung sich schädlich erweisen muß. Denn entweder gelingt es, unter beständigem Antreiben und unter Mithülfe des fortwährend an seinen Ehrgeiz appellirenden sogenannten „Certirens" ihn auf der geforderten Höhe zu erhalten, und dann straft sich später die dauernde Ueberspannung seiner Gehirnkräfte durch frühzeitigeren Stillstand, vielleicht sogar Wiederrückgang der geistigen Entwickelung, — oder aber der Knabe giebt die Erreichung des ihm gesetzten Zieles als unmöglich auf, gewöhnt sich an ein gleichgültiges Zurückbleiben hinter den gestellten Ansprüchen und tritt nachher mit gebrochenem Selbstvertrauen und erschlaffter Willenskraft in's Leben. Die Erlahmung der geistigen Kraft im Schüler kann schon bei ihrem Beginne dem Lehrer so wenig wie den Eltern entgehen, wenn sie sein Verhalten beobachten. Die Kinder fangen dann an, vor sich hin zu starren ohne zu denken; sie sind momentan für die einfachsten Lehrbegriffe unempfänglich und werden durch ungeduldigen Zuspruch nur noch verwirrter; sie wissen ihre Aufgaben nicht zu Ende zu bringen, weinen leicht und verlieren die Lust am activen Spielen. Wird dieser Zustand richtig gewürdigt, — läßt man dem Kinde Zeit und Ruhe zur Sammlung, setzt man die Anforderungen herab und gewährt ihm spielende Anregungen zu frischer Selbstthätigkeit innerhalb seines wirklichen geistigen Kräftebereiches, — dann erholt sich das jugendliche Gehirn bald und holt in langsamer Entwickelung oft Andere ein, die ihm anfangs weit vorausgeeilt waren. Wenn aber Lehrer oder Eltern solche Kinder nur als faul oder

widerspenstig ansehen und mit disciplinarischer Strenge behandeln zu müssen glauben, dann entstehen traurige Folgezustände, die mit geistigem Bankerott für's ganze Leben endigen können und denen sich auch körperliche Störungen und Schwächezustände der verschiedensten Art beizugesellen pflegen. J. J. Rousseau verlangte für das Alter bis zum zwölften Jahre eine rein negative Erziehung, bloße Bewahrung im Naturzustande. Gelinge es, das Kind bis dahin kräftig, gesund und ohne üble Gewohnheiten aufwachsen zu lassen ohne daß es auch nur seine rechte Hand von der linken zu unterscheiden wisse, so habe man nachher mit dem Unterrichte leichtes Spiel; Alles werde dann von ihm mit spielender Leichtigkeit erlernt werden. Daher sein paradoxer Satz, die Kunst bei der Erziehung bestehe nicht darin, Zeit zu gewinnen, sondern Zeit zu verlieren. Es liegt in dieser geistreichen Uebertreibung ein wahrer Kern, dessen Beherzigung in weisen Grenzen unseren Pädagogen empfohlen werden darf. Ich erinnere an die bekannte Erfahrung, daß junge Leute, die aus irgend welchem Grunde erst spät an's Lernpult gelangten, deren Gehirn daher ohne Angestrengtsein auswachsen konnte, sich durchgängig durch schnellere und nachhaltigere Fassungskraft auszeichneten, als die normalen Frühschüler.

Nun gestatten freilich die hochgesteigerten Anforderungen der heutigen Berufsverhältnisse an das gegenständliche Wissen kein langes Vorfeiern bei unserer Jugend. Wir können dem schneller rollenden Rade der Zeit nicht in die Speichen fahren, — es würde nur über uns hinwegrollen. Aber wir haben es in der Hand, unsere Kinder nicht alle gerade vor diesen Wagen zu spannen, wenn sie nicht zu Rennpferden geschaffen sind. Nicht alle sind zu Pionieren des höheren Kulturfortschritts geeignet. Auch für den behäbigen Schritt und Trab gibt es heute wie ehedem noch lohnende Wege im Leben, — und dafür muß man auch Vorwege im Schulleben haben und muß sie benutzen. Diese Durchschnittsmenschen werden nicht die unglücklichsten sein, jedenfalls glücklicher, als unter dem jetzigen Regime, welches sie aus falscher Eitelkeit zwingt, stets auf den Zehen zu stehen. Nicht die Wissenschaft, nicht die klassische Kultur soll umkehren, aber diejenigen sollen einhalten, welche in die Avantgarde getrieben werden, ohne dahin zu gehören.

Was aber ferner für alle, auch für die begabtesten Kinder gilt, das ist der zu oft vergessene Grundsatz, daß dem Kinde in erster Reihe eine Erziehung des heranwachsenden geistigen Organs zu richtiger Thätigkeitsweise frommt und erst in zweiter Reihe eine Ausrüstung mit positivem Wissen. Letzteres kann immer nachgeholt werden, ersteres nie, wenn es zur richtigen Zeit versäumt worden. Man soll den Kinderkopf nicht anfüllen mit fremden Vocabeln, grammatikalen Regeln und Abstractionen, bevor er gelernt hat, Einfaches richtig anzuschauen, das Angeschaute logisch zu combiniren und selbstthätig anzuwenden. An Ueberfüllung mit unverdautem Vielwissen, an geistiger Indigestion gehen viele — auch von Haus aus gute — Köpfe zu Grunde. Das beständige Erlernen von Detailstoff macht geistige Myopen. Es ist dies ein charakteristisches Uebel unseres Jahrhunderts, gegen welches schon Goethe in seiner „Geschichte der Farbenlehre" sich wendet. Er sagt: „Die neuere Zeit schätzt sich selbst zu hoch wegen der großen Masse Stoffes, den sie umfaßt; — der Hauptvorzug des Menschen beruht aber nur darauf, inwiefern er den Stoff zu behandeln und zu beherrschen weiß."

Der gewaltige Aufschwung der Naturwissenschaften, deren beherrschen-

dem Einflusse sich gegenwärtig kaum noch ein Berufsgebiet ganz zu entziehen vermag, bedingt eine unabweisliche Mehranforderung an die allgemeine Bildungs-Grundlage, während anderseits der hochgesteigerte internationale Austausch auf allen Gebieten der geistigen sowohl wie der materiellen Interessen ein erhöhtes Bedürfniß zur Erlernung lebender fremder Sprachen mit sich bringt. Diesen Mehransprüchen aber vermag unsere Generation keineswegs ein aequivalentes Mehr an geistiger Arbeitskraft gegenüberzustellen, — und da wäre es wohl an der Zeit, ernstlich zu prüfen, was von den altherkömmlichen Ansprüchen jetzt noch zeitgemäß bleibe, namentlich in welchem Maße sich das gleichzeitige Festhalten an der Erlernung von zwei todten Sprachen mit reicher Grammatik und Literatur heute noch rechtfertige. Bei aller Pietät für jene Sprachformen, welche der grundlegenden Entwickelungs-Phase unserer geistigen Kultur zum klassischen Gewande dienten, muß man doch fragen, ob es überhaupt möglich sei, ein irgendwie lohnendes Ziel in dem gleichzeitigen Studium dieser beiden Sprachen ohne nachtheilige Hintansetzung der fürs Leben gebieterisch erforderlichen Wissensfächer und ohne noch nachtheiligere Hintansetzung der Gesundheit erreichen zu lassen. Man prüfe doch ernstlich und unbeirrt durch die formalen Traditionen der „Gelehrten-Republik", denen ein gut Theil noch heute fortlebender zünftischer Eitelkeit anhaftet, ob dem Aufwand von 4- bis 5000 Stunden, welchen die Beschäftigung mit dem Griechischen unseren Gymnasiasten kostet, ein auch nur entfernt lohnender Gewinn für die allgemeine geistige Entwickelung oder für den Reichthum an positiven Kenntnissen entspreche, — ob hier nicht vielmehr eine kolossale Luxusausgabe vorliege, welche in das geistige Budget nur ausnahmsweise begabter oder nur diesen Wissenszweig zum besonderen Berufe wählender Naturen hineinpasse, welche aber in der gegenwärtigen allgemeinen Anwendung auf alle nach höherer Bildung strebenden Jünglinge zur doppelten Quelle von Oberflächlichkeit und von Gesundheitsschädigung werden müsse! Der fortgesetzte Cultus zweier altklassischer Sprachen erinnert lebhaft an den Ausspruch Montesquieu's, daß von den drei Erziehungen, welche die heutige Menschheit erhalte, — eine von den Eltern, eine zweite von den Lehrern und die dritte von der Welt — die beiden ersteren von der dritten umgeworfen werden, weil jene ihre Hauptziele in Dingen suchen, deren Pflege nicht in Einklang mit dem wirklichen Leben zu bringen sei.

Folgen wir nun unseren jungen Leuten aus den Unterrichtskreisen in die Berufswelt, so begegnen wir auch hier wieder manchen Einflüssen, welche die Widerstandskraft der geistigen Organisation oft auf die härteste Probe setzen, — auf eine Probe, der dieselbe nur zu oft unmittelbar erliegt. Unsere heutige Männerwelt scheidet sich in extremerem Grade, als es in früheren Kulturepochen der Fall war, in Arbeitsmenschen und in Genußmenschen; und wenn man das vorherrschende Treiben und Streben beobachtet, so sollte man meinen, es gelte den Meisten der Genußmensch als das Ideal, zu welchem sie durch den Arbeitsmenschen hindurch sich emporarbeiten müßten. Wer es „nicht nöthig hat", der bemüht sich höchstens um des äußeren Ansehens willen mit dieser oder jener Aufgabe von öffentlichem Interesse, aber die Arbeit selbst ist es nicht, die ihm als Bedürfniß gilt. Und doch ist sie ein Bedürfniß für jedes lebende Wesen, so gut wie für jedes einzelne unserer Organe die Thätigkeitsübung Bedürfniß ist, wenn dasselbe nicht verkümmern,

degeneriren soll. Wer weder körperliche noch geistige Obliegenheiten zu erfüllen übernimmt, der kann weder gesund noch zufrieden bleiben. „Arbeit", sagt schon das alte Testament, „giebt süßen Schlaf, fröhlichen Sinn und ruhiges Leben", — ein Kleeblatt, wie es bedeutungsvoller nicht gedacht werden kann für die geistige und körperliche Gesundheit. Dem Geiste ergeht es wie dem Stahl, den der Rost frißt, wenn er nicht gebraucht wird. Aus unseren Müßiggängern, besonders der wohlhabenden Classe, rekrutirt sich denn auch mehr als aus irgend einem thätigen Berufsstande das Heer der Hypochonder, Melancholiker und Selbstmörder. Ihnen viele Thränen nachzuweinen, hat die Menschheit keine besondere Veranlassung; — um so mehr aber verdient unsere ganze Theilnahme das Schicksal ihrer Antipoden, der Pioniere geistiger Arbeit und Kultur. Bei ihnen begegnen wir nur zu oft dem entgegengesetzten Uebel, dem Arbeits-Excesse. Nun gefährdet zwar die rein intellektuelle Arbeit an sich selbst auch bei entschiedenster Ueberanstrengung nur selten die geistige Gesundheit, wenn sie nicht begleitet wird von Sorgen und Gemüthsaufregungen; — sowie aber diese sich damit verbinden, ist die Schädigung des Gehirns sehr nahe. Außerdem kann die reine Verstandsanstrengung auch zu geistigen Abweichungen disponiren, wenn sie eine lange andauernde zu ausschließliche Concentrirung der Vorstellungsthätigkeit auf ganz isolirte Gebiete, oder excessiven Enthusiasmus für speculative Probleme oder Hypothesen mit sich bringt, — oder aber wenn sie auf Kosten des unentbehrlichen Maaßes von Schlaf verfolgt wird. In allen diesen Fällen pflegt das erste Warnungssymptom ein Gefühl mangelnder Kraftfülle sowohl in körperlicher wie geistiger Hinsicht zu sein. Dies Gefühl wird selten beachtet, in der Regel verkehrt gedeutet, auch wohl gar durch Reizmittel, geistige Getränke, Caffee, starkes Rauchen auszugleichen gesucht, um nur den gewünschten Leistungen gewachsen zu bleiben. Alsdann beginnt der gemißhandelte Schlaf seine Revanche zu nehmen. Er ist unser zuverlässigster Barometer für Bedrohungen der Gehirngesundheit, wie schon Shakespeare, der feine Beobachter des Geisteslebens, in seiner Komödie der Irrthümer ausspricht. Sobald Jemand, der sehr beschäftigt ist, regelmäßig von seiner Beschäftigung träumt, gleichviel ob Angenehmes oder Unangenehmes, so muß ihm dies schon als Beweis dienen, daß er zu viel arbeitet und daß die Gehirnerregung des Tages sich in die zur Gehirnruhe bestimmte Nacht hinein fortsetzt. Beachtet er dies Warnungszeichen nicht, so beginnt der Schlaf unruhig und unterbrochen zu werden, durch erschrecktes Aufwachen, durch Träume von plötzlicher Gefahr; — bald fehlt er im Anfange der Nacht gänzlich und stellt sich erst nach stundenlangem, fieberhaftem, unruhigem Umherwerfen gegen Morgen ein, wo dann ein Verlangen nach verlängerter Ruhe in den Tag hinein sich fühlbar macht, welchem unglücklicherweise nur selten Rechnung getragen werden kann. Eine allgemeine Reizbarkeit bildet sich aus, — hochgradige Empfindlichkeit gegen jede Kritik; Befürchtung, stets mißverstanden zu werden; der Erkrankende sucht mit krampfhafter Hast und Ueberstürzung immer neue Arbeit, oder verfällt in melancholische Abspannungen; die Sinnesorgane werden empfindlich, die Muskeln zucken; es stellt sich auffallende Zerstreutheit, Vergeßlichkeit ein, — das Denken erscheint zeitweise völlig suspendirt; Worte werden verwechselt oder ausgelassen, in Rede und Schrift; gegen die Umgebung richtet sich eine mißtrauische Empfindlichkeit, und endlich macht,

wenn nicht noch wirksamer Einhalt gelingt, das Hinzutreten von Sinnestäuschungen und irren Vorstellungen das Krankheitsbild vollständig.

Dies ist eine der gewöhnlichen Verlaufsweisen bei den Opfern der fieberhaften Gehirnthätigkeit, welche wir in allen geistig arbeitenden Ständen, in den politischen, literarischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und geschäftlichen Kreisen unserer Generation mehr und mehr zur Regel werden sehen. Ueberall dieselbe gesteigerte Konkurrenz, derselbe heiße Kampf um's geistige Uebergewicht, dasselbe ausschließliche Anheften der ganzen Persönlichkeit, des ganzen Gemüthes an bestimmte Einzelziele. Gleichviel, ob diese letzteren sich auf Erwerb beziehen oder auf Ehren, auf Stellung oder auf öffentlichen Beifall, immer werden sie mit aufreibender Nichtachtung der persönlichen Kraftgrenzen verfolgt, und wenn dann gar die Hoffnung, an welche das ganze geistige Kapital ohne Reserve angelegt wird, schließlich zu versagen droht, wenn die Alles bedeutende Karte zur Niete wird, dann scheitert das ganze Schifflein, dem jeder weitere Anker fehlt, und die geistige Gesundheit bricht zusammen.

Wenn irgendwo, dann ist gerade in dieser Richtung das alte γνῶθι σαυτόν beim Eintritt in die Berufswelt Jedem einzuprägen. Selbsterkenntniß bezüglich des Kraftmaßes ist Selbsterhaltung. Dem Alles nivellirenden Zuge unserer Zeit gegenüber sollte Jeder doppelt strenge sich selbst zu beobachten und den Kreis bestimmt abzugrenzen sich bemühen, innerhalb dessen sein individuelles Leistungsvermögen und somit sein Lebens-Pensum liegt. Es genügt nicht, die Berufsart richtig zu wählen, man muß sich auch darüber klar zu werden suchen, wie hoch man innerhalb des gewählten Berufskreises die Selbstanforderung stellen dürfe. Und will man dann die geistige Arbeitskraft, deren man sich bewußt ist, auf das höchste Maß ihrer Leistung anspannen, so müssen zwei Schutzregeln beobachtet werden: erstens öfterer Wechsel des Arbeitsgegenstandes, und zweitens öftere geistige Ablenkung durch angenehme, zerstreuende Eindrücke. Wir wissen aus der Physiologie, wie unser Körper einen gewissen Wechsel der Speisen verlangt, um die Nahrung leicht und richtig zu assimiliren; — dieser Wechsel ist im gleichen Grade Bedürfniß bei unserer geistigen Nahrung! Es ist bekannt, welchen Werth unsere Pädagogen mit Recht auf einen geeigneten Wechsel der Unterrichtsgegenstände bei unserer studirenden Jugend legen und wie dieser Wechsel es ermöglicht, der letzteren eine größere Arbeitssumme ohne Nachtheil zuzumuthen; ebenso aber können wir als Beamte, Gelehrte, Künstler oder Geschäftsmänner viel anhaltender und intensiver arbeiten, wenn in dem Inhalt der Arbeit eine geeignete Ablösung stattfindet.

Die Neigung unserer Zeit zu möglichster Theilung der Arbeit, zu äußerster Spezialisirung der Kräfte, so daß dasselbe Individuum möglichst immer dieselbe spezielle Detailarbeit verrichte, mag geschäftlich richtig sein, hygieinisch ist sie verwerflich. Je mehr die Berufsarbeit sich einengt und monoton wird, um so nachtheiliger wirkt sie auf Geist und Gemüth. Ein Ausgleich muß dann um so mehr gesucht werden in einer die Phantasie anregenden und den geistigen Gesichtskreis wieder erweiternden Erholung außerhalb des ganzen Berufskreises. Was der gesunde Traum im Schlafe, das muß eine gesunde Zerstreuung im Wachen bieten: Ablösung der einseitig angestrengten Gehirntheile durch andere, die in

spielende und angenehm erregende Thätigkeit versetzt werden. Natur- oder Kunstgenuß, Liebhabereien technischer oder wissenschaftlicher Art, Schauspiel, Musik oder gesellige Konversation, je nach Eigenart und Neigung des Einzelnen finden hier ihre Stelle, nicht als Luxus-, sondern als Erhaltungsmittel für die geistige Gesundheit.

Das Bedürfniß hierzu ist in unseren geschäftlichen Kreisen um so lebhafter, da die heutigen Verkehrsverhältnisse eine so regelmäßige Begrenzung der Arbeitswidmung, wie sie wohl früher herrschte, unmöglich gemacht haben. Unserem heutigen Kaufmanne oder Industriellen hilft es nicht, am Schlusse der Comptoirstunde sein Pult zu schließen, — ihn verfolgen bis in die Nacht hinein Brief- und Draht-Posten, und schon mit der bloßen Erwartung dieser Posten auch ein gespanntes Anhaften des Denkens und Empfindens an den Chancen der Geschäftslage. —

Für den geistig oder geschäftlich überreizten Bewohner der Großstadt muß es der erste Rath sein, so oft und so lange wie möglich diesem schweren Dunstkreise menschlicher Sorgen und menschlicher Leidenschaften den Rücken zu kehren, in dem ewig klaren Frieden der freien Natur sich zu sammeln, und die bedürftige äußere Entladung nervöser Spannungen in rüstiger Körperbewegung zu suchen. Nur einer kleinen Minderzahl ist freilich die Möglichkeit gewährt, dem Stadtkreise oft und weithin zu entfliehen; für die große Mehrzahl muß man die ausgleichenden Einflüsse in leicht erreichbarer Nähe zu schaffen suchen, durch Anlage öffentlicher Parke, Gärten, Turn- und Spielplätze. Gute öffentliche Einrichtungen zur Erholung und Zerstreuung sind überhaupt für eine gesunde geistige Stimmung des Volkes wichtig. Man erinnere sich, wie viel mehr im Alterthum von Staatswegen für eine gesunde Vergnügung der Menge geschah.

Die öffentlichen Spiele in Rom und in den größeren Städten der römischen Provinzen hatten eine tiefere Bedeutung als den ihnen gewöhnlich zugeschriebenen politischen Zweck, das Volk bei guter Laune gegen die Regierung zu erhalten. In diesen unentgeltlichen Volksvergnügungen, die in der Regel räumlich mit großartigen gymnastischen und Bade-Einrichtungen verbunden waren, lag eine hygieinische Wohlthat für die unbemittelten und arbeitenden Klassen, — eine Wohlthat, auf welche zurückzukommen auch unsere Zeit sich nicht zu schämen brauchte. Ja es würde heute daraus ein bedeutender weiterer Gewinn erwachsen, nämlich eine Ablenkung vom Branntweingenusse und von den verderblichen Unterhaltungsstoffen, welche in den Branntwein-Schänken vorherrschen.

Anregungen des Frohsinns in sittlichen Grenzen sind überall als Schutzmittel geistiger und körperlicher Frische zu achten, und der dichterische Verherrlicher der „Tochter aus Elysium“ sagt, was die menschliche Natur betrifft, nicht zu viel mit den Worten:

„Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.“

Jedem Menschen sind freudige Anregungen Bedürfniß, und wenn er dies Bedürfniß nicht mehr empfindet, so beweist dies nur, daß er bereits krank ist. Am lebhaftesten ist dies Bedürfniß — und alle Erzieher und Lehrer sollten dies nie vergessen — im jugendlichen Lebensalter, und der berühmte Nervenarzt Tissot erklärte das fröhliche Lachen der Jugend für gleich wichtig mit Speise, Trank und Schlaf. Die Erschütterung des Lachens selbst, die wir als so wohlthätig für alle inneren

Bewegungsvorgänge im Körper kennen, bringt auch in die Empfindungswelt frische Bewegung und neue Strömungen. Joviale Menschen erliegen nicht leicht auch den ernstesten geistigen Heimsuchungen im Leben; — sie wissen Allem „eine gute Seite abzugewinnen", sich durch Wahrnehmung komischer Zwischenmomente eine, wenn auch nur augenblickliche, doch immerhin heilsame Erleichterung zu schaffen.

Wem aber diese Gabe fehlt, und wo das wirkliche Leben der fröhlich stimmenden Momente ganz entbehrt, wo die Gemüthswelt in trübernster Monotonie stagnirt und zu versumpfen droht, da müssen äußere Ersatzmittel zu Hülfe kommen, und die ausgleichende Anregung in erheiternden Eindrücken der Lectüre, der Kunst, des Spieles u. s. w. gefunden werden. Ein gutes Lustspiel, welchem auch die eingerostetsten Lachmuskeln nicht zu widerstehen vermögen, bringt oft radicalere Wirkungen hervor als wochenlange Arznei- oder Badekuren. Freilich gilt dies Alles nur als prophylaktisches Mittel, nur von dem Stadium beginnender Verstimmung, der erst drohenden Invasion eigentlicher Gemüthskrankheit. Hat letztere einmal wirklich eingesetzt, dann ist oft die Empfindungsweise auch solchen erheiternden Eindrücken gegenüber schon eine zu schmerzhafte; der scharfe Kontrast namentlich alles Komischen und Lustigen mit dem eigenen unsagbar tiefen Weh wirkt dann verwundend; es tritt die Nothwendigkeit absoluter Inruhesetzung des Seelenorgans in den Vordergrund, und erst nach ruhigem Abklingen des melancholischen Seelenschmerzes, beim Reconvalescenten, tritt eine vorsichtige Erweckung zum Heiteren wieder in ihre Rechte. Den Melancholiker im Wahnsinn wird auch die bestberechnete künstliche Aufheiterung selten herausheben; — den Melancholiker von Temperament aber im noch geistesfreien Leben wird sie oft vor der Gefahr geistigen Versinkens zu bewahren helfen.

Die vorhin besprochenen Gefahren des heutigen Berufslebens treffen vorzugsweise die Männerwelt; — den Frauen liegt die Möglichkeit, sich durch verantwortliche Ausübung geistig anstrengender Pflichten in ihrer Gesundheit zu schädigen, im Allgemeinen weit ferner. Zwar fehlt auch ihnen ein Kampfplatz des äußeren Lebens in heutiger Zeit nicht mehr; — was den Männern die Presse, die Börse und der Klub, das ist unseren Damen der Gesellschafts-Salon mit allen seinen offenen und geheimen Ehrgeiz-Motiven, deren Verletzung mindestens ebenso tiefe Wunden schlägt wie dem Manne die Bitterkeiten in Beruf und öffentlichem Leben. Immerhin aber ist es weniger im Kampfe der Geister, daß die Frauen ihre Lorbeeren zu pflücken suchen, als im Kampfe der Herzen, und dieser Kampf bringt für sie auch die Hauptgefährdungen des Seelenlebens mit sich. Dabei brauchen wir nicht blos an gebrochene oder brechende Herzen zu denken, deren wirkliche Zahl nicht so schwer in's Gewicht fällt. Was in dieser Beziehung vom organischen Herzen gilt, das gilt auch vom psychischen. Philipp V. von Spanien würde nicht bei der Nachricht von der Niederlage seiner Flotte an einem Herzriß gestorben sein, wenn sein Herz nicht bereits lange vorher tief im Gewebe erkrankt und brüchig gewesen wäre, — und ebenso brechen im bildlichen Sinne unsere Frauenherzen nur dann, wenn ihnen schon lange vorher der gesunde Kern gefehlt hat. Nicht die tückischen Mächte im Gesellschaftsleben soll man da in erster Reihe verantwortlich machen, sondern die ganze Erziehung und Entwickelung, aus der so widerstandlose, brüchige Naturen hervorgehen. Zu

der körperlichen Verzärtelung, zu der Blutarmuth der Salonluft und der Salondiät gesellt sich eine Richtung der Erziehung und der Lebenseinführung, welche nur darauf berechnet scheint, die empfindende und affektive Seite des Seelenlebens zu schärfen und alleinherrschend zu machen. Phantasie und Gefühl thronen da überall, Menschen und Dinge haben nur das romantische Interesse von Liebe oder Haß, von Sympathie oder Antipathie; jeder Gedanke wird sofort zur Gemüthsbewegung: — und wenn dann eine so zarte, aus Mondschein und Aether gewebte Lianennatur, ein solches Ideal der modernen Romandichter auf den Kampfplatz unseres Gesellschaftslebens geworfen wird, darf man sich da wundern, wenn zuweilen ein harter Anprall an unerwarteter Klippe genügt, um sie in körperliches oder geistiges Siechthum zu stürzen? Und wen trifft da die Verantwortung? Doch gewiß Diejenigen, denen es oblag, den jugendlichen Organismus und die unreife Seele für die Fährlichkeiten des Lebens vorzubereiten und zu stählen! Man stelle nicht blos bei Knaben und Jünglingen, sondern auch bei Mädchen in erster Reihe der Erziehungsziele ein klares objektives Denken; man lehre sie, das eigene Ich und seine eitlen Interessen herauszulassen aus der Betrachtung und Würdigung der Außenwelt; man gewöhne sie nicht an stete Erfüllung, sondern auch an zeitweise Versagung ihrer Wünsche, an Enttäuschungen, an Unterordnung unter den Willen Anderer und unter die Gewalt der Umstände. Man lehre sie in ruhigem Wasser schwimmen, bevor sie in die Wellen des Lebens eintauchen müssen; — dann werden diese letzteren sie nicht so leicht überwältigen. Wenn man ferner die Lektüre von Büchern, welche wie Werthers Leiden, Childe Herold oder Atala und René die sentimentalen Verirrungen überreizter Seelen verherrlichen, — wenn man solche Bücher, sage ich, der sogenannten reiferen Jugend nicht ganz vorenthalten zu können meint, dann sollte man wenigstens gleichzeitig derselben die Einsicht beibringen, daß es sich bei jenen romantischen Naturen nur um krankhafte und keineswegs nachahmungswerthe Ausartungen den Gefühlslebens handelt. —

Gemüthsbewegungen an sich sind ja gewiß nothwendige Attribute unserer Natur. Frei von ihnen bleiben nur gemüthsleere Menschen, und Gemüthsleere ist ein ebenso beklagenswerther Naturdefekt wie Geistesleere, — meist auch mit letzterer gepaart. Gemüthsbewegungen in mäßiger Häufigkeit und Stärke erhalten das geistige Leben in Fluß, schaffen rege Interessen und wecken die Thatkraft; — sie sind für das innere Leben, was ein zeitweises Uebertreten befruchtender Ströme für die Thäler. Aber so wie die sonst befruchtende Fluth zum unheilvollen Zerstörer von Wiesen, Aeckern und Wohnstätten wird, wenn sie mit vernichtender Heftigkeit oder ertödtender Andauer oder rastloser Wiederholung die Thalgründe heimsucht, so wird auch unsere Seele in ihren innersten Kräften erschüttert und alles fruchtbaren Wirkens beraubt, wenn Sturmfluth auf Sturmfluth ihren innersten Grund aufwühlt, oder wenn gar das innere Stürmen zum Bedürfnisse, zum liebgewordenen Reize geworden, — wenn die Sturzwellen in Leben und Dichtung eifrig gesucht werden, wie der Alkohol vom Gewohnheitstrinker!

Und der verhängnißvollen, wenngleich sehr verbreiteten Täuschung gebe man sich doch nicht hin, daß solche Großziehung und Förderung übergroßer innerer Reizbarkeit unschädlich gemacht werden könne durch conventionelle Selbstbe-

herrschung und vornehme Unterdrückung jeder Aeußerung von Gemüthsbewegung. Die Frage der äußeren Beherrschung unserer Gefühlsregungen ist überhaupt keine so einfache, wie sie von den Moralisten hingestellt zu werden pflegt. Dieselbe hat vielmehr, vom physiologischen Gesichtspunkte beurtheilt, ihre zwei ebenso verschiedenen wie gleichberechtigten Seiten.

Es ist ja eine alte Sittenlehre, daß man seine Gemüthsbewegungen beherrschen, nicht in äußeren Affekt ausbrechen lassen soll, — daß man der Vernunft und dem freien Willen ihr Uebergewicht über die Gefühle erhalten müsse. Und wahr ist es, daß von dem Augenblicke an, wo wir einem Gefühlssturme schrankenlosen Ausdruck gestatten, wo wir uns seiner rücksichtslos entledigen, daß von demselben Augenblicke an die Wiederkehr des gleichen Sturmes und die Unmacht, ihn niederzuhalten, mit doppelter Wahrscheinlichkeit zu gewärtigen ist. Und mit jeder neuen Preisgebung an die gleichen Wogen des Affekts knüpft sich fester und enger die Fessel, die den Menschen zum Sklaven der Leidenschaft, zum haltlosen Spielballe im unberechenbaren Strudel des Gefühlslebens stempelt. Von der ungemessenen Hingabe an die natürlichen Seelen-Affekte im Gesunden bis zur fratzenhaften Einbuße aller Selbstbestimmungsfähigkeit im Geisteskranken leitet aber oft ein kurzer Weg hinüber, Schritt für Schritt, — und angesichts dieser Gefahr ist frühzeitige Gewöhnung an Selbstbeherrschung ein Gebot der geistigen Selbsterhaltung, ein Gebot der Pflicht bezüglich unserer selbst wie bezüglich Derer, die in's Leben hinein zu leiten und zu lenken uns obliegt. Auf welche Weise diese Selbstbeherrschung mehr und mehr zu erringen sei, wird bei nüchterner Selbstbeobachtung Jedem unschwer zu finden sein. Eines der wirksamsten Hülfsmittel aber besteht darin, bei jedem aufsteigenden Affekte sofort eine Arbeit vorzunehmen, und zwar eine solche, welche die volle Aufmerksamkeit erheischt. So wie die Muskel-Gymnastik ein heilsames Mittel ist gegen unbeherrschte, convulsivische Körperzuckungen, so ist eine energische geistige Aktion hülfreich gegen physische Konvulsionen, gegen heftige Affekte. Der Kaiser Augustus pflegte das griechische Alphabet zu rezitiren, so oft ihn der Zorn zu überwältigen drohte. Einer zornmüthigen Frau dürfte man den Rath geben, sich bei zorniger Erregtheit jedesmal im Spiegel zu betrachten, — vielleicht würde dies für sie die wirksamste Kur sein. —

Daß wir Alle in der Richtung der Selbstbeherrschung, der Bezähmung unserer Affekte zu kämpfen haben, ist klar vorgezeichnet; — eine schwierigere Frage aber ist die, wo die berechtigte Grenze dieses Strebens liege. Liegt sie so weit, wie die gesellschaftliche Erziehung mancher Kreise in unserer Zeit sie verschieben will, — bis zur vollständigen Niederhaltung und Unterdrückung jeder Gemüthsbewegung, bis zur Selbstversagung jeder Entäußerung dessen, was die Brust stürmisch bewegt? Was die erziehliche Erfahrung auf diese Frage sage, das festzustellen liegt außerhalb meiner Sphäre; aber was die ärztliche Erfahrung darauf antwortet, ist ein unzweifelhaftes „Nein"! Wenn jeder stärkere Gefühlsausdruck systematisch unterdrückt wird, wenn das allen belebten Wesen gemeinsame Bedürfniß, ihre inneren Gefühlsspannungen zu entäußern und sich dadurch zu erleichtern, vollständig versagt wird, dann bricht die Erregung sich nach innen bedenklichere Bahnen und es sammeln sich Spannungszustände im Nervensystem an, deren endliche Entladung nicht mehr in normalen Grenzen geschieht, son-

dern entweder in convulsivischen Erschütterungen der Bewegungsorgane oder in heftigen Störungen des geistigen Gleichgewichts abläuft. Wo jahrelang verschluckte Thränen des unterdrückten Grams oder Aergers, tiefe Ehrenkränkungen, die Niemandem gestanden wurden, oder stumm niedergekämpfte leidenschaftliche Liebe die Seele zerwühlen, da können die tiefsten Zerrüttungen des geistigen Lebens entstehen, die hätten verhütet werden können, wenn dem gepreßten Herzen wäre Luft gegeben worden. Shakespeare nannte stummen Gram den „Krebs der menschlichen Schönheit"; in dem meisterhaften Seelenbilde seiner Ophelia aber malt er ihn auch lebenswahr als tödtliches Gift der geistigen Gesundheit. Ein gewisses Maß von Reaktion, von lebendiger Gegenwirkung nach außen ist physiologisches Bedürfniß unseres Nervensystems, und wenn auch diese Gegenwirkung in vernünftigen Schranken gehalten werden muß, um nicht durch Uebermaß zu schaden, so darf sie andererseits keineswegs absolut unterdrückt werden, wenn nicht die ganze Harmonie des Seelenlebens darüber Schiffbruch leiden soll. Aufgabe der erziehlichen Bildung aber ist es, die Art und die Form und die Grenzen, innerhalb deren jene natürliche Gegenwirkung unserer Nervencentren, unseres geistigen Organs nach außen hin geschehen darf, zu bestimmen und zu regeln. Dem rohen Naturmenschen ist es Bedürfniß, seiner Gemüthsspannungen sich durch grobe mechanische Effekte, durch gewaltthätige Handlungen, durch Ausstoßen schreiender Laute u. dergl. zu entledigen; — für den Gebildeten dagegen liegt die legitime Erleichterung vor Allem in dem Aussprechen, in der Mittheilung an ein antheilnehmendes Wesen. „Getheilter Schmerz ist halber Schmerz", sagt ein Sprüchwort von banaler Anwendung, aber tiefer physiologischer Wahrheit, und die statistische Thatsache, daß Unverheirathete in weit größerer Häufigkeit an Seelenstörung erkranken als Verheirathete, beruht vielleicht zum größten Theile auf dem Umstande, daß Jene ihre inneren Kämpfe meist allein auszuringen haben, während Diesen die Last zur Hälfte abgenommen wird. Sieht man doch, wie der Unglückliche, dem es an einer theilnehmenden Umgebung ganz fehlt, sich durch laute Selbstgespräche Erleichterung sucht, oder seine einsamen Klagen in die leblose Natur hinaus erschallen läßt. Der ungesellig lebende Mensch brütet alle seine trüben Gedanken zu immer tiefer und weiter wuchernden Verstimmungen in sich aus; er wird mißtrauisch, scheu, verbittert gegen Gott und die Menschen, und er ist dem Verfallen in Gemüthskrankheit in weit höherem Grade ausgesetzt als gesellige Menschen, die sich gegenseitig aussprechen und ausweinen. Im Weinen liegt eine wohlthuende Entladung des Gemeingefühls, eine Art physiologischer Nervenkrisis, und für weibliche Gemüther namentlich ist es eine hygieinisch unschätzbare Gabe, die größten Seelenschmerzen in Thränen ausgießen zu können. Der psychische Arzt ist auch nicht selten in der Lage, solchen Gemüthskranken, welche ein langes Ertragen stummen Seelenschmerzes gleichsam geistig zu ersticken droht, durch Erregung einer heilsamen Explosion nachhaltige Erleichterung und Besserung zu gewähren. Von dem Momente an, wo der Schwermüthige sich entschließt, sein bekümmertes Herz aufzuschließen und seine Leiden in Worte und Thränen auszugießen, — von dem Augenblicke an darf man Hoffnung fassen, ihn dem geistigen Gleichgewicht, dem gesunden Leben wiederzugeben.

Für diesen erlösenden Austausch menschlicher Herzen durch das lebendige

Wort giebt es wohl Ersatzmittel, aber keine von gleich sicherer und allgemeiner Wirkung. Für Manche liegt in der Musik ein Erleichterungsmittel, dessen lindernden und heilenden Werth bei richtiger Anwendung schon die Aerzte des Alterthums besser zu würdigen wußten als die Heilkunde unserer Zeit. Schon des Königs Saul Melancholie wurde ja durch David's Harfe glücklich zerstreut. Die Welt der Töne und besonders der Gesang läßt keine Saite unseres innersten Empfindens ohne Mitschwingung. Aber diese Gewalt ist doch auch zweischneidig, und kranke Gemüther finden für ihren einsam ertragenen Seelenschmerz zuweilen in der Musik einen nur noch tiefer verstrickenden Ausdruck.

Das Gleiche gilt von den Tröstungen der Religion. Auch hier ist das einsame Sichversenken in die Welt der Offenbarungen für manche wunde Seele zur neuen Gefahr anstatt zum Heile gediehen; — und wenn es dem verständigen Seelsorger so oft vergönnt ist, durch tröstenden Zuspruch ein zusammenknickendes Gemüth wieder aufzurichten, dann ist es doch auch da wieder das lebendige Menschenwort, das vom Herzen kommt und zum Herzen geht, und welchem es gelingt, auch das bedrückte Gemüth selbst zur erlösenden Aussprache zu vermögen. —

Für heute verzichte ich auf weitere Excursionen auf diesem Gebiete, welches an ähnlichen Gesichtspunkten wie die eben besprochenen ja noch reich ist. Es galt mir nicht als Aufgabe, hier alle die Einzel-Momente auch nur zu erwähnen, welche für die Gesunderhaltung unseres Gemüthes und Geistes von beachtenswerthem Gewichte sind; — ich beabsichtigte nur einen anregenden Einblick in die praktische, auch häusliche Bedeutung eines Gebietes zu geben, welchem nach meiner ärztlichen und gesellschaftlichen Erfahrung bis jetzt viel zu wenig allgemeine Beachtung geschenkt wird. Gegenüber den vielen gebrochenen geistigen Existenzen, welche wir aus unserem Gesichtskreise im Leben verschwinden sehen, und gegenüber dem namenlosen Elende, welches dadurch über unzählige Familien verhängt wird, könnte man wohl an einen unvermeidlichen Zusammenhang hoher Kulturentwicklung mit hohen Verlusten gleichsam an Kulturopfern denken. Man könnte sagen, das sei eine Art geistigen Kampfes ums Dasein; — ebenso wie Menschenracen, die in der Culturconcurrenz mit höheren Racen nicht zu bestehen vermögen, nach allgemeinem Naturgesetze aussterben, so gehe auch innerhalb der herrschenden Race der Weg zur höheren geistigen Entwicklung nothwendig über geistige Leichen der nicht konkurrenzfähigen Glieder. In dieser Anschauung liegt gewiß etwas bedauerlich Wahres; aber jedenfalls liegt darin ein sehr schlechter Trost für die Betroffenen und eine unbefriedigende Lehre für die Bedrohten. Welche Gattin oder Mutter fände eine Beruhigung in der darwinistischen Betrachtung, daß ihr Gatte oder ihr Sohn der allgemeinen Kulturentwicklung zum Opfer gefallen, indem er zum geistigen Invaliden und sie zur unglücklichen Frau wurde? Es gilt, diese Opfer möglichst seltener zu machen, und dazu gehört vor Allem, daß man die ersten Zeichen der Gefahr kenne, die Bedrohten zeitig zu warnen und zurückzuhalten wisse, und bei beginnendem Uebel die geeigneten Gegenmittel richtig zu wählen und anzuwenden vermöge. Daß in dieser Hinsicht vieles mit Nutzen geschehen kann und daß es nothwendig ist, in diesen Fragen ebenso frühzeitig wie bei körperlichen Befindensstörungen dem kundigen Arzte seine Vertrauensstellung einzuräu-

men, — dies zu veranschaulichen war der Zweck, welchem die vorstehenden Ausführungen dienen sollten, und dessen auch nur theilweise Erreichung manchen bei dieser Frage unmittelbar oder mittelbar betheiligten Kreisen zu nützlichem Winke gereichen mag. —

---

# Die Pest.

Von **Franz Seitz** in München.

Ein nahezu verklungenes Wort, die Pest, ist wieder in aller Mund, seit eine jüngst im russischen Gouvernement von Astrachan aufgetauchte mörderische Krankheit mit diesem Namen belegt wurde. Die Frage, wird dies wieder lebendig gewordene Gespenst, dessen Verheerungen viele dunkle Blätter in der Geschichte der Menschheit schildern, weiter gegen Westen und früher oder später auch zu uns seine Schritte lenken, schwebt auf allen Lippen. Wir können dieselbe nicht mit Sicherheit, doch mit großer Wahrscheinlichkeit beantworten, gestützt auf die Erfahrung von dem gleichmäßigen Gang, den wir an allen Erscheinungen der Natur und so auch an den Epidemieen beobachten. Die Geschichte der letzteren allein wird uns darum die Kenntniß derselben und die Vorhersage über ihre Ausbreitung und Dauer ermöglichen.

Wir schicken darum der Besprechung des jüngsten Pestausbruches in Europa einen kurzen Rückblick auf das frühere Vorkommen dieser Krankheit voraus. Galen, der hervorragendste ärztliche Schriftsteller des Alterthums, gab eine Definition von Epidemie und Pest, die bei der unumschränkten Autorität, die er in der Medizin viele Jahrhunderte hindurch besaß, lange Zeit maßgebend blieb. Sein Ausspruch lautete, „wenn eine Krankheit an einem Orte viele Menschen befällt, so ist sie epidemisch, wenn sie auch viele von ihnen tödtet, ist es eine Pest“. So wurden denn auch das ganze Mittelalter hindurch und auch später noch die verschiedensten ausgebreitet herrschenden Krankheiten, die eine große Sterblichkeit verursachten, Pest oder pestilenzielles Fieber genannt. Mit diesem Namen verband man den Begriff der Bösartigkeit und Ansteckung. Erst später unterschied man die Pest als ein schweres Allgemeinleiden mit heftigem Fieber, großer Schwäche, Delirien, brandigen Blasen (Carbunkeln) und Anschwellung der Lymphdrüsen (Bubonen) von anderen Krankheiten. Die Anschwellung der Lymphdrüsen in der Weichen-, Hals- und Achselgegend bis zur Größe eines Hühnereies und darüber, die sich entweder zertheilt oder in jauchige Eiterung mit Zerstörung der umgebenden Weichtheile übergeht (die im Vergleich zu den Brandblasen häufiger auftretende Erscheinung), galt als unzweifelhaftes Merkmal der Krankheit, die nach ihr Beulen-(Bubonen-)pest genannt wurde.

Die früheste Schilderung der Erscheinungen der Pest gab Rufus, welcher in dem ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung lebte. Die erste von gleichzeitigen Chronisten beschriebene über das oströmische Reich und einen Theil des westlichen Europa verbreitete Pestepidemie fiel in die Mitte des sechsten Jahrhunderts, die Zeit Justinians, nach welchem die Seuche benannt wurde. Sie soll von Aegypten und Syrien ausgegangen sein, welche Länder schon Rufus als die Heimat der Krankheit bezeichnet hatte. Die größte Ausdehnung erlangte die Pest um die

Mitte des 14. Jahrhunderts. Vom Osten Asiens aus verbreitete sie sich nach den Berichten gleichzeitiger Schriftsteller über Armenien, Kleinasien, Arabien und Aegypten, die Küstenländer des Mittelmeeres, Griechenland, Italien, Frankreich und Spanien. Von der Südküste Europas aus gelangte die Seuche, der der Name schwarzer Tod beigelegt wurde, in das Innere von Frankreich, nach Deutschland, den Niederlanden, nach England, Norwegen, ja selbst nach dem fernen Grönland. Vier Jahre, von 1346 bis 1351, verheerte sie Europa, zuletzt das nördliche Rußland. Groß war die Zahl ihrer Opfer, mindestens der vierte Theil der Bevölkerung Europas ward von ihr weggerafft. Der Arzt Guy de Chauliac, der die Krankheit in Avignon beobachtete, berichtet, daß von den Erkrankten nur selten einer genas. Von dem genannten Arzte und andern Beobachtern der Krankheit wird bei ihr Lungenleiden mit Blutauswurf als gewöhnliches Symptom aufgeführt. Neben den Bubonen und Carbunkeln werden auch Ausschläge erwähnt, die in der Gestalt rother, blauer oder schwarzer Flecken und Stippchen an der Körperoberfläche sichtbar wurden.

Nicht mehr trat die Pest, wenn sie auch in dem 15. und 16. Jahrhundert in verschiedenen europäischen Ländern neben dem Fleck- und Abdominaltyphus noch öfter zur Beobachtung kam, mit gleicher Heftigkeit und in solcher weiten Verbreitung auf, wie in der Pandemie um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Vom 17. Jahrhundert an begann sie in Europa und zwar in Deutschland schon während des dreißigjährigen Krieges seltener zu werden. Nur noch in vereinzelten, theilweise allerdings sehr bedeutenden Ausbrüchen erschien sie im 18. Jahrhundert, so 1714 in Oesterreich, Böhmen und in der Stadt Regensburg, 1720 in Südfrankreich, später nur mehr in der Türkei und den ihr zunächst gelegenen Ländern: Siebenbürgen, Ungarn und Südrußland. In unserem Jahrhundert blieben Pestausbrüche auf die Türkei und ihre Nachbarländer: die Wallachei (zur Zeit des russischen Krieges 1828—29) und Griechenland (zuletzt 1837 auf der Insel Poros) beschränkt. Nur einige Male gelangte die Krankheit nach mehr westlich gelegenen Punkten: nach der Insel Malta (1813 und 1815), nach der in der neapolitanischen Provinz Bari vier Meilen von der Küste entfernt gelegenen Stadt Noja (im Jahre 1815) zur Zeit als sie auf Malta epidemisch herrschte und 1820 nach der balearischen Insel Mallorca. Nach letzterer ward sie wohl aus Afrika eingeschleppt, wo sie in Tunis und Algier wie häufig in früherer Zeit so wieder in den Jahren 1816—21 verbreitet vorkam.

Seit dem Jahre 1841 blieb Europa von der Pest frei. Kein Fall derselben ist später in Konstantinopel mehr vorgekommen. Selbst in Syrien und Kleinasien, wo sie im Jahre 1840—41 geherrscht hatte, war sie erloschen und seit dem Jahre 1843 selbst in Aegypten, ihrem Stammsitze von den ältesten Zeiten an. Die Pest schien vom Erdkreise verschwunden. Man gab sich dem beruhigenden Gedanken hin, daß die Befreiung von dieser Landplage des Orients der dorthin aus dem Abendland verpflanzten Sanitäts- und Pestpolizei (sie datirt in Konstantinopel vom Jahre 1840, in Aegypten vom Jahre 1842) zu verdanken sei, weil dieses Verschwinden der Krankheit mit der Einführung einiger wichtiger Maßregeln der öffentlichen Gesundheitspflege, namentlich einer besseren Hygiene der Begräbnisse zusammentraf. Der durch längeren Aufenthalt in Aegypten mit den dortigen Ver-

hältnissen vertraute Professor Griesinger warnte bei Besprechung der Pest (in seiner Schilderung der Infektionskrankheiten, Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie, redigirt von Rudolf Virchow, 2. Bd., 2. Abth., S. 220. Erlangen, 1857) vor dem Glauben, daß sie für immer erloschen sei und wies darauf hin, daß ja auch früher längere Intervallen zwischen den einzelnen Epidemieen vorkamen.

Eine im Jahre 1858 in dem Aegypten nahe gelegenen tripolitanischen Hafenort Bengazzi ausgebrochene Epidemie wurde schon als Pest gedeutet, ist aber nicht sicher als solche konstatirt worden. Wohl aber wurde als wahre Pest eine bösartige Krankheit erkannt, welche im Jahre 1867, nachdem schon in den vorausgegangenen Jahren 1856 bis 1865 in Mesopotamien, in der Umgegend von Bagdad und Kerebela Fieber mit Drüsengeschwülsten mehr vereinzelt beobachtet worden waren, unter einigen südlich von Bagdad in der Sumpfebene zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris wohnenden, etwa 1000 Personen zählenden Araberstämmen 300 wegraffte. Diesem Ausbruche der Pest folgten weitere Epidemien derselben mit größerer Ausbreitung in derselben Gegend im Winter 1873—74 und im Frühling 1875. Im Jahre 1876 wurde Bagdad von ihr ergriffen, von dessen 80,000 Einwohnern 4000 der Seuche erlagen. Wie in Mesopotamien war in Persien und zwar in seinem nordwestlich gelegenen Hochland Aderbeidschan, das nordwärts unmittelbar an russisch Kaukasien angrenzt, seit 1863 die Pest in allmälig stärker werdenden Ausbrüchen 1870, 1871, 1873 und 1876—77 aufgetreten. Der rege Verkehr, in welchem die in diesem Theile Persiens lebenden Schiiten mit den die Ruhestätten ihrer Nationalheiligen Ali und Hussein bergenden Orten Kerebela und Nedschef stehen, wohin sie in langen Karavanenzügen die verwesenden Leichen ihrer Angehörigen führen — im Jahre 1873 allein 12000 an der Zahl — wurde mit diesen wiederholten, in beiden Ländern aufeinanderfolgenden Seuchenausbrüchen in ursächlichen Zusammenhang gebracht. Doch zeigte sich gleichzeitig mit der Herrschaft der Pest im Jahre 1874 an den Ufern des Euphrat die Krankheit auch in weit von dort entfernten Gegenden, zwischen welchen sich keine solche Uebertragung derselben durch steten Verkehr wie in beiden obengenannten Ländern nachweisen läßt. Die Krankheit trat nämlich im Gouvernement Tripolis und zwar wieder in der Nachbarschaft der schon im Jahre 1858 von einer pestähnlichen Seuche heimgesuchten Hafenstadt Bengazzi unter mehreren Beduinenstämmen im Mai 1874 auf und dauerte mit beträchtlicher Sterblichkeit bis zum Monat September an. Gleichzeitig herrschte die Pest in Arabien in dem im nördlichen Gebiet von Yemen gelegenen Gebirgsdistrikt Assir und verbreitete sich nördlich bis auf wenige Tagereisen von Mekka. Noch weiter östlich in den Bergländern Indiens, Kumaon und Gurhwal an dem Südabhang des Himalaya, in welchen die Pest seit länger heimisch, zum ersten Male im Jahre 1846 sich weiter verbreitet hatte, war sie im Jahre 1876 neuerdings (Thirteenth annual Report of the Sanitary Commissioner with the Governement of India 1876. Calcutta 1877, p. 120) erschienen. Dr. Planck, der die Dörfer, in denen die dort Mahamari — großes Sterben — genannte Krankheit herrschte, besucht hat, und Dr. Watson sind der Meinung, daß sie ganz identisch ist mit der ägyptischen Pest. Sie macht in Intervallen von 10—15 Jahren Ausbrüche in den Bergdistrikten, wo sie sich rasch durch Infektion ausbreitet, aber niemals auf die Bevölkerung in den oberen Distrikten erstreckt. Ersterer

leitet ihre Entstehung von dem schlimmen hygienischen Zustand dieser Dörfer und von der Gewohnheit ihrer Bewohner ab, ihre Wohnung mit dem Rindvieh zu theilen, Dr. Watson aber von dem Genuß der faulen Körner des Mandua (Eleucine coracana), in welchen ein besonderer Pilz vorkommt.

Dem Auftreten der Pest in so weit von einander entfernten Gegenden, in Tripolis, Arabien und dem Bergland von Nordwest-Indien lag wohl keine Einschleppung zu Grunde. Es war autochthonen Ursprungs, den lokale Einflüsse begünstigten. Die dort entstandenen Pestheerde blieben auf geringen Umfang beschränkt, die Seuche erlosch auch nach kurzer Zeit wieder. Anders verhielt sie sich in Persien, wo sie aus dem Bergland ostwärts vordrang und im Februar 1877 die Provinz Ghilan am kaspischen Meere erreichte. In ihrer Hauptstadt Rescht, die nicht weit vom kaspischen Meere entfernt liegt, erhob sie sich zur Epidemie, die noch im Sommer vorigen Jahres andauerte. Von dieser bedeutenden Handelsstadt aus besteht ein lebhafter Seeverkehr mit dem russischen Gouvernement Astrachan Bereits im Mai 1877 und seitdem wiederholt kamen in verschiedenen Orten im Süden dieses Gouvernements Erkrankungsfälle — zuweilen in größerer Zahl gleichzeitig — zur Beobachtung, deren Erscheinungen mit denen der zu Wetljanka Ende November 1878 ausbrechenden Pest große Aehnlichkeit, nur geringere Intensität hatten. Auch in dem genannten Kosakendorf gingen dem schweren Massenausbruch leichtere Erkrankungen voraus. Zahl wie Heftigkeit der Erkrankungen erreichten plötzlich einen erschreckenden Grad, als zu Ende November und Anfangs Dezember eine Temperatur von + 2 bis + 14 Grad Reaumur und feuchtes, nebliges Wetter eintrat. Fast sämmtliche Erkrankte — angeblich nahezu 300 — erlagen nach kurzer Zeit und der größte Theil der überlebenden Bevölkerung floh in die Umgegend, den Keim der Seuche weitertragend. Bald stellten sich Erkrankungen von gleich heftigem Charakter in Nikolskoje, Ubatschnoje, Michailowsk, Staritzkoje ein.

Der Oberarzt des Astrachanischen Kosakenheeres Dr. Depner hat bei seinen wiederholten Besuchen der Kranken in der Staniza Wetljanka beobachtet, daß die Epidemie bei ihrem ersten Erscheinen im November mit mäßigem Fieber und einer nach wiederholten Paroxysmen desselben am 7. oder 8. Tage sichtbar werdenden Anschwellung der Lymphdrüsen in der Leisten- oder Achselgegend, die später mit gutartiger Eiterung endigte, auftrat und meist in Genesung überging. Im Dezember nahm die Krankheit schlimmeren Charakter an: die Fieberhitze stieg bis zu 42° C., der Tod trat nach wiederholten Fieberanfällen mit Herzklopfen, Beengung der Brust, Blutspeien und Erbrechen von flüssigem, nicht gerinnendem Blute, Harnverhaltung und Obstruction, leichten Delirien bei rascher Abnahme der Kräfte in bewußtlosem Zustand ein.

Seit dem 5. Dezember erreichte die Seuche ihre höchste Intensität, so daß alle Erkrankten im Laufe von 12 Stunden bis 3 Tage starben. Vom 10. Dezember an gesellten sich zu den genannten Erscheinungen noch Flecken am Körper von der Größe eines Hirsekorns bis zu der eines Zehnkopekenstückes. Die Krankheit wurde vom genannten Arzt als Pest erkannt. Alle gegen dieselbe versuchten Mittel: Chlorwasser, Salzsäure, Salicylsäure, Chinin und Kälte erwiesen sich machtlos. Der Arzt Dr. Koch mit 6 Feldscheerern und dem Geistlichen des Orts fielen ihr zum Opfer. Die Staniza Wetljanka, etwa vor hundert Jahren entstanden, hat 1700 Seelen in 300 Höfen, deren kleine, aus Holz aufgeführte Wohnhäuser nicht

besonders geräumig und reinlich sind. Sie liegt auf dem rechten, ziemlich hohen und offenen Wolgaufer, dessen Boden lehmig und die Vegetation — Wermuth und Pfriemengras — spärlich ist. Ihre Bewohner beschäftigen sich ausschließlich mit Fischfang. Sie erinnern sich, daß bei allen Epidemien: der Cholera, der Masern, des Scharlach, dort die Sterblichkeit größer war, als in anderen benachbarten Orten.

Wie bei anderen Orten, in denen die Pest in letzter Zeit in Afrika, Arabien und im indischen und persischen Hochland aufgetreten ist, läßt sich wohl auch nicht in Wetljanka ein bestimmtes ätiologisches Moment auffinden, das als Grund ihrer dortigen Entstehung gelten kann. Hat man ja bei anderen Pestheerden verschiedene solcher Ursachen auffinden wollen, so das Sumpfmiasma für die vom Euphrat und Tigris durchströmte mesopotamische Ebene, das aber für das Auftreten der Krankheit in dem persischen und indischen Hochland am Südabhang des Himalaya nicht verantwortlich gemacht werden kann. Nahrungsmangel und Hungersnoth, mit dem man die Seuche in Tripolis in ursprünglichen Zusammenhang bringen wollte, können nicht als Ursache ihrer Entstehung in den anderen genannten Gegenden und im Wolgagebiet angeschuldigt werden. Wohl mag wie für andere Krankheiten: Typhus und Cholera Unreinlichkeit in den Häusern und im Boden und mangelnde Lüftung in engen, von Bewohnern überfüllten Räumen der Entwicklung der Krankheit förderlich sein. Als Bedingung ihrer Weiterverbreitung steht jedoch die Uebertragung durch den Verkehr fest. Dieselbe nach Kräften zu verhindern, hat die russische Regierung zu Anfang dieses Jahres eine militärische Absperrung des ganzen Distrikts mit 19 Ortschaften, in welchen die Seuche aufgetreten ist, durchgeführt. Dazu wurde noch, um eine Infection des von dem so eingeschlossenen Seuchenheerde 16 deutsche Meilen entfernten Endpunktes des russischen Eisenbahnnetzes, der Stadt Zarizin zu verhüten, dieselbe nebst ihrer Umgebung durch einen nur noch den Eisenbahnverkehr freilassenden Cordon gegen die Richtung der verseuchten Gegend hin abgesperrt. Ein mit unumschränkter Vollmacht versehener Generalkommissar, der vom letzten Kriege her bekannte General Graf Loris Melikoff, leitet die Maßregeln zur Bekämpfung und Einschränkung der Seuche. Nach seinen täglich aus Astrachan in Petersburg eintreffenden Meldungen finden sich im Gouvernement Astrachan seit ein paar Wochen schon keine Epidemiekranken mehr. Nach dem Erlöschen der Krankheit ist man in den von ihr ergriffenen Orten, zu Wetljanka und Starizkoje, zu der Verbrennung der Häuser (mit ihrer Einrichtung), in welchen Pestkranke lagen, geschritten.

Es steht zu hoffen, daß durch letztere Maßregel, da hohe Hitzgrade als das sicherste Desinfectionsmittel gelten, die Keime der Pest zerstört werden, und dieselbe so auf ihren ersten Heerd in Europa beschränkt bleibt. Nach der Erfahrung, daß dieselbe seit ihrem neuen Auftreten im Orient in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts überall ein mehr isolirtes Vorkommen in Tripolis, in Arabien und Indien gezeigt hat, ist ein rasches Weiterschreiten der Seuche gegen Westen nicht wahrscheinlich. Durch die Beobachtung zahlreicher Thatsachen steht fest, daß die Seuche durch ein Contagium auf dem Wege des persönlichen und sachlichen Verkehrs verbreitet wird. Da über die Natur des Contagiums und die Träger desselben keine durch wissenschaftliche Untersuchungen, die bei dem Auftreten derselben im Orient während der letzten Jahrzehnte nicht vorgenommen werden konnten, gewonnenen neuen Aufschlüsse

vorliegen, so sind gegen die Einschleppung derselben nur die schon früher gebräuchlichen Schutzmaßregeln: die See-Quarantaine und die Beschränkung der Einfuhr von Waaren, die Träger des Contagiums sein können, wie sie von Seiten der Regierung der deutschen Reichs im Einverständniß mit Oesterreich-Ungarn in Ausführung begriffen sind, am Platze. Absperrung der Grenze so ausgedehnter Länder wie Deutschland und Oesterreich ist nicht ausführbar und gewährt keine Sicherheit gegen die Einschleppung der Krankheit. Die wichtigste prophylaktische Maßregel aber, die der Seuche am sichersten den Boden entzieht, ist erhöhte Sorge für die Vervollkommnung der öffentlichen Gesundheitspflege. Als ein Bedürfniß für letztere erscheint auch die Einrichtung einer ständigen internationalen Seuchencommission, wie sie schon im Jahre 1874 auf der Seuchenconferenz in Wien vorgeschlagen worden ist, deren Aufgabe die ununterbrochene Ueberwachung des Gesundheitszustandes und der Epidemien in allen Ländern, besonders aber im Orient, sein soll.

---

## Ein Wort über Festungsbau.

### Von einem preußischen General.

Die Fortschritte, welche in neuester Zeit in der artilleristischen Wissenschaft gemacht worden sind und die sich in der enormen Zunahme der Wirkung der Zerstörungsmaschinen äußern, haben dahin führen müssen, daß der Zustand der deutschen Festungen in ernstliche Betrachtung gezogen wurde. — Bevor man hierin vorging, war die Vorfrage zu beantworten, welche der vorhandenen Festungen überhaupt beizubehalten seien. Einige derselben waren nur deshalb erhalten worden, weil sie einmal da waren und die Möglichkeit, daß sie in einem größeren Kriege doch noch nützlich werden könnten, nicht ganz ausgeschlossen schien. Als es aber galt, die befestigten Städte vor dem verheerenden Feuer weittragender gezogener Geschütze zu sichern, konnte nur noch die Erhaltung derjenigen Festungen beschlossen werden, welche für die Landesvertheidigung nothwendig oder von unbestreitbarem Nutzen waren, da sonst die Aufwendung bedeutender Kosten für ihre Erweiterung und Verstärkung, wo Beide überhaupt möglich waren, keine Rechtfertigung gefunden hätte.

In Folge dessen ist die Zahl der deutschen Festungen erheblich vermindert worden; die übrig bleibenden haben aber, um haltbar zu werden, oder wenigstens einige Zeit hindurch in isolirter Lage den Zerstörungsmitteln des Feindes trotzen zu können, wesentliche Veränderungen erfordert und erfordern sie noch.

Die große Frage, welche nun zu beantworten bleibt, ist die: „innerhalb welcher Grenzen sollen sich die Veränderungen bewegen?"

Hierbei kommt aber nicht das militärische Interesse allein zur Sprache, sondern auch das der befestigten Städte, welche nach altem System in einen engen Kranz zusammenhängender Festungswerke eingeschlossen und dadurch in ihrer Entwickelung gehemmt sind.

Es tritt also die fernere Frage auf: „soll da, wo eine Erweiterung des Festungsgürtels nothwendig ist, diese nach den bisherigen Grundsätzen ausgeführt werden, so daß die eigentliche Stadtbefestigung wieder einen geschlossenen Gürtel bildet, nur mit größerer Längendimension, oder gibt es ein anderes einfacheres und zugleich wohlfeileres Mittel für die Sicherung des Platzes, dessen Anwendung ver-

hindern würde, daß man nicht etwa in einigen Jahrzehnten genöthigt wäre, den abermals zu eng gewordenen Festungsgürtel von Neuem mit größtem Kostenaufwande hinausrücken zu müssen, nachdem die Stadt so und so lange unter dem Nachtheil der Einengung gelitten hat?"

Um diese Frage zu besprechen, muß auf die Vergangenheit zurückgeblickt werden.

Als die Franzosen Antwerpen im Jahre 1832 belagerten, wurde der erste Angriff auf eine der Zitadelle vorgelegte, ganz unbedeutende und wegen des Mangels an gedeckten Räumen sehr wenig Widerstandskraft besitzende Lünette St. Laurent gerichtet. Das kleine Werk hielt sich dennoch fast drei Wochen und verzögerte um so viel den Angriff auf die Zitadelle selbst. Ganz Europa bewunderte die heldenmüthigen Vertheidiger. Diese aber hatten nicht nur, soweit sie es vermochten, ihrem Vaterlande genützt, sondern sie hatten die Anregung dazu gegeben, in Betracht zu ziehen, daß durch Anlage vorgeschobener Werke den Festungen eine weit größere Widerstandskraft gegeben werden könne.

Bis dahin waren allerdings bei verschiedenen Festungen sogenannte detachirte Werke errichtet worden, jedoch mehr aus dem Grunde, um ein von dem Feuer der Hauptbefestigung unerreichbares Terrain zu schützen, als in der direkten Absicht, dadurch den Angriff auf die Festung längere Zeit abzuhalten.

In Folge des Krieges der Franzosen gegen Oesterreich 1809 war die Nothwendigkeit hervorgetreten, dem gänzlichen Mangel an Festungen an der Donau wenigstens insoweit abzuhelfen, daß eine über dieselbe führende Brücke durch Befestigungen geschützt würde und zwar in der Weise, daß die Vertheidigungsarmee nicht nur einen sicheren Ort zum Uferwechsel auch ohne Brückenschlag, sondern auch ein verschanztes Lager gewönne, um in demselben, ohne eine Feldschlacht wagen zu müssen, einige Zeit ausharren und Unterstützung abwarten zu können.

Es wurde die Stadt Linz am Einfluß der Enns in die Donau ausersehen; der Plan zu den Befestigungsanlagen war von dem Erzherzog Maximilian von Este entworfen und wurde in den Jahren 1821—36 ausgeführt.

Danach erhielt Linz keine zusammenhängende Befestigung, sondern wurde mit isolirten Werken umgeben, von welchen die größten, auf beiden Ufern der Donau zunächst derselben mit Anschlüssen bis zum Flusse, das Thal stromaufwärts vertheidigen, die anderen, etwa 20 an der Zahl, das Weichbild der Stadt sichern.

Obgleich das Terrain, namentlich das bedeutende und sehr bewaldete Bergland auf dem rechten Ufer, einer solchen Anlage nicht günstig ist, obgleich die vielen kleinen Werke (die kleinsten für 3 Geschütze eingerichtet) kaum den Namen von detachirten Werken verdienen, obgleich endlich gedeckte Kommunikationen nur schwer würden geschafft werden können, so sind die vorangeführten Zwecke doch annähernd erreicht worden und Linz würde einer in der Defensive gegen Westen befindlichen österreichischen Armee wenigstens auf kurze Zeit Halt gewähren, diese selbst auch, auf das befestigte Lager gestützt, zwischen der Donau und den steyerischen Alpen einen Angriff erwarten können.

Dennoch konnte die Befestigung von Linz an sich nicht als mustergültig angesehen werden, weil dieselbe hier nur durch die Nothwendigkeit aufgedrungen war und als erster derartiger Versuch an den erheblichsten Mängeln litt. Die Idee aber von der Anlage einer geschlossenen Befestigung ganz abzugehen, war von großer

Bedeutung und hat dieselbe wohl nicht verdient, nachdem sie in der militärischen Welt ein nur vorübergehendes Aufsehen erregt hatte, als zur Nachahmung in keiner Weise geeignet, völlig bei Seite geworfen zu werden.

Jetzt, wo die so weit reichende Artilleriewirkung auch die Fortifikation in andere Bahnen leitet, ist es mindestens nicht uninteressant, sich der kleinen Lünette St. Laurent und der Maximiliansthürme zu erinnern und zum Wohl des Säckels der Städte und des Staats von Neuem die Frage zu ventiliren, ob es nicht angängig sei, bei Neuanlagen die zusammenhängenden Stadtbefestigungen ganz zu vermeiden, dieselben nur durch detachirte Werke, welche sich gegenseitig in wirksamster Weise unterstützen, zu ersetzen —, diese aber bei erfolgendem Angriff durch neu zu schaffende, passagere Befestigungsmittel nach Umständen zu verstärken.

Den fortifikatorischen Ideen eine gewisse Dehnbarkeit zu geben, erscheint überhaupt um so mehr an der Zeit, als die nie ruhende Erfindungsgabe unseres Zeitalters dem anscheinend Besten oft nur ein ephemeres Dasein gönnt. Die in neuerer Zeit erbauten Festungen, welche Allem trotzen zu können versprachen, befinden sich den weit und sicher tragenden, Alles zerschmetternden gezogenen Geschützen gegenüber, wegen des vielen freistehenden Mauerwerks, das sie zeigen, in der Lage, wieder durch neue weiter vorgreifende Forts gedeckt werden zu müssen.

Der Krieg von 1870/71 hat auch in Beziehung auf die Fortifikation einen wesentlichen Einfluß geübt. Die Idee der detachirten Werke muß bei allen Festungen, bei denen sie überhaupt Anwendung finden kann, in ausgedehntem Maße verwirklicht werden, um die Städte, von deren Wohl und Wehe das der Garnison ja mit abhängig ist, möglichst lange gegen das Feuer des Belagerers zu schützen.

Bei Anlage dieser Werke ist selbstverständlich die Terraingestaltung entscheidend und in vielen Fällen müssen dieselben sehr weit hinausgeschoben werden. Mit der Entfernung von der zu vertheidigenden Stadt wächst aber auch die Entfernung der Forts untereinander und wird dadurch der Angriff erleichtert.

Der Ingenieur sagt daher, wenn von dem Wegfall der zusammenhängenden Stadtbefestigung die Rede ist, mit Recht: „Die vorgeschobenen Forts allein bieten nicht hinreichenden Halt; wenn zwei derselben genommen sind, entbehrt die Stadt jedes Schutzes, zur Anlage von passageren Werken, welche einen solchen zu gewähren vermöchten, ist aber nach Beginn des Angriffs auf die Forts keine Zeit mehr."

Da er die Verantwortung für die Zweckmäßigkeit der Befestigung zu tragen hat, bleibt er daher bei der Ansicht, daß jede zu befestigende Stadt eine geschlossene Umwallung bedürfe.

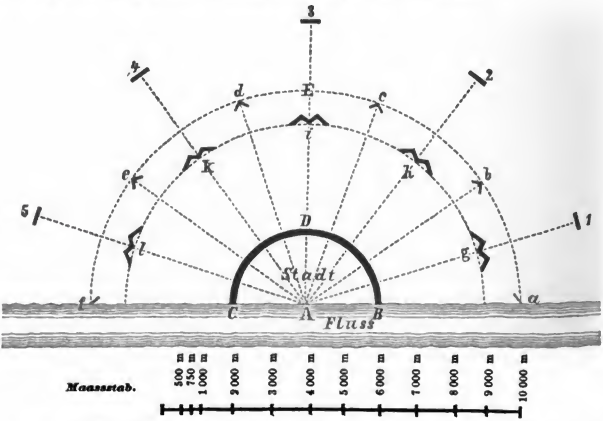
Wie gesagt, wächst mit der Entfernung der Forts von der Stadt auch die Entfernung derselben von einander. Auch ist es dringend nothwendig zu berücksichtigen, daß weit vorliegende Werke von der eigentlichen Festung aus nur unter den größten Schwierigkeiten und Anstrengungen der Garnison durch Offensivbewegungen gegen die feindlichen Angriffsarbeiten, welche einen sehr wesentlichen Theil der Vertheidigung ausmachen, unterstützt werden können.

Das einfachste Mittel nun, den Forts, welche dem ersten Angriff des Feindes ausgesetzt sind, die Unterstützung näher zu bringen und nach Verlust derselben dem Belagerer von Neuem die Spitze bieten zu können, ohne daß die Stadt selbst sofort dem Feuer des Feindes ausgesetzt wird, was nicht mehr verhindert werden kann,

wenn der Belagerer, nachdem die Linie der Forts durchbrochen ist, den Angriff auf die Stadtenceinte richtet, muß darin gesucht werden, daß in mäßiger Entfernung von den äußeren Forts eine zweite Linie solcher Werke auf den Zwischenräumen derer der ersten angelegt wird.

Da diese auf einer kürzeren Linie, also näher aneinander liegen, so wäre der Widerstand, welchen sie zu leisten vermögen, auch ein größerer und wenn der Feind genöthigt war, zwei der äußeren Forts anzugreifen, so würde derselbe von denen der zweiten Linie schon 3 angreifen müssen und das unter schwierigeren Umständen, da seine Flanken von den noch nicht eroberten Forts aus gefährdet sind — Es ist auch nicht außer Betracht zu lassen, daß dem Feinde das Logiren in den eingenommenen Werken erster Linie, von denen zweiter Linie aus, zur Unmöglichkeit gemacht werden kann.

Ein Beispiel wird das Gesagte deutlich machen: Nehmen wir eine an einem Flusse liegende Stadt, welche auf der der Landesgrenze zugekehrten Seite 5 vorliegende Forts bedarf und bei ganz einfachen Bodenverhältnissen, den Radius des Halbkreises, auf welchem die Werke liegen, zu 8000 m (ein Maß, welches wir in manchen Fällen noch überschritten sehen) an, so hat der Kreisbogen eine Länge von circa 24,000 m und beträgt die Entfernung eines Werkes vom andern circa 4800 m. Den Radius der Stadt auf 2000 m angenommen, würde die Entfernung von dieser bis zu den Forts 6000 m messen. — Wird nun eine zweite Reihe von Forts in einer Entfernung von 2000 m von denen erster Reihe angelegt, so beträgt die Entfernung der Forts von einander nur 3600 m, der freie Raum zwischen diesen und der Stadt hat noch eine Tiefe von 4000 m und die innerhalb der Stadt liegenden Munitions-, Lebensmittel- und sonstigen Bedarfsvorräthe würden weit weniger gefährdet sein, als dies bei dem Angriff auf eine vorhandene Stadtenceinte unausbleiblich der Fall sein muß.




In zweiter Linie liegen nach vorstehender Zeichnung 6 Werke, a, b, c, d, e und f; schätzt man die Breitenausdehnung eines Forts auf 500 m, so würden die-

selben einen Raum von 3000 m einnehmen. Der Umfang der Stadt bei einem Radius von 2000 m beträgt circa 6000 m, eine Ausdehnung, die für 12 Forts erforderlich wäre. Aber angenommen selbst, man gäbe den Forts zweiter Linie eine noch größere Stärke, etwa eine Ausdehnung von 750 m, so betrüge diese für 6 Werke 4500 m. Wenn also der ganze Umfang der Stadt, 6000 m, befestigt wird, so ist eine um 1500 m längere Linie als die aus der Ausdehnung von 6 Forts zusammengesetzte, mit geschlossener Umwallung zu bedecken.

Hieraus erhellt, daß ein mit zwei Linien Forts ausgeführter Festungsbau auch erheblich wohlfeiler sein würde, als ein solcher mit nur einer Reihe Forts, aber mit einer geschlossenen Enceinte.

Was nun die Vertheidigung einer doppelten Fortslinie betrifft, so bietet dieselbe außerordentliche Vortheile.

Gesetzt, der Feind überwindet die Forts 3 und 4, so muß derselbe bei weiterem Vorschreiten schon die Forts c, d und e der zweiten Linie angreifen, um sich mit Sicherheit zunächst des Forts d zu bemächtigen, und muß dann auch c und e nehmen, um sich endlich der Stadt in entscheidender Weise nähern zu können.

Abgesehen davon, daß der Feind es nun mit 3 statt im Anfang der Belagerung mit 2 Forts zu thun hat, wird sein Angriff von 2 und 5 aus flankirt, ja bei weiterem Vorschreiten sogar in den Rücken genommen. Die in Rede stehende Art der Befestigung entspricht also vollständig dem bestehenden Grundsatz, daß die Kraft der Vertheidigung, d. h. die Zunahme der Mittel dazu, mit dem Vorschreiten des Feindes wachsen soll; dies ist der Fall und zwar ohne daß die Stadt direct in Mitleidenschaft gezogen wird und ohne daß diese somit der Vertheidigung gewissermaßen den Zaum anlegen könnte.

Die Widerstandsmittel können aber, sobald sich mit Bestimmtheit ausspricht, auf welche Punkte der Feind seinen Angriff richtet, nun noch auf andere Weise erheblich gesteigert werden.

Als die Belagerung von Sewastopol begann, war die Festung kaum vertheidigungsfähig; die Verbindung der vorhandenen fertigen Kernwerke mußte erst bewirkt und diese Verbindung allmälig verstärkt werden. Es ist bekannt, wie Großes hierbei geleistet worden ist. Die Erfindungsgabe und die Energie des Vertheidigers konnten den Fall der Festung zwar nicht verhindern, hielten aber die Belagerung ein Jahr lang hin.

In ähnlicher Weise, wie dort geschehen, würde schon bei Beginn des Angriffs auf die Forts 3 und 4 zu verfahren sein. Bei 2 und 5 wären die Feuerlinien zu verstärken, ebenso bei c, d und e, hinter 3 und 4 Abschnitte anzulegen, auch das Terrain zwischen den Forts durch Anlage von Batterien und gedeckten Communicationen 2c. zu schützen, um dem Feinde das Vorbringen mit Truppenmassen in die freien Räume unmöglich zu machen.

Selbstverständlich kann von dem was zu geschehen hätte und im Frieden gründlich, auch materiell und zwar unter Berücksichtigung der durchaus nothwendigen geschützten Unterkunft der Vertheidiger, vorzubereiten wäre, hier nur ganz andeutungsweise die Rede sein. Eine große Stadt bietet Arbeitskräfte uud Mittel genug, um die nöthigen Verstärkungen schnell herstellen und nach Umständen progressiv vermehren zu können.

Auch ist als Vortheil der besprochenen Befestigungsmethode noch hervorzuheben, daß dieselbe die Offensivbewegungen der Vertheidigungstruppen gegen die feindlichen Angriffsarbeiten aufs Möglichste begünstigt, während das Vorhandensein einer geschlossenen Stadtenceinte denselben alle erdenklichen Hindernisse, welche auch durch die kostspieligsten baulichen Anlagen nur in geringem Maße vermindert werden können, entgegensetzt.

Endlich aber gehört noch die Bemerkung hierher, daß Frankreich sich bei der Befestigung von Lyon mit wenigen selbstständigen Werken begnügt und in der allerneusten Zeit Dijon 2c. ebenfalls nur durch Forts gedeckt hat.

Möge man daher möglichst bald sich auch in Deutschland diesem System zuwenden und dadurch die Baukosten der Festungen verringern, deren Vertheidigungsfähigkeit aber erhöhen und den Städten den nöthigen Raum für ihre Entwicklung belassen.

---

## Ueber Schwankungen in der Kaufkraft des Goldes.

Von

**Max Wirth.**

In einer am 21. Januar 1879 in der Londoner Statistischen Gesellschaft zum Vortrag gebrachten Abhandlung hat Robert Giffen, der hervorragende Leiter des Statistischen Bureaus des englischen Handelsamtes, die Bewegung der Preise einer Anzahl der wichtigsten Rohstoffe, Lebensmittel und Halbfabrikate vorgeführt und ist zu der Schlußfolgerung gelangt, daß der seit 1873 eingetretene Preissturz, soweit es Großbritannien angeht, nicht blos durch den in Folge der Krisis eingetretenen Mißcredit und durch die schlechten Ernten der Jahre 1875, 1876 und 1877 hervorgerufen sei, sondern auch durch eine Erhöhung der Kaufkraft des Goldes, welche eine Folge der Vermehrung der Nachfrage von Seiten des Deutschen Reiches und der Vereinigten Staaten sei, des Ersteren zum Behuf der Durchführung seiner Münzreform, der Letzteren zum Zwecke der Wiederaufnahme der Hartgeldzahlungen. Zum Beweise dieser Behauptung verfolgt Giffen u. a. sowohl den Betrag der jährlichen internationalen Goldproduction vom Jahre 1852 an, als auch die Preisvariationen von 22 der hauptsächlichsten Stapelartikel von 1845 — 1879. Wir haben die vorgebrachten Gründe und Zahlen des gelehrten Herrn Verfassers einer gründlichen Prüfung unterzogen und sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß seine Ansicht, der Werth des Goldes sei in den letzten Jahren gestiegen, bis zur Stunde noch nicht bewiesen werden kann.

Um unsere abweichende Ueberzeugung zu erhärten, werden wir die Hauptsätze des Verfassers vorführen und mit unserer Kritik begleiten. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Gesammtgoldproduction im Vergleich mit dem Circulationsbedürfniß der verschiedenen maßgebenden Länder. Die Goldproduction war bis zum Jahre 1840 außerordentlich unbedeutend. Obwohl man dieselbe zu Anfang des Jahrhunderts nur auf jährlich ungefähr 60 Millionen Mark schätzte, hatte es Großbritannien dennoch gewagt i. J. 1816 zur Goldwährung überzugehen, in deren Folge es allmälig einen „eisernen" Goldmünzenvorrath von ungefähr 2400 Millionen Mark ansammelte. Diese Summe ist nur die Hälfte des Gold-

umlaufes von Frankreich. Die Ursache dieses verhältnißmäßig so geringen Bedarfs an Hartgeld bei verhältnißmäßig größeren Umsätzen erklärt sich aus dem Gebrauch der Checks und der Clearinghäuser, welcher in Frankreich noch nicht durchzubringen vermochte. Erst vom Jahre 1841 an begann die Goldausbeute in stärkerem Maßstabe zu wachsen, indem sie sich zunächst in Rußland von dem Jahresdurchschnitt von 9 Millionen Mark, in dem Zeitraum von 1821—1830 und 18 Millionen Mark in dem Jahrzehnt von 1831—1840 plötzlich auf 60 Millionen jährlich in dem Decennium von 1841—1850 erhob und dann im gleichen Verhältniß mit der Einführung des echt bergmännischen Betriebs fortwährend wuchs, bis sie in den letzten Jahren fast 100 Millionen Mark erreichte und so der neueren australischen Production ziemlich gleichkam. Von 1850 an machte die Goldausbeute plötzlich einen ungeheueren Sprung in Folge der Entdeckung der californischen und australischen Lager, deren Reichthum die Production auf einmal auf die Höhe von 400—600 Millionen Mark jährlich steigerte. Die gesammte Goldproduction erhob sich in den Jahren 1852—1856 nach dem von Giffen reproducirten, aus einer Anzahl verschiedener Schätzungen gezogenen Durchschnitt jährlich ungefähr auf 600 Millionen Mark, 1857—1861 auf rund 500 Millionen Mark, 1862—1866 auf 455 Millionen Mark, 1867—1871 auf 435 Millionen Mark, 1871—1875 auf 384 Millionen Mark. Die Ausbeute ist also seit 12 Jahren wieder in der Abnahme begriffen, indessen erhebt sie sich immer noch auf die colossale Summe von rund 400 Millionen Mark jährlich. Die Vermehrung des internationalen Goldvorrathes von 1850—1871 wird von Giffen rund auf 500 Millionen Pfd. Sterl. = 10 000 Millionen Mark geschätzt. Die Gesammtproduction der 4 Jahre von 1872—1875 wird von Giffen auf 76,8 Millionen Pfd. Sterl. = 1536 Millionen Mark angenommen. Rechnen wir im selben Verhältniß die 3 letzten Jahre hinzu, so erhalten wir in diesen 7 Jahren eine Gesammtproduction von 2688 Millionen Mark. Dieser vermehrte Goldvorrath wurde in der Hauptsache von 1850—1868 durch die Goldprägungen Frankreichs, Englands und der Vereinigten Staaten absorbirt, indem Frankreich in dieser Zeit 6051 Millionen Francs, England 2516 und die Vereinigten Staaten 4264 Millionen Francs Goldmünzen prägten. Frankreich schlug 1869 noch 234 Millionen Francs, worauf es innehielt, 1870 nur 50 Millionen, 1871 nur 50 schlug und 1872 sogar die Prägungen ganz einstellte. An seine Stelle trat nun von 1872 an das Deutsche Reich, indem es zur Goldwährung überging, und von 1873 an die Vereinigten Staaten, welche nach dem Bericht des Münzdirectors die Durchschnittsprägung der vorhergegangenen 10 Jahre von 20 Millionen Dollars, auf durchschnittlich mehr als 40 Millionen erhöhten und in den letzten 7 Jahren zusammen 249 042 300 Dollars oder rund 1000 Millionen Mark prägten. Das Deutsche Reich hat in den 7 Jahren von 1872—1878 für 1680 Millionen Mark Goldmünzen geprägt. Dazu wurden aber für 91 Millionen alte Goldmünzen verwendet, so daß nur für 1590 Millionen Gold vom Weltmarkt genommen wurden. Das Deutsche Reich und die Vereinigten Staaten haben also in den letzten 6—7 Jahren 2200 Millionen Mark Gold vom Markte genommen und es blieben sonach von der Gesammtproduction noch fast 100 Millionen Mark übrig, was für die Prägungen von Großbritannien, Belgien und Scandinavien vollständig

ausreichte, da namentlich die des Ersteren auch sehr reducirt worden waren, z. B. 1867 nur 10½ Millionen Mark betragen hatten. In Italien ist in Folge des 1866 eingeführten Zwangscurses der Noten die Goldprägung sogut wie eingestellt worden, zumal es als Mitglied des lateinischen Münzvereins seine Zinsen in der Hauptsache in Silber zahlen konnte. Frankreich war einestheils durch die colossalen Goldprägungen in den 1850er und 1860er Jahren völlig gesättigt, anderntheils war in Folge der Erklärung des Zwangscurses von 1870 bis Ende 1877 der Bedarf an Gold brachgelegt. In den Vereinigten Staaten haben zwar auch während des Zwangscurses noch die erwähnten Prägungen stattgefunden, indessen doch auch in sehr reducirtem Maßstab. Aus diesen Zahlen ergibt sich, daß seit 1850 d. h. seit fast einer Generation die internationale Goldproduction gleichen Schritt mit der Goldprägung eingehalten hat d. h. daß die Nachfrage nicht stärker war als das Angebot. Freilich haben staatswirthschaftliche Ereignisse diesen Gang der Dinge wesentlich erleichtert. Der Bestand des Zwangscurses, welcher gleichzeitig in den letzten 6 oder 7 Jahren in Frankreich, Italien, in Rußland und Oesterreich herrschte, hat das Bedürfniß nach Gold wesentlich eingeschränkt. Andererseits läßt sich nicht verkennen, daß die starke Goldausbeute in den Jahren 1852—1866 ihre Kundschaft gewissermaßen selbst suchte, indem sie durch die colossalen Prägungen in Frankreich einen Theil des Silbers aus dem Lande nach Indien und in die Silberfabriken trieb, und zugleich insbesondere in England und Amerika durch die bewirkte Vermehrung des Capitals den Unternehmungsgeist aufstachelte, welcher in dem Ausbau des europäischen und amerikanischen Eisenbahnnetzes und in Tausenden von neuen Fabriken seine Spur hinterließ. In Folge der dadurch enorm vermehrten Umsätze wurde das Circulationsbedürfniß natürlich in viel höherem Maße gesteigert, als durch die bloße Vermehrung der Bevölkerung innerhalb der letzten 30 Jahre. Unter solchen Umständen erlebten wir in dieser Periode die fast verblüffende Erscheinung, daß der Edelmetallmarkt im Verhältniß zu dieser großen Fluctuation der Vorräthe nur sehr geringfügige Variationen aufwies. Das Silber, dessen Werth in den meisten Münzgesetzen zu einem Normalpreis von ungefähr 60½ Pence per Unze Standard angenommen ist, stand in den Jahren 1845—1850 durchschnittlich auf 59½. Er stieg noch Ende 1850 auf 61½ und nachdem er 1851 und 1852 wieder auf durchschnittlich 60½ gewichen war, behauptete er sich auf 61½ bis 1857, worauf er bis 1860 zwischen 61½ und 62⅛ schwankte und sodann wieder den Krebsgang antrat, wo er sich bis 1865 auf 61½ behauptete. Dann sank er allmälig auf 60½ herab und hielt sich so von 1867—1872, worauf erst die große Silberbaisse eintrat, welche den Preis heute bis auf 49½ geführt hat. In der Periode der stärksten Goldausbeute war sonach der Werth des Goldes im Vergleich zum Silber nur um höchstens 2 pCt. gesunken. Dennoch reichte dies hin, um das Silber in colossalen Massen aus Frankreich zu treiben. Nun läßt sich freilich der Werth der beiden Edelmetalle nicht an dem Verhältniß zu einander allein bemessen, denn sonst wäre die Frage leicht entschieden! Dann hätte sich in diesem Augenblick die Kaufkraft des Goldes um ungefähr 20 pCt. erhöht, da die Entwerthung des Silbers so viel beträgt. Gegenwärtig ist es aber ganz unzweifelhaft, daß der Werth des Silbers sich in unvergleichlich stärkerem Maßstab verringert hat, als

der Werth des Goldes sich gehoben haben könnte, wenn dies überhaupt geschehen ist, weil das Angebot von Silber sich in ungleich bedeutenderem Verhältniß vermehrt hat, als die Nachfrage nach Gold gestiegen sein könnte. Wir haben im Gegentheil gesehen, daß die Letztere gar nicht gewachsen ist, sondern den Belauf der Production nicht überschritten hat. Sonach ist aus dem Verhältniß der Goldproduction und der Ausmünzung d. h. also dem Verhältniß des Angebotes und der Nachfrage erster Hand kein Schluß auf die Werthveränderung der beiden Edelmetalle zu ziehen. Um ein richtiges Urtheil zu schöpfen, müssen daher die Fluctuationen in den Preisen der Waaren, in den Cursen der Werthpapiere und in den Löhnen zu Rathe gezogen werden.

Betrachten wir zunächst die Bewegung des Curses der Staatspapiere. Wir wählen unter diesen als maßgebendes Object am zweckmäßigsten die englischen Consols, weil dieselben als das sicherste, solideste und festeste Anlagepapier zu betrachten sind. Indem wir den Curs des Consols während des Laufes von 33 Jahren überschauen, stoßen wir zunächst auf die Thatsache, daß es hauptsächlich zwei Ursachen sind, welche denselben zu erschüttern pflegen, Krieg oder Revolution und Handelskrisen. So sehen wir z. B. die Consols von dem Durchschnitts-Curs von 95 i. J. 1846 in der darauf folgenden Krisis von 1847 auf 86½ und in dem Revolutionsjahr 1848 sogar auf 85¼ herabsinken. Von da an stieg derselbe wieder rasch bis auf die außerordentliche Höhe von 99⅛ i. J. 1852, bevor noch die Vermehrung der Goldausbeute aus den neu gefundenen californischen und australischen Goldminen im Verkehre selbst fühlbar werden konnte, aus der einfachen Ursache, weil wegen der Erschütterung des öffentlichen Vertrauens und der Stockung der Industrie viele Kapitalisten ihr Vermögen und ihre Ersparnisse mehr als sonst in die Consols flüchteten. Bald darauf aber sank der Preis in Folge der Umwölkung des politischen Horizonts von jener unerhörten Höhe wieder herab und fiel während des Krimkrieges i. J. 1854 auf 91⅞ und 1855 auf 90½. Nachdem er sich während des darauf folgenden Friedensschlusses wieder auf 93½ gehoben, sank er vor Ausbruch der Krisis von 1857 wegen der starken Engagirung des Kapitals in industriellen und Handelsunternehmungen wieder auf 91⅞ herab, um gleich darauf wieder auf 96⅞ zu steigen. Nachdem der Curs in Folge politischer Verwicklungen, insbesondere in Folge des dänischen Krieges, wieder den Krebsgang angetreten, sank er während der Krisis von 1866 bis auf 88 herab. 1867 stand er bereits wieder auf 93 und hat sich seitdem merkwürdigerweise trotz des deutsch-französischen Krieges und trotz der Krisis von 1873 auf dieser Höhe erhalten, von 1869—74 nur auf 92½ sinkend, während er seitdem sogar allmälig sich wieder gehoben und in den letzten Jahren 96 überschritten hat. Diese außerordentliche Erscheinung, welche der sonstigen Erfahrung widerspricht, ist gleichwohl unschwer zu erklären dadurch, daß während dieser Periode sehr viel continentales wie englisches Capital in Consols angelegt worden ist. In Folge der Lähmung der Industrie, insbesondere aber der üblen Erfahrungen, welche die englischen Capitalisten an der Türkei, Egypten und den südamerikanischen Republiken gemacht, ist viel englisches Capital zurückgezogen und in Consols angelegt worden. Mit jener Thatsache wird namentlich die ungeheuere Zunahme der englischen Waareneinfuhr erklärt. Wie dem nun sei, wir stehen vor der Thatsache, daß die Consols

gegenwärtig höher stehen als i. J. 1846, höher als der Durchschnittscurs der Jahre 1854—70, der Periode der großen Vermehrung des internationalen Goldvorrathes vor dem Eintritt der Silberbaisse. Wenn wir auch einen großen Theil dieses jetzigen höheren Curses der soeben genannten Specialursache zuschreiben müssen, so läßt sich doch keinesfalls aus diesem tonangebenden Staatspapier der Schluß ziehen, daß die Kaufkraft des Goldes gestiegen sei. Aehnlich steht es auch mit den anderen festen Anlagepapieren, soweit sie nicht durch Specialursachen regiert werden.

Die Arbeitslöhne sind stärker von der Gewohnheit beeinflußt als der Curs der Werthpapiere und die Preise der Waaren. Sie steigen und sinken daher langsamer als diese. Sie sind in einer verarmten Gesellschaft trotz der größten Anstrengungen nicht in die Höhe zu bringen und sie steigen in einem blühenden Staatswesen auch ohne Zuthun der Arbeiter. In den Epochen der Handelskrisen von 1857 und 1873 konnte sogar die tröstliche Beobachtung gemacht werden, daß die Löhne vor Ausbruch der Krisis rasch außerordentlich stiegen und nachher nur langsam und nicht ganz auf das vorige Niveau zurücksanken. Die allgemeine Erhöhung der Löhne, welche durch die Ueberspeculation vor Ausbruch der Krisis von 1857 hervorgebracht war, ist seiner Zeit auf 25 pCt. geschätzt worden und es ist angenommen worden, daß dieselben auch nach erfolgtem Rückgang um durchschnittlich wenigstens 10 pCt. auf die Dauer höher geblieben sind, als das vorherige Niveau. Eine ähnliche Beobachtung konnte bis jetzt bezüglich der Krisis von 1873 gemacht werden. Die bedeutendere intensive und extensive Ausdehnung der derselben vorhergegangenen Ueberspeculation hatte die Löhne um durchschnittlich 50 pCt. gesteigert und sie haben trotz der großen Beschäftigungslosigkeit seit 6 Jahren daran höchstens im Durchschnitt 35 pCt. verloren. Da die Arbeitslöhne also im Durchschnitt wenigstens um 25 pCt. höher stehen als vor 1850 und auch sogar als zwischen 1850 und 1870, so sind auch diese nicht als ein Beweismittel für die Erhöhung des Goldwerthes in den letzten Jahren zu gebrauchen. Es bleiben also nur die Waarenpreise. Um in dieser Beziehung ein sicheres Urtheil zu fällen, wäre es erforderlich, die Preisbewegung sämmtlicher Waaren des Welthandels zu prüfen und dabei diejenigen auszuscheiden, oder wenigstens einer gewissen berücksichtigenden Kritik zu unterziehen, deren Preisfluctuation unter der Herrschaft mächtiger Specialursachen stattfand. Dies ist nun freilich eine Aufgabe, welche die Kraft eines Einzelnen überschreitet. Robert Giffen hat sich daher begnügt, die Preisfluctuationen von 22 Hauptstapelartikeln in den Jahren 1845—79 zu verfolgen, worunter sich einestheils die hauptsächlichsten Lebens- und Genußmittel, anderntheils die Rohstoffe für die hervorragendsten, für den Weltmarkt produzirenden Industrien befinden, wie z. B. Kaffee, Zucker, Thee, Tabak, Weizen, Fleisch, Baumwolle, Eisen, Kupfer, Blei ꝛc. Derselbe hat den durchschnittlichen Preis der 6 Jahre von 1845—50 als Normalmaßstab genommen und mit 100 bezeichnet, so daß jene 22 Hauptstapelartikel die Ziffer 2200 als Parisatz repräsentiren. Würde die Preisvariation dieser Artikel sich in dem genannten 34jährigen Zeitraum ganz unabhängig von Specialursachen bewegt haben, dann würde es wohl möglich sein, einen Schluß von denselben auf die Bewegung in dem Werthe der metallenen Circulationsmittel und insbesondere des Goldes zu ziehen. Allein die meisten dieser Waaren standen

unter dem Einfluß mächtiger Specialursachen, welche die Preise hinauf- und hinabschnellen machten in einer Weise, daß auch der Gesammtpreis jener 22 Artikel dermaßen beeinflußt wird, daß sich ein sicheres Urtheil über eine allgemeinere mit dem Werthe der Circulationsmittel zusammenhängende Einwirkung nicht bilden läßt. Wir wollen nur einige Beispiele hervorheben. Wir sehen bei diesen Artikeln, daß sie insgesammt von einer Ursache sehr mächtig afficirt werden, das sind die Handelskrisen. Die zweite Ursache, der Ausfall der Ernten, trifft nicht alle zugleich, weil viele ihrer Natur nach von derselben unabhängig sind und weil die Ernte in den verschiedenen Welttheilen verschieden auszufallen pflegt. Kaffee z. B. steht gegenwärtig um 65 pCt. über dem Pari der Jahre 1845—50 und auch noch über dem Durchschnittssatz der Jahre 1857—72 d. h. vor der Silberbaisse. Dieser Artikel ist also als Beweismittel für die Erhöhung des Goldwerthes nicht zu brauchen. Ebenso verhält es sich mit Zucker, welcher gegenwärtig um 15 pCt. tiefer steht als das Pari, und überhaupt seit 20 Jahren eine Preisverminderung aufweist in Folge der großen technischen Fortschritte, welche in der Production desselben gemacht worden sind. Tabak steht gegenwärtig um 55 pCt. höher als das Pari, während Baumwolle seit 1877 unter Pari gesunken ist. Letztere Erscheinung ist aber nichts als die Folge der Nachwehen der Krisis, die erst noch im letzten Quartal 1878 in England einen acuten Rückschlag erlebt hat. Diese beiden Artikel waren während der Jahre des amerikanischen Bürgerkrieges um nicht weniger als durchschnittlich 250 pCt. im Preis gestiegen und dieser enorme Curs ist auch die Ursache, weshalb der Gesammtpreis der 22 Artikel für die 3 Jahre 1865—67 die höchste Ziffer aufweist. Zugleich sehen wir aber auch daran die Unzuverlässigkeit des Gesammtpreises dieser 22 Artikel, wenn derselbe blos von den Schwankungen einiger weniger Artikel so colossal afficirt werden kann. Aehnlichen Erscheinungen begegnen wir auch bei anderen dieser Waaren. Eisen ist z. B. gegenwärtig um 20 pCt. unter jenes Pari gesunken, allein die Eisenproduction war vor der Krisis von 1873 auf eine so maßlose Weise ausgedehnt worden, wie in der Welt noch kein Beispiel vorgekommen war und überdies hat dieselbe zunächst bei den Eisenbahnen mit der Concurrenz des Stahles zu kämpfen. Wir entnehmen aus diesen Thatsachen, daß ein solches Zahlenmaterial als maßgebendes Beweismittel wohl nicht gebraucht werden kann. Jedoch auch abgesehen von der Schwäche des Materials läßt sich sogar auch aus der Gesammtzahl dieser 22 Artikel kein Schluß auf die Erhöhung der Kaufkraft des Goldes in den letzten Jahren ziehen. Dieselbe war nämlich vom Parisatz von 2200 i. J. 1845—50 am 1. Januar 1858 um 18,8 pCt. gestiegen, am 1. Januar 1869 stand sie um 21 pCt. höher, am 1. Januar 1871 um 17,8 pCt., am 1. Januar 1878 noch um 16 pCt. und am 1. Januar 1879 war sie bis auf 6 pCt. über Pari gesunken. Dieser letztere Preisrückgang ist aber die unausbleibliche Folge des acuten Rückfalles der Krisis in England, welche in dem Bankerott von einem halben Dutzend großer Banken und mehreren Dutzend großer Handlungshäuser ihren Ausdruck gefunden hat. Außerdem läßt sich aus einer einzelnen Preisangabe eines Jahres kein Schluß auf eine so ungeheuere Umwälzung ziehen, wie sie die Vermehrung der Kaufkraft des Goldes für das Vermögen und für die Verträge zur Folge haben würde. Ueberdies würde schon die Thatsache, daß der Preis jener 22 Artikel am 1. Januar 1878 16 pCt. über

Pari war, 1871, also vor dem Eintritt der Silberbaisse, nur 17,8 pCt., beweisen, daß bis zum 1. Januar 1878 eine Veränderung des Goldwerthes nicht eingetreten ist.

Das Resultat unserer Untersuchung ist also, daß bis zum heutigen Tage eine Erhöhung der Kaufkraft des Goldes, welche nur einigermaßen bei dem gegenwärtigen Preissturz in Betracht zu ziehen wäre, nicht nachzuweisen ist.

---

## Ideale Fragen der Gegenwart.

Von
M. Carriere.
München.

Unter dem Titel „Ideale Fragen" hat M. Lazarus Reden und Vorträge gesammelt, in welchen er sich vor den Gebildeten der Nation offen und klar ausspricht. Wir verbinden mit der Betrachtung einiger derselben ein paar andere neuere philosophische Schriften:

Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart, von Rudolf Eucken;
Gibt es unbewußte und ererbte Vorstellungen? Von Paul Robert Schuster; herausgegeben von Friedrich Zöllner;
Prolegomena zu einer anthropologischen Philosophie, von Friedrich von Bärenbach.

Lazarus warf 1872 einen „psychologischen Blick" in unsere Zeit. Die Heeresorganisation bezeichnet er als einen der klar und scharf bestimmten Gedanken, der zum Mittel- und Quellpunkt eines vielbewegten und dennoch wohlgefugten Lebens gemacht worden, und fügt hinzu, daß in innigster Verbindung mit derselben die Kraft des Kant'schen sittlichen Grundprincips sich im Volksgemüth geltend gemacht habe. Wie oft sei das Wort gehört worden: Der Geist des kategorischen Imperativs habe sich siegreich erwiesen! In der That, der Geist jener Auffassung des sittlichen Lebens, wonach die Pflicht um der Pflicht willen erfüllt wird, nicht um äußerer Rücksichten willen, ist der Geist, der das Volk in Waffen, die Führer wie die Soldaten beseelt hat. Lazarus sagt über diesen Zusammenhang: Der Philosoph in seinem einsamen Sinnen denkt nichts anderes, als was die Substanz des Volksgeistes ist, nur klarer, schärfer, bestimmter, systematischer; nur was der unterste Mann in seinem Gemüth, so er wirklich geeignet ist, ein Repräsentant der Volksseele zu heißen —, nur was der unterste Mann denkt und empfindet und auf seinem Posten in seinem Handeln verwirklicht, nur das kann auch der Philosoph auf der Höhe seines Gedankenthrones denken, in geordnete, erleuchtete Begriffe fassen; ja das ist das Kennzeichen des wahrhaften Philosophen, daß er nur denkt, was er in Einigkeit mit seiner Volksseele denken kann, daß er der Repräsentant des öffentlichen Geistes wird, welchen auszubilden durch seine eigne Schärfe und Klarheit er berufen worden ist.

Dies letztere muß entschiedener betont werden, als es von Lazarus geschieht. Kant und Scharnhorst waren die Bildner, die Zuchtmeister des Volksgeistes. Kraft des Adels ihrer eignen Natur ergriffen sie das Edle in den Instincten des Volkes, und drängten die gemeinen Triebe des Eigennutzes, der Bequemlichkeit, der Genuß-

sucht zurück; militärische Strenge ward die Schule für den Dienst der Pflicht im ganzen Leben, und der Nation wurden schwere Opfer auferlegt, damit sie das ideale Ziel des freien Vaterlandes erringe; der König, im Bund mit Bismarck, Moltke, Roon setzte die Reform der Heeresorganisation in hartem Kampfe durch, und nach jenen großen Tagen der Erhebung, an deren Grenze 1872 Lazarus redete, folgte eine Zeit der Verstimmung, das nothwendige Ergebniß einer kurzen Schwindelperiode des Gründerthums, der Sucht reich zu werden ohne Gewissen und zu genießen ohne Arbeit, wo der Materialismus des Kopfes mit dem des Herzens Hand in Hand ging; der theoretischen Selbstverthierung, der Leugnung der Seele und der sittlichen Weltordnung, müßte die praktische auf dem Fuße folgen, wenn nicht die Leiter des Staats und die Meister der Wissenschaft zusammenwirkten, um Deutschland vor dem Abgrund zurückzureißen. Die Mordanfälle auf den Kaiser mußten dem Volk die Augen öffnen; die Ohren zum Hören schienen bei der Menge geschlossen. Der Kaiser, dem durch die Kraft des Volks so herrliches gelungen und errungen war, er ward von der Vorsehung bestimmt, auch für das Volk zu bluten, um es zur Besinnung zu rufen. Die Verwirrung und Verwilderung der Gemüther kam in der Socialdemokratie zum Ausbruch; aber diese hatte doch noch ein Ideal von allgemeinem Menschenglück und einer bessern Zukunft, wenn wir auch sagen müssen, daß dessen Verwirklichung, weil es ein Trugbild, ein Idol ist, zum Untergang der Cultur und zu einem gemeinsamen Gefängniß führen würde. Aber wie viele Halbgebildete der Bourgeoisie haben gar keine Ideale, sind völlig gleichgültig für solche, und erfreuen sich an Büchern, wie an Hellwald's „genialer" (!) Culturgeschichte, in welcher der Wissenschaft die Aufgabe gestellt wird, alle Ideale, auch Freiheit und Liebe, für Lug und Trug zu erklären! Die Heilung kann nicht blos durch Verbote, sie muß von innen her kommen, durch erleuchtende Worte, durch Thaten der Liebe. In diesem Sinne schrieb ich das Buch über die sittliche Weltordnung.

Lazarus betont, daß im Zeitalter der Dampfwagen und Telegraphen das Tempo des innern Lebens viel schneller geworden; er betont, daß die Naturwissenschaft im Vordergrund aller geistigen Bestrebungen stehe. Ihr Wachsthum sei stetig, und fast gleichartig, ihre Methode befestigt, ihre Ergebnisse praktisch verwerthbar. Sie erreiche dieselbe durch Ausbildung einer Weltansicht, die auf der durchgehenden Herrschaft des Causalgesetzes und einer unzerbrüchlichen Naturordnung beruhe; sie erreiche die Ergebnisse durch Theilung der Arbeit. Der Redner würdigt das Große, Glänzende, und weist auf die Kehrseite hin. Neben der Arbeitstheilung fordert er wiederum Sammlung: Das Ganze des Menschenthums, der Wissenschaft dürfe über der Zersplitterung in das Detail der Theile nicht vergessen werden, neben dem Leiblichen und Realen dürfe auch die Seele, das Ideal nicht übersehen, auch die Thatsachen der Kunst, der Religion, müssen anerkannt und ihre Quellen erforscht werden. „Der Religion! allerdings nicht im Sinne des tödtenden Buchstabens, sondern im Sinne des belebenden Geistes; denn in Wahrheit, das Dogma des Materialismus und der Materialismus des Dogmas, sie wachsen auf demselben Baume; und es ist kein Baum des Lebens und kein Baum der Erkenntniß, auf welchem sie wachsen. . . Die wahrhafte Erhebung der Naturwissenschaften auf jenen Punkt der Sammlung des Ganzen, wo eine höhere Anschauung von der Natur

aus dargeboten wird, wo eine Einsicht entspringt in die Harmonie der allwaltenden Gesetze, in den erhaltenden Wechsel und Wandel der Kräfte, sie würde auch dahin führen, eine höhere Anschauung von dem, was über die Natur geht, zu gewähren.. Das Herz ist ein ganz besondrer Muskel; verschieden von den meisten anderen Organen unsres Leibes, welche in Thätigkeit und Ruhe abwechseln, muß das Herz immer thätig sein. Von der ersten Secunde des Lebens bis zur letzten muß es schlagen; hört es zu schlagen auf, so ist auch das Leben geschieden. Die Religion ist das Herz im Organismus des Volksgeistes. Hört dieses Herz zu schlagen auf, so tritt auch hier Fäulniß, Verderbniß, Verwesung ein."

Verlangt Lazarus in dieser Rede zugleich Glaubenstiefe und Glaubensfreiheit, so redet er in einer längeren Abhandlung im Anschluß an Kant der Aufklärung das Wort.

Kant sagt: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht im Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, dich deines eignen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung". Somit ist sie kein ruhender Zustand, sondern fortwährende Geistesarbeit, und man ist nicht aufgeklärt, wenn man Wahrheiten auf Treu und Glauben nachspricht, sondern wenn man sie durch eignes Nachdenken aneignet. Prüfet alles und das Beste behaltet! Damit hat der Apostel selber das Wahre der Aufklärung bezeichnet und gefordert.

Lazarus betont, daß Aufklärung nicht blos den Denkinhalt, sondern vornehmlich die Denkweise betrifft; er ergänzt den großen Vorgänger mit dem geschichtlichen Sinn der Neuzeit: „Alle Cultur, jeder Zustand der Menschheit, hat in der Geschichte seine Wurzeln, aber auch seine Fesseln". Gerade weil alles historisch ist, sollen wir es in seinem Werden und Wachsen, im Zusammenhang mit seinen Bedingungen verstehen, aber es auch an der gegenwärtig errungenen Vernunft und Einsicht messen, auf die Ideale hinschauend, welche die Hoffnungen und Bestrebungen der Zukunft ausmachen. Die Gegenwart soll den Muth haben, über die Vergangenheit zu richten, statt sich nur nach ihr zu richten; sie soll offen und ehrlich, laut und deutlich bekennen, was an den Ueberlieferungen vernünftig und was unvernünftig ist. Dabei wird die Aufklärung in religiöser Beziehung auf eine positive schöpferische Thätigkeit wirken; denn jene Klärung und Vertiefung des Geistes, jene Erhebung und Erwärmung des Gemüthes, jene weihevolle Stimmung der Seele ist es, die wir Religion nennen. Hier hätte Lazarus den Unterschied von Religion und Kirchensatzung, von Christenthum und Dogma ausführlicher entwickeln sollen; denn diese Begriffe werden immer noch mit einander verwechselt, während die von ihm geforderte schöpferische Aufklärung nicht blos die älteren Satzungen kritisiren, sondern mit der wirklichen Thatsache der innern Erfahrung wie mit den eignen Worten und dem vorbildlichen Leben Jesu die Natur- und Geschichtserkenntniß der Gegenwart ebenso verbinden wird, wie das die Kirchenväter mit der Wissenschaft und Weltansicht ihrer Zeit gethan. Unser Blick ist freier, unser Gesichtskreis weiter, damit unsere Gottesidee größer geworden.

Die Aufklärung kennt nur Einen schlechthin geltenden Grundsatz, welcher in Wahrheit eine von der Weltgeschichte bezeugte Thatsache ist; nämlich „die Möglichkeit und die Nothwendigkeit des Fortschritts auf allen Gebieten des Geistes, in allen Arten des innern Lebens durch fortgesetzte Arbeit." Heute sind blinder Glaube an das Neue und blinder Unglaube an das Alte gleich verbreitet, sagt Lazarus; wir finden dagegen eine nicht minder große Schicht des Volkes, die im blinden Glauben an das Alte das Heil sucht, denen eine unfehlbare Orthodoxie das Maß des Denkens und Wollens wie deren Inhalt vorschreibt. Gerade daß diese Parteien einander kaum noch verstehen, ist ein schwerer Schaden unsrer Zeit. Der Liberalismus muß sich intellektuell und sittlich vertiefen, der Conservativismus muß freier und lichter werden, wenn unsrer Zeit geholfen werden soll. Möchte die Gründung des deutschen Reichs ein Vorbild sein! Sie ward mit vereinten Kräften vollbracht, conservative Staatsmänner und Heerführer verwirklichten den Gedanken des Liberalismus, die Sehnsucht nach dem einen Vaterland mit volksthümlich freier Bundesverfassung. Warum säumt unsere Theologie, die von der Philosophie gebotene Hand zu ergreifen, die religiöse Wahrheit in einer neuen Form im Geiste der Gegenwart auszusprechen? „Quell und Norm der christlichen Heilswahrheit" bleibt uns die Bibel, auch wenn wir die Naturwissenschaft nicht an sie binden und der Einbildungskraft die Wunder überweisen. Steht doch schon im 5. Buch Moses, Capitel 13, Vers 2—4, das denkwürdige Wort: „Wenn ein Prophet ein Zeichen gibt, das eintrifft, wenn er ein Wunder thut, dabei aber spricht: wir wollen andern Göttern nachgehen, — so höre nicht auf seine Rede!" Da liegt ja der klare Sinn vor, daß Zeichen und Wunder kein Beweis der Wahrheit sind, sondern die Uebereinstimmung mit der Vernunft, die Beseligung des Herzens.

Wenn Lazarus gelegentlich äußert: alle Religion ist zuerst niedrig und eng, alle Moral zuerst beschränkt im Umkreis ihrer Geltung und unvollkommen im Inhalt ihrer Gebote, — so widerspricht dem der andere, richtige Satz: „Alle schöpferischen Geister in den Religionen waren die Blüthe ihres Zeitalters, durch Tiefe und Adel der Gesinnung haben sie nicht nur ihm, sondern auch Jahrtausenden vorangeleuchtet." Moses und Zarathustra, Buddha, Jesus und Muhammed, sie verkünden das Nothwendige, Heilbringende in tiefen und einfach klaren Worten; die verschrobenen Satzungen, die abergläubischen Ceremonien späterer Zeit sind es, welche den reinen Quell verbauen oder verschütten, und die Aufklärung hat die Aufgabe, ihn wieder davon zu befreien, ihn in das Leben der Gegenwart frisch hineinzuleiten.

Ein aufklärendes Buch im wahren Sinn des Wortes haben wir in Euckens Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart für alle die, welche dieselben verstehen und verständig gebrauchen wollen. Erfahrung und a priori, Monismus und Dualismus, Mechanisch und Organisch, Causalität und Zweck, Realismus und Idealismus, Optimismus und Pessimismus, diese stets wiederholten Worte werden nach ihrer Entstehung und ihrer Entwicklung, nach ihrem Werth und ihrer Hinweisung auf einander untersucht; wir erfreuen uns eines unbefangenen Forschens und Prüfens, das die Macht der Vernunft wie das Recht der gegebenen Thatsachen anerkennt, und überall gewinnt der Leser die Einsicht, daß die Erkenntniß nicht als ein bloßes Aufnehmen und Abspiegeln, sondern als eine innere Thätigkeit anzusehen

sei, daß es auf das Wesen und Gesetz des erkennenden Geistes ebensosehr ankomme, wie auf die Natur der Dinge, daß die Frage nach der Ursache, nach dem Warum und Wodurch, den Hinblick auf das Wohin und Wozu, auf den Zweck und die Bedeutung der Dinge nicht ausschließt, vielmehr eine Voraussetzung und Bedingung dafür ist. „Wo immer Blick und Aufgabe sich erweitern," so bemerkt Eucken den einseitigen Naturalisten gegenüber, „wird das specifisch Geistige als auch zur Welt gehörig anerkannt werden. Denn dadurch, daß etwas im Geist gegeben, ist es auch im Universum gegeben, und somit gegen einen einfach verwerfenden Machtspruch geschützt. Man mag die Welt begreifen, wie man will, sobald mit dem Gedanken eines durchgehenden Causalzusammenhanges Ernst gemacht wird, muß der Geist in den Bau des Ganzen aufgenommen werden und bei seiner Auffassung mit in Anschlag kommen." Er sagt mit Kant: „In Betracht der Natur gibt uns Erfahrung die Regel an die Hand und ist der Quell der Wahrheit, in Ansehung der sittlichen Gesetze aber ist Erfahrung (leider!) die Mutter des Scheins, und es ist höchst verwerflich, die Gesetze über das, was ich thun soll, von demjenigen herzunehmen oder dadurch einschränken zu wollen, was gethan wird."

Daß uns die Erfahrung nur das Besondere zeigt, daß das Allgemeine und Nothwendige aber eine Erkenntniß der Vernunft ist und nur in ihr liegt, nicht von außen, sondern von innen stammt, das hat zur Behauptung von angebornen Ideen geführt, und Schuster bezeichnet solche nicht blos als angeerbte, sondern auch als anerschaffne, denen sich Niemand entziehen kann und darf, ohne sich von der Wahrheit zu entfernen oder an der Sittlichkeit Schaden zu leiden. Daß wir unbewußte Vorstellungen in uns tragen, lehrt jeden die Erinnerung, die sie uns wieder ins Bewußtsein ruft, lehrt uns ihr Kreislauf, der sie aus der Nacht oder dem Schacht des Unbewußten über die Schwelle und in das Licht des Bewußtseins treten läßt. Wenn Schuster sich hierauf beruft, werden wir einwenden, daß diese Vorstellungen im Verlauf des Lebens gebildet worden sind und in uns erhalten bleiben; sie sind unbewußt, aber erworben. „Daß Gewohnheiten vererben, auf Kinder und Enkel, ist eine bekannte Sache." Aber das sind keine Ideen, sie bestehen in Trieben, Richtungen, Anlagen, deren Vererbung sicher ist. „Während beim Kälbchen," sagt Duboys-Reymond, „schon während des Fötallebens eine Gehirnentwicklung geschah, vermöge deren das neugeborne Thier im Raume Bescheid weiß, seine vier Füße in richtiger Folge zu setzen und seinen Schwerpunkt zu unterstützen versteht, geht beim Kinde die entsprechende Entwicklung erst nach der Geburt während des ersten Monats vor sich. Nach dieser Ansicht wären die Raumvorstellungen, die Verstandeskategorien weder angeboren, noch erworben, sondern sie wachsen dem werdenden Geiste allmälig von selber zu." Schuster bemerkt mit Fug: „Dieses Zuwachsen dürfte mit dem Angeborensein mehr Aehnlichkeit als mit dem Erworbensein haben, ja mit jenem einerlei sein. Denn es kann nichts von selbst wachsen, wenn der Keim nicht angeboren ist." Nach weiterer Erörterung schließt Schuster: „Es giebt angeborne Ideen. Die logischen und mathematischen Grundsätze der Identität und der Vergleichung, die Erkenntnißprincipien der Ursächlichkeit und Zweckbeziehung sind solche, da ihre Giltigkeit von keiner Erfahrung abhängt, vielmehr über diese hinausgeht und selbst erst eine Erfahrung möglich macht. Ohne selbst Erweiterungsurtheile zu ein, erweitern und befestigen sie doch die Erkenntniß und vereinigen ihre Gebiete.

Sie sind der Zettel, in den die Wahrnehmung den bunten Einschlag webt; sie sind der Zirkel, dessen einer Fuß im Centrum der Erfahrung steht, während der andere, weit über die Grenzen der Erfahrung hinausgestreckt, den Kreis der Weltanschauung zieht und schließt."

Aber dennoch: sie sind keine Ideen; es giebt keine angebornen Ideen: Ideen sind Gedankengebilde, die wir durch eigene Thätigkeit gestalten; wären sie angeboren, so müßten sie überall die gleichen, überall bekannt sein. Das ist nicht der Fall. Aber das ist vollkommen richtig: die Erkenntnißprincipien, die logischen Formen, Richt- und Gesichtspunkte, die Unterscheidungsnormen und Bildungsgesetze des Geistes sind ursprünglich vorhanden vor aller Erfahrung, sie liegen in der Natur des Geistes begründet, sind das Apriorische, und allein in ihnen liegt Nothwendigkeit und Allgemeingiltigkeit der Erkenntnisse. Selbst das Gesetz von der Erhaltung der Kraft verdankt absolut seine Gültigkeit nicht vielen experimentellen Gründen, sondern dem Gedanken, daß aus Nichts nichts werde, daß jede Veränderung ihre Ursache habe. Wir tragen alle die Unterscheidungsnormen des Guten und Bösen, des Schönen und Häßlichen in uns, aber erst durch die Erfahrung erfüllen sie sich mit Inhalt, werden wir ihrer inne; was das Gute, Schöne sei, das wissen wir nicht unmittelbar, die Ideen davon sind uns nicht angeboren, es ist die lange Arbeit der Menschheit, sie im Zusammenwirken der Erfahrung mit den erwähnten Kategorien kraft der Vernunft auszubilden.

In diesem Sinne nennt Bärenbach die Philosophie die Wissenschaft des für uns unmittelbar Gewissen, unseres Denkens und Wollens und der beides beherrschenden Gesetze. Das Denken, unser Selbstbewußtsein ist die urgewisse Thatsache für uns, nicht Dinge außer uns sind es, denn wir schließen auf sie erst aus unsern Empfindungszuständen nach dem Causalgesetz in uns, das eine Ursache für die Veränderung derselben fordert. Wir nehmen die Welt nicht passiv auf; die Einwirkungen, die wir von den Kräften und Bewegungen außer uns erfahren, werden durch unsere eigene Subjectivität in die Empfindungen des Tons und der Farbe, der Härte, Wärme 2c. erst übersetzt, und daraus gestalten wir das Weltbild in uns, und versetzen es außer uns; die Fülle der Eindrücke, der Wahrnehmungen ordnen wir nach den Normen unseres Verstandes. Diesen von Cartesius und Kant gelegten Grund einer kritischen Philosophie erörtert Bärenbach in breiter, oft das Hauptsächliche wiederholender Deutlichkeit. Empfinden, Anschauen, Denken sind Formen unserer Organisation, die Anregung, sie mit Inhalt zu erfüllen, giebt uns die Außenwelt; im Zusammenwirken von Subject und Object bilden wir die Erkenntniß. Das Wahrnehmende und Wahrgenommene bedingen einander; an dieser Relation halten wir fest, durch sie ist die Erfahrungswelt unsere wirkliche Welt; die Denknothwendigkeit und die zwingende Macht unabänderlicher Thatsachen bedingen die wissenschaftliche Gewißheit. Bärenbach betont, daß jede Entwicklung ein sich Entwickelndes mit bestimmten Anlagen voraussetzt; ich würde hinzufügen: mit bestimmten Gesetzen und einem Ziel! Er sagt vortrefflich: „Wie der Wille sich offenbart durch die That und nur durch die Bethätigung erkannt werden kann, so offenbart sich die Vernunft durch die Sprache und kann nur vermöge und in ihrer Verwirklichung, nur an und in ihrer Wirkung, in der Sprache und durch dieselbe, erkannt werden. Es ist aber eine Verkehrung ohne Gleichen, den Willen durch die

That, die Vernunft durch die Sprache entstehn, die Kraft durch die Wirkung erst erschaffen werden zu lassen.“ Bärenbach fordert eine menschliche, innerhalb der sinnlichen und geistigen Natur, der Erfahrung, sich haltende Philosophie; alles Jenseitige, Absolute will er dem Glauben überlassen, und da demselben freies Spiel gewähren, das sei nicht Sache der Philosophie. Aber liegt denn nicht in der menschlichen Natur das Streben, über das Gegebne hinaus nach dem Grund und Zweck der Welt zu fragen? Gerade die Wechselbeziehung der Subjectivität und Objectivität wäre nicht möglich und böte uns keine wissenschaftliche Erkenntniß, wenn die Denkgesetze nicht sogleich die Weltgesetze wären; und eine endlose Kette von Bedingungen und Ursachen immer weiter rückwärts ist ein Unding, gerade die Causalität in der Welt fordert eine Ur-Sache, ein unbedingtes Sein, dem das Denken wie die Gegenstände des Erkennens entstammen, das in beiden offenbar wird und die Uebereinstimmung des Subjectiven und Objectiven bedingt. Wir können uns das Endliche, Zeitliche nur vorstellen im Unterschiede vom Unendlichen, Ewigen, damit nur in Beziehung auf dasselbe; beides ist untrennbar. Und aus dem Bekannten schließen wir auf das Unbekannte; wir dürfen demselben, dem Göttlichen, Ewigen nichts beilegen, was den Denkgesetzen und Thatsachen widerspricht, und wir unterscheiden einen unvernünftigen von einem vernünftigen Glauben, der unser exactes Wissen ergänzt, — durch eine Idee, die man eine Hypothese nennen mag, die aber ebenso berechtigt ist wie jede wissenschaftliche Muthmaßung, durch die wir suchen die Wirklichkeit zu erklären und zu verstehen.

---

# Hinter den Coulissen.

## Ein Blick auf die Schildhalter der Neu-Romantik in der Musik.

Von

**Emil Naumann.**

„Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert.“
Schiller.

Eine culturhistorische Betrachtung der Menschheitsentwickelung lehrt uns, daß jeder Kunstzopf, gleichviel welchem Zeitalter er angehörte, die Eigenschaft besessen hat, sich auch im Leben und dessen äußern Erscheinungsformen zu spiegeln; und zwar namentlich im Sein und Behaben seiner unmittelbaren Vertreter. Dies ist nur natürlich, denn der Subjectivismus der Letztern ist zu entwickelt, um sich allein in ihrem schöpferischen und virtuosen Gebahren bemerkbar zu machen; er ist auch in ihrer gesammten Weltanschauung, in ihren daraus hervorgehenden Principien, sowie selbst in ihrem äußerlichen Benehmen und Auftreten sichtbar.

Nach solchen Seiten hin offenbart er sich uns wiederholt auch in der geschichtlichen Entwickelung der Tonkunst, und die ihn betreffenden Kennzeichen begegnen uns ebensowohl in der Zeit des Musikzopfs der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, als in der Epoche jenes modernen Musikzopfes, von welchem wir in diesen Blättern bereits einige Proben gaben.*) Da es nun für Jeden, der sich

*) Siehe die Hefte der „Deutschen Revue“ von den Monaten März, April, September, November, December des Jahres 1878.

aufklären will, lehrreich sein dürfte, ihn auch unter den Formen kennen zu lernen, die er im täglichen Dasein seiner Repräsentanten, in deren gesellschaftlichem Benehmen, bürgerlichem Verkehr und Wandel, sowie hinsichtlich ihrer Art, die Zwecke ihrer Partei durchzusetzen, annimmt, so wollen wir versuchen hiervon ebenfalls eine, wenn auch nur flüchtige Skizze zu geben.

Ehe ich jedoch weitergehe, sei bemerkt, daß ich die begabten, und an der Spitze der Richtungen, die hier zu charakterisiren sind, stehenden Führer durchaus nicht für alle Ausschreitungen ihrer allzu dienstfertigen Nachtreter oder für alle Capriolen, Veitstänze und lächerlichen Sprünge der in ihrem Gefolge sich befindenden Harlequins und Querköpfe verantwortlich mache. Denn die Begründer der neuesten Schule bleiben immer die Vertreter von Ideen; ihr Gefolge dagegen zeigt uns meist entweder nur Helden der landläufig gewordenen Phrase, oder solche Anhänger, die Masse bilden müssen, damit der Einzelne unter ihnen überhaupt irgend etwas vorstelle und bedeute. — Dieser Vorbemerkung möchte ich noch die andere hinzufügen, daß es mir in diesem Abschnitt leider nicht immer in gleicher Weise, wie in den vorhergehenden, möglich gewesen, mein Princip: Namen ganz zu vermeiden, um meinem Gegenstande jeden Anhauch von Persönlichem zu nehmen, völlig durchzuführen. Man wird mir aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich in den paar Ausnahmefällen, in denen ich Namen erwähnte, mich ihrer nur dann bediente, wenn sie zum bessern Verständniß oder als Beweise für das Mitgetheilte unumgänglich nöthig waren, so daß es auch hier immer wieder die Sache, d. h. die Charakteristik der allgemeinen Richtung und Geistesatmosphäre der Partei war, um die es sich für mich handelte, nicht die Person als solche. Auswüchse einer Zeit aber in ihrer Allgemeinheit zu charakterisiren und als das kenntlich zu machen, was sie sind, ist von jeher die Pflicht des parteilosen Kunsthistorikers gewesen.

Unter den Vertretern des modernen Musikzopfes sind verschiedene Spielarten zu unterscheiden, die sowohl in Beziehung auf ihren sittlichen Werth, wie hinsichtlich ihrer Handlungsweise große Unterschiede gewahren lassen. Ich charakterisire diese bunte Menge vielleicht am Kürzesten, wenn ich sie nach Gattungen eintheile, von denen ich die geistig vornehmste und darum interessanteste als die Fanatiker der Partei, eine zweite Klasse als deren Bombastiker, und die letzte und geringste als ihre Klopffechter bezeichne.

Die Species der Fanatiker ist unter den bezeichneten Spielarten der Repräsentanten des modernen Musikzopfes schon darum die bedeutendste, weil ihre Vertreter von der aufrichtigen Ueberzeugung der Trefflichkeit alles dessen, wofür sie kämpfen, durchdrungen sind — mit andern Worten, weil sie die ehrlichen Leute in dem großen Kometenschweife darstellen, der den Gestirnen ihrer Partei sich anschließt. Sie sind überhaupt durch und durch Gentlemen.

Und wenn auch die Discussion mit ihnen durch die Vorurtheile, von denen sie ausgehen, und die Blindheit für ihre Idole schwierig ist, so wird doch auch diese, trotz aller gelegentlichen Erbitterung und Heftigkeit im Ausdruck, ihrem Geiste nach wenigstens ehrlich, sachgemäß und mitunter selbst mit einer gewissen Achtung vor solchen Gegnern, bei denen sie ebenfalls eine Ueberzeugung anerkennen müssen, von ihnen geführt. Dies hindert freilich nicht, daß auch unsere Musikfanatiker, gleich

ihren Genossen in anderen Lebenskreisen, principiell von einer erschreckenden Ausschließlichkeit sind und im Anschluß hieran auch eine ähnlich große Intoleranz gewahren lassen. Sie sind unter den Anhängern extremer Bekenntnisse in der Musik ungefähr das, was die sogenannten „Unversöhnlichen" in der Politik bedeuten, weil sie unversöhnlich mit jeder Anschauung sind, die nicht in ihren Abgöttern das A und Ω der Tonkunst erblicken.

Die Vertreter der extremen Parteien gleichen einander überhaupt im Leben, wie in der Kunst. Darum proclamirt man hier, wie dort, dieselben Principien, greift, um sie durchzuführen, zu denselben Mitteln und wendet sich, damit diese Mittel auch anschlagen und zu ihrer vollen Wirkung gelangen, an die gleichen Kreise. Auch der musikalische Fanatiker will um jeden Preis Propaganda machen und die große Menge für das, was er allein für recht und trefflich hält, oder als Befreiung der Kunst von lästigen Fesseln ansieht, begeistern. Ein begründeter Widerspruch regt darum gerade solche Naturen am meisten auf, weil sie eben, wie ich schon andeutete, nicht streiten um Andere zu täuschen, sondern, um sie in gleicher Weise zu überzeugen, wie sie selber überzeugt sind. Ihnen allein nur ist es darum auch um eine wirkliche Widerlegung ihrer Gegner zu thun, und verläßt sie hierbei einmal die Kaltblütigkeit und das Gleichgewicht, so kann man zu ihrer Entschuldigung sagen, daß dies unwillkürlich geschehe, da sie trunken von dem moussirenden und berauschenden Weine sind, den ihnen die Muse ihres Abgottes kredenzt.

Alle Ueberzeugungstreue und Tüchtigkeit, die wir auf dieser Seite finden, schließt jedoch nicht aus, daß auch hier im Einzelnen mitunter die seltsamsten Erscheinungen zu Tage treten — Erscheinungen und Ansichten, die wir auch im Leben „barock" nennen. Die Bezeichnung „barock" mahnt uns aber schon an Dinge, die in Kunst und Leben mit der Geistesatmosphäre des Zopfes in Verbindung gestanden haben. Denn im Leben nennt man nur Denjenigen barock, der etwas ungewöhnlich Auffallendes, Seltsames und dem Einfachen und Natürlichen Widersprechendes in seinem Thun gewahren läßt und vertheidigt; und in der Architektur bezeichnet der Ausdruck Barockstil nicht umsonst diejenige Epoche ihrer Entwicklung, die den Zopf als nothwendige spätere Consequenz gewissermaßen im voraus förderte und schon in sich trug.

Statt hunderter von Beweisen solcher Geistesseltsamkeiten, will ich nur eines einzigen hierher gehörigen Falles unter den vielen gedenken, die mir selber im Leben vorgekommen sind. — Ich stand zu einem Fanatiker der Partei Wagner in einem, ich will nicht sagen intimen, aber immerhin doch recht freundlichen Verhältnisse, da jeder von uns, bei aller Verschiedenheit der musikalischen Gesinnung, die Ueberzeugung des Andern achtete — ein Fall, der seitens der Vertreter jener Richtung nur bei den Fanatikern der Partei, weil sie eben ehrlich sind, möglich ist, und auch hier nur ausnahmsweise. Eines Tages war dieser, mein übrigens höchst talentvoller Fachgenosse so liebenswürdig, mir eine neue Orchestercomposition von sich zu schenken, und mich dabei mit einem gewissen Stolz darauf aufmerksam zu machen, daß es mir schwer fallen würde, in der viele hundert Tacte zählenden Partitur, auch nur einen einzigen Quartsext-Accord aufzufinden. Ich fragte natürlich höchst überrascht: „Was hat Ihnen der Quartsext-Accord gethan, daß Sie ihn

in so principieller Weise vermeiden?" — Mein Bekannter antwortete: Er kenne kaum in der Musik einen zweiten Accord, der ihm in gleicher Weise den Eindruck des Banalen und Gewöhnlichen hervorrufe, wie der Quartsext-Accord, namentlich in seiner bekannten Anwendung bei Cadenzen; darum habe er ihn, als den Inbegriff alles musikalischen Philisterthums, aus seinem künstlerischen Schaffen ganz auszuschließen sich vorgenommen. — Man wird mir glauben, daß mich diese Mittheilung nicht wenig überraschte; die unschuldige dritte Lage des Dreiklangs, deren sich die Kunstmusik seit Jahrhunderten, und die Volksmusik unbewußt seit Jahrtausenden bedient hat, sah ich hier plötzlich auf die Proscriptionsliste unserer „Genialen" gestellt, und als Grund ihrer Unzuläßlichkeit galt ihr Mangel an Originalität. Unsern Himmelsstürmern ist eben das Ueberreizte und Ungewöhnliche so sehr Bedürfniß geworden, daß sie das Abnorme zum Normalen machen und sich überhaupt am liebsten einer Musik bedienen möchten, die in nichts mehr an die Musik der ihnen vorausgegangenen Zeit erinnert. Der Quartsext-Accord gehört allerdings zu den gebrauchtesten musikalischen Harmonien, aber auch das liebe Brod brauchen wir täglich und würden uns ernstlich dagegen zur Wehre setzen, wenn man es durch eine Anzahl ungewöhnlicher Reizmittel des Gaumens verdrängen wollte. Auch sehen unsere Hypergenialen nicht ein, daß die Dissonanz in Permanenz erklären, die Consonanz wieder zum Ungewöhnlichen und Frappirenden erheben heißt; und zwar sehr zum Nachtheil der Dissonanz, denn diese nutzt sich, wenn sie zum Alltäglichen wird, weit rascher ab und wird daher auch dem Hörer viel eher unerträglich, als die, auf der Natur und den Grundlagen alles angeborenen Harmoniesinnes ruhende Consonanz. Endlich wird auch durch die Verbannung der letztern nur das Gegentheil von dem erreicht, was man erzielen will. Dies zeigte sich deutlich am vierten Tage des Cyklus der Bayreuther Bühnenfestspiele. Als hier endlich, bei der Begrüßung Gunther's und Brunhildens am Ufer von Worms, die harten Dreiklänge der Tonica und Dominante in ihrer ursprünglichen Frische und von einem Männerchor vorgetragen, sich wieder ausgiebig vernehmen ließen, empfand das Publikum, welches dieselben seither, zu Gunsten unaufhörlich einander folgender verminderter, übermäßiger und anderer überschwänglicher Accordfolgen fast gänzlich hatte entbehren müssen, eine unbeschreibliche Genugthuung, die sich mir später hundertfach äußerte, und zwar unter den Dilettanten selbst seitens der schwärmerischesten Anhänger des Meisters, die in ihrer Naivetät nicht ahnten, daß er sie gerade hier durch die einfachsten und natürlichsten Mittel nach langer Ueberreizung erquickt hatte. — „Ja, ja" — meinte ein musikalischer Freund, mit dem ich damals an den Ufern des rothen Mains zusammengetroffen — „wer hätte gedacht, daß der schlichte Durdreiklang ein so origineller und durch packende Wirkungen überraschender Geselle sei?!"

Die innere Zuverlässigkeit und das wirklich vorhandene künstlerische Gewissen der Fanatiker der Neuromantik befähigt sie übrigens auch — und zwar sie allein unter ihren Parteigenossen — gelegentlich aus einem Aeußersten in das andere Aeußerste umzuschlagen; ich meine aus feurigen Bekennern der Zukunftsmusik sich in ebenso leidenschaftliche Anhänger der Classicität zu verwandeln. Derselbe Fachgenosse, der, wie ich oben mittheilte, auf einem so gespannten Fuße mit dem Quartsext-Accord gestanden, verwandelte sich im Verlauf

von ein Paar Jahren, zu meinem nicht geringen Erstaunen, in einen aufrichtigen und warmen Bewunderer Felix Mendelssohns, dessen classisch-edle und wie aus parischem Marmor entwickelte Formenschönheit ihm nunmehr als das Höchste galt. Unser Renegat hatte unterdessen vielleicht bemerkt, was er früher übersehen: daß nämlich Niemand den Quartsext-Accord ausgiebiger gebraucht, als gerade seine Abgötter. Vielleicht aber auch hatte ihm die Zukunftsmusik nach anderen Seiten hin nicht ganz Wort gehalten — kurz, sein musikalisches Gewissen hatte ihn eben dazu gedrängt, der Ausschließlichkeit seines früheren musikalischen Glaubensbekenntnisses gründlich zu entsagen.*)

Die Fanatiker der Neuromantik erheben sich zuweilen sogar dazu, sich für Werke zu erwärmen, die von Musikern einer anderen als der eigenen Richtung herrühren. Es genügt ihnen in diesem Falle, daß der Andersgesinnte, trotz aller Verschiedenheit der Meinung, in gewissen Punkten die Verdienste ihrer Partei nicht leugnet und auch für sein Theil im Stande sei etwas hervorzubringen, was nicht blos „Kapellmeistermusik" ist. Sind diese Voraussetzungen erfüllt, so ist es schon vorgekommen, daß Werke von Anhängern der Classicität gerade durch Vertreter der Zukunftsmusik zuerst zu einer öffentlichen Aufführung gebracht wurden. Der Autor ist selber in der Lage gewesen eine solche Erfahrung mit principiellen Gegnern der in Rede stehenden Art zu machen und erkennt dies hier freudig und rückhaltlos an. Man kann darum auch diese ehrlichen Vorkämpfer ihrer Partei durchaus nicht in allen Punkten mit zu den Vertretern des modernen Musikzopfes zählen; denn der Zopf in seiner ganzen Nüchternheit hat zu jeder Zeit erst da begonnen, wo sich mit prononcirtester Geringschätzung gegen alles, was dem Zeitgeschmack nicht huldigt, die selbstgefälligste Ueberhebung und absoluteste Gedankenlosigkeit verbindet. Unsere Fanatiker aber sind im Gegentheil die einzigen unter ihren Parteigenossen, die sich eine wirkliche Rechenschaft von den Verdiensten ihrer großen Talente: eines Berlioz, Liszt und Wagner zu geben wissen; und wenn sie auch im Werben für dieselben stets Leib und Leben hinzugeben, ja, wie der edle Don Quixote, bei solchen Gelegenheiten mitunter selbst mit Windmühlen zu kämpfen bereit sind, so bleiben sie doch durchaus nicht immer der Wahrheit, sollte sie dieselbe auch einmal von einer anderen Seite als derjenigen, der sie selber angehören, anwehen, unzugänglich.

Die Vertreter des modernen Musikzopfes in einem ganz uneingeschränkten Sinne begegnen uns erst in den Bombastikern. Ehe ich jedoch zu deren Darstellung übergehe, sei hier eingeflochten, daß sich ebensowohl die musikalischen Bombastiker, wie die bereits besprochenen Fanatiker nicht etwa nur auf der Seite des Wagnerianismus finden; sie sind gerade so zahlreich und durch dieselben Eigenschaften kenntlich auf der Seite des Brahmanenthums zu finden, ich meine innerhalb der Partei Brahms, die in diesen Beziehungen ihren Gegnern, den Wagnerianern, in keinem Punkte das Geringste nachgiebt, sondern ihr Epigonenthum

*) Die Anwendung der dritten Lage des Dreiklangs ist bei Liszt und Wagner fast zur Manier geworden; einige Blicke in die Partituren beider Meister können uns hiervon überzeugen. So kommt, um nur ein Beispiel anzuführen, allein im 1. Act des Lohengrin der Quartsext-Accord nicht weniger als ein paar hundertmal, und darunter häufig in der Dauer ganzer oder mehrerer Takte vor.

ebenso unzweifelhaft verräth, wie jene, und darum auch besser thäte, sich jeder Ueberhebung gegen ihre musikalischen Antipoden weislich zu enthalten. Fand ich doch in einem mir mitgetheilten Briefe eines Brahminen, der, wie er selbst sagt, unmittelbar nach der ersten Aufführung von Brahms' C-moll-Sinfonie in Leipzig geschrieben ist, die bezeichnenden Worte: „Ich komme so eben aus der zehnten Sinfonie!“ Natürlich sollte diese Phrase, mit ihrer verständlichen Anspielung auf Beethovens neunte Sinfonie, nur besagen, daß Brahms da beginne, wo Beethoven aufgehört habe; eine Redensart, die bekanntlich auch die Wagnerianer beständig im Munde führen, so daß sich das alte Sprichwort: „les extrêmes se touchent“, hier wieder einmal in überraschender Weise bewahrheitet. — Ein junger Tonkünstler, der seine ganze Seele an Brahms hingegeben hatte, meinte: Es gäbe Claviercompositionen dieses Meisters, die man sich nur bei verschlossenen Thüren vortragen dürfe, wie man sich ja auch zum Gebete in sein stilles Kämmerlein verschließe! — Jemand endlich, der mir einen Musiklehrer warm empfahl, meinte schließlich gerührten Tons: „Heißt er doch Johannes!“ — Erst hinterher ward mir deutlich, daß dieser Ausruf hatte sagen sollen, der Empfohlene theile mit dem musikalischen Abgott des Empfehlenden denselben Vornamen. Man sieht — Brahms, dessen großes Talent ich ebenso freudig anerkenne, wie das des ihn noch überragenden Wagner, würde mit dem Letzteren das gleiche Anrecht auf den Stoßseufzer haben: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden!“ —

Wenn wir es bei den Fanatikern beider Richtungen mit Persönlichkeiten zu thun hatten, die noch in Wahrheit — nämlich mit Bewußtsein und Gewissen — eine Partei vertreten, so verliert sich bei den Bombastikern der edlere Begriff der „Partei“ bereits in den so viel geringeren der Kameraderie, Coterie und Clique. Dem entsprechend rufen die Herren einander zu (siehe „Tonkunst“ von 1878, Nr. 20): „Thuen wir uns zusammen, bringen wir die im Mittelalter durch Pedanterie theils lächerlich, theils verächtlich gewordenen Ideen des zünftigen gegenseitigen Zusammenhaltens in richtigerer und unserer aufgeklärten Zeit entsprechenderer Form zur Wiedergeburt.“ Ein solches Streben nach der Bildung von Rattenkönigen findet seine Begründung besonders darin, daß diese Gattung von Kunstumwälzern, die ich nur darum „Bombastiker“ nenne, weil ihnen ein Schwelgen in hohlem Pathos fast durchgängig Lebensbedürfniß ist, ihrer Mehrzahl nach zu den dii minorum gentium gehören, und daß der Einzelne fühlt, daß er nur durch das Abzeichen seiner Verbindung, welches ihm zugleich das manus manum lavat sichert, eine Art von Bedeutung zu erlangen vermag. Zur Hälfte besteht übrigens diese Species nicht aus Musikern, sondern aus Dilettanten und dilettantisirenden Schriftstellern. Diese bedürfen jedoch des Schulter an Schulter-Stehens in nicht geringerem Grade, als die betreffenden Fachgenossen, da sie sich, in dem dunkeln Gefühl der ihnen mangelnden Competenz, vor sich selbst rechtfertigen, vor Rückfällen sichern und zugleich in einer, keine Ernüchterung zulassenden fortwährenden Täuschung erhalten müssen, falls sie die Führerstelle bei der gläubigen Menge, der sie predigen und die ihnen folgt, nicht einbüßen wollen. So suchen sie nach einer Geistesatmosphäre, die sie gewissermaßen nicht aus ihrem Taumel erwachen läßt, sondern darin erhält und steigert. Eine derartige betäubende Luft findet sich aber allerorts nur innerhalb der Clique. Die Bombastiker sind daher Leute, die sowohl sich selbst als auch Andere, gleichviel ob

unbewußt oder halbbewußt, betrügen, indem sie sich in einen künstlichen Enthusiasmus hineinreden, und namentlich Allem und Jedem unbedingten Glauben schenken, was ihnen die Musiker ihrer Partei als baare Münze bieten. Da sich nun aber diese Anempfinder in ihrem Wahn, zu den Pionieren des menschlichen Fortschritts zu zählen, sowie in ihrem krankhaften Bedürfniß, irgend etwas überschwänglich zu vergöttern, hoch beglückt fühlen, so daß sie (wie der Mensch überhaupt liebgewordenen Irrthümern) ihren Anschauungen um keinen Preis entsagen möchten, so wäre es ganz vergeblich, auf sie einwirken zu wollen; zumal da die von ihnen usurpirte Rolle ihrer Eitelkeit auf das höchste schmeichelt. Denn was könnte Dilettanten wohl mehr Zufriedenheit und schmeichlerisches Wohl- und Selbstgefühl verleihen, als die Gelegenheit, in ein fremdes Fach mit der Miene der Unfehlbarkeit hineinzupfuschen. Wir haben es hier also eigentlich nur mit Mystificirten zu thun, die in dieser Beziehung um so bedenklicher gestellt erscheinen, als manche von ihnen selbst von den eigenen Parteigenossen, namentlich von den darunter befindlichen Tonkünstlern im Stillen belächelt oder sogar geflohen werden, da sie Jeden, der sich ihnen naht, mit einem Schwall von Worten überschütten und gleichsam moralisch todt machen.

Um von dem panegyristischen Tiefsinn und dem Stil dieser Herren eine schwache Probe zu geben, mögen hier nur ein Paar Sätze des Herrn Dr. Friedrich Nietzsche mitgetheilt sein. Derselbe sagt (im 4. Stück seiner „unzeitgemäßen Betrachtungen", Verlag von Ernst Schweitzer 1876) von dem Bayreuther Unternehmen: „Es ist die erste Weltumsegelung im Reiche der Kunst: wobei, wie es scheint, nicht nur eine neue Kunst, sondern die Kunst selber entdeckt wurde. Alle bisherigen modernen Künste sind dadurch, als einsiedlerisch verkümmerte oder als Luxuskünste, halb und halb entwerthet; auch die unsicheren, übel zusammenhängenden Erinnerungen an eine wahre Kunst, die wir Neueren von den Griechen her hatten, dürfen nun ruhen, soweit sie selbst jetzt nicht in einem neuen Verständnisse zu leuchten vermögen. Es ist für Vieles jetzt an der Zeit abzusterben; diese neue Kunst ist eine Seherin, welche nicht nur für die Künste den Untergang herannahen sieht." — Wem, dem Goethe's 2. Theil des Faust gegenwärtig ist, fielen bei der oben unterstrichenen Stelle nicht die Worte ein: „Am besten wär's, Euch zeitig todtzuschlagen", mit denen der Baccalaureus den Mephistopheles, den er für seinen alten Lehrer Faust hält, regalirt? Es ist überhaupt interessant wahrzunehmen, wie treffend Goethe, durch die Darstellung der damaligen jungdeutschen Hypergenialität in der Literatur, zugleich die jungdeutsche Romantik, wie sie sich gegenwärtig in der Musik gebärdet, anticipirend characterisirte. In Anknüpfung an Wagner's beabsichtigte Kunstrevolution sagt Herr Nietzsche: „Wer von uns hätte nicht an dem widerlichen Götzendienste der modernen Bildung Hände und Gemüth besudelt! Wer bedürfte nicht des reinigenden Wassers, wer hörte nicht die Stimme, die ihn mahnt: Schweigen und Reinsein! Schweigen und Reinsein", und weiterhin: „Das Reden und Lärmen, welches die bisherige Bildung von der Kunst gemacht hat — wir müssen es jetzt als eine schamlose Zudringlichkeit empfinden; zum Schweigen verpflichtet uns Alles, zum fünfjährigen pythagoreischen Schweigen!" Wollte Herr Nietzsche diesen letzten Vorsatz doch wahr machen, wie dankbar würde ihm die Welt sein! Ich bin aber gewiß, daß er hier mehr verspricht, als er zu halten vermag. Warum übrigens gerade „Schweigen und Reinsein" das

Kennzeichnende für den Wagnerianismus sein soll, dürfte unerfindlich bleiben. Wir hörten von dorther seit Jahren einen unermüdlichen Chorus von hunderttausend Stimmen durcheinander sprechen, und daß Verhältnisse, wie das Siegmunds zu seiner Schwester Sieglinde, just Spiegel der „Reinheit" seien, dürfte der Welt ebenfalls neu sein. Herr Nietzsche ist jedoch über diesen Punkt in sich selbst so sicher, daß er fortfährt: „Im Ringe des Nibelungen finde ich die sittlichste Musik, die ich kenne, z. B. dort, wo Brünhilde von Siegfried erweckt wird; hier reicht er hinauf bis zu einer Höhe und Heiligkeit der Stimmung, daß wir an das Glühen der Eis- und Schneegipfel in den Alpen denken müssen: so rein, einsam, schwer zugänglich, trieblos, vom Leuchten der Liebe umflossen, erhebt sich hier die Natur; Wolken und Gewitter, ja selbst das Erhabene sind unter ihr!" Wer an diesem hochtrabenden Unsinn noch nicht genug hat, der vernehme folgenden Spruch unseres Adepten: „Wagner hat, wenn ein medicinischer Ausdruck erlaubt ist, eine abstringirende Kraft (wirkt also etwa wie Eisenchlorid); insofern gehört er zu den ganz großen Culturgewalten. Er waltet über den Künsten, den Religionen, den verschiedenen Völkergeschichten, und ist doch der Gegensatz eines Polyhistors, eines nur zusammentragenden und ordnenden Geistes, denn er ist ein Zusammenbildner und Beseeler des Zusammengebrachten, ein Vereinfacher der Welt." Und wem auch dies noch nicht stark genug ist, für den fahren wir mit Nietzsche fort: „Der Betrachtende, vor dessen Blick eine Natur, wie die Wagners steht, muß unwillkürlich von Zeit zu Zeit auf sich, auf seine Kleinheit und Gebrechlichkeit zurückgeworfen werden, und wird sich fragen: was soll sie Dir, wozu bist denn Du eigentlich da?" Hier erweist sich unser Mann jedenfalls dazu beanlagt, es in Ton und Stil den Anbetern eines Dalai-Lama gleich zu thun. Dagegen werden wir wieder gründlich erheitert, wenn es von der Nibelungenmusik heißt: „Außer uns gesetzt, schwimmen wir in einem räthselhaften, feurigen Elemente, verstehen uns selber nicht mehr, erkennen das Bekannteste nicht wieder; wir haben kein Maß mehr in der Hand, alles Gesetzliche, alles Starre beginnt sich zu bewegen, jedes Ding leuchtet in neuen Farben, redet in neuen Schriftzeichen zu uns," oder wenn unser Panegyriker, auf dem betretenen Wege fortschreitend, folgenden Satz leistet: „Eine Traumerscheinung, dem Bilde der Natur und ihres Freiers ähnlich-unähnlich, schwebt heran, sie verdichtet sich zu menschlicheren Gestalten, sie breitet sich aus zur Abfolge (sic) eines ganzen heroisch-übermüthigen Wollens, eines wonnereichen Untergehens und Nicht-mehr-Wollens!" — Noch bedenklicher wird uns der Zustand und die Zahl der Pulsschläge unseres verzückten Visionärs, wenn er sagt, daß Wagner, auf dem Gipfel seines einsamen Titanenthums angelangt: „die Sehnsucht aus der Höhe in die Tiefe, das liebende Verlangen zur Erde, zum Glück der Gemeinsamkeit" empfunden habe, und daß es ihm, als er alles dessen gedacht, was er als Einsam-Schaffender entbehrt, so zu Muthe geworden, „als sollte er nun sofort, wie ein zur Erde niedersteigender Gott, alles Schwache, Menschliche, Verlorene mit feurigen Armen zum Himmel emporheben, um endlich Liebe und nicht mehr Anbetung zu finden, und sich, in der Liebe, seiner selbst völlig zu entäußern." — Ein Schleiermacher könnte von der Person des Heilandes, und von der Aufgabe desselben als Welterlöser, wohl sinnvoller, schwerlich aber in allem Uebrigen bezeichnender reden. Halten wir jedoch hiermit zusammen, daß Nietzsche im Verlaufe seiner Brochure seinen Abgott auf eine Höhe

mit Geistern wie Aeschylos, Demosthenes, Luther, Goethe, Schiller und Beethoven stellt, daß ihm hiernach Wagner, als der Allumfasser so verschiedener Persönlichkeiten, größer ist, wie diese in ihrer Gesammtheit, so blieb ihm, als letzte Steigerung, eben nur noch die Zusammenstellung seines Ideals mit Christus, als dem Sohne Gottes übrig. Und dieser im Felde der Musik am Schwulst sich dilettirende Held der Phrase ist nicht etwa, wie man erwarten dürfte, auch seinem übrigen Bildungsgang nach im Dilettantismus stecken geblieben, sondern soll sogar Professor der classischen Philologie an der Universität Basel sein. O Ritschl, Du Dahingegangener, dem Klarheit, Bestimmtheit und Schärfe im Denken und im Ausdruck Lebensluft und darum eine Sprache in Superlativen, Hyperbeln und weitabliegenden Bildern ein Gräuel war, was sagst Du zu diesem entarteten Sohne Deiner Wissenschaft? — Doch unsere Leser werden genug haben, und so wollen wir denn mit unseres Bombastikers Worten: „Wagner's Musik, als Ganzes, ist ein Abbild der Welt, sowie diese von dem großen ephesischen Philosophen verstanden wurde, als die Einheit von Gerechtigkeit und Feindschaft", unsere Schilderung derjenigen Classe der Repräsentanten des modernen Musikzopfes für diesmal beschließen, die in Nietzsche einen ihrer gekennzeichnetesten Vertreter fand. Doch würden wir ein schweres Unrecht gegen zwei andere der bekanntesten Bombastiker der Partei begehen, wenn wir dieselben nicht hier noch wenigstens erwähnen wollten. Ich beschränke mich darauf, von jedem derselben nur eine bezeichnende Aeußerung anzuführen. Der Eine von ihnen — Wolzogen — belehrt uns dahin (etwa vom Standpunkte 16 jähriger Pensionärinnen eines Mädcheninstitutes aus): daß nur wer Wagner liebe, ihn beurtheilen dürfe; und der Andere — Nohl — bespöttelt die gesittete deutsche Frau Professorin (als Gattungsbegriff genommen), und zwar aus dem Grunde, weil er voraussetzt, daß sich dieselbe von der blutschänderischen geschwisterlichen Umarmung, aus der Siegfried hervorgeht, mit Entrüstung abwenden werde. Doch wer weiß — vielleicht kommen wir durch Frauen-Emancipation und unsere weiblichen Studentinnen und Nihilistinnen, zum Troste Nohl's noch eines Tages dahin, daß uns naturwüchsigere und mit stärkeren Nerven ausgerüstete Mädchen und Frauen beschert werden.

Von der dritten Klasse der Vertreter des modernen Musikzopfs, welche durch die Klopffechter der Partei repräsentirt wird, schwieg' ich am liebsten ganz; denn sie bietet nicht nur an und für sich ein geringeres Interesse, als die Fanatiker und Bombastiker, sondern wir finden sie auch außerhalb der Sphäre der Musik überall da verbreitet, wo sich fanatische Parteien, Cliquen und Coterien bildeten. Da sie sich jedoch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielleicht zum ersten Mal in völlig ausgebildeter Organisation auch im Felde der Tonkunst zeigt, so möge sie, als ein frisch aufgeschossenes Unkraut mehr auf dem Boden modernen Kunstgetriebes, für ein paar Momente das culturhistorische Interesse unserer Leser fesseln.

Eines der vornehmsten Kennzeichen dieser großen Schaar der eigentlichen Schildknappen der Partei ist ihr äußerliches Gebundensein an deren Wohl und Wehe, namentlich das Verhältniß, in welches sie in vielen Fällen durch die einfache Magenfrage zu der Coterie steht. Dies Geschlecht fristet nämlich sein Dasein meist in der Weise, daß es durch die Protektion der tonangebenden Führer der

Partei Carriere zu machen sucht, oder sich bei den von denselben beeinflußten Musikzeitungen anwerben läßt. Was namentlich die letzteren angeht, so wird jeder Unbefangene, der ihrem Treiben eine Zeit lang zugesehen, eingestehen müssen, daß diese Presse (die wahre und ächte Reptilienpresse, gegen welche die sonst mit diesem Namen beehrte ein unschuldiges Kind ist) eine Taktik Andersdenkenden gegenüber befolgt, die der jesuitischen und sozialistischen Disziplin, sowohl hinsichtlich ihres moralischen Werthes, als auch bezüglich ihrer Spekulation auf die Schwächen der Menschen und die unlauteren Leidenschaften der von ihr zu bearbeitenden Menge nichts nachgiebt. Es wird dort überhaupt nicht mehr ehrlich und mit offenem Visir gekämpft, wie in den Reihen der Fanatiker der Partei, sondern man fällt die Leute, die man zu Falle bringen möchte, in der Manier der Buschklepper hinterrücks an und unter Benutzung der verächtlichsten Mittel und Schleichwege.*) Verfolgt man die Art, in der von diesen Blättern solche Fachgenossen behandelt werden, die sich unterstehen, für eine eigene unabhängige Meinung dasselbe Recht zu beanspruchen wie ihre Gegner, so fällt einem unwillkürlich Goethe's Wort ein: er müsse, obwohl selbst ein Deutscher, doch eingestehen, daß der Deutsche durchschnittlich einen stärkeren Hang zur Gemeinheit besitze, als andere Nationen. Das Verfahren nämlich, welches in Fällen der obenerwähnten Art den Prügeljungen der Partei vorgeschrieben ist, die für den neudeutschen Musikschwindel einzutreten haben, ist folgendes. Zuerst läßt man den Mann der divergirenden Meinung die Macht fühlen, die man besitzt, und wartet ab, ob er, dadurch mürbe gemacht, etwa zu Conzessionen oder Compromissen die Hand bieten werde. Um ihm dies zu erleichtern, nimmt man einen gelegentlichen Anlaß (sei es die Aufführung einer Composition des zu Bearbeitenden oder die Veröffentlichung eines seiner musikalischen, eines seiner schriftstellerischen Werke), um zu sagen, sie seien besser, als man nach allem Früheren erwartet, oder gar um anzudeuten, daß der bisherige Ungläubige mit seinem neuesten Produkt sich den Kämpfern für den musikalischen Fortschritt, sei es wissentlich, sei es unwissentlich, angeschlossen habe. Bethört dieser Lockruf denjenigen, an den er gerichtet ist, so stimmt, nach dem alten Spruch, daß über einen reuigen Sünder mehr Freude im Himmelreich sei als über 99 Gerechte, ganz Israel einen Lobgesang an und die Partei stellt den Proselyten (vorausgesetzt, daß er sich von nun an in irgend einer Weise als gefügiges Werkzeug von ihr gebrauchen läßt), der Welt feierlich als einen zu ihr neu Bekehrten vor. — Zeigen sich dagegen alle Versuche, den Harthörigen zu rühren, nutzlos und wagt ein solcher vermessener Einzelner, gegen den Strom schwimmen, d. h. seiner Ueberzeugung treu bleiben zu wollen, dann kehren unsere Schildknappen den Spieß um, der Name des verstockten Philisters kommt auf eine der höheren Orts ausgegebenen Proscriptionslisten zu stehen und die von dorther erschallende Parole lautet nunmehr: „bringt ihn um, schlagt ihn todt, gleichviel, ob in offenem Kampfe oder aus dem Hinterhalt.“ — Denn auch in diesem Kreise steht die bekannte Maxime: „der Zweck heiligt das Mittel“ in voller

*) Ein vor kurzem anonym an uns gerichteter und auf die Naumann'schen Artikel sich beziehender Drohbrief aus Königsberg giebt uns eine Bestätigung der obigen Bemerkung unseres Herrn Mitarbeiters.

D. Red.

Blüthe.*) Anders wiederum verfährt man gegen unabhängige Männer, denen durch Stellenverluste nicht beizukommen ist. Gegen die Verfehmten dieser Gattung greift man zur Entstellung oder theilweisen Mittheilung von Thatsachen, man richtet Angriffe gegen sie, bei denen man sich den Beweis der Wahrheit des Behaupteten spart, oder man zieht den Privatmenschen, den Charakter in die Debatte so wenig dieser auch bei den Dingen, um die es sich handelt, in Frage kommen mag. Wird hierbei von gegnerischer Seite die Verleumdung als das aufgedeckt, was sie ist, so schweigt man eine derartige Enthüllung vor der eigenen Partei todt; kommt sie aber dennoch an den Tag, so tröstet man sich mit dem bekannten: semper aliquid haeret! Rechnet man doch sogar auf die Anständigkeit der Gegner als auf einen Bundesgenossen, da man sehr wohl weiß, daß jene es unter ihrer Würde finden, Persönlichkeiten mit Persönlichkeiten zu erwidern und man somit versichert ist, daß man mit ungleichen Waffen kämpft, da die eigenen jedenfalls die wirksameren hinsichtlich des hervorzurufenden Eindrucks auf den blöden, skandalsüchtigen großen Haufen sind.**)

*) Hat doch mancher tüchtige Musiker, der sich den Forderungen der musikalischen Jungdeutschen nicht blind und willenlos fügen wollte, den Terrorismus, den diese wohldisciplinirte und ausdrücklich zum Kampfe organisirte Partei ausübt, durch den über Nacht erfolgenden Verlust seiner Stelle büßen müssen. Und zwar ist es nicht nur Künstlern in untergeordneten Stellungen so ergangen, sondern auch mancher verdiente und noch lebende Hofkapellmeister sah sich aus gleichen Gründen ganz unerwartet entlassen. Die Namen der in dieser Weise Gemaßregelten sind in aller Musiker Munde, und das gegen dieselben geübte Verfahren zeigt nur, wie sehr der musikalische Radicalismus bemüht gewesen ist, sich auch unter den Mächtigen dieser Erde seine Verbindungen zu sichern, um sich des Armes derselben zur Entwaffnung derer zu bedienen, die sich seinen Vorschriften nicht unbedingt fügen. — Auch in dieser Beziehung hat der rechte Flügel der Partei dem linken nichts vorzuwerfen; da er da, wo er die Macht besitzt, ebenfalls nur Persönlichkeiten protegirt, deren Hauptverdienst in ihrer blinden Zugehörigkeit zu ihm besteht.

**) Da Thatsachen immer am unwidersprechlichsten sind, so kann ich nicht umhin, hier wenigstens eine Probe der Kampfesweise dieser Herren mitzutheilen. In den „Dresdener Nachrichten" vom 4. Januar 1878 war zu lesen, daß Liszt, Berlioz und Wagner für den Verfasser vorliegenden Artikels eine „höllische Dreieinigkeit darstellten" und Wagner noch überdies der musikalische „Gottseibeiuns" für ihn sei. — Wie aber verhalten sich die Dinge in Wahrheit? — In meinen 1876 erschienenen „Italienischen Tondichtern" heißt es S. 565, gelegentlich einer Besprechung Paganini's: „Wir werden uns am besten ein Bild von ihm machen, wenn wir ihn den Liszt des Violinspiels nennen, wie ich diesen wiederum als den Paganini des Clavierspiels bezeichnen möchte; und wie Liszt als Virtuos ohne Vorgänger und Nachfolger, d. h. eben einzig geblieben ist, so blieb auch Paganini als Geiger unerreicht und unvergleichlich." — Aber auch die Persönlichkeit Liszt's hat den Verfasser von jeher bezaubert und ich lernte den Mann geradezu lieben, als ich im Jahre 1857 einen Tag lang sein Gast auf der Altenburg war, woselbst er die Freundlichkeit hatte, mir seine „Hunnenschlacht" und „Graner Messe" aus der Manuscript-Partitur vorzuspielen; Werke, die bis zum letzten Takte mein gespanntestes Interesse erregten. Bei dieser Gelegenheit forderte er mich auch auf, ihm eine von mir componirte Cantate für Chöre und Orchester: „Die Zerstörung Jerusalems" zuzusenden, auf die ihn eine wohlwollende Kritik in der Brendel'schen Zeitung vom 20. Juni 1856 aufmerksam gemacht hatte und die bald darauf in Weimar zur Aufführung kam. — Man ersieht hieraus, als welche grobe Unwahrheit sich die oben angeführte geschmackvolle Bezeichnung meines Verhältnisses zu Liszt erweist. Nicht weniger erfunden ist die Auffassung meines Verhältnisses zu Berlioz. Als ich im Jahre 1867 in Paris anlangte, war einer meiner

Mit dem bisher Gesagten ist jedoch nur die eine Seite der Thätigkeit des Klopffechterthums geschildert, die andere gilt der Bearbeitung der emporwachsenden musikalischen Jugend und der unter dieser zu bewerkstelligenden Propaganda für die neue unfehlbare Lehre. Die Methode, nach welcher man hierbei verfährt, ersehen wir am besten aus ihren Wirkungen.

Ein alter Spruch sagt:

Wie Kirschen und Beeren behagen,
Muß man Kinder und Spatzen fragen!

Dies heißt in unserem Falle: wenn man junge Vögel einfangen will, muß man Vogelleim besitzen, an dem sie kleben bleiben, oder Süßigkeiten in Vorrath haben, auf die sie anbeißen. Solche Lockspeise ist der Jugend gegenüber nicht schwer zu beschaffen. So wenig gern sie es hört, wenn man ihr mit Mozart zuruft, daß nichts aus denen wird, die nicht schon als Buben unter der Fuchtel eines strengen Meisters gestanden, und es hernach mit dem Talent und der Lust allein zwingen

---

ersten Gänge zu dem Meister, den ich leider schon bettlägerig und leidend antraf, mit dem ich aber demungeachtet eine unvergeßliche Stunde verplauderte. Der Wunsch, die Bekanntschaft dieses bedeutenden Mannes zu machen, dessen Instrumentationslehre, das trefflichste Werk seiner Art, ich seit früher Jugend besitze, war so lebhaft gewesen, daß ich, um Weitläufigkeiten zu vermeiden, Frau Viardot-Garcia um ein schriftliches Wort an denselben gebeten hatte. — Wie ich endlich über Richard Wagner denke, mögen, statt weitläufiger Citate aus meinen gedruckten Schriften, nur ein paar darin zufällig herausgegriffene Worte darthun. In dem bereits 1869, also schon vor zehn Jahren, veröffentlichten ersten Halbband meiner „Tonkunst in der Culturgeschichte" stelle ich (S. 259 bis 262) Wagners „Tannhäuser" allen Musikern als ein Muster scenischen Aufbaues und poetisch-musikalischer Steigerung hin. Im zweiten 1870 veröffentlichten Halbbande desselben Werkes heißt es S. 527: „Wagner hat sich, auf gewissen Gebieten musikalischen Könnens, z. B. in der Instrumentirung, nach der Seite ihrer sinnlichen Klangwirkung hin und in der Kunst einer allmäligen Steigerung und eines sich immer höher gipfelnden Aufbaues großer Tonmassen, wie ihn das Finale des 1. Actes des Lohengrin und des 2. Actes des Tannhäuser zeigen, als genialer Meister bewährt. Gerade seine Verächter haben häufig das, was sie an Wagner öffentlich verdammten, ihm in der Stille abzusehen und, wie sie glaubten, unbemerkt anzuwenden versucht. Hätte Wagner auch nur das eine Verdienst, solche Gegner, unter denen sich die eigentlichen Repräsentanten der von ihm mit Recht gebrandmarkten „Kapellmeister-Musik" befinden, als Leute, denen weiter nichts als die musikalische „Mache" zu Gebote steht, zu enthüllen, so hätte er nicht vergeblich gelebt und gestrebt. — Aber Wagner's Bedeutung ist nicht nur in seinen erfolgreichen Angriffen auf den Zopf der musikalischen Classicität, sondern auch in seinen eigenen Schöpfungen zu suchen. Wir reden hier natürlich nicht von den Arbeiten seiner Jünger und Nachbeter, denen der Zopf ihrer musikalischen Romantik nur an einer anderen Stelle baumelt, wie gewissen Vertretern der Classicität. Wagner selber jedoch ist kein Mann, der zu übersehen ist. Eine Persönlichkeit über die soviel gestritten worden ist, eine Persönlichkeit, die ihre Kunstgenossen und ihre Zeit in so anhaltender und tief gehender Weise aufregt, gehört schon an und für sich zu den ungewöhnlichen Naturen. — Verdankt doch auch der Autor den Werken dieses Mannes manche Stunde wahren Genusses, so daß es ebenso sehr gegen die Pflicht der Dankbarkeit, wie gegen ein aufrichtiges Bekennen der Wahrheit sündigen hieße, wollte er dies nicht offen eingestehen." — — In der ersten Auflage meiner „deutschen Tondichter" vom Jahre 1870, S. 254, nenne ich Wagner das größte Talent der Gegenwart. S. 284 heißt es von Wagner: „Viele der kleinen Kläffer, die unter den mitlebenden Musikern den Meister umringen, verdienen als Talente jedenfalls nicht, Wagner auch nur die Schuhriemen aufzulösen." In der Brochüre „Musikdrama oder Oper", Berlin 1876, ist S. 23 zu lesen: „Im In-

wollen*), so erfreut vernimmt sie es dagegen, wenn man ihr die Jahre eisernen Fleißes und eines mühsamen Ringens nach Bewältigung der Kunstform als überflüssig darstellt, indem man ihr sagt: „Verliert euere Zeit nicht an die Traditionen einer längst begrabenen Vergangenheit, sondern folgt vielmehr schrankenlos den Eingebungen eueres Genius, der euch allein den richtigen Weg zu führen vermag!" — Beides geht den jungen Thoren glatt ein, denn wie schmeichelhaft und zugleich wie bequem ist es nicht, sich schon in der Schülerjacke als Genie anerkannt zu sehen und zugleich zu erfahren, daß man nichts mehr zu lernen brauche. Etwas instrumentiren können und dabei namentlich das überüppige moderne instrumentale Kolorit nach bekannten Rezepten anwenden lernen, dazu die bei der Menge einschlagenden Effekte sich einprägen, vor allen solche, in denen es sich um wirksame Schlußtiraden, z. B. um den Schmachtando-Vorhalt und andere ähnliche banale Reklamen auf Beifall handelt, endlich bei Leibe nicht im Rayon einer Tonika und ihrer beiden Dominanten verweilen, sondern sich, wie es die Manier der Partei fordert, in einem unaufhörlichen Moduliren, gespickt mit enharmonischen Verwechslungen, verminderten Septimen-, Nonen- und Undecimen-Akkorden, sowie mit übermäßigen Dreiklängen mit und ohne Septime form-, ziel- und zwecklos herumdrehen — und siehe: der große moderne Meister, oder doch der würdige Jünger eines solchen ist fertig! —

Freilich muß so ein armer Bursche die flüchtige Genugthuung, die ihm in jungen Jahren innnerhalb der Clique zu Theil ward, oft mit einem ganzen verlorenen Leben bezahlen. Denn man sehe sich nur diese in Weltverachtung aufkeimenden und zugleich weltumwälzenden Genies nach zehn weiteren Jahren abermals an — sie sind dann durchschnittlich wohlfeiler zu haben! Jedenfalls haben sie die Vorhersagungen der Partei, ihrer überwältigenden Mehrzahl nach, nicht erfüllt, sondern sind spurlos von der Bildfläche der Zeit wieder verschwunden. Dies ist nur ganz natürlich. Nicht allein das Genie, auch das schöpferische Talent

strumentiren und besonders in der characteristischen Verwendung und geistvollen Mischung seiner Klangfarben ist Wagner Allen so sehr überlegen, daß sie sämmtlich, Meister wie Schüler, in dieser Beziehung von ihm lernen können." — Wie sieht es nun nach solchen Citaten, die ich noch lange fortsetzen könnte, mit unserem „Gottseibeiuns"-Manne aus? — Hatte der betreffende Herr meine Schriften nicht gelesen (unzugänglich sind sie nicht, da z. B. die „deutschen Tondichter" schon in vierter Auflage vorliegen), so handelte er leichtfertig, da die erste Forderung an einen Kritiker ist, daß er sich über die Dinge und Personen, über die er urtheilt, unterrichte. Waren sie ihm aber bekannt und er trat dennoch, wie geschehen auf, so überlasse ich dem Leser das über ein solches Verfahren zu fällende Urtheil! — Und zwar um so mehr, als das erwähnte Vorgehen absolut nicht dadurch entschuldigt werden kann, daß der Autor dieser Zeilen in den Schöpfungen der oben genannten drei Meister neben Lichtpartien auch Schattenseiten wahrnahm. Denn Jedermann sieht sofort ein, daß mir Tondichter, die ich in manchen Beziehungen ebenso warm anerkannte, als ich sie in anderen offen tadelte, immer noch durch eine himmelweite Kluft von jenes Herren „höllischer Dreieinigkeit" geschieden bleiben mußten. Habe ich doch kaum jemals mit gleicher Schärfe über Wagner und Berlioz geurtheilt, wie jeder dieser beiden Meister über den Anderen; dennoch hat man die Genannten darum nicht verketzert. Sie gehörten freilich zur Partei, woraus dann wieder einmal recht deutlich hervorgeht, daß man von einem einseitigen Standpunkte aus Gefahr läuft, dieselben Dinge mit zweierlei Maaß zu messen.

*) Wenn apokryph, so doch jedenfalls ganz in Mozart's Sinne.

ist eine seltene Erscheinung in der Kunst; zu keiner Zeit aber regnete es Talente zu Dutzenden vom Himmel, wie es doch der Fall sein müßte, wenn jene Clique, die der Jugend schmeichelt, um sie in ihren Käfig zu sperren, recht hätte. Nun kann Jemand zwar auch ohne produktives Talent ein recht tüchtiger, brauchbarer und selbst sehr verdienter Musiker werden, sei es als Kapellmeister, Lehrer, Theoretiker, Solist, Orchestermitglied oder Chorsänger; die Voraussetzung hierbei ist aber in allen Fällen, daß er eine tüchtige Schule durchgemacht und etwas Gründliches gelernt habe. Da dies unsere Genialen jedoch unter ihrer Würde fanden, so sehen wir sie, wenn endlich der Tag der Ernüchterung eintritt, in den kleinen Giftblättern ihrer Coterie untertauchen, wo ihnen wenigstens Gelegenheit wird, ihrem Ingrimm über ihre verlorene Existenz, wenn auch an die falsche Adresse gerichtet, Luft zu machen, oder wir finden sie unter den Satelliten wieder, die, vor den Triumphwagen der Häupter ihrer Partei gespannt, eine Bedeutung als Masse zu gewinnen suchen, die ihnen als Einzelne zu erreichen versagt blieb.

So sehr man auch Jeden bedauern mag, den die Klopffechter der Neu-Romantik zu seinem späteren Verderben in ihren Schafstall trieben, so wenig vermag man sich doch den hochkomischen Wirkungen völlig zu entziehen, welche jenes ganze, in der geschilderten Weise bearbeitete jüngere Geschlecht in seinem Auftreten von dem Momente an hervorruft, da es die richtige Färbung in der Wolle erhielt. Am amüsantesten erscheinen unsere himmelstürmenden Jünglinge in der Zeit der Mauser, ich meine, wenn sich der der Schule entlaufene Juvenil als geborenes Genie zu fühlen und zu betragen anfängt. Man kann dann von ihm sagen, daß ihn der ihm eingeimpfte Fanatismus nicht nur beherrsche, sondern förmlich rüttele und schüttele, weshalb er in diesem Stadium auch mehr dazu neigt, die Beweise für die Göttlichkeit seiner Idole Andersdenkenden handgreiflich als auf dem Wege der Debatte beizubringen. Sieht man sich zugleich das äußerliche Behaben dieser langgehaarten Burschen an, deren ganze Stärke meist auch, wie bei Simson, in dieser ihrer Lockenfülle besteht, achtet man auf ihre gespreizten und übertriebenen Manieren beim Gehen, Reden und Gestikuliren, vernimmt man die bei ihnen stehend gewordene Phraseologie, die sich in beängstigender Geistesarmuth Jahr aus Jahr ein in denselben Gemeinplätzen herumbewegt, so hat man den modernen musikalischen Zopf auch in der Gestalt vor sich, in welcher er sich in einer erst heranwachsenden Generation auszuprägen vermag. Gerade unter dieser Schaar von Jünglingen glauben wir den Goethe'schen Baccalaureus in immer neuen Exemplaren wieder aufleben zu sehen. Den „Vergangenheitsmusikern" und solchen, die mit den Alten meinen: vita brevis, ars longa, rufen sie zu:

„Hat einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie todt."

Ersucht man sie, sich etwas rücksichtsvoller auszudrücken, so antworten sie:

„Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist!"

Verweist man sie auf die Unentbehrlichkeit der Kunstformen und der künstlerischen Erfahrung, so erwidern sie:

„Erfahrungswesen! Schaum und Duft!
Und mit dem Geist nicht ebenbürtig.
Gesteht! was man von je gewußt,
Es ist durchaus nicht wissenswürdig!"

Da bleibt dann freilich nichts übrig, als diesen, noch nicht hinter den Ohren trockenen Weisen mit Mephisto zuzurufen:

„Zum Lernen giebt es freilich eine Zeit;
Zum Lehren seid ihr, merk' ich, selbst bereit!"

oder die Herrchen wie Faust's Begleiter zu fragen:

„Ihr trugt wohl niemals einen Zopf?" —

Sehr erheiternd wirken übrigens die Phrasen und halben Eingeständnisse, mit welchen die Klopffechter des musikalischen Nihilismus, um gewisse Rückzugsbewegungen zu bemänteln, sich der Jugend gegenüber drehen und wenden, wenn der Moment eintritt, (wie dies schon einigemal geschah) da ihnen von den Häuptern der Partei die Weisung zu Theil wird, die bisherige Taktik zu ändern, da sie nicht mehr zeitgemäß sei und gewisser Modificationen bedürfe.

Anfänglich hatte nämlich die ausgegebene Parole dahin gelautet, alles zu negiren, was nicht direct oder indirect zur weiteren Verherrlichung und Beglaubigung des Idols der Partei beizutragen geeignet sei. Man ließ daher von den Heroen deutscher Tonkunst nur diejenigen bestehen, deren man sich zu dem angegebenen Zwecke in irgend einer Weise bedienen konnte. Bach ward unter solchen Gesichtspunkten als der Abschluß der christlich-mittelalterlichen, oder auch der musikalisch-„architektonischen" Periode der Tonkunst hingestellt, womit man die Epoche einer in sich berechtigten Entwickelung der musikalischen Kunstformen bezeichnen und abgrenzen wollte. Man erkannte ihn somit eigentlich nur an, um das Recht zu gewinnen, alles, was sich nach ihm auf ähnlichen Wegen erging, als einen Anachronismus, als verspätet, abgethan und überlebt bezeichnen zu können. Gluck wiederum war als schüchtern stammelnder Vorgänger Wagner's auf dem Gebiete des Musikdrama's mit Nutzen zu verwerthen. Beethoven endlich (jedoch nur der Beethoven der mittleren und letzten Periode) mußte sich dazu gebrauchen lassen, als der Meister zu gelten, der in seinem dunkelen Drange, daher mehr instinktiv als bewußt, bereits nach jener Erlösung der Kunst aus der Tradition gestrebt habe, die erst dem Führer der Partei bewußt zu verwirklichen vorbehalten sein sollte. Auch eignete sich die 9. Sinfonie, als gesteigertester Punkt des Beethoven'schen Schaffens, trefflich zu einem Gradmesser der Schöpferkraft Wagner's, da dieser, wie die Parteisprache lautete, da, wo Beethoven aufhöre, schon begonnen habe, um hierauf in musikalische Siriusfernen über seinen Vorläufer hinauszugehen. Mit anderen Worten: Bach, Gluck und Beethoven wurden der Ehre gewürdigt, als die Stufen gelten zu dürfen, die zu dem Postament emporführen, welches das Standbild des Halbgottes trägt.

Kürzeren Prozeß machte man mit Händel, Haydn und Mozart, und zwar ward hier die Parole zum Theil von den Führern der Partei selber ausgegeben. Der Schöpfer des Messias und des Alexanderfestes ward als „der elephantenfüßige Händel" bezeichnet, um auszudrücken, wie plump und schwerfällig seine Musik sei; „Haydn war und blieb ein fürstlicher Bedienter" und bei ihm sowohl, wie bei Mozart sollten „Flüchtigkeit in der Conception und in der Ausführung nach angeeigneter Routine ein Haupterklärungsgrund für den Charakter ihrer Werke sein."*) Zu solchen Aussprüchen der Koryphäen der Partei stimmte es

*) Beethoven von Richard Wagner. Leipzig, Verlag von Fritzsch 1870.

dann weiter völlig, wenn die in ihrem Dienste stehenden Journale äußerten, daß, rund herausgesagt, Mozart für die Geschichte der Oper von nur untergeordneter Bedeutung gewesen sei und daß es nöthig wäre, dies zu einer Zeit auszusprechen, in welcher ein Theil der Kritik immer noch fortfahre, den Don Juan als das erste aller musikalischen Dramen zu preisen, während Don Juan doch gerade vom Wagner'schen Standpunkte aus als ein sehr mangelhaftes Musikdrama erscheine*). Oder wenn Franz Brendel aussprach: Dem Publicum unserer Tage seien hauptsächlich Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Berlioz, Wagner, Liszt, Robert Franz und Andere in Concerten vorzuführen, und zwar in der Weise, daß der Accent hierbei auf den späteren der genannten Meister ruhe, „dagegen werde es ganz falsch sein, Haydn's und Mozart's Werken eine gleiche Stellung anzuweisen. Die letztgenannten Beiden fingen für uns bereits an historisch zu werden, seien daher nicht mehr geeignet, zum unmittelbaren Ausdruck des Zeitbewußtseins."**)

Schade nur, daß der Verfasser der letzten Bemerkung nicht mehr die eigenthümliche Bewahrheitung seiner Anschauungen durch die Statistik erlebte! Aus von einem ernsten Musiker veranstalteten Uebersichten und Zusammenstellungen statistischer Natur ging nämlich hervor, daß die beiden obengenannten Meister, die Brendel vor nun schon 23 Jahren auf den Aussterbe-Etat glaubte setzen zu dürfen, in der jüngsten Gegenwart eine so erhebliche Anzahl neuer Auflagen erlebten, wie sie sonst vielleicht nur noch Beethoven zu Theil geworden sind, und daß namentlich Mozart in den letzten 5 Jahren stärker verkauft worden ist, als überhaupt irgend ein anderer schon verewigter oder noch lebender Componist.***) Der Schöpfer der Zauberflöte scheint denn also doch noch in einem recht lebendigen Verhältniß, zum „Zeitbewußtsein" zu stehen, während zugleich ersichtlich wird, daß die Herren von der Partei einmal wieder voreilig gewesen sind.

Man hatte eben abermals eine jener Erfahrungen gemacht, die den musikalischen Zukünftlern und Nihilisten von Zeit zu Zeit die Veranlassung zu den Veränderungen ihrer Taktik geben, von welchen oben die Rede war. Daher beschloß man auch in dem vorliegendem Falle, d. h. auch Haydn und Mozart gegenüber, die alte Frontstellung zu verändern, da man nachgerade doch inne wurde, daß man auf dem bisherigen Wege Gefahr laufe, ganz erheblich an Terrain beim deutschen Volke zu verlieren. So ward denn Haydn als „der greise liebenswürdige Papa" bezeichnet, d. h. ein Meister gewissermaßen als halb altersschwach hingestellt, der heute noch alle Herzen verjüngt, während uns aus den Tondichtungen so vieler unserer, von der Blässe des Gedankens angekränkelten Neuesten ein vorzeitiges Altgewordensein anfröstelt. Noch stärker war die Schwenkung, die man Mozart gegenüber für opportun hielt. Dieser ward sogar unter die Vorläufer des Hauptes der Partei aufgenommen, wenn auch nur in dem Sinne, daß man auch ihn als einen Mann anzusehen habe, der in seiner Zeit ein Eröffner neuer Bahnen gewesen. Das Ueberraschendste hierbei war jedoch die Naivetät, mit der man auf das kurze Ge-

*) Brendel'sche Musikzeitung, Jahrgang 1852, Band 36, Seite 15.

**) Brendel'sche Musikzeitung, Jahrgang 1856, Band 45, Seite 99.

***) Dr. Espagne that mir dies im Januar 1876, aus von ihm eingeforderten Berichten von Verlegern und anderen ihm vorliegenden Acten und Beweisstücken dar.

dächtniß des Publicums speculirte. Das zünftige Musikzeitungs-Klopffechterthum, dem überhaupt jedes Erröthen oder Eingestehen eines Irrthums abhanden gekommen, gebärdete sich nämlich plötzlich, als wenn die Neu-Romantiker Mozart zu keiner Zeit unterschätzt, sondern stets als einen der größten Tondichter aller Zeiten gefeiert hätten, obwohl doch die Journale, in denen man den Meister Jahrzehnte hindurch als abgethan behandelte, in jeder Bibliothek zu finden sind und schon der Mann, der als der geistige Vater der ganzen Zukunftsmusik anzusehen ist: Hektor Berlioz, vor vielen Jahren im Journal des Debats äußerte: „Wenn ich Musik von Mozart höre, so drückt mich immer ein kleiner Alp, wenn ich aber Musik von Haydn höre, so drückt mich immer ein großer Alp!“ *)

Bemerkenswerth ist auch der Trugschluß, mit welchem das Klopffechterthum, nachdem ihm das neue mot d'ordre zugekommen, debütirte. Derselbe lautete, daß Mozart, weil er ein Genie gewesen, wie Liszt, Wagner oder Berlioz, auch, gleich diesen Meistern, ein Märtyrerthum auf Erden habe durchmachen müssen. — Man hatte einen ähnlichen Trumpf schon früher, bei einer Zusammenstellung Wagner's mit Beethoven, ausgespielt und damit viele Jahre hindurch, denen gegenüber, die nicht richtig zu denken vermögen, eine gewisse Wirkung erzielt. Damals lautete das, auch in der Gegenwart immer noch wiederholte Schlagwort: „Wagner's Anfeindungen durch das musikalische Philisterthum beweisen nur, daß er ein zweiter Beethoven ist, denn auch dieser ward von seinen beschränkten Zeitgenossen als ein kunstgefährlicher und überspannter Revolutionär verschrien.“ Die ungeheuerliche Logik solcher Sätze wird erst ersichtlich, wenn man die darin gezogene Consequenz zu ihrem concreten Ausdruck bringt. Denn dann können sie nur heißen: „Beethoven war ein von seiner Zeit verkannter Tondichter, folglich ist jeder von seiner Zeit verkannte Tondichter ein Beethoven,“ — ein Causal-Nexus, der ungefähr ebensoviel Wahrheit enthält, wie die Behauptung: der Türke ist ein Mensch, folglich sind alle Menschen Türken**)! —

---

*) Eine unparteiische Würdigung der Verhältnisse fordert übrigens hier die Bemerkung, daß sich die Schule Brahms, bezüglich ausnahmsloser Verehrung unserer großen classischen Meister, höchst vortheilhaft von den „Zukünftlern“ unterscheidet. Man beansprucht auch dort mit Recht eine fortgesetzte Berücksichtigung der Lebenden, ist aber darum doch weit davon entfernt, der Hälfte unserer großer Todten, mit Brendel, einen nur noch historischen Werth beizumessen. Dies hat die weitere gute Folge, daß man in Berlin und Leipzig auch die classischen Kunstformen nicht für so gänzlich abgethan ansieht, wie in Bayreuth und Weimar. Dagegen zeigt sich das beiden Schulen, bei aller Verschiedenheit der besondern Schattirung einer jeden, Gemeinsame im Vorwalten des Weltschmerzlichen, Subjektiven und Ueberschwänglichen im musikalischen Fühlen und Empfinden ihrer beiderseitigen Tondichter. Von dieser Seite erscheint Wagner, mit Brahms verglichen, allerdings als der kühnere und männlichere Geist, da bei ihm sogar der musikalische Ausdruck der Schopenhauer'sch-Hartmann'schen „Verneinung des Willens zum Leben“ (diese Spiegelung des Weltschmerzes in der Philosophie) naturwüchsiger und großartiger ist, als bei seinem lyrischer und weicher empfindenden Fachgenossen.

**) Daß wir hier nicht zuviel über die in der Partei Mode gewordene Identifizirung Wagner's mit Beethoven sagen, mag unter anderem auch noch folgende, schon in der Brendel'schen Zeitung von 1852 (pag. 225) auf Wagner bezügliche Tirade darthun. Dieselbe lautet: „Es drängt gewisse Leute, die Stelle der früheren Gegner Beethoven's, deren Verblendung man jetzt kaum mehr begreift, zu übernehmen; es drängt sie, dem Gericht der Zukunft als spaß-

Uebrigens ist es auch mit dem Märtyrerthum des Partei-Idols nicht so schlimm, als man glauben machen möchte. Kaum ein zweiter deutscher Meister hat von seinem 32. Jahre an ähnlich rapide Fortschritte in der Anerkennung seiner Zeitgenossen gemacht (eine Anerkennung, die sich bei den Parteigliedern bis zur unterschiedslosen blinden Vergötterung steigerte) als Wagner. Von 1845 bis 1878 ist die Künstlerlaufbahn Wagners eine fast ununterbrochene Kette von Bühnen-Erfolgen und Auszeichnungen gewesen. So sehr wir uns auch hierüber freuen und namentlich auch darüber, daß wieder einmal ein großes Talent von Wagners Art dergleichen schon bei Lebzeiten erfährt, um so mehr muß uns das mit diesen Thatsachen im absolutesten Widerspruch stehende Treiben der Partei empören, welche auch mit dem Märtyrerantlitz ihres Abgottes seit Jahrzehnten operirte und Humbug trieb. Weil nun aber auch in Sachen des Märtyrers Wagner der Widerspruch der Dinge, die Jedermann erlebte, mit der Phraseologie der Partei täglich schreiender zu Tage trat, so mußte man auch hier neuerdings einlenken und eine neue Parole ausgeben. Dieselbe läßt sich in die Worte zusammenfassen: der Rückschritt und sein lichtscheues Gefolge erlagen endlich den Keulenschlägen des unwiderstehlichen triumphirenden Siegfried! — Man sieht, der Umschlag ist ein etwas plötzlicher, dabei von sehr neuem Datum und der Triumph jetzt ebenso grenzenlos, wie früher das Märtyrerthum.

Grobe innere Unwahrheit ist überhaupt kennzeichnend für die Klopffechterei, deren Nichtigkeit in dieser Beziehung gerade dann am plumpsten zu Tage tritt, wenn sie sich in das Gewand feiner Ironie kleiden möchte. So hat ein Schildhalter dieser Sorte einmal eine Sammlung aller gegen seinen Herrn und Meister, wie er glauben machen möchte, geschleuderten Invectiven veranstaltet, gleichsam wie um darzuthun, daß seine Partei auch ihren Feinden ein Paroli mit Cavaliersanstand zu bieten weiß. Leider ist aber auch dies Machwerk nur Humbug und gehört zu jenen Fechterkunststückchen, durch die man auf das, vom Thatbestand halb oder gar nicht unterrichtete Publicum zu wirken hofft. Die tiefe innere Unwahrheit liegt nämlich hier darin, daß man, nachdem man selber zuerst das Unglaubliche auf dem Felde unparlamentarischen Gebahrens gegen alle die geleistet, die nicht den musikalischen Großcophta und seine Jünger für die ersten Menschen aller Zeiten erklären wollten, es plötzlich nützlich fand, den Spieß umzukehren. Um das Publicum in dieser Beziehung zu täuschen, stellte man einzelne Ausdrücke einer gerechten Indignation oder eines ebenso berechtigten Humors, durch welche gemäßigte und gelassene Männer sowohl die Uebertriebenheiten, wie jene auf Lug und Trug basirte Kampfesweise der Hyper-Romantiker kennzeichneten, zu einer Blumenlese zusammen. Man verschwieg natürlich, daß es sich hierbei seitens der citirten Autoren

hafte Erscheinungen der Gegenwart sich zu überliefern." Auch hier haben wir also wieder den Mann, der nur darum ein Beethoven ist, weil er Gegner findet, und die letzteren werden einer fortgeschrittenen Zeit ebenfalls nur aus dem Grunde lächerlich erscheinen, aus welchem uns heute die Gegner Beethovens spaßhaft vorkommen. — Wollten sich die tapferen Schildknappen bei ihrem Lanzeneinlegen doch lieber fragen, ob nicht jenes hundertfach sich wiederholende Hindeuten auf eine „Zukunft", die die Partei im voraus für sich gepachtet hat, der Nachwelt vielleicht doch noch „spaßhafter" und zugleich kennzeichnend für den Musikzopf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erscheinen werde, als einige bescheidene Zweifel an dem verkündigten Beethoven **redivivus**! —

meist nur um eine Abwehr von Jahre lang von der Partei Wagner gegen dieselben gerichteten gehässigen Angriffen handelte und so lief das ganze Verfahren abermals auf eine neue Täuschung jener leichtgläubigen und schon so oft getäuschten Hälfte des Publicums hinaus, welche man durch vieljährige Reclamen in dieser Beziehung mürbe gemacht und auf den Glauben an solche, ihm für Wahrheit dargebotene Spiegelfechtereien dressirt und vorbereitet hatte. Der Zweck aber dieses jüngsten Humbugs war lediglich der, der Neu-Romantik wieder einmal das Ansehen eines verfolgten Evangeliums des Heils zu geben und bei ihren Bekennern den bereits erblassenden Heiligenschein eines vorgeblich verkannten und verfolgten Apostels des Fortschrittes aufzufrischen. Ich sage „vorgeblich", weil auch das zur Schau getragene Leidensantlitz nur ein Aushängeschild ist. Denn von einem Dulderthum kann wohl schwerlich mehr in einer Zeit die Rede sein, in der man gerade dann mit dem Strome schwimmt und zum großen Haufen gehört, wenn man mit in die banalen Redensarten vom „Kunstwerk der Zukunft" und von den „überwundenen Standpunkten Händel's, Haydn's und Mozart's" einstimmt. Will man daher überhaupt von einem Märtyrerthum reden (auf das jedoch der Schreiber dieser Zeilen für sein Theil durchaus keinen Anspruch erhebt), so würde dasselbe weit eher bei denen nachzuweisen sein, die den Muth haben, sich der Mode und der Strömung des Tages, unbekümmert um die deßhalb gegen sie geschleuderten Schmähungen, entgegenzustellen. Doch dürfen sich diejenigen, die als Vorkämpfer des Genies, dem sich überhebenden Talent gegenüber, thätig sind, damit trösten, daß sie jedenfalls mehr als ihre Gegner dazu berechtigt sind, sich „Zukunftsmusiker" zu nennen, indem sie die Dinge bereits jetzt objectiv, d. h. so sehen und beurtheilen, wie sie dereinst eine vorurtheilslose Nachwelt sehen und beurtheilen wird. Im Uebrigen vergleiche man nur die Sprache der Blätter der jungdeutschen Partei mit der Sprache der unparteiischen Musiker, wenn man sich überzeugen will, welche Bewandtniß es mit der Ehrlichkeit eines Pamphlets hat, das sich vor dem Publicum in den Mantel sittlicher Entrüstung hüllt. Wollte man seitens derer, die nicht mit den Wölfen heulen, eine ähnliche Zusammenstellung vornehmen, so würde man damit nicht den Raum einer Brochüre, sondern den Umfang ganzer Bände füllen können und zwar durch einen Inhalt, der unendlich grobkörnigerer und unsittlicherer Art sein würde.*)

*) Ich will hierfür nur ein Paar Beispiele, statt der unzähligen, die mir zu Gebote stehen, anführen. In der Brendel'schen Musikzeitung von 1853 schreibt Peltast: „Lindpaintner ist der Hauptthemmschuh für jeden künstlerischen Aufschwung der musikalischen Oeffentlichkeit Stuttgarts. Die endliche Entfernung seiner Person ist die erste Bedingung für eine Aenderung zum Guten. Möge er nach Neapel reisen und den bekannten Spruch (Vedi Napoli e poi mori!) besser erfüllen, als es z. B. Theodor Doehler gethan." (Derselbe erkrankte im Herbste 53 in Neapel, ward bereits todt gesagt, erholte sich aber zum Leidwesen Peltast's wieder). — Gelegentlich einer Aufführung von Compositionen Wagner's, Schumann's und Liszt's in Süddeutschland wird die zufällige Abwesenheit Lachner's mit den zartsinnigen Worten illustrirt: „Lachner aus Mannheim war nicht anwesend, man sagt er habe die — Gelbsucht!" (Brendel'sche Musikzeitung vom 14. Oktober 1853). — Ich griff zu Beispielen aus so früher Zeit, um darzuthun, daß die Partei schon vor 25 Jahren sich ebenso geistreich, witzig und human ausdrückte wie heute. Dennoch verhält sich das, was sich ihre Blätter damals erlaubten, gegen das, was sie heute für zulässig erachten, wie ein Pianissimo zu einem Fortissimo.

Es erübrigt noch, unseren Lesern das Typische in der Erscheinung der Mehrzahl der jüngeren Componisten zu charakterisiren, die dem Boden, auf den sich die modernste musikalische Romantik gestellt hat, entwachsen sind. Auch hier tragen die Paniere, unter denen gefochten wird, entweder die Inschrift Wagner oder den Namen Brahms. Da Wagner jedoch das so viel bedeutendere Talent ist, ja, ich möchte sagen, der einzige wirkliche musikalische Charakterkopf, den die Gegenwart besitzt, so ist auch seine Einwirkung auf deutsche und ausländische Componisten eine unendlich stärkere, als die von Brahms, neben dem sich noch manches andere, derselben Richtung angehörende tüchtige Talent als besondere musikalische Individualität zu behaupten vermag.

Der Einfluß Wagner's dagegen beschränkt sich nicht allein auf die Grenzen seiner Partei, sondern reicht selbst noch in das feindliche Lager hinüber. Zwar will man dies drüben nicht eingestehen; man kann es demungeachtet erleben, daß die Herren, die heute voll classisch-sittlicher Entrüstung Wagner angreifen, morgen, mit den, dem Verfehmten abgelauschten Effekten, in irgend einer ihrer neuesten Compositionen hervortreten. Noch zwingender wirkt natürlich Wagner als Vorbild auf die Seinen. Die wirklichen Talente darunter, z. B. ein Anton Rubinstein und Goldmark, wahren sich wenigstens noch einen Schein von Selbstständigkeit, obwohl sich auch bei ihnen das, was die Wagner'sche Manier musikalisch kennzeichnet, in Notenbeispielen unwidersprechlich darstellen ließe. Geringere Talente dagegen stehen so gänzlich unter dem Banne der Persönlichkeit und unter dem Einflusse der musikalischen Ausdrucksweise, Stimmung und künstlerischen Manier des Mannes, der der Tonkunst unserer Tage ihre Signatur gegeben hat, daß ihre Arbeiten, mit denen Wagner's verglichen, nur noch wie schlechte, verwischte Abklatsche nach einem unendlich deutlicheren und charakteristischeren Originale erscheinen, oder sich zu diesem verhalten, wie die ärmlichen Versuche bloßer „Anempfinder" (um mich eines Göthe'schen Wortes zu bedienen), denen man überall nachweisen kann, wo sie die Motive zu ihren Machwerken her haben, zu Dichtungen voll Mark und Nachdruck. Wagner darf sich, wenn er die Musikdramen dieser seiner offiziellen oder nichtoffiziellen Jünger hört, getrost sagen, ohne mich und ohne das, was sie sich aus dem Meinigen angeeignet, würde keiner jener Herren der Welt etwas mitzutheilen haben. Dazu kommt endlich, daß diese Fortgeschrittensten unter den Fortschrittlern „den Tyrannen noch übertyrannen", ich meine, daß sie das, was uns schon in den letzten Arbeiten Wagner's als ein Zuviel berührt, noch weiter steigern, als das Vorbild selber, da sie ihm eben nur auf diese Weise ähnlich zu werden glauben.

Weit mehr und noch weit prägnanter ausgeprägt, als in Wagner's eigenen Werken, begegnen wir daher auch in den Schöpfungen dieser seiner Jünger jenen Merkmalen musikalischen Verfalls, die ich in diesen Blättern als den modernen musikalischen Zopf bezeichnete.

Wenige Worte, denen ich vielleicht an einem anderen Orte einmal eine weitere Folge gebe, müssen hier genügen. — Man weiß, daß in den Zeiten des ausgebildetesten Rococos die gewundene Linie in der Architektur für schöner erklärt wurde, als die grade. Es war dieselbe Epoche, in der man die kostbare antike Deckenverkleidung der Pantheonshalle in Rom zerstörte, dagegen die schlangenartig

gewundenen Säulen, die gebrochenen Giebel, die geschweiften Linien, die schneckenhausartigen Verzierungen, die zwiebelförmigen Thurmbekrönungen, sowie, an Stelle wirklicher organischer Gliederung, eine styllose Ornamentik oder eine flache architektonische Dekoration mit Vorliebe hervorzukehren begann.

Allen diesen, aus subjektiver Willkür und völligem Vergessen der Aufgaben der Kunst hervorgeschossenen Auswüchsen des Zopfes begegnen wir auch in jener Schule, die die letzten Consequenzen eines zügellos gewordenen Subjektivismus in der Tonkunst zieht. Der in Halbtönen sich brechende weichliche chromatische Tonumriß verhält sich in der Musik zu dem, ohne Umwege und meist in Ganztönen fortschreitenden männlich kräftigen diatonischen Tonumriß genau so, wie sich in der Architektur die gewundene zu der ungebrochenen geraden Linie verhält. Wie aber im Zeitalter des Zopfes in der Architektur die gewundene Linie für interessanter galt, als die grade, so gelten bei den Vertretern des modernen musikalischen Zopfes chromatische Stimmführungen und chromatisch sich fortwindende Melodien für geistreicher und anziehender, als diatonische; ja, die letzteren hält man, obwohl sich die großen Meister unserer Genie-Epoche ihrer mit ausgesprochenster Vorliebe bedienten und nur in Ausnahmefällen zur Chromatik griffen, für gewöhnlich und ausdruckslos. Ganz Aehnliches ist bezüglich der musikalischen Modulation heute der Fall. Auch hier geht man nicht mehr den directen graden Weg von der Tonika zu ihren beiden Dominanten oder zu ihren nächstverwandten Molltonarten und dann in gleicher Weise weiter nach entfernteren Tonarten, sondern schreitet entweder sprungweise fort, oder windet sich, mittelst enharmonischer Verwechslungen und übermäßiger und verminderter Accorde, durch eine Kette nie sich auflösender, sondern immer wieder neue Auflösungen fordernder Harmonien hin, die ebensowenig von einer festen Basis ausgehen, als nach einem vorgesetzten Ziele hinstreben. Die Folge hiervon ist, daß solche ins Grenzenlose schweifende Tonsätze nicht mehr als Kunstwerke wirken (denn mit dem Begriffe des Kunstwerkes ist auch immer derjenige der künstlerischen Begrenzung unzertrennlich verbunden), sondern als Ergüsse bloßer Launen, die der Zufall gängelt und denen darum ebenso sehr alle Uebersichtlichkeit, als Nothwendigkeit und innere Wahrheit mangelt. Wem aber sollten hierbei nicht jene unwahren, weil durch den künstlerischen Organismus nicht geforderten gebrochenen Giebel einfallen, die dem Zwecke eines Giebels, eine Facade nach oben abzuschließen, geradezu Hohn sprechen; wem nicht die eingemauerten, nur decorativ aufgeklebten Pilaster, die nichts mehr tragen, oder die gewundenen Säulen, die keiner Ordnung mehr angehören, sowie andere Bildungen der Willkür, die ich oben als kennzeichnend für das Zeitalter des Rococo in der Architektur anführte? — Und ist denn nicht auch in so vielen Schöpfungen der jungdeutschen Tonschule, an Stelle einer organischen Gliederung und Uebersichtlichkeit, die die Grundbedingung aller Naturwahrheit und Schönheit in der Kunst ist, ein formloses Chaos getreten, das, wie in der entsprechenden Architektur, seine innere Hohlheit durch einen decorativen Aufputz: nämlich durch eine blendende, gesuchte und das Ohr bestrickende Instrumentirung oder durch eine Ueberladung mit harmonischen Würzen und rhythmischen Seltsamkeiten verbergen will? —

Will man sich gegen eine solche Parallele unter dem Vorgeben auflehnen, daß die Architektur eine nach ganz anderen Gesichtspunkten zu beurtheilende Kunst

sei, als die Musik, so hat man sich erst recht in Trugschlüssen verfangen. Die Kunst — wie ihre Geschichte, wie die Aesthetik und vor allem die Wiederholung vollkommen übereinstimmender Gesetze in Werken der verschiedensten Künste beweisen — ist ein und dieselbe Substanz; die verschiedenen Künste sind nur deren verschiedene Manifestationen. Hieraus aber geht hervor, daß das, was in allen Künsten gilt, auch für die Musik gelten muß, falls dieselbe nicht überhaupt auf den Namen einer Kunst verzichten will. Man fordert übrigens eine Ausnahmestellung für die Kunst, die man selber treibt, immer nur dann, wenn man sich mit ihr in eine Sackgasse verrannt hat und nun, um sich und Andere hierüber zu täuschen, nach Beschönigungen und Verschleierungen einer derartigen Situation sucht. Die in solchen Lagen vorgebrachten Reden werden pro domo gehalten, können jedoch nur der Unwissenheit imponiren; Kundige zucken darüber die Achseln. Geradezu erheiternd aber wirkt es, wenn man noch einen Schritt weitergeht und eine extreme Richtung damit rechtfertigen will, daß man die eigene Kunst wieder in sich selber spaltet, indem man ihre Entwickelung, die notorisch in allen Künsten eine identische und organische gewesen, in zwei unorganisch getrennte Hälften theilt und somit anders auffaßt, als die Geschichte aller übrigen Künste. Dies geschieht, wenn man auf die schon erwähnte Phrase zurückkommt, daß die Musik bis zu Bach einen vorwaltend musikalisch-architektonischen Charakter behauptet habe und eigentlich erst mit Beethoven eine wahrhaft beseelte und gedankliche Kunst geworden sei. Dergleichen heißt entweder dem gesunden Menschenverstand und den durch die Kunstgeschichte gewonnenen Erfahrungen ins Gesicht schlagen, oder sich selber und dem großen Publicum Sand in die Augen streuen. Ein unabhängiges Urtheil erkennt diese Dinge als das, was sie sind: als Seifenblasen nämlich, die bei näherer Betrachtung platzen.

Dies wird jedoch nicht hindern, daß man, wie bisher, so auch ferner sich in einen Mantel tiefsinnig klingender Aussprüche hüllen wird, die mit dem Schwergewicht von Orakelsprüchen der staunenden Welt verkündet werden. Dieselben dürften jedoch auch in Zukunft Niemand täuschen, als diejenigen, die getäuscht sein wollen. Für Unbefangene dagegen sind die bekannten Redensarten von der zur modernen Tondichtung im Gegensatz stehenden „absoluten Musik“ und den „specifischen Musikern“ nur Kennzeichen des musikalischen Zopfes; für sie ist auch das principielle Umgehen des Da capo im Sonatensatz — wahrhaftiger Zopf; das „Leitmotiv“ — Zopf; das, Orchestercompositionen, unter der Bezeichnung „Programm“ aufgenöthigte Anhängsel — leibhaftiger Zopf; die „unendliche Melodie“ (diese contradictio in adjecto) — hochkomischer Zopf; die durch Notenbeispiele so leicht kenntlich zu machende moderne musikalische Manier — das echte Wahrzeichen des Zopfes; die Auffassung ewiger Kunstformen als willkürlicher Zeitschablonen — ein in andern Künsten längst antiquirter Zopf; der Begriff „Zukunftsmusik“ endlich (gleichviel ob erfunden oder annectirt) der Zopf aller Zöpfe! — Ist man wirklich so blind, daß man glaubt, die Nachwelt werde es nicht eines Tages belächeln, daß man schon im Voraus auf sie Beschlag gelegt und Plätze in ihrer Mitte abonnirt hat? Oder sie würde die mit Händen zu greifenden Ansätze zum Zopf, die sich in allen übrigen Kennzeichen der Partei offenbaren, nicht mit unbefangenem Auge dereinst als das erkennen, was sie in Wahrheit sind?

Und verräth denn der Glaube der Heißsporne unter unseren musikalischen

Jungdeutschen, daß ein einzelner Mensch die Kunst allein besessen, die ganze übrige Kunst aber nur Vorstufe zu ihm gewesen — etwa weniger den Zopf? — Selbst die Sonne, das strahlende Gestirn des Tages, zeigt Flecken; nur Wagner ist für die Adepten der Partei fleckenlos! — Wir würden uns für keine wahren Verehrer von Haydn, Mozart und Beethoven halten, wenn wir des ersten Messen, des zweiten früheste Claviersonaten und Sinfonien und des letzten „Christus am Oelberg" ihren unsterblichen Schöpfungen gleichstellen wollten. Auch Goethe schrieb nicht blos einen Tasso und einen Faust, sondern daneben eine „Stella" und einen „Großkophta". Nur der Meister in Bayreuth hat nie eine schwache Stunde gehabt und knierutschende Anbetung ist für die Welt das einzige ihm gegenüber gebotene Verhalten. Wagner dagegen (und man darf von ihm nicht sagen, daß er sich unterschätze) stimmt doch nicht ausnahmslos in alle diese Byzantismen seiner Satelliten ein. Er erkennt z. B. den Rienzi nicht mehr als ein Werk an, das seiner würdig sei, und seine Umarbeitungen gewisser Scenen im Tannhäuser erregen uns sogar die Besorgniß, daß sein Glaube an die Verbesserungsfähigkeit dieser oder jener seiner früheren Schöpfungen, ihn eines Tages, zum Nachtheile derselben, zu weit führen möchte.

Denke man doch nur nicht, daß des Tondichters eigene Partei ihn an dergleichen verhindern würde; denn innerhalb dieser ist die Zahl der unbedingten Ja-Sager, und jede neue Laune des Meisters als eine welterlösende That Bestaunender heute noch die Majorität. Wer das bezweifeln sollte, dem wollen wir hier nur einige, aus den beiden letzten Jahren herrührende Aeußerungen seiner Trabanten dieser Gattung anführen. Herr Nohl, der im Jahre 1877 einen „Beethoven nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen" herausgab und die Zueignung an Wagner mit den Worten beginnt: „Dem Meister der Meister!", schließt das ebenfalls an Wagner gerichtete Vorwort seines Buches mit der Tirade: „Wer hat uns heute jene Hellung in unserer Kunst gebracht, von der schon Goethe sehnlich zutrauend träumte? — — Wer hat uns das innerste Geheim (sic!) unseres Daseins erleuchtet und innerhalb der Kunst sozusagen, wie einst Beethoven die Seele, uns den ganzen Menschen wiedergegeben und auf das eigentliche Fundament seiner Art und Entwickelung gestellt? — Lassen Sie mich auch hier schweigen, schweigen von dem hehren Besitz, den Sie mit „Bayreuth" der Nation und der staunenden Menschheit geschenkt haben." — Das ist der Ton, den diese Menschen ihrem Götzen gegenüber anschlagen und von der Welt fordern. Ein anderer Byzantiner dieses Schlages äußert sich im Jahre 1878 in fast kindlicher Naivetät dahin: „Mir ist während meines Aufenthaltes im „Wahnfried" eine neue Welt aufgegangen: dieser Mann weiß so viel und hat soviel Geist, daß er damit vier ganze Fakultäten in die Tasche steckt!" Merkt euch dies avis au lecteur, ihr ordentlichen und außerdentlichen Lehrer an unseren deutschen Hochschulen! In einem 1878 erschienenen Artikel fragt Nohl: „Ist nicht die Verklärung Isoldens, die unsäglich seelig zum Himmel erhebende Weise der sich selbst opfernden Brünnhilde sozusagen eine freigewordene religiöse Poesie, wie sie voll der mächtigsten Charakteristik und der höchsten Intuition in den Passionen und Cantaten Bach's tief innen als letzte bewegende Kraft steckt?" — Man stelle sich vor, was unser großer ehrenfester Meister Sebastian Bach wohl dazu sagen würde, wenn er

heute von den Todten auferstehend, sich von Herrn Nohl für das Lieben, Sehnen und Begehren der Wagner'schen Isolden und Brünnhilden verantwortlich gemacht sähe, und zwar noch dazu unter Bezugnahme auf seine von hehrster heiligster Gesinnung erfüllten Cantaten und Passionen! — Goethe lehnte seiner Zeit die ihm von dem poetisch-romantischen Jungdeutschland, mit Anknüpfung an seinen Faust angetragene Vaterschaft dieser Partei kräftigst ab. Bach und Beethoven sind den Zudringlichkeiten des musikalisch-romantischen Jungdeutschlands gegenüber nicht in der gleichen glücklichen Lage, da sie nicht mehr unter den Lebenden weilen und daher Alles, was ihnen von dem heutigen Epigonenthum angedichtet wird, geduldig und schweigend über sich ergehen lassen müssen.

Doch was kann uns an Männern, wie Nohl und Nietzsche, denen der Schwulst absolutes Lebensbedürfniß ist, überhaupt noch überraschen? Wundern wir uns doch nicht einmal mehr darüber, daß sie Nachbeter fanden. Es würde uns im Gegentheil unverständlich sein, wenn es anders wäre, da bekanntlich auf halbgebildete und unselbständige Geister nichts ansteckender wirkt, als das Geklingel der hohlen Phrase. Wie lustig diese aber selbst noch im Jahre 1878 erscholl, davon mögen ein Paar Beispiele einen leisen Begriff geben. Wir finden in einem salbadernden Blättchen der Partei unter Anderem folgenden unglaublichen und geschmacklosen Wortschwall: „Die Kunst lehrt durch Beispiel. Im Beispiele leben wir auf den Wellen des Blutes der Phantasie. So bereichert sich unser Horizont durch den nothwendigen Wechsel, und wir entwickeln uns je nach dem Gehörten zum Guten oder Schlechten." An einer anderen Stelle desselben Blattes begegnet uns der Nonsens: „Geniale Thatkraft möchte so alles mit der Gedankenflugesschnelle erhaschen. Könnte sie das, so knotete sie mit der Willenshand (sic!) der Phantasie des Lebens langen Faden zu einem Knäuelpunkte zusammen. Das liegt aber nicht in dem Wesen des Irdischen, welches sich eben nur in der Zeit abspinnen kann."

Dies alles erreicht jedoch noch nicht einen weiterhin folgenden Satz desselben, allerorts für Wissenschaftlichkeit (difficile est satiram non scribere), Correctheit im Ausdruck und logisches Denken eintretenden Bombastikers. Derselbe lautet: „Schaffend, ausführend und aufnehmend taucht die Phantasie den wirklichen Menschen in den Aether dieser Welt, daß seine Lungen ihn aufsaugen und sein Blut gereinigt werde. So regenerirt tritt er dann als ein Anderer, Gebesserterer in die Alltagswelt zurück." *)

Wer möchte da nicht mit Shakespeare's Mercutio ausrufen: „Der Henker hole diese phantastischen, gezierten, lispelnden Eisenfresser! Was sie für neue Töne anstimmen? — Ist das nicht ein Elend mit diesen Modenarren, die so stark auf neue Weise halten, ohne jemals weise zu werden? —

*) Tonkunst von 1878. Nr. 32, 42 und 43.

# Rundschau über die Revuen des Auslandes.

## Frankreich.

„Revue des deux mondes.“ (Februar II. und März I.) Moderne Dichter Frankreichs. Victor de Laprade. Von Saint-René-Taillandier. — Die Versammlungen der Geistlichkeit in Frankreich unter dem alten Königthum. I. Der Ursprung und die Verfassung der Versammlungen der Geistlichkeit. Von Alfred Maury. — Frau Robernier. Von Ernest Daudet. — Griechenland und die griechischen Provinzen der Türkei. Von Henri Houssaye. — Ein Held des siebenjährigen Krieges. Der Marquis Louis de Montcalm. Von T. Hamont. — Der Zolltarif und die parlamentarischen Enquêten. Von Charles Lavollée. — Das Glatteis am 23. Januar. Von J. Jamin. — Dodone und seine Ruinen. Von Jules Girard. — Von Byzanz nach Moskau. Die Reisen eines Patriarchen. Von Eugène-Melchior de Vogüé. — Der agrarische Socialismus und die Herrschaft des Eigenthums in Europa. Von Anatole Leroy-Beaulieu. — Die letzten Tage des Catriel' Stammes. Erzählungen von der argentinischen Grenze. Von Alfred Ebelot. — Eine verschwundene Stadt. Tauroentum in der Provence. Von Charles Lenthéric. — Um die Erde. Eindrücke zweier französischer Reisender. Von Herzog d'Ayen. — Die realistische Politik, aus Anlaß einer jüngsten Schrift der Berliner Akademie. Von G. Valbert. — Die Färbungen der Netzhaut und die Lichtbilder im Innern des Auges. Von Henry de Varigny. — Miß Ouragan. Von Marc-Monnier. — Die Anfänge des griechischen Romans, nach einem neuesten Buche. Von Gaston Boissier. — Erzählungen aus Preußens Geschichte. I. Die Eroberung Preußens durch die deutschen Ritter. Von Ernest Lavisse. — Die Marine der Zukunft und die Marine der Alten. — Die Sicilische Expedition. Von Vice-Admiral Jurien de la Gravière. — Die Pathin. I. Theil. Von George Vautier. — Die Annektirung der Insel St.-Barthélemy an Frankreich. Von Edmond Planchut. — Die wirthschaftliche Krise. Von Maurice Block. — Die Pest in Rußland. Von Charles Richet.

„Revue politique et littéraire.“ (Nr. 33—37. Februar-März.) Der Gesetzentwurf über den höheren Elementar-Unterricht. Von Emile Beaufire. — Sorbonne, Egger: Griechenland auf der internationalen Ausstellung von 1878. — Geschichte der Gegenwart: Marschall Mac-Mahon. Von Charles Bigot. — Literarische Bewegung im Auslande. — Moderne französische Philosophen. Jules Barni. Von Désiré Nolen. — Literarische Fälschungen in England. White's Korrespondenz des Falstaff. Von Alexander Büchner. — Die Geschichte in Belgien. P. de Croos: Geschichte des Kriminal- und Strafrechts in der Grafschaft Flandern. — Advocaten-Conferenz. Loustouneau: Barnave. Cruppi-Lacordaire. — Sorbonne, C. Lenient: Die politische Komödie zur Zeit der Revolution. — Vergleichende Mythologie. Alfred Rambaud: Die religiöse Evolution. — Lebensgeschichte eines Arbeiters. Paul Lafitte: Achille Leclair. Todtenschau: Saint-René Taillandier. Von H. Wallon. — Die Orientfrage. Von Joseph Reinach. — Sorbonne. Ernest Desjardins: Epigraphie und Geschichte. — Die englische moderne Moral. Darwin. Von Guyau. — Neueste Studien über

das Mittelalter. Warum die Renaissance nicht in Frankreich in Aufnahme kommt. Von Emile Gebhart. — Die ägyptischen Finanzen. Aegyptens Schulden und Hilfsquellen. — Verschiedenes. Arthur von Rothschild: Geschichte der Briefpost und der Briefmarkenpost. — Die literarische Bewegung im Auslande.

„Revue Scientifique de la France et de l'Etranger.“ (Nr. 33—37. Februar-März.) Das Steinalter, nach J. Evans. Von Cartailhac. — Anthropologische Gesellschaft von Paris. J. Bertillon. Die Unverheiratheten, die Wittwen und Geschiedenen vom Standpunkt der Ehe. — Königliches Institut von Großbritannien. J. Tyndall. Das elektrische Licht. — Ursprung der Hausthiere. Von N. Joly. — Bericht der gelehrten Gesellschaften. Pariser Akademie der Wissenschaften. — Wissenschaftliche Bücherschau: Baillon's Wörterbuch der Botanik. — Medizinische Facultät von Paris. G. Salet: Die Zersetzung der einfachen Körper. — Französische Wissenschaftliche Gesellschaft. Maspéro: Geschichte der Seelen im alten Aegypten. — Die physiologische Psychologie. Von Th. Ribot. — Das Nickel, seine Ablagerungen, seine Metallurgie und seine Verwendung. Von J. Thoulet. — Die chinesische Auswanderung. Von Ad. F. de Fontpertuis. — Die Tropen-Natur, nach Wallace. — Die doppelte Persönlichkeit. Doppelgewissen und Verantwortlichkeit. Von Dufay. Antwort von Azan. — Indiens Verarmung. Antwort von Hyndmann. — Gesellschaft der Landwirthe von Frankreich. Sitzung von 1879. (Fortsetzung.) — Militärische Revue: Der Torpedo des Obrist Lay. — Geographische Revue: Griechenland. Von G. Mayer. — Pariser Akademie der Wissenschaften. J. Bertrand: Historische Lobrede auf Le Verriez. — Die Kunstindustrien. Von Em. Alglave. I. Die Goldschmieden. II. Die Kunstbronzen. III. Die Glasmalereien. — Chemische Revue. Arbeiten von Reboul. — Maritime Rundschau. Die Segelschiffe. — Zoologische Revue. Alexander Agassiz' Arbeiten. Von Ch. Robin.

## Belgien.

„Revue de Belgique.“ (15. Januar.) Goblet d'Alviella. Die Ansprachen der Bischöfe zu Gunsten einer radicalen Revision des Gesetzes vom Jahre 1842. — Em. de Laveleye. Briefe aus Italien. — Ch. Potvin. Der Primärunterricht. — Graf Maurice du Chastel. Der Kropfige. Jagdgeschichte I. — A. Trappeniers. Die Baumaterialien. — L. van Keymeulen. Das Lied vom Hembe. Nach dem Englischen des Th. Hood. Gedicht. — Eug. van Bemmel. Literarische Chronik. — (15. Februar.) Ch. Masson. Die Finanzmoral und das Strafgesetz. — E. v. d. Donkt. Erinnerungen aus Mexiko I. — F. Laurent. Die Schulaufsicht. — Em. de Laveleye. Briefe aus Italien. — Graf Maurice du Chastel. Der Kropfige. II. Theil.

## Schweiz.

„Bibliothèque Universelle et Revue Suisse.“ (März 1879.) Die katholische Bewegung in Frankreich. Von Arvède Barine. — Die guten Leutchen aus dem Croset. Erzählung von T. Combe. III. — Johann Huß und die Hussiten, nach neuen Urkunden. Von Louis Leger. II. Theil. — Galizische Geschichten. Scenen aus dem Judenviertel. Von Sacher-Masoch. — Mirabeau's Familie, nach einem neuesten Werke. Von August Blondel. ꝛc.

## Italien.

„Rivista Europea.“ Rivista Internazionale. (1. Februar.) Aufklärungen über den Einundzwanzigsten in Piemont. Von Antonio Manno. — Von der Freiheit und deren Grenzen. Von G. Ferreri. — Aus Anlaß der englischen Malerkunst auf der Pariser Ausstellung. Von Alberto Róndani. — Die moderne Kritik Trezza's. Von Settimio Cipolla. — England's Mission. Von W. E. Gladstone. — Schnee. Von G. A. Cesareo. ꝛc.

„Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti.“ (1. Februar.) Die Oesterreicher in Florenz. Historische Rückblicke vom Jahre 1849. — Die Kunst in Paris. Forsetzung. Von Tullo Massarini. — Simone Porzio's Leben und Werke. Von F. Fiorentino. — Ueber einen apocryphen Brief Torquato Tasso's. Von G. Campori. — Die Aufmunterungsprämien an junge italienische Künstler. Von Camillo Boito. — Erinnerungen vom Meere. Von Alfonso Carini. — Der Staat und das bürgerliche Gesetz aus Anlaß einer neueren Publikation. Von Agostino Magliani. — Das Bergwerk von Falun. Legende in Versen. Von Grazia Pierantoni-Mancini. — Literarische Rundschau ꝛc.

„La civiltà cattolica.“ Encyclica des Papstes Leo XIII. — Der Plan von einer conservativen Partei in Italien. — Die Florenzer Frage. — Die materialistische Wissenschaft und ihre Endziele. II. — Die transformistische Wissenschaft und Entstehungsgeschichte. — Von den Vollkommenheiten Gottes. Von der göttlichen Einsicht. — Der ethnographische Stammbaum Mosis. ꝛc.

## Spanien.

„Revista de España.“ (13. Februar.) Ramon de Miraval. Von Victor Balaguer. — Die philosophischen Richtungen des Jahrhunderts. Von Nicomedes Martin Mateos. — Der Fortschritt in der Kritik des Don Quixote. Von Nicoláy Diaz de Benhumea. — Die Abstammung in Europa. Von T. Timeno Agius. — Die mechanischen Wirkungen des Lichtes. Von José Rodriguez Mourelo. — Mari-Perez. I. Von Teresa Arroniz. ꝛc. (26. Februar.) Lanfranc Cigala. Von Victor Balaguer. — Historisch-geographische Forschungen über das alte Fürstenthum Asturien. Von José Arias de Miranda. — Die Geometrie und Morphologie der Naturlehre. Von Augusto G. de Linares. — Vor einem Leichnam. Gedicht. Von José de la Guardin. — Otfried von Weißenburg und die ältesten deutschen Dichtungen. Von Juan Fastenrath. — Die Sterblichkeit in Europa. Von T. Timeno Agius. — Die Philosophien unseres Jahrhunderts. Von Nicomedes Martin Mateos. — Mari-Perez. II. Von Teresa Arroniz. (13. März.) Der wissenschaftliche Elementar-Unterricht in Deutschland. Von Salvador Calderon. — Die guten Sitten und der Philosoph Spencer. Von Francisco Ginez. — Biologische Naturbeschreibung. Von Errique Serrano y Fatigati. — Die Bevölkerung der Philippinen. Von T. Timeno Agius. — Der Ausgang der Franzosenfreunde. Von Andrés Borrego. — Die Asturier in Amerika. Von Martin Gonzalez del Valle. — Die zwei Stürme. Gedicht. Von C. Navarro y Rodrigo. — Mari-Perez. III. Von Teresa Arroniz. — Spanien's Münzsystem. Von Joseph de Pariu.

## England.

„The Nineteenth Century.“ (März.) Die Stelle des Willens bei der Evolution. Vom Geistlichen T. W. Fowle. — Die Trunkbeschwerde. Von Sir Wilfried Lawson. — Artistisches Eigenthumsrecht. Von W. Holman Hunt. — Psychometrische Erscheinungen. Von Francis Galton. — Eine schwere uns bevorstehende Verlegenheit. Von W. R. Greg. — Der Bankerutt Indien's. Von H. M. Hindman. — Die Beiwörter bei Bewegungen im Homer. Von W. E. Gladstone. — Der Zweck des Lebens. Von Professor St. George Mivart. — Philosophie der reinen Wissenschaften. III. Die universellen Prinzipien der Arithmetik. Von Professor W. K. Clifford. — Ist die Geistesstörung im Zunehmen? Von Dr. J. Mortimer-Granville. — Das Banquiergeschäft und die Handelsgesetzgebung. Von Henry R. Grenfell. — Die Uebelstände der Stückarbeit. Von W. Lattimer. — Die Ursachen vom Zulukrieg. Vom Lord Blachford.

„The Fortnightly Review.“ Die einfache Geschichte vom Zulukrieg. Von John Mozley. — Erste Eindrücke aus der neuen Republik. Von Fred. Harrison. — Kapitel über den Socialismus. II. Von John Stuart Mill. — Ein amerikanisches Urtheil über amerikanische Mitwerbung. Von E. Atkinson. — Thomas Paine. Von D. Conway. — Feiertagssold für Feiertagsarbeit. Von L. H. Courtney. — Die liberale Partei und die Landwirthe. Von W. E. Bear. — Die Schwarzen und die Weißen in den Südstaaten. Von Sir G. Campbell. — Die Nothwendigkeit einer Bankerutt-Gesetzgebung. — Einheimische und fremde Angelegenheiten.

„The Contemporary Review.“ (März.) Der Glaube an Christus. Von Rev. J. Ll. Davies. — Die Anomalie von der Renaissance. Von Vernon Lee. — Neue Planeten nahe an der Sonne. Von R. A. Proctor. — Selbstverwaltung in den Städten. Von J. A. Picton. — Die Stellung und der Einfluß der Frauen im alten Athen. Von James Donaldson. — Die Confession, ihre wissenschaftlichen und heilenden Aussichten. Von George Cowell. — Das alte Egypten. III. Von Stuart Poole. — Des Herzogs von Argyll's Geschichte der orientalischen Frage. Von Rev. Malcolm Maccoll. — Die neue religiöse Bewegung in Frankreich. Von Josephine E. Butler. 2c.

## Amerika.

„The International Review.“ (Februar 1879.) Englische und amerikanische Malerei in Paris im Jahre 1878. Von Philip Gilbert Hamerton. — Gas-Aktien. Von Professor John Trowbridge. — Die Geburt der Kommüne. 1831 bis 1839. Von J. H. Diß Debar. — Erinnerungen an Mazzini. II. Von Karl Blind. — Ein amerikanisches Neumetall. Von Edwin C. Taylor. Robert Browning. Von George Barnett Smith. — Der Ausdruck der Erregungen in dem menschlichen Gesicht. Von Professor H. Calderwood. 2c.

„The North American Review.“ (Februar-März.) Der Geschäftsgang im Kongreß. Vom Senator Hoar. — Die Geheimnisse der amerikanischen Eisenbahn-Rechnung. Von einem Rechner. — Ein Staatsmann aus der Zeit der Kolonien. Vom General Richard Taylor. — Die Reconstruction und die

Neger. Von D. H. C. Gamberlain. — Das Reich der Unzufriedenen. Von einem russischen Nihilisten. — Die wissenschaftlichen Arbeiten von der Howgate'schen Expedition. Von O. T. Sherman. — Sensationalismus auf der Kanzel. Von Wil M. Taylor. — Mittelalterliche französische Literatur. Vom Prof. T. F. Cran — Die Philosophie von Jonathan Edwards. Vom Prof. George P. Fischer. — Das Indianer-Problem. Vom General Nelson A. Miles. — Geheimschrift in der Politik. Von John R. G. Hassard. — Russische Erzählungen und Schriftsteller der Gegenwart.




Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. O. Janke** in Berlin.

# Verzeichniss

der

# Mitarbeiter der „Deutschen Revue".

## Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Reg. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **v. Buhl** (München), Prof. Dr. **Carrière** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Reichstagsabgeordneter Prof. Dr. **Gareis** (Giessen), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Giessen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Dr. **Max Wirth** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München).

## Mitarbeiter des allgemeinen Theils:

**B. Auerbach, E. v. Bauernfeld, J. v. Bebber, F. Bodenstedt, Brugsch-Bey, A. Dochow, K. E. Franzos, Jac. v. Falke, Em. Geibel, v. d. Goltz, R. Hamerling, Ed. v. Hartmann, C. Hennig, Paul Heyse, Wilhelm Jensen, G. A. v. Klöden, F. v. Köppen, F. Kürnberger, F. v. Lesseps, Herm. Lingg, M. v. Pettenkofer, Rich. Pohl, Jos. Rank, Georg Rosen, Daniel Sanders, Daniel Schenkel, Oskar Schmidt, Levin Schücking, K. v. Thaler, J. v. d. Traun, H. Vambéry, H. Viehoff, C. v. Vincenti, F. Wöhler, Robert Zimmermann, K. A. Zittel** ꝛc. ꝛc.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.



# Deutsche Revue

über das

## gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

**Richard Fleischer.**

Dritter Jahrgang.

Heft 8. Mai 1879.



Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

# Inhaltsverzeichniß.

## III. Jahrgang. Heft 8. Mai 1879.

### Allgemeiner Theil.



### Rundschau über das gesammte nationale Leben der Gegenwart.

# Allgemeiner Theil.

## Gesucht und Gefunden.

Novelle
von
Golo Raimund.

### Erstes Kapitel.

Der amerikanische Passagierdampfer, der vor einer halben Stunde am Landungsplatze angelegt hatte, war ungewöhnlich besetzt gewesen, das wirre Durcheinander des Menschenknäuels, der Ankommenden und Empfangenden, der Bootsleute und Gepäckträger am Lande hatte sich noch nicht gelöst und der letzte der Passagiere sah, mit verschränkten Armen auf Deck stehend, ruhig in das Treiben hinein.

Er schien nicht sonderliche Eile zu haben, und die großen, klugen Augen, die langsam musternd über die bewegliche Menschenmenge am Ufer glitten, verriethen nichts von der Sehnsucht und Ungeduld, die einem Wiedersehen vorausgeht. In der That wurde er von Niemand erwartet oder Willkommen geheißen, nicht einmal wieder erkannt nach langer Abwesenheit, denn der Hafen, in dem das Schiff eingelaufen, war ihm zwar bekannt, aber nicht sein Heimatsort. Dafür hatten die Reisegefährten, namentlich die junge Damenwelt, sich mit besonderer Herzlichkeit von ihm verabschiedet; schöne Lippen hatten die Hoffnung auf ein Wiedersehen ausgesprochen, und hier und da hatte, wie der Capitain neckend behauptete, sogar ein Augenpaar in Thränen gestanden.

Aber der unempfindliche Passagier lächelte nur dazu, nicht froh oder geschmeichelt, sondern recht gleichgültig, und was er zu verschenken hatte an herzlichen und ernst gemeinten Dankesworten, das wurde dem biederen Capitain zu Theil, dem er jetzt, Abschied nehmend, die Hand drückte.

„Nun, viel Vergnügen an Land, Herr von Märzdorf; ich hoffe, ich nehme Sie in einigen Monaten mit zurück", sagte der Capitain, „die Heimat ist für uns doch das Land, wo wir Männer wurden, nicht das, wo wir in den Windeln lagen!"

Der so Verabschiedete zuckte die Achseln. „Wer weiß, — zu thun habe ich hier nichts, zu suchen eben so wenig. Aber ich fasse vorläufig keine Entschlüsse,

sondern lasse mich wie ein echter Flaneur, der ich in diesem Augenblicke bin, von der Eingebung des Moments leiten."

„Im Fahrwasser des Reichthums ist gut segeln", sagte der Capitain zu dem neben ihm stehenden Steuermann, indem er die letzte grüßende Handbewegung des Davongehenden erwiderte, „und wenn man einen so gescheidten Kopf und ein so braves Herz als Compaß hat, da hält man schon Cours."

Als Herr von Märzdorf das Ufer betrat, fand er sein Gepäck unter der Aufsicht eines Matrosen seiner wartend; er bestieg die letzte übrig gebliebene Droschke und ließ sich nach einem Hotel fahren, das ihm deutsche Reisegefährten unterwegs als ein vorzügliches bezeichnet hatten. Dank diesem ausgezeichneten Rufe, oder auch der großen Saumseligkeit des Reisenden, waren jedoch die Räume der unteren Etagen bereits besetzt und der so spät Kommende mußte sich mit einem Zimmer im dritten Stock begnügen, das noch dazu nach einer Seitenstraße belegen war.

Machte er nun, trotz dem was der Capitain über seine Verhältnisse geäußert, keine großen Ansprüche, oder behagte ihm das wenn auch hochgelegene doch comfortable eingerichtete Zimmer, genug er nahm fürlieb, bis ein anderes Gemach frei werden würde, was man für den nächsten Tag in Aussicht stellte. Er ließ sein Gepäck heraufschaffen, verneinte die Frage nach anderweitigen Befehlen und entließ den Kellner.

Man durfte ihn einen schönen Mann nennen, wenn man die hohe, kraftvolle Gestalt und das leicht gebräunte Antlitz betrachtete, dessen ruhiger Ausdruck mit dem stolzen Schnitt des Gesichts allerdings harmonirte, dem aber eine gewisse Gleichgültigkeit beigemischt war, die man in den noch jugendlichen Zügen lieber vermißt hätte.

Er stieß ein Fenster auf, ließ sich nieder und unterwarf das freundliche Gemach dann nochmals einer Musterung. „Sonderbar", dachte er, „es ist dasselbe Zimmer, in dem ich vor vierzehn Jahren die letzte Nacht auf europäischem Boden zubrachte; ich erkenne es wieder an seiner Lage, dem Schulhause gegenüber."

Er versetzte sich lebhaft in die Stimmung zurück, in welcher er damals hier am Fenster gestanden hatte und die Erinnerung malte ihn den Widerschein jener Flammen, die damals in dem zwanzigjährigen Jünglingsherzen geglüht; seine Begeisterung für Freiheit und Recht, seinen Glauben an die Berufung der Völker zur Selbsterziehung und Selbstregierung und seinen Opfermuth, der ihn um dieses Bekenntnisses willen brechen ließ nicht allein mit den Traditionen seines Hauses, sondern auch mit allen Familienbanden.

Heute lächelte er dazu, nicht bitter, sondern ruhig, wie man die Phantasien der Kindheit belächelt. Im Lande der Freiheit, das ihn aufnahm, als die Heimat ihn ausstieß, war die Schwärmerei für seine Ideale langsam aber vollständig verglüht. Hier wie dort der Kampf ums Dasein, der alle Begierden entfesselt, wenn nicht eine starke, eine auserwählte Hand sich der Zügel bemächtigt und sich zum Lenker aufwirft; hier wie dort der Haß der Parteien; die Sonderinteressen; die ehrgeizigen Ziele, die alle sich schmücken mit der Devise: Für Volkes Freiheit und Recht.

Was er sich drüben in Amerika bewahrt hatte, war ein rechtschaffener Sinn und ein warmes Herz, und was er sich dazu erworben, eine klare nüchterne Anschauungsweise über Menschen und Menschenwerth, unter welcher sich eben dies warme Herz den Fernerstehenden nicht selten verbarg.

Allein, was er erworben an Klarheit, an innerer Selbstständigkeit und äußerer Unabhängigkeit, hatte er nicht allein erkauft mit den Illusionen seiner Jugend, sondern auch mit dem Verlust der großväterlichen Liebe und wenn ihn dennoch der Tausch nicht reute, so trug der Umstand nicht wenig dazu bei, daß der alte Mann diesen Bruch so rasch und rücksichtslos vollzogen und daß seine Verzeihung erst im Schlepptau der landesherrlichen Amnestie dem Verbannten zu Theil wurde.

Er dachte mit einem fast mitleidigen Gefühl an diese weitgehende Loyalität, die die natürlichste Regung des Menschenherzens, dem Vatergefühl Genüge zu thun, so sehr überwuchern konnte, und er hatte sich leicht getröstet, als der späte Ruf des alten Mannes eben zu spät kam und die Nachricht seines Todes fast unmittelbar der Verkündigung seiner Vergebung folgte.

Wenn er es für seine Pflicht gehalten, die dargebotene Versöhnungshand zu ergreifen, und er deshalb schon Anstalten getroffen hatte, um nach Europa abzusegeln, so fiel mit der Trauernachricht jeder zwingende Grund für diese Reise hinweg und sie unterblieb.

Wozu auch? Seine Eltern waren lange todt, Geschwister hatte er nie besessen, die übrigen Angehörigen hatten nicht eine so freundliche Erinnerung bei ihm hinterlassen, um die Sehnsucht nach ihnen wach zu rufen. Der jüngere Bruder seines verstorbenen Vaters, der mit seiner Familie den einen Flügel des großväterlichen Hauses bewohnte, war dem aufgeweckten Knaben, welcher sich so früh zur Selbstständigkeit entwickelte und mit seinen glänzenden Anlagen der Stolz des alten Präsidenten war, nie besonders zugethan gewesen, Erwin glaubte noch heute, und wohl nicht mit Unrecht, in dem Onkel das Haupthinderniß einer Aussöhnung mit dem Großvater zu erblicken. Denn der Major von Märzdorf, der jüngere Sohn des Präsidenten, der mehrere Kinder besaß, sah in dem Neffen, der so staatsgefährliche Neigungen entwickelte, nicht allein den aus der Art geschlagenen Sproß eines altadeligen Geschlechts, er sah auch in ihm einen unwillkommenen Miterben des väterlichen Vermögens, das sich dem Rechte nach zur vollen Hälfte auf Erwin vererben mußte, da er das einzige Kind des früh verstorbenen Regierungsraths war.

Wohl waren Versuche gemacht, den Präsidenten zu bewegen, das Vermögen, mit Abzug einer Rente für den Major, testamentarisch unter seine Enkel zu theilen und dem erstern die Verwaltung der Masse zu übertragen, allein diese Vorschläge scheiterten an dem Starrsinn des alten Herrn, der durchaus das Recht unangetastet lassen wollte, ein Recht, welches durch seine offen zu Tage tretende Vorliebe für den Enkelsohn, der seit des Vaters Tode bei ihm lebte, eine wirksame Stütze erhielt. Er führte einen stillen und einfachen Hausstand, dem die Wittwe eines Beamten vorstand, welche den einzigen Sohn verloren und nun mit mütterlicher Treue und Hingebung den jungen Erwin erzog. Was zurückgelegt wurde von dem großen Gehalt und den Zinsen seines Vermögens, das floß in die stets bedürftige Kasse des Majors, da der Präsident nicht mehr erübrigen, sondern nur conserviren wollte und dem Sohn gern jeden Vortheil zuwandte, der ihn nicht in Conflict mit seinem Rechtsbewußtsein brachte.

Aber diese nicht unbedeutenden Zuschüsse genügten dem Major nicht, seine eigene Lebensweise war eine kostspielige, seine Frau machte große Ansprüche und

die Erziehung der Kinder kostete beträchtliche Summen. Als die Katastrophe über Erwin hereinbrach und seine Papiere, die ihn der Theilnehmerschaft an den regierungsfeindlichen Bestrebungen überwiesen, in die Hände der Polizei gefallen waren, blieb dem jungen Manne nichts übrig, als sich einem Verhaftsbefehl durch die Flucht zu entziehen, ein Versuch, der von Seiten der Familie nicht vereitelt wurde, wenn man ihn geahnt hätte.

Man gönnte es dem Präsidenten, daß ihm die Schmach und der Schmerz einer Einkerkerung seines Enkels erspart blieb, und der alte Mann, der in dem früheren Liebling jetzt nicht einmal einen Gegenstand des Mitleids sah, der mit der Zeit doch vielleicht erfolgreich an das großväterliche Herz geklopft hätte, ließ nun seinem Zorn um so ungehinderter den Lauf. Als Familienoberhaupt so schwer compromittirt in seiner Treue für den König und die bestehenden Institutionen, sah er es als einen Act der Selbstvertheidigung an, sich vollständig und für immer von dem Enkel loszusagen, der seiner Erziehung so wenig Ehre und seinem Herzen so tiefen Kummer gemacht hatte. Keine Vertheidigung der ersten Jahre, keine Zugeständnisse der späteren wurden angenommen und weder eine Frage noch eine Sorge flog hinüber nach dem fernen Lande, wo der junge Mann muthig um seine Existenz rang.

Das Glück war ihm hold; wenn auch die Berührung mit den verschiedenen Menschen und Verhältnissen die Ideale seiner Jünglingsjahre unbarmherzig zerstörte, so warf das Leben ihm dafür als nicht mißzuverstehenden Fingerzeig die goldenen Früchte redlicher und angestrengter Arbeit in den Schooß.

Nach manchem fruchtlosen Versuche, den Großvater zu versöhnen, ermüdete er endlich und jede Beziehung zu den Seinigen hatte damit ihr Ende erreicht. Er gewann neue Interessen, neue Freunde und lernte das Land, das ihn gastlich aufgenommen, als seine Heimat ansehen.

Trotzdem baute er keinen eigenen Heerd, die Zweifel und pessimistischen Anschauungen, die sich hineingewagt hatten in sein Berufsleben und seine politische Thätigkeit, durften doch niemals den schönen Begriff des Familienlebens antasten, denn darin war er deutsch geblieben mit jedem Gefühl seines Herzens, daß das Weib seiner Liebe ihm den Inbegriff edelster Weiblichkeit und häuslicher Tugend verkörpern mußte. Die glänzenden Amerikanerinnen, so vorwiegend erzogen für Repräsentation und Aeußerlichkeit, so frei und selbstständig in ihrer gesellschaftlichen Stellung und so egoistisch in ihren Forderungen, waren nicht geschaffen für ein häusliches Glück, das ihm nach so vielen Enttäuschungen als höchster Wunsch vorschwebte.

Aber er war nun fast zwei und dreißig Jahr alt und auch dieser Traum begann zu verblassen, wie die übrigen. Er hatte schöne, glänzende Frauen gefunden, in allem verlockenden Reiz der Jugend, er hatte ihren Geist und ihre Thatkraft bewundert und die eine oder andere rief wohl ein flüchtiges Verlangen, eine schnell erglühende Leidenschaft wach; aber niemals stieg in ihm der Wunsch auf, sie für immer an sich fesseln, keine einzige paßte in das Familienleben, dessen Seele die Frau ist in selbstloser Liebe und treuer Pflichterfüllung.

Mitten in diese Herzenseinsamkeit, die er vergeblich bemüht war hinweg zu läugnen, tönte ein lang entbehrter Gruß aus Deutschland, aus dem Vaterlande, von den Seinen.

In Anlaß der Geburt eines Thronerben war eine allgemeine Amnestie erlassen, die auch politische Vergehen umfaßte, und jetzt hielt die Familie es für gerathen, nicht unversöhnlicher zu sein als der Landesherr selbst.

Der Präsident, der vor Jahresfrist in dem Major seinen letzten Sohn verloren und wegen eigener zunehmender Kränklichkeit seine Stellung aufgegeben hatte, schrieb diese Verzeihung selbst nieder mit den zitternden, altersschwachen Händen und diese veränderte Handschrift, die deutlicher sprach als Worte von der Gebrechlichkeit des Greises, ließ es Erwin übersehen, daß fünfzehn Jahre der Herzenshärte und Unversöhnlichkeit zwischen ihnen lagen und daß die erlassene Amnestie eigentlich ein moralischer Zwang für den Präsidenten war, dem königlichen Beispiel zu folgen.

Erwin, im Vollgefühl seiner Freiheit und Unabhängigkeit, ergriff die dargebotene Hand; er machte, um den Präsidenten zu erfreuen, umfassende Mittheilungen über seine gesellschaftliche Stellung und das reiche Vermögen, das er erworben und stellte seine Ankunft in Europa in Aussicht, sobald die nöthigsten Geschäfte abgewickelt sein würden.

Obgleich diese Arbeiten mit Eifer betrieben wurden, traf schon vor Beendigung derselben die Todesnachricht des Großvaters ein und Erwin gab die Reise auf. Die Trauerbotschaft wurde ihm mitgetheilt durch seine Tante, für welche er zwar niemals besondere Sympathien empfunden, die ihm aber auch nicht, wie der Onkel schroff gegenüber gestanden und deren Charakter der damals erst neunzehnjährige Jüngling weniger beurtheilen konnte, als den ihres Gatten, mit welchem er nähere Berührungen hatte.

Frau von Märzdorf schrieb ihrem Neffen in mütterlicher Weise; sie wies darauf hin, daß der Familienkreis sich verengt habe und daß die Ueberlebenden durch um so treueres Zusammenhalten bemüht sein müßten, die Lücken zu schließen, die der Tod gerissen. Sie fügte dieser herzlichen Ansprache eine Abschrift des Testaments bei, dessen Eröffnung bereits stattgefunden, und erläuterte den Umstand, daß das Vermögen des Präsidenten in ungeahnter Weise zusammengeschmolzen sei, durch die Mittheilung, daß der Verstorbene vom Zeitgeist getrieben sich in gewagte Speculationen eingelassen habe.

Erwin mußte lächeln; der alte starre schroffe Mann sollte ein Zugeständniß an die Modekrankheit, genannt Speculation, gemacht haben, vor welcher nach seiner Meinung das blaue Blut jeden schützen mußte, in dessen Adern es floß. Die Speculation, der ein schönes Vermögen zum Opfer fiel, war der grüne Tisch, der auf den Major schon vor fünfzehn Jahren einen verhängnißvollen Zauber ausübte und die Ungunst der Zeit war die ungeregelte verschwenderische Lebensweise im Hause desselben.

Er verzieh es der Tante, daß sie sich nicht entschließen mochte die Anklägerin des eigenen Gatten zu werden, der Schluß der Mittheilung machte sogar einen überraschend günstigen Eindruck auf ihn.

Der Präsident hatte nicht mehr die Zeit gefunden, sein letztes, im Zorn verfaßtes Testament zu ändern, das er nach Erwins Flucht verfaßte und dieser sah sich vollständig enterbt.

„Er hat im Eifer des Zorns gehandelt“, schrieb Frau von Märzdorf, „aber seine letzten Tage waren Liebe und Versöhnung für Dich und es ist an uns,

seinen Gefühlen den richtigen Ausdruck zu geben. Wir theilen das Wenige redlich mit Dir, mein guter Erwin, wie das in schönerer Zeit, als Du zu uns gehörtest, des Großvaters Wille war und Du hast zu bestimmen, wie und wo Du das kleine Erbe empfangen willst."

Es war ein kühnes Wagniß von Frau von Märzdorf — aber es gelang und die kluge Dame hatte einen bedeutenden Vortheil über ihn gewonnen. Wie sie berechnet, schlug der Mann, der in der Fülle des Reichthums lebte, die angebotene Erbschaft aus, aber aus seinem Briefe sprach eine lebhafte Anerkennung des echt verwandtschaftlichen Sinnes, der diesen Vorschlag dictirt und als Frau von Märzdorf ihren Dank aussprach und ihn bat, er möge den Besuch, den er dem Großvater zugedacht nun ihr und ihren Kindern schenken, er möge versuchen, sich in Europa und in ihrem Hause wieder daheim zu fühlen und alte Stätten und alte Freunde wieder zu sehen, da kam es über ihn wie ein Heimwehgefühl und er gab demselben nach.

Ein wenig schwächte sich dieser Eindruck freilich ab während seiner Reise; es waren ja nicht inniggeliebte Menschen, zu denen ihn das Herz zog, es war nur eine wohlthuende Freundlichkeit, die er erwiderte, weil er nicht an ihrer Uneigennützigkeit zweifeln konnte und was sie mehr zu bieten hatten als diese freundliche Gesinnung, das mußte sich doch erst finden.

Einzelne Mitglieder lebten kaum noch in seiner Erinnerung, andere hatte der Tod dahin gerafft; die beiden noch lebenden Söhne der Tante waren neun- bis zehnjährige Knaben gewesen und die kleine Hortense steckte noch tief in den Kinderschuhen, als er vor fünfzehn Jahren Europa verließ.

Er war jetzt kaum noch eine Tagereise von seinem Geburtsorte entfernt, aber ihn trieb keine Ungeduld vorwärts, er wollte erst in der schönen Hafenstadt sich umsehen, der er damals auf der eiligen Flucht keinen Blick geschenkt hatte.

Er lehnte sich aus dem Fenster und sah hinab; die Straße, nach der sein Zimmer belegen, war eng, wie er bemerkte, nur die stattliche Vorderfront des Hotels sah auf einen mäßig großen Platz. Der heitere, herbstlich klare Tag lockte ihn hinaus aus dem engen Zimmer und eben schickte er sich an, obwohl es nicht mehr früh am Nachmittag war, einen Spaziergang durch die Stadt zu unternehmen, als er den Drücker der Thür, den er schon in der Hand hielt, wieder fahren ließ und lauschte. Nebenan in dem Zimmer ertönte halblaut ein Lied, ein kleines einfaches Lied, das er selbst gesungen mit den Freunden vor so manchem Jahr und dessen Melodie er nie wieder gehört in der langen Zeit seiner Verbannung. Er stand regungslos und horchte, eine ganz ungewohnte Weichheit ergriff ihn und ließ sein Auge in feuchtem Schimmer erglänzen. Wie mit Zauberschlag stand sie vor ihm die wonnige, sonnige Jugendzeit mit ihrem Glauben und Hoffen, mit den hohen Zielen und den kühnen Plänen, die ihm das Herz schwellten; mit all dem Lebensmuth und der Freundestreue, die das junge Dasein so schön macht.

Es war eine weiche Mädchenstimme, die sang, unendlich sympathisch für sein Ohr und er bedauerte, daß Jemand bei ihr eintrat und sie störte. Er kehrte um, ohne sich klar zu machen in welcher Absicht, warf seinen Hut auf den Tisch und ließ sich auf dem kleinen Sofa nieder, welches vor der Thür stand, die in das Zimmer führte, wo das Lied erklungen war.

Hoffte er, die Sängerin werde auf's Neue beginnen, so hatte er sich getäuscht, er hörte nur zwei murmelnde Stimmen, die mit einander sprachen, ohne daß er die Worte verstand.

Endlich erhob sich die eine etwas lauter, er erkannte an dem silbernen, reinen Klang, daß es die Sängerin war.

„Nein, nein, Sabine, eine Nachtfahrt ist nichts für Dich, das gebe ich nicht zu, mit sechszig Jahren, gehört man Nachts in's Bett. Mache keine Einwendungen und erzürne mich nicht, ich will es so."

Es war ein Befehl, aber ein solcher der wohlthut wie ein liebes, freundliches Wort, weil die Güte ihn dictirt.

Die andere Stimme, die sechszigjährige, antwortete etwas, was Erwin nicht verstand und dann erwiderte die Sängerin.

„Gewiß, die Züge schließen bei der Tagfahrt schlecht an, allein von zwei Uebeln muß man das kleinste wählen. Du sollst schlechterdings schlafen, meine Alte, und nun laß mich gefälligst in Ruhe. Bestelle dem Oberkellner, daß ich nicht an der Abendtafel erscheine und laß mir Thee herauf serviren."

Die Stimme, von seltenem Wohllaut, die mit dem kleinen Liede so wehmüthig von seiner Jugendzeit gesungen und nun verstummt war, hatte sein Interesse erregt und er bedauerte, daß er die Gelegenheit, die jugendliche Sängerin an der Abendtafel zu sehen, verlieren sollte. Es war jetzt still im Zimmer, er hatte, wie es schien, keine Aussicht auf ein zweites Lied, und der beabsichtigte Spaziergang fiel ihm wieder ein. Er wartete noch eine kleine Weile, dann ging er hinab. Unten fragte er den Portier nach dem Namen der Dame, die neben ihm logirte, allein sie war mit einer Dienerin erst vor zwei Stunden angekommen und das Fremdenbuch war derselben noch nicht vorgelegt; er mußte seine Neugier vorläufig unbefriedigt lassen.

Das Getriebe der großen Stadt zog indessen seine Gedanken bald ab; er schlenderte durch Straßen und Gassen und als er endlich in das Opernhaus gerieth, wo der Don Juan gegeben wurde, ließ ihn die herrliche lang entbehrte Musik das Lied seiner Nachbarin vergessen.

Es war schon spät als er heimkehrte, er aß unten im Speisesaal zu Abend und als er nach Mitternacht sein Zimmer aufsuchte, herrschte neben an schon tiefste Ruhe.

Auch er war ermüdet, die ersten Eindrücke, die er auf vaterländischem Boden empfangen, die immer wieder wach werdende Erinnerung, hatten ihn tiefer bewegt, als er sich eingestehen wollte. Er legte sich nieder und schlief bald tief und fest den traumlosen Schlaf jugendlicher Kraft und Gesundheit.

Es mochte gegen zwei oder drei Uhr in der Nacht sein, als laute Rufe und ein dröhnendes Klopfen an den Thüren die Schläfer weckte. In dem Speisesaal, der ans Treppenhaus stieß, war Feuer ausgebrochen, man hatte in der ersten Bestürzung und Kopflosigkeit vergessen das Hauptrohr der Gasleitung zu schließen und der Corridor der ersten Etage war schon gefährdet, als die tödtlich erschreckten Gäste des dicht besetzten Hauses geweckt wurden.

Es war ein unbeschreibliches Durcheinander; kaum angekleidet drängte, beladen mit Koffern und Reisetaschen, Alles der Treppe zu, deren Geländer der Wucht

jeden Augenblick nachzugeben drohte. Geschrei und Rufe, Bitten und Drohungen, Alles tönte in grellem Mißklang durcheinander.

Erwin, der im ersten Schlaf gelegen, war einer der letzten, die wach wurden; aber sobald er die Sachlage begriffen, war er auch, ohne im Entferntesten den Kopf zu verlieren, in den Kleidern. Er packte Papiere und Baarschaft in eine Ledertasche, die er umhing, und ohne sich um seine übrigen Effecten zu kümmern, suchte er den Ausgang zu gewinnen. Kräftig und gewandt, unbelästigt durch hinderndes Gepäck, wand er sich durch, langte im Hausflur an und gewann das Freie. Auch Wirth und Kellner hatten die Geistesgegenwart nicht verloren; sie wandten ihre erste Sorge den bedrohten Gästen zu, die in den obern Etagen schliefen, es wurde Alles hinaus dirigirt ohne Schaden und Verletzung, welche Schwierigkeit ihnen auch hier und da aus Kopflosigkeit oder Schwäche erwuchs.

Inzwischen waren Spritzen angelangt, die Rettungsversuche wandten sich jetzt unermüdet dem Gebäude und dem Inventar zu; was fortzuschaffen war, wurde geborgen.

Aber Hitze und Rauch, das Gedränge auf der Treppe, die, nachdem die Zimmerbewohner glücklich hinab waren, immer wieder durch große Koffer oder Möbelstücke minutenlang gesperrt wurde, erschwerte das Rettungswerk besonders in den engen Corridoren des Seitenflügels, und man fing an, durch die Fenster auf Leitern hinabzuschaffen, was zu transportiren war. Auch hiebei fehlte ein tüchtiger Dirigent, die größere Zahl der Sachen kam arg beschädigt unten an. Auf der Straße, welche durch requirirtes Militär und die Feuerwehr nach beiden Seiten abgesperrt war, lagen in buntem Durcheinander heile und zerbrochene Möbel, Betten, Kleidungsstücke und Koffer, von welchen eine Anzahl durch ungeschicktes Hinablassen aufgesprungen und ihres Inhalts halb entleert waren.

Der Morgen dämmerte herauf, als man des Feuers Meister war, das sich, Dank der angestrengten Bemühungen, auf den Speisesaal und die über und neben ihm gelegenen Räume des Mittelbaus beschränkt hatte. Aber in dem rauchenden, wassertriefenden Gebäude war für den Augenblick kein Unterkommen zu finden und die Gäste mußten ein anderes Hotel aufsuchen.

Am nächsten Vormittag fand auf dem Polizeiamt die Requisition des geborgenen Reisegepäcks und die Legitimation der Eigenthümer statt, von welchen Erwin einer der ersten war, die sich einfanden. In dem großen Raume, in welchem die Effecten ausgestellt waren, fiel ihm sogleich sein eigener Koffer in die Augen, der weit auseinander klaffend, mit Stricken umwunden, in der Reihe der übrigen Invaliden stand. Auf dem Deckel befand sich auf einem Messingschilde eingravirt sein Name: Mr. Erwin von Märzdorf, St. Louis, und dieser Umstand diente dazu, nachdem er sich durch seinen Paß legitimirt, ihn schnell in den Wiederbesitz seines Eigenthums zu bringen.

Was etwa fehlte von seinen Effecten, mußte er unter den obwaltenden Verhältnissen verloren geben und da er seine Baarschaft und seine Papiere vollständig gerettet, so hing er darüber keinem Bedauern nach. Er ließ den Koffer nach dem jetzt von ihm bewohnten Hotel bringen, begab sich dann auf die Brandstätte, wo man bereits mit Fortschaffung des Schuttes beschäftigt war, und verbrachte den Rest des Vormittags mit dem Kapitain, den er unterwegs traf.

Nach der späten Speisestunde suchte er, wie gestern sein Zimmer auf, und begab sich dann an eine Durchsicht seines zertrümmerten Koffers. Es fehlten einige Bücher und Wäschestücke, statt dessen bemerkte er ein ihm nicht gehöriges dickes Buch in rothem Saffian-Einband, dessen silbernes Schloß aufgesprungen und dessen Rücken auseinandergerissen war. Dieses Buch war schlimmer mitgenommen bei einem unverkennbaren Fall aus der Höhe, als sonst irgend etwas, denn die Blätter, die hier und da Lücken aufwiesen, waren beschmutzt und ungeordnet wieder zwischen die Deckel des Einbandes geschoben, wie Zeit und Umstände es rechtfertigten. Es war leicht zu ersehen, wie das Buch in seine Sachen gerathen war, es hatte wahrscheinlich dicht neben dem verunglückten Koffer gelegen, den man zusammenband, und dem man das Buch irrthümlich hinzufügte.

Die Blätter waren nicht bedruckt, sondern beschrieben mit einer deutlichen festen Handschrift, die ihn in Zweifel ließ, ob es die eines Mannes oder die einer Frau war.

Er blätterte darin, und ordnete, so gut es gehen wollte, die theils losen, theils zu mehreren an einander hängenden Seiten und sah dabei, daß es die Fragmente eines Tagebuchs waren, die er in Händen hielt.

Vergebens forschte er auf der Innen- und Außenseite des Deckels nach einem Namen, der ihn auf die Spur des Besitzers hätte leiten können und nach kurzem Zweifel entschloß er sich zu einer Durchsicht des Buches, um einen Anhalt wegen der Rückgabe desselben zu gewinnen. Denn sollte er es dem Wirthe des Hotels übergeben, sollte er es bei der Polizei deponiren und auf diese Weise noch mehrere Menschen in das tiefste Denken und Empfinden einer Person einführen, deren Seele gegen ihren Willen hier den Augen Fremder entschleiert wurde?

Vielleicht war es dem Schreiber peinlich, sich einem Dritten gegenüber zu alle den Gefühlen und Gedanken zu bekennen, die der Spiegel aus schwachen Stunden waren, und nach längerem Nachdenken beschloß er, dies Tagebuch, welches ohnehin nicht mehr vollständig war, dem Flammentode wirklich preiszugeben, der ihm gestern nur gedroht hatte, und so den Besitzer, der sich schon mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, jeder Verlegenheit zu überheben.

Unwillkürlich irrten seine Blicke über die klaren festen Schriftzüge und dann, fast gegen seinen Willen, vertiefte er sich dennoch in den Inhalt.

„Warum auch nicht?" fragte er sich selbst beschwichtigend. „Ich weiß nicht und werde wahrscheinlich nie erfahren, wer dies erlebt und empfunden; Niemand wird beschämt oder triumphirend mir als der Schreiber gegenüber treten — ich werde es lesen, vernichten und vergessen.

## Zweites Kapitel.

Eine Lampe brannte in dem Zimmer des Hotels, obwohl es erst dämmerte, und ein hell flackerndes Feuer in dem weißen Kachelofen, das an dem nicht kalten, sondern nur frischen Herbsttage mehr kokettiren, als wirkliche Wärme verbreiten durfte, gab dem sonst etwas kahlen Gemach, das den Typus eines Gastzimmers nicht verläugnen konnte, den Anstrich eines gewissen Behagens.

Um dasselbe zu erhöhen, hatte Erwin das Tischchen mit der Lampe dem Ofen nahe gerückt, eine Flasche feiner Rothwein stand darauf, aus welcher er sich

zuweilen einschenkte und auf seinen Knieen lag das Buch, dessen Seiten vom Buchbinder glücklicher Weise mit Nummern bedruckt waren und ihm so das Ordnen sowohl der noch gehefteten wie der einzelnen und halbzerrissenen Blätter erleichterte. Das Buch zeigte Lücken, immerhin aber würde der zerrissene Faden sich verfolgen, oder wieder anknüpfen lassen und Erwin, nachdem er das letzte Blatt eingefügt und einen Zug aus dem vor ihm stehenden Glase gethan, begann nicht ohne eine gewisse innere Erregung zu lesen.

1. Januar.

Papa hat Lizzie und mir heute Morgen Jeder ein Buch überreicht, zur Selbstbetrachtung, wie er sagt und um besonders wichtige Ereignisse und die Empfindungen, mit welchen wir sie aufnehmen, darin niederzuschreiben. Lizzie lachte, als er fort war und versicherte mir dann ganz ernsthaft, daß die einzige Selbstbetrachtung, die sie bis jetzt gehalten, die vor dem Spiegel, die besonders wichtigen Ereignisse, die wachsende Anzahl ihrer Courmacher und die Empfindung dabei: ein für allemal eine angenehme sei. Wider Willen mußte ich mit ihr lachen, obwohl ich weiß, daß der gute Papa etwas ganz anderes gemeint hat.

Lizzie ist so schön und anmuthig, so kinderfroh — man darf ihr das bischen Leichtsinn nicht so übel nehmen, wenn man ihr liebes, gutes Herz kennt. Ich hätte auf diese Weise wenig zu verzeichnen, denn ich habe keine Verehrer. Aber Papa sprach auch von Selbstbetrachtung und ich werde nun ernstlicher als bisher beginnen, mich einer Musterung zu unterziehen.

8. Januar.

Ein wichtiges Ereigniß und ein so frohes! Meine Lizzie ist Braut, eine glückliche, geliebte Braut; sie strahlt in Schönheit und Seligkeit. Sie war ja immer der vergötterte Liebling der Eltern, der Schmuck unseres Hauses, der Mittelpunkt jeder Festlichkeit; aber nun ihr Glück das bewegende Prinzip im Leben eines Mannes wird, scheint sie mir selbst höher zu stehen, einen verantwortlichen Platz einzunehmen und meine Beschützerrolle, die mir als ältere Schwester sonst zufiel, ist überflüssig und ausgespielt. Gustav — — —

Hier war das Blatt abgerissen, es fehlten zehn Seiten und erst dann folgte ein zusammenhängender Satz.

10. März.

Ein Ball! Ist es auch der Mühe werth, der Erinnerung an eine derartige Lustbarkeit, für die ich so wenig geschaffen bin, einen Platz einzuräumen in diesen Blättern? Wenn es nicht neue und ungewohnte Empfindungen wären, mit denen ich dieses Balles gedenke, ich würde mich selbst verspotten, eine Tanzkarte zu einer Art von Gedenkblatt zu machen. Aber nicht an den Tänzen haftet meine Erinnerung, sondern an den Menschen, die mir begegneten, oder nein, — ich will wahr sein auch vor mir selbst: an dem Einen, der mir so anders erschien und entgegen trat, als alle Männer bisher.

Ich kann nicht sagen, daß ich gern tanze, man muß dazu unbefangener sein, als ich es bin, der die Stiefmutter schon bei den Kinderspielen sagte: „Du bist häßlich, darum werde gut.“ Es war der glühende Wunsch meines kleinen Herzens, es zu werden, es ist heute das ernste Bestreben meiner gereiften Seele, aber der

sittliche Werth wird nirgend weniger gesucht oder vermißt, wie im Ballsaal. Was die anderen Menschen als Lieblosigkeit eines stiefmütterlichen Herzens bezeichnen, das habe ich aus ihrer Hand als eine bittere aber heilsame Arznei genommen. Die Selbsterkenntniß hat mich vor der Eitelkeit bewahrt, die eine Häßliche nur lächerlich macht. Die Natur hat mich nun einmal zur Folie für die Schönheit meiner Schwester geschaffen, aber meine Lizzie ist so voll Anmuth und Grazie, würde ich mich nicht selbst einer Freude beraubt haben, wenn ich, anstatt mich an ihrem Liebreiz zu weiden, mich in meine Kammer vergraben und versagten Wünschen nachgeweint hätte?

Wer kein Diamant sein kann, soll sich bescheiden, eine Folie zu sein und so an seinem Glanze Theil zu nehmen. Deshalb weiß ich es meiner Stiefmutter Dank, daß sie darauf bestand, mich möglichst einfach zu kleiden, um gar nicht aufzufallen. Ich wäre am liebsten garnicht mitgegangen, ich hatte und habe ja so viele andere Genüsse, die meinen Geist erquicken und mein Herz mit reinster Freude erfüllen. Aber als Mama todt war und Lizzie vor Jahresfrist in die Welt eingeführt wurde, bestand Papa darauf, daß ich mitging und ich fühlte, trotz meiner zwanzig Jahre, eine Art mütterlicher Verpflichtung dazu. Trotzdem ich so einfach als möglich erschien, und im fernsten Winkel blieb, fand ich Tänzer genug, nur wußte ich, daß es die Tochter des reichen Vaters war, die in mir berücksichtigt wurde, und der Tanz machte mir nicht allein kein Vergnügen, sondern ich hatte noch das unangenehme Gefühl, eine Verpflichtung auf mich zu laden, und entzog mich einem Engagement, so oft es schicklicher Weise anging.

Heute war das Alles anders. Ich hatte eben einen Tanz ausgeschlagen und mich in die Reihe der Sitzenden zurückgezogen, als Papa einen jungen Herrn zu mir brachte, den er mir als den Rechtsanwalt Doctor Heibler vorstellte. Soll ich sagen, daß er schön und stattlich ist und kluge Augen und ein überlegenes Lächeln hat? Wenn ich einem Andern diesen Bericht ablegen müßte, statt mir selbst, so würde ich wahrscheinlich gezögert haben, mit dieser Wahrnehmung zu beginnen, die leicht den Verdacht erwecken kann, daß sie bestechend auf mein Urtheil eingewirkt habe. So aber weiß ich, daß sie das Ergebniß einer ersten ganz objektiven Betrachtung ist, mit der ich Fremde zu betrachten pflege, und erst als Liebenswürdigkeit und eine hinreißende Unterhaltungsgabe ihn mir interessant machten, fand ich, daß die erst erwähnten Eigenschaften das Angenehme der ganzen Persönlichkeit vervollständigten.

Er bat, neben mir sitzen zu dürfen, da er das Tanzen nicht gut verträgt und es in Folge dessen nicht liebt. Er ist weit in der Welt herumgekommen und erzählte viel von dem Schönen, was er gesehen. Er weiß hinreißend zu schildern, man sieht sich fast versetzt in diese fremden Länder und bekommt eine Sehnsucht hinaus. Es interessirt ihn, daß ich etwas male und daß der gute Papa es der Mühe werth gehalten, mein Talent in München ein wenig ausbilden zu lassen, während er mit Lizzie und der Mutter von einem Bad in's andere ging. Doctor Heibler zeichnet selbst und bat um die Erlaubniß, mir seine Mappen mit italienischen Skizzen bringen zu dürfen. Den Tanz über blieb er neben mir sitzen und fragte mich, ob es mir nicht lästig sein würde, wenn er seinen Platz noch länger behauptete. Als ich verneinte, meinte er, er müsse dazu doch einen Besitztitel erwerben, und

engagirte mich in aller Form zu dem nächsten Tanz, den wir aber natürlich nicht antraten. An der Tafel saß er mir gegenüber, er hatte keine Tischnachbarin und konnte sich ganz der allgemeinen Unterhaltung widmen, die er außerordentlich belebte. Niemals habe ich mich so auf einem Balle amüsirt; fast bedauerte ich, daß er zu Ende war, als wir aufbrachen. Und heute? Ich bin gespannt, ob er, wie er versprochen, uns seine Skizzen bringen wird.

25. März.

Das Blatt ist lange leer geblieben und doch ist mein Herz so voll, wenn ich diese neue Empfindung auch nicht zu klären und zu benennen vermag. Lizzie neckt mich, daß ich eine Träumerin werde und daß sie unsere Rollen vertauschen und kraft ihrer nahen Würde als Gattin und Hausfrau mich leiten und erziehen würde. Lizzie's Hochzeit ist auf den Wunsch ihres Verlobten auf den 12. April bestimmt; wie einsam werde ich mich fühlen, wenn sie mir fehlt. Sonst verstehe ich es wohl, mich zu beherrschen, die Mutter hat mich Gott sei Dank dazu angehalten, aber heute, als Gustav Lizzie ihr trautes zukünftiges Heim malte und ich mir vorstellte, wie still es hier sein wird, wenn sie einem andern Hause ihr sonniges Lächeln, ihre kindliche Heiterkeit, die ganze unbeschreibliche Anmuth ihres Wesens spendet, da fühlte ich, daß mir die Augen feucht wurden. Ich kam mir so arm vor, wie noch nie. Ich habe Niemand Glück gegeben und Niemand hat es von mir gefordert; wie werde ich den armen Papa befriedigen, der so sehr den Glanz und die Schönheit liebt?

Ich glaubte mich ganz unbeobachtet, denn Liebende sehen nur einander, nichts weiter, und Doctor Heidler, der jetzt zuweilen einen Abend bei uns zubringt, spielte mit Papa Schach. Dennoch hatte er Vieles gehört und noch Mehr ergänzt mit seinem feinfühlenden Gemüth. Er setzte nach beendetem Spiel sich zu mir und lenkte das Gespräch auf das vorige Thema. Er that es mit unbeschreiblicher Zartheit und Güte für mich und verstand es, ohne mir Schmeicheleien zu sagen, die mir so verhaßt sind, doch mein Selbstbewußtsein und meinen Muth ein wenig zu heben. Oder kam das, weil er in den Bildern, die er von den kommenden Tagen und Wochen entwarf, immer an meiner Seite stand, und die Pflicht, Papa die Lücke, die durch Lizzie's Scheiden entsteht, weniger fühlbar zu machen, mit mir theilte? Er ist ein häufiger Gast bei uns, seit er nach jenem Ballabend uns besuchte, und Papa sieht ihn gern. Es musicirt viel mit mir, die wenigen Male, wo er sich über mein Spiel und meinen Gesang aussprach, geschah es in einer Weise, die mich ganz glücklich machte. Er hat demselben mehr Aufmerksamkeit geschenkt als es verdient, er hatte jeden, auch den kleinsten Mangel gehört und deshalb that mir nun auch sein Lob so wohl.

1. April.

Ich bin verstimmt und ein wenig böse auf Gustav, der Doctor Heidler durchaus nicht zu seiner Hochzeit geladen sehen will. Gustav ist der Einzige, der den neuen Freund nicht leiden kann und eine unbeschreibliche Antipathie gegen ihn hat, die er in seiner manchmal scharfen Weise als „Instinct“ bezeichnet. Aber Lizzie hat mich getröstet und mir gesagt, daß sie diese Einladung durchsetzen werde; an ihrem schönsten Tage solle mir nichts fehlen. Würde mir denn wirklich etwas fehlen, wenn er nicht da wäre? Ja, — denn ich schätze ihn sehr hoch und es ist

mir ein wohlthuendes Gefühl, daß er Werth auf meine Meinung und mein Urtheil zu legen scheint. Gustav hat recht, er ist ganz und gar verschieden von den jungen Männern, die sonst bei uns verkehren, aber daraus mache ich ihm keinen Vorwurf.

8. April.

Mein Geburtstag! Ich bin einundzwanzig Jahr — mündig wie mein guter Papa mir bemerkte — und doch fühle ich mich so abhängig von seiner Liebe! Er beglückwünschte mich mit einer Innigkeit, daß ich mich undankbar schelte, wenn ich zuweilen glaubte, er zöge mir Lizzie vor. Es wäre ja so natürlich. Aber heute ist der Kleinmuth von allen Seiten beschämt, der mich zuweilen befällt; die Fabrikarbeiter haben mich mit einem schönen Morgengesang erweckt, sie sind so dankbar für die kleinen Hülfleistungen, die ich hie und da spenden konnte und die Kleinen haben mir ganze Körbe voll Schneeglöckchen und Schlüsselblumen gebracht. Die Lehrerswittwe, die so heldenmüthige Opfer für die Erziehung ihres Knaben bringt, hat sich so dankbar erwiesen für die Beihülfe, die ich leistete, sie hat mir so prächtige Kanten gestickt, daß es mich ordentlich betrübt, wenn ich denke, welche unsägliche Mühe sie darauf verwandte. Aber die Liebe, die aus all den ehrlichen Gesichtern spricht, thut mir so wohl, so wohl — ich kann es nicht sagen. Meinen Geburtstagstisch bedecken reiche und kostbare Gaben, die meine Lizzie gewählt, mit dem kleinen Hang zur Verschwendung, der ihr eigen ist und ein selten schönes Bouquet und eine herrliche Fülle meiner Lieblingsblumen in Töpfen, zu denen sie sich als Geberin nicht bekannt, schmückt mein Zimmer.

Wer mag der Geber sein? Die Freunde und Bekannten, die sich dieses Tages erinnern, sind es nicht, sie brachten den alljährlichen bekannten Gruß und Strauß. Lizzie räth auf Doctor Heidler, aber das ist nicht denkbar. Er kennt noch nicht die Festtage der Familie und wenn er sie kennte, so würden sie ihm nicht so wichtig sein. Aber die Blumen beschäftigen mich unablässig, es ist das erste und einzige anonyme Geschenk meines Lebens.

10. April.

Papa ist ganz erregt; eine Stieftante meiner rechten Mutter, die ich gar nicht gekannt habe, hat mich zur Erbin von achtzigtausend Thalern eingesetzt. Mir scheint das eine ungeheure Summe, wenn ich bedenke, daß sie mir gehört. Dennoch vermag ich Papa's Aufregung nicht zu theilen, ich kenne so Vieles, ach so Vieles, was mir lieber gewesen wäre. Ich will es aussprechen, denn hier in diesen Blättern darf ich auch die thörichten Gedanken nicht verschweigen. Ich gäbe ihn hin diesen Reichthum für die Schönheit und Anmuth, die Lizzie schmückt und die ihren Mann so stolz und froh macht. Da steht es und liest sich thöricht genug, und um mich vor mir selbst zu rechtfertigen, will ich nur gleich hinzufügen, daß es nach meinen Beobachtungen scheint, als sei ein gewisser äußerer Reiz unerläßlich, um geliebt zu werden. Ich sehne mich nicht zu gefallen, aber geliebt zu werden! Es muß beglückend sein, so tief beruhigend und beseligend für das Herz!

Erwin stockte in seiner Lectüre, das offene Eingeständniß dieser reinen Mädchenseele weckte ein Echo in seiner Brust. Hatte er unbewußt darnach gesucht alle die Jahre, seit er sich ermüdet abgewendet hatte von dem Kampfplatze, auf dem die Ideale seiner Jugend begraben lagen? Ein stilles, starkes Herz, das uns einschließt mit allen Irrthümern und allem edlern Besitz, das unsere Fehler gut macht

und unser Streben theilt, das eins mit uns wird für das Leben und darüber hinaus — welch ein Hort! „Der einzige," dachte er, langsam und bestätigend mit dem Kopf nickend, „der einzige! Alles andere war eitel Trug."

Er suchte in dem Buch und fand zu seinem Bedauern, daß abermals eine Anzahl von Blättern fehlte, die indessen mehr eine Lücke in den Gedankengang der Schreiberin riß, als in ihre Erlebnisse, deren Faden, wie er fand, sich wieder anknüpfen ließ.

24. Mai.

Ich habe mit meinem Oskar eine Spazierfahrt gemacht durch den Park und über den Karlstein zurück. Ist sie schöner geworden die Welt, strahlender die Sonne, süßer das Duften und Blühen, oder ging ich früher umher mit verbundenen Augen und empfindungslos? Seine Braut! Ach, ich wiederhole es immer wieder, um es zu fassen, seine Braut! Was liegt in dem Gedanken, welcher Stolz, welch eine Zukunft, welch ein Sporn, seiner werth zu sein!

2. Juni.

Damit meinem leuchtenden Glück der Schatten nicht fehle, empfinde ich es schmerzlich, daß mein Schwager, den ich doch liebe wie einen Bruder, sich noch immer so kühl und fremd zu Oscar stellt, als sei er für uns Alle noch Doctor Heibler und nichts weiter. Lizzie dagegen ist voll schwesterlichen Glücks, und schilt Gustav einen Pessimisten. Was mag sie damit andeuten wollen, was fürchtet eigentlich Gustav, der leichtlebige Lieutenant für mich, er, dem ich jede andere Bezeichnung eher zuerkannt hätte, als die eines Pessimisten.

4. Juni.

Die erste kleine Meinungsverschiedenheit zwischen uns, in welcher ich aber den Sieg behalten habe. Oscar behauptete, daß mein Interesse für das Wohl und Wehe unserer Fabrikarbeiter zu weit gehe, daß meine Leichtgläubigkeit benutzt und meine Güte mißbraucht werde. Er berief sich auf seine Erfahrung und den größeren Scharfblick, welchen ein Mann, der, wie er, mitten im Gedränge des Lebens steht, sich ganz von selbst aneignet. Ich dagegen konnte ihn verweisen auf die eigene und gewissenhafte Prüfung der Verhältnisse, wo ich helfend eingreifen durfte; auf die nahen Beziehungen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, die doch bis zu einem gewissen Grade verpflichten. Ich stehe sentimentalen oder idealistischen Anschauungen gewiß fern; ich will nicht Nektar und Ambrosia in die Hütten tragen, aber ich möchte, wo es geht, das Loos unserer Arbeiter sicher stellen; ihnen das sauer erworbene Brod nicht geschmälert wissen, durch die Ungunst der Zeiten; möchte bescheidenen vernünftigen Forderungen entsprochen sehen, so lange es irgend geht. Ich sage: *unserer* Arbeiter, die Grenzen meines Wirkens sind eng gezogen, wie es für ein Mädchen passend ist und ich strebe nicht darüber hinaus. Aber wenn jede Frau treulich sorgt und hilft in dem Kreise, in welchen sie die Verhältnisse hinein gestellt haben, so hat sie auch ihre Aufgabe als Weib gelöst und ihren Antheil am öffentlichen Leben erfüllt. Oscar gab das zuletzt zu, obgleich er mich neckend eine kleine Verschwenderin nannte, die wahrscheinlich größere Summen brauche, als Lizzie, und mir drohte, er werde mich unter Curatel nehmen, wenn wir verheirathet sind. Mag er; wenn er jetzt auch eigensinnig sein Princip vertheidigt, er ist so himmlisch gut, der wirklichen Noth gegenüber würde er capituliren. Schlimmer ist,

daß er wünscht, ich möge mich persönlicher Berührungen, d. h. der Besuche bei unsern Arbeitern enthalten. Ein bindendes Versprechen habe ich in dieser Beziehung nicht gegeben, es kommt ja überhaupt selten vor, und es sind nur dringende Fälle, wo man mich ruft, oder wo ich mich zu überzeugen wünsche, um das Richtige zu thun.

10. Juni.

Heute haben wir unsern Hochzeitstag auf den ersten September festgesetzt. Oscar will, wie er sagt, sein Glück nicht hinausgeschoben sehen. Wie mein Herz bebt vor Wonne bei dem Gedanken: unauflöslich sein! Trotz des Jubels, den ich empfinde, trotz des süßen Sinnens, in welches ich so oft verfalle, pflege ich doch sorgsam, dankbar, darf ich sagen, meine Talente, die zuerst seine Blicke auf mich gelenkt und es gefügt haben, daß er unter der unscheinbareu Hülle Eigenschaften entdeckte, die mir sein Herz gewonnen.

11. Juni.

Ein wenig gehen unsere Wünsche auseinander, aber selbstverständlich füge ich mich den seinigen. Oscar liebt den Luxus und die Pracht; unsere Einrichtung wird eine kostbare werden und wenn ich mich mir selbst vorstelle in dieser glänzenden Umgebung, so kommt mir das vor, wie ein schlechtes Gemälde in einem herrlichen Rahmen.

14. Juni.

Ein Brief von Lizzie! Er ist erfüllt von ihrem Glück und es scheint als ob ihre Gefühle inniger und tiefer werden jeden Tag. Wahre wirkliche Liebe, wen veredelte sie nicht? Wenn der Wunsch und das Bestreben besser zu werden der Anfang dazu ist, so übt sie ihren Einfluß auch schon auf mich."

---

Eine ganze Reihe von Seiten fehlte abermals in dem Buche, das Erwin mit gesteigertem Interesse las.

„Es ist kaum zu bedauern, daß sie häßlich ist," dachte er, „es gehört zu dem Character und was sie in Bezug auf ihre Schwester sagte, kann sie auf sich selbst anwenden; die äußere Häßlichkeit ist die Folie ihrer Seelenschönheit."

---

25. August.

Durch Wochen habe ich das Buch nicht berührt — — — ach ich konnte es nicht in Worte fassen — — der Traum ist aus!

Es war eben ein Traum, aber er war süß und das Erwachen so furchtbar! Soll ich es niederschreiben grausam gegen mich selbst, noch grausamer gegen ihn? Eine Anklage die ihn schädigt ist es nicht, keines Menschen Auge sieht in dies Buch, wie das meine, und in mein Herz nur Gott. Wenn ich mir vergegenwärtige, was geschehen und es in diesen Blättern niederlege was doch nie aus meinem Gedächtniß getilgt wird, so geschieht es, um zu vergleichen, ob ich wohl nach Jahren, wenn ich es wieder lese, gelernt habe, mein Unglück gefaßter zu tragen als heute; ob ich alsdann auf einen freieren Standpunkt mich erhoben habe, zu einer Höhe, wo ich vor der Verbitterung geschützt bin, die immer und immer wieder sich festsetzt in meinem Herzen und mich mit Vielem hadern läßt, wo doch nur Einer fehlte.

Ich habe ihn verloren, den ich geliebt und mir ward nicht der Trost, ihn beweinen zu können, denn er war ein Unwürdiger.

Und doch, doch weine ich, — weine um die zertretene Gläubigkeit meines Herzens, weine um den verlorenen Frieden, um den süßen Jugendtraum!

Es war im Anfang des vorigen Monats als einem unserer Arbeiter, der dem Treibrade zu nahe gekommen war, der Arm zermalmt wurde. Er war ein fleißiger Mensch, von bester Führung, seit zwanzig Jahren in der Fabrik und hatte Frau und Kinder. Papa war aufs Tiefste erregt; er hatte persönlich alle nothwendigen Anordnungen getroffen, hatte Sorge getragen, daß der Mann ins Hospital gebracht wurde, mit dem Arzte conferirt und kehrte gebeugt und erschöpft heim. Eine beabsichtigte Spazierfahrt nach einer hübschen Villa, die zum Verkauf stand und viele Liebhaber gefunden, unter denen auch Oscar sich befand, mußte unterbleiben, da weder Papa noch ich in der Stimmung dazu waren. Es war Oscar unangenehm, er fürchtete daß ein Concurrent ihm zuvorkommen könne, was aber Papa durchaus in Abrede stellte, und Oscar trennte sich einigermaßen verstimmt von uns, da die Besichtigung der Villa auch am folgenden Tage nicht stattfinden konnte, wo ein Festessen des Juristenvereins ihn daran verhinderte.

Am nächsten Morgen kam die Nachricht, daß der Arm des Verunglückten hatte amputirt werden müssen, und Nachmittags ließ mir die Frau desselben sagen, daß sie von einem kleinen Mädchen zu früh entbunden sei.

Es war fast zuviel für die Arme — vier kleine Kinder umstanden das Bett der Hülflosen und Verzweifelten, ohne daß eine sorgende Hand nur das Nothwendigste that! Ich nahm eine der Arbeiterinnen mit mir, packte Leinenzeug und Vorräthe ein und wollte hinausfahren nach dem in der Vorstadt gelegenen Häuschen. Aber Papa hatte den Wagen benutzt, um in die Stadt zu fahren; die Zeit drängte und ich wollte auch gern wieder daheim sein, wenn Oscar vielleicht nach seinem Diner noch kommen würde, um nicht etwa seinen Unmuth dadurch zu reizen, daß ich seinen Wünschen entgegen mich persönlich an der Hülfe für die armen Leute betheiligte. Ich hatte mit lauter Hindernissen zu kämpfen; auch eine Droschke stand nicht auf dem Platze, als wir ankamen; ich zog meinen Schleier übers Gesicht und stieg kurz entschlossen in den Wagen der Pferdeeisenbahn, der eben abfuhr.

Es that bitter Noth, daß zu dieser Stätte des Jammers Jemand kam, der nicht allein materielle Hülfe brachte und Rath für die nächsten Tage schaffte, sondern der der armen Frau auch tröstend zusprach und ihren Muth ein wenig aufrichtete. Ich abwartete den Arzt, nach dem ich schnell sandte, ließ die Arbeiterin für die Nacht zur Pflege und Aufsicht zurück und begab mich allein auf den Heimweg. Zu meinem Schrecken bemerkte ich, daß es bereits dämmerte und mein Heimweg war lang. Mir blieb kein anderes Auskunftsmittel, als abermals die Pferdeeisenbahn zu benutzen, deren Wagen nach einigen Secunden des Wartens an der Haltestelle anlangte. Nur eine alte Frau mit zwei Kindern saß darin und ich nahm in der andern Ecke Platz. Wir fuhren die erste Station unbehelligt, an der zweiten stiegen zwei Herren ein, Einer von ihnen in sehr animirter Stimmung, die sich schon draußen kund gab. Als sie sich niedersetzten und das Lampenlicht auf ihre Gesichter fiel, sah ich zu meiner Bestürzung, daß einer derselben Oscar war. Der Ort, viel mehr noch die Umstände, unter denen wir uns trafen, ließen mich wünschen, einem Er-

kennen auszuweichen; ich hielt mit der Hand meinen Schleier dicht zusammen und drängte mich zitternd an die alte Frau. Es nahm auch Niemand Notiz von mir. Oscar suchte vergebens sich eine Cigarre anzuzünden, was ihm in seinem Zustande durchaus nicht gelingen wollte und die Heiterkeit des Gefährten wachrief, der etwas nüchterner war. Ich kann und will nicht den Wortlaut, die ganze cynische Art und Weise wiedergeben, die mich zugleich anekelte und erschreckte, ich will in meiner Erinnerung und in diesem Buche nur den grausamen Sinn des Gespräches bewahren.

„Wenn Deine Braut Dich in dieser schwankenden Verfassung sähe!“ scherzte der Fremde.

Oscar lachte, es war ein so fremdes Lachen, das mich entsetzte. „Wäre genau um zwei Monate zu früh, alter Schwede, aber ich freue mich schon auf den ersten Spaß nach der Hochzeit.“

„Ich auch, und ich habe jedenfalls mehr Genuß davon wie Du, weil der Zuschauer sich mehr belustigt als der Schauspieler. Aber weißt Du, Oscar, was ich doch noch vorzöge? Eine Einlaßkarte zu Euren schöngeistigen Vorstellungen im Brautstande, denn ich fürchte, nach der Hochzeit, wo ich als Hausfreund freies Entree habe, finden sie nicht mehr statt. Du mußt kostbar sein in der Rolle des ernsten Denkers und tiefempfindenden Künstlers. —“

Oscar stimmte in das Gelächter ein, „Immer noch besser als in der Rolle des zärtlichen Seladon, sie wird mir verdammt sauer. Muß es einmal sein, brrr, dann heißt es, Augen zu, Zähne über einander gebissen und kopfüber hinein ins Wasser!“

„Armer Teufel,“ lachte der Andere, „Das Feuer muß Dir wirklich auf den Nägeln gebrannt haben, ist sie so garstig?“

„Wie eine häßliche Mulattin. Glaubst Du, ich hätte nicht einen andern Ausweg gesucht, wenn es einen gegeben hätte? Es war aus mit mir, sage ich Dir, und ich mußte mich mit meinen Gläubigern auf den letzten Versuch verständigen. Du wirst wissen wollen, wie ich selbst darauf verfiel? Sollst es wissen, alter Freund. Du weißt wohl, ich bin Dir gut und vertraue Dir Alles. Als es mit mir Mathäi am Letzten war, kam mein Alter und sagte: es giebt nur noch eine Rettung für Dich; eine reiche Heirath! Hier kannst Du sie nicht machen, denn Jeder kennt Dich und Dein vergangenes Leben; aber in C . . . kannst Du als ein neuer Mensch auftauchen und um eine der reichen Fabrikantentöchter werben und zwar um eine, die ich Dir bezeichnen werde, über deren Persönlichkeit ich Dir die genauesten Notizen und damit die Direction für Dich selbst übergeben kann.

„— Er berichtete, daß von ihm soeben das Testament einer ganz entfernten Verwandten meiner jetzigen Braut, eines alten, reichen Fräuleins aufgenommen sei, welches derselben, aus Gott weiß welcher Sympathie, runde achtzigtausend Thaler vermacht habe. Die Erblasserin hatte nach Ausspruch der Aerzte höchstens noch ein halbes Jahr zu leben, es hieß also die Zeit nützen, bevor irgend etwas von der Erbschaft verlautete. Ausgerüstet mit sittlichem Ernst, solidesten Neigungen, einer vollständigen Verachtung aller Aeußerlichkeit trat ich vor sie hin und bekam, allerdings mit der Zugabe ihrer Person, die Anwartschaft auf das Vermögen, das ich so nothwendig brauche.“

Der Andere lachte unmäßig. „Du mußt aber Deine Rolle brillant gespielt haben.“

„Ist mir auch sauer genug geworden. Glaubst Du, ich dränge umsonst so sehr dem letzten Act der Posse zu? Der Teufel halte das auf die Länge aus."

Wir waren an einer Haltestelle angekommen, die alte Frau stieg aus und ich riß mich aus dem Zustande halber Erstarrung, in welcher ich dasaß und folgte ihr. Es war die Todesangst, die mich vorwärts trieb, ein Gefühl, als müsse ich mich retten vor einer Gefahr, die ich nicht zu nennen wußte. Aber ich taumelte, als ich aussteigend den Boden erreichte, und die alte Frau fing mich auf. Ich trat den Weg zu unserem Hause an, das Gottlob nahe war, denn um mich drehte sich Alles im Kreise. Ich weiß nur noch, daß mein Vater sich auf dem Hausflur befand, als ich eintrat und die letzte schwache Erinnerung ist der Schreckensruf, den er ausstieß und dann war es Nacht — um mich, wie in mir!

Ich erwachte in meinem Bett; mein Vater, der Arzt und die Kammerjungfer waren um mich beschäftigt, man hielt mich nur für krank und in mir war doch Alles, Alles todt.

Ich bat, daß man mich allein lasse mit Papa; ich hatte eine Angst, Oscar könne kommen, und Papa sollte mich schützen.

Ich weiß nicht, welchen Eindruck meine Mittheilung auf ihn machte, ich war so ganz mit mir selbst beschäftigt, daß mir Alles verloren ging, was außerhalb lag, daß ich noch jetzt keine andere Erinnerung an jene Stunde finden kann, als die jenes wahnsinnigen Schmerzes, der mich folterte.

Papa hat ihm, wie er mir später sagte, noch an demselben Abend geschrieben, was sich zugetragen, und ich habe ihn nie wiedergesehen! Er war zu klug, um irgend einen Versuch zu wagen, das Geschehene zu bemänteln; der Wein hatte ihn zu vollständig demaskirt.

Die nächsten Tage bannten mich ans Krankenbett und als ich erstand, kamen Lizzie und Gustav, die Theuern, um mich aufzurichten. Ach, es war schwer; aber ich wollte, ich durfte unter meinem Unglück nicht die geliebtesten Menschen leiden sehen. Er, dessen Namen ich nicht niederschreiben mag, er hat die Stadt verlassen und Niemand, so versicherte man mir, kannte die Ursache unseres Bruchs.

Noch ist Lizzie bei uns, Papa spricht von Reisen, um mich zu zerstreuen, aber ich glaube, die Ruhe und die Fassung, die man in sich selbst, in dem eisernen Wollen, in einer geregelten Thätigkeit und dem hoffentlich erfolgreichen Streben nach einer anderen Lebensaufgabe findet, ist die einzig dauernde. Ich *darf* nicht untergehn, um meines Vaters willen, der sich härmt; ich *will* es nicht um meiner selbst willen. Es bäumt sich ein Stolz in mir auf, eine erwachende Kraft, die sich dagegen stemmt, das bemitleidenswerthe Opfer eines so ungeheuern Betrugs zu werden.

30. *August.*

Ich bin heute hinausgefahren nach der Arbeiterfamilie, welche die unmittelbare Ursache meiner Rettung ist. War es mehr als Pflicht, war es ein Liebeswerk, daß ich an jenem Tage selbst ging, so hat sich wohl selten eine Herzensthat so gelohnt. Was wäre aus mir geworden, wenn ich diesmal lässigen Sinnes gewesen wäre! Der Mann ist schon wieder im Garten, es sind sechs Wochen seit jenem Unglückstage; mir erscheint es, wie sechs Jahre. Es ist Papa gelungen, dem Armen eine Stelle als Kanzleibote zu sichern und neuer Lebensmuth ist in die Familie zurückgekehrt. Bei mir geht es langsamer, aber einige Fortschritte mache ich doch.

2. September.

Lizzie wird uns nun bald verlassen, sie wird mir sehr fehlen. Ich las heute die schönen Worte: „Lerne fremden Glücks Dich freuen, fremdes Glück wird dadurch Dein", und ich werde sie beherzigen.

---

Der junge Mann, der mit größter Spannung gelesen, hob nachdenklich den schönen Kopf in die Höhe. Welche Perle zertrat, — oder nein — wollte dieser Schurke zertreten! Sie glänzt heller als zuvor; ob wohl jemals ein Kenner sie findet?

Er sah an dem jetzt sehr defect werdenden Buch, daß seine Combinationsgabe häufig das Fehlende werde ergänzen müssen, denn ganze Monate fielen aus. Aber seine Theilnahme war aufs höchste erregt. Das Leben der schönsten Frau hätte ihn nicht mehr interessiren können, als diese Geschichte einer Häßlichen, und er fuhr, unbeirrt durch die große Lücke von fast dreiviertel Jahren, die sich zeigte, fort.

2. Mai.

Heute habe ich Lizzies Töchterchen aus der Taufe gehoben, es führt meinen Namen und ich fühle eine Zärtlichkeit für das kleine Geschöpf, an dem man mir einen Antheil verliehen, als sei es mein eigenes Kind. Leider wurde Papa per Telegramm von dem Festessen abberufen.

8. Mai.

Es scheinen wichtige, wahrscheinlich unangenehme Dinge vorzugehen. Papa ist verstimmt und sorgenvoll, er berieth gestern mit Herrn Eisenhardt, noch nach Mitternacht, und was mich am meisten —

3. November.

Armer Papa — er hält dem Sturm kaum Stand! Gestern sind hundert Arbeiter entlassen; ach, der Jammer schnitt mir ins Herz und läßt es noch erzittern.

16. Januar.

Ich bin so stolz, Papas Sorgen mit tragen zu dürfen — ich finde dann eher ein Trosteswort. Der Jahresabschluß ist ein sehr schlechter gewesen, aber Alles ist noch nicht verloren.

5. März.

Der Sturz eines auswärtigen Hauses zieht Papa in seinen Fall mit hinein, die Früchte eines ganzen ruhmvollen Lebens sind dahin. Aber ihn muß das Bewußtsein aufrecht erhalten, daß er ein treuer und redlicher Lenker seiner Fabrik, ein gütiger und gerechter Herr seinen Arbeitern war. Ich klage nicht um den Glanz und Schimmer, den wir entbehren sollen, aber ich sehe voll Trauer in Papas vergrämtes und sorgenvolles Gesicht.

7. März.

Papa muß liquidiren, — es bleibt keine andere Rettung sagt mir Herr Eisenhardt, Papas Disponent. Wenn nur seine kaufmännische Ehre unverletzt aus dem Schiffbruch gerettet wird, und seine Gesundheit sich herstellt, die der Gram so tief erschüttert hat, so wird er dem Schlage widerstehen. Ich werde es lernen, ihm auch mit Wenigem ein trauliches Heim zu schaffen, es geht so vieles mit uns, was es schmückt. Unsere Bücher, die Staffelei und der Flügel, lauter Mittel, den Trüb-

sinn zu bannen. Ich habe heute an Lizzie geschrieben. Arme verwöhnte kleine Lizzie, nun kommen die ersten Wolken. Aber ich habe das feste Vertrauen, daß sie durch Klagen nicht Papas Kummer vergrößern, sondern sich klug und willig beschränken wird.

8. März.

Ich habe eine stürmische Scene mit Papa gehabt, aber ich konnte sie ihm nicht ersparen. Ich erfuhr zu meinem größten Schrecken durch Herrn Eisenhardt, daß Papa mein Vermögen, welches ich in der Masse glaubte, nicht angerührt sehen und lieber das Schlimmste über sich ergehen lassen will. Armer guter Papa, als ob ich das je, jemals zugäbe! Herr Eisenhardt deutete mir an, daß ich, im Besitz von achtzigtausend Thalern, Papa ein behagliches Alter schaffen kann, nachdem alles Andere verloren ist, aber er fügte auch gleich hinzu, daß ich mit dem Opfer meines Vermögens seine kaufmännische Ehre rette. Die Ehre ist das Leben, und wir wollen nicht sterben, Papa und ich. Ich ging zu ihm und sagte ihm meinen Willen; ich trat sehr entschieden, ich glaube, sogar hart auf, denn ich erklärte, daß der Reichthum, den er mir conserviren will, keinen Werth für mich hat, wenn der Name, den er mir hinterläßt, nicht mehr fleckenrein ist. Wie weh mir das selbst that, wie mein Herz zitterte, als der alte Mann schluchzte und sich unterwarf! Ach es war ja nichts als eine bittere aber so heilsame Arzenei, die ich ihm aufdrängte; später werde ich ihm das sagen. Die Passiva sind gar nicht so übermäßig groß, aber die Stockung ist nicht zu bewältigen, wenn nicht ein bedeutendes Capital sie in Fluß bringt. Papa zürnt Herrn Eisenhardt und nennt das Opfer nutzlos, denn er ist alt und sein Muth ist so tief gebeugt in diesem Augenblick, daß er kein Vertrauen in die Zukunft fassen kann. Und wenn nichts gerettet wird, als der stolze, reine Name, die vollkommene Unabhängigkeit jedem fremden Anspruche gegenüber, — ist das nicht ein köstliches Gut?

18. October.

Gustav schreibt mir in heller Verzweiflung. Eine Verlegenheit kommt zur andern — mir schwirrt — — — — — —

---

nicht fassen, und doch ist es wahr, ich bin allein, allein — — — — — — — —

---

10. December.

Nun liegt er in ewiger Ruhe und ich darf weinen, weinen — er sieht es nicht! O, mein Gott, wie danke ich Dir, daß Du nach so manchem Schmerz mir das Glück beschiedest, seine letzte Lebenszeit froh und frei zu machen, daß ich ihn noch so sorglos lächeln sah, daß der volle Segen seiner Liebe mich erquickte. Ich sage mir das Alles, und Lizzie steht neben mir und bedarf meiner Sorge und doch habe ich ein Gefühl unsäglicher Verlassenheit und Nutzlosigkeit, einen Kleinmuth, als könne ich den Weg durchs Leben nicht allein gehn, den ich doch gehen muß.

14. December.

Herr Eisenhardt stellt sich wie ein brüderlicher Freund zu uns und hat für alle jene traurigen und unerläßlichen Dinge gesorgt, die der Tod als sein Recht unerbittlich fordert. Es ist so still im Hause, so still, trotzdem jetzt eine Fluth von geschäftlichen Fragen sich herandrängt.

Die Fabrik muß verkauft werden und bis dahin für Rechnung der Erben verwaltet werden. Herr Eisenhardt ist nicht abgeneigt, sie mit seinem Schwiegervater zu übernehmen.

20. Juni.

So ist es denn beschlossen — ich kehre der Heimat den Rücken; nicht undankbar, auch nicht voll Bitterkeit, aber den Umständen mich fügend. Die Menschen sind sonderbar, aus falscher Delikatesse, um nicht schmerzliche Betrachtungen und Vergleiche zu wecken, um in keiner Weise mir meine beschränkten Verhältnisse fühlbar zu machen, meidet man mich ganz. Und doch bin ich darauf angewiesen, meine Talente zu verwerthen, wenn ich, wie ich so sehr wünsche, meine treue Sabine bei mir behalten will und eine Wohnung bewohnen, groß genug, um Flügel und Staffelei unterzubringen.

Mein Capital von siebenzehntausend Thalern, das mir nach Regelung aller Geschäfte blieb, ist zusammengeschmolzen, nachdem wir die fatale Geschichte mit Gustavs Bürgschaft geordnet haben, die Gottlob der gute Papa nicht mehr erfahren hat. Lizzie, meine liebe tapfere Lizzie, sträubte sich allen Ernstes, den Zuschuß anzunehmen, den ich ihr geben kann und der ja nur ein unendlich kleiner Theil ist von dem, was Papa ihr gab. Aber sie sah, wie tief sie mich betrübte, wie sehr ich empfand, daß ich ein Recht nicht habe, sorgend und liebend einen Antheil an ihrem Leben zu beanspruchen, und sie gab ihn mir endlich als ein liebes Geschenk. Trotzdem muß Lizzie ganz andere Gewohnheiten annehmen. Sie drängt, ich soll zu ihr kommen — allein dagegen legt mein angeborenes Unabhängigskeitsgefühl ein entschiedenes veto ein. Ich habe frei herausgesagt, daß es mir ein Opfer sein würde, meine kleinen Wünsche, Gewohnheiten, ohne zwingende Nothwendigkeit, in eine fremde Haushaltung einzufügen oder sie aufzugeben. Vollkommene persönliche Freiheit ist das letzte Gut, das ich opfern möchte. Aber ich habe meiner theuren Schwester innig gedankt für die Freistatt, die sie mir bot. Auch an den Ort, den sie bewohnt, werde ich nicht ziehen. Nahm man hier an meiner glänzenden Vergangenheit Anstoß, um ein Bild für Geld von mir zu erwerben, trotzdem es auf der Ausstellung gefiel; scheute man sich hier, mir ein Honorar für Lehrstunden zu bieten, wird das in Lizzies Kreisen auch der Fall sein.

29. Juni.

Die letzte Nacht im Vaterhause! Ich habe Abschied genommen von den Stätten, die mir theuer waren und von lieben Menschen. Vor mir liegt ein langer unbekannter Weg und ich dränge Thränen und Weh zurück, damit ich klar sehe und das Nothwendige im Auge behalte. Nun fröhlich und mit Gott!

---

„Wie tapfer sie ist", sagte Erwin bewundernd, „wie ruhig und stark, ein Mann könnte sie darum beneiden."

Obgleich das Datum der nächsten Seite sich der eben gelesenen anzureihen schien, sah er doch alsbald, daß ein Jahr dazwischen liegen mußte und der klaffende Deckel des Buches bestätigte, daß ein ganzes Packet von Blättern fehlte.

---

30. Juni.

Man würde mich für wankelmüthig halten, wenn sich überhaupt Jemand um mich kümmerte und erführe, daß ich heute schon die dritte Wohnung bezogen habe seit ich hier bin, und doch attachire ich mich leicht und halte mit Zähigkeit fest, an dem was ich liebe oder was mir auch nur gefällt. Wenn für irgend Jemand, so ist für mich das Wort gesprochen:

Nicht das Schönste auf der Welt
Soll Dir am meisten gefallen,
Aber was Dir wohlgefällt,
Das sei Dir das Schönste von allem.

Sie ist nicht stolz, nicht prächtig, meine neue Wohnung, aber sie gefällt mir, und ich glaube, ich werde mich heimisch fühlen darin. Es geht nichts über eine traute behagliche Stätte, in der man ausruht nach den Mühen des Tages; es ist das wie mit der Einkehr in sich selbst, wenn man noch Muth und eine gewisse friedvolle Heiterkeit gerettet hat, trotz alledem und alledem.

1. Juli.

Das ist doch ein freundliches Willkommen in dem hübschen Häuschen und noch dazu an ein und demselben Tage. Mein Bild verkauft und eine neue liebenswürdige Schülerin.

2. Juli.

„Die Vögel, die so früh singen, holt Abends die Katze", warnte mich gestern des Hauswirths Töchterchen, als sie mich singen hörte, ach und die Kleine hat Recht gehabt. Nicht mich, aber das Honorar für mein Bild hat sie geholt. Der arme Gustav hat einen großen Verlust erlitten! Sein Feldwebel ist mit der Kasse flüchtig geworden, und Gustav muß den Verlust ersetzen. Lizzie, meine arme Lizzie, ist ganz entsetzt, denn Gustav ist allein, ohne Jemandes Hilfe, außer Stande, den Schaden zu decken. Konnte etwas gelegener kommen, als dies Honorar, und ist es nicht ein Glück, daß die Zahl meiner Schülerinnen zunimmt, da ich noch eines meiner Staatspapiere verkaufen muß, um Gustav die Sorge zu nehmen.

6. Juli.

Alles geordnet, das Geld ist zur Post und heute, wo ich keine Stunden habe, genieße ich den herrlichen Tag und lebe im Garten. Lizzie jammert über mein mühevolles Dasein und ich lache sie aus. Was sollte ich wohl anfangen mit dem Ueberfluß an Zeit, ohne Pflichten und ohne ernste Beschäftigung? Aufgehen mit allen Kräften und Gedanken in einer andern Familie? Nein, nein, das erschien mir nur einmal im Leben möglich, ja süß: als ich liebte.

18. December.

Unter den zahlreichen angenehmen Bekanntschaften, die ich hier gemacht habe, fehlen auch die unliebsamen nicht. Heute fragte mich die Frau Generalin von Leist, nachdem ich ihr voriges Mal höflich ihre Bitte versagt, nach der Stunde ihrer ältesten Tochter, die Kinder spazieren zu führen. „Ich höre, daß Sie ein ganz charmantes Quartier bewohnen, Fräulein, und sogar mit Distinction eingerichtet sind. Im Allgemeinen — Sie müssen das zugestehen — erlauben sich Malerinnen sonst nicht den Luxus einer eleganten Wohnung und einer eigenen Dienerin; würden Sie die Frage unverschämt finden, ob Sie aus Neigung oder Nothwendigkeit unterrichten?"

Ich kämpfte mühsam mit meiner Lachlust ob dieser ungezügelten Neugier. „Wir wollen das Wort etwas milder wählen, gnädige Frau," sagte ich, „nicht unverschämt, nur reichlich zutraulich — ich bin an eine gewisse Reserve gewöhnt."

Die Bestürzung der Frau hätte mir leid thun können, wenn sie bei den Fortschritten in der Indiskretion, die sie mir gegenüber macht, nicht einer Zurechtweisung so dringend bedurft hätte. Ich muß abwarten, ob ein Bruch daraus erfolgt, beklagen werde ich ihn nicht.

5. Januar.

Heute habe ich ein reizendes Mädchen kennen lernen, das mich um eine Unterrichtsstunde bat. Ich weiß nach der ersten Begegnung noch nicht, was ich aus den Leuten machen soll, da Bitte und Gewährleistung von rein geschäftlichem Standpunkte aus gemacht wurden, der immer der sicherste und in vieler Beziehung auch der angenehmste für mich ist. Das junge Mädchen erinnert mich an Lizzie in ihrem Liebreiz: wenngleich manchmal ein fremder Ausdruck in den bewegten Zügen ist, den ich nicht enträthseln kann. Welch einen unwiderstehlichen Zauber übt die Schönheit auf mich, — gerade auf mich, die Häßliche.

---

Hier war zu Erwin's lebhaftem Bedauern seiner Lectüre ein Ziel gesteckt, denn der Rest des Tagebuches fehlte.

Wer mochte sie sein, diese Häßliche? Die Sängerin, die neben ihm gewohnt hatte, und wie konnte er je ihren Namen erfahren? Wußte es schon gestern Niemand vor Ausbruch des Feuers, jetzt nach dieser Katastrophe, wo Alles in der großen Stadt sich zerstreut hatte oder abgereist war, wo Wirth und Kellnerpersonal so viel Wichtigeres zu thun hatten, als dem Namen einer unbekannten Dame nachzuforschen, schien alle Hoffnung verloren, ihn zu erfahren.

Er stand auf und sah nach der Uhr, es war nahe an Mitternacht — er hätte auch kaum noch Lust gehabt, draußen neue Eindrücke in sich aufzunehmen.

„Ich habe wohl gehört, daß junge Thoren mit dem Bilde eines schönen Weibes die Welt durchlaufen, um das Original zu finden," dachte er, „in der Kategorie derer, die eine Häßliche suchen, würde ich sicherlich der erste sein. Und doch — wüßte ich sie zu finden, ich würde ihr mit dem größten Interesse, mit der tiefsten Achtung entgegentreten, die ein Mann einer Frau darbringen kann."

## Drittes Kapitel.

Sie wäre ein Vorwurf für eines jener Bilder gewesen, welche die Niederländer mit so großer Meisterschaft gemalt haben, das schöne Mädchen, welches vor dem großen Wandspiegel eines reich ausgestatteten Gemachs stehend, bemüht war, in dem krausen, goldigen Haar eine Rose zu befestigen, die sie einer Schale mit seltenen Blumen entnommen hatte.

Wie die Sonne in das behagliche Gemach fiel und Gewand und Haar der jugendlichen Schönen streifend, warme Farbentöne darauf hervorzauberte, war es wirklich ein Bild voll fesselndem Reiz, dem selbst die malerische Unordnung einiger halbentblätterter, oder vom Stiel gebrochener Blumen nicht fehlte, die auf der Erde lagen und achtlos von dem zierlichen Fuß zertreten wurden.

Auch der junge Mann mochte das empfinden, der mit einer älteren Dame am Arm durch die gegenüberliegende Thür eintrat, denn er blieb wie betroffen stehen, als er dem Blick des jungen Mädchens im Spiegel begegnete und erst ihr rasches Umwenden trieb ihn vorwärts.

„Wen bringe ich hier, Hortense?!“ rief die Dame in lebhaft erregtem Ton, „wie weit mußt Du wohl rückwärts gehen in der Erinnerung und wie würdest Du ihn nennen?“

Die Ueberraschung hatte das jugendschöne Gesicht des Mädchens höher gefärbt, aber sie war schnell gefaßt. „Bis in die Kinderstube muß ich gehen und mein Herz nennt ihn Erwin. Habe ich recht gerathen.“

Sie reichte ihm beide Hände entgegen, und er zog dieselben an seine Lippen.

„Willkommen auf deutscher Erde“ sagte sie mit strahlendem Lächeln, „und willkommen zu Haus!“

Die Augen des ernsten Mannes leuchteten auf; der warme Gruß, der erste in der Heimat that ihm doch wohl. „Meine kleine Hortense — Du mußt Dir das Wort schon gefallen lassen, denn ich habe Dich in der Erinnerung ja nie anders genannt — meine kleine Hortense, ich danke Dir! Ein so schöner Willkomm erwärmt das Herz, um so mehr, wenn man nicht Alle mehr findet, denen man Lebewohl gesagt.“

„Ja, ja — Papa fehlt, und Dir noch mehr Großpapa“, sagte sie mit einem leichten Seufzer, „aber wir werden versuchen, Dich den Verlust vergessen zu lassen. Du mußt nun unser Haus als Deine Heimat betrachten.“

Er sah voll unverholener Bewunderung in das schöne Gesicht; „ich glaube, ich werde mich diesem Gefühl bald genug hingeben, wenn es mir in den langen Jahren in der Fremde auch etwas abhanden gekommen ist“, sagte er herzlich. „Man bleibt für den Zauber der Heimat empfänglicher, als man sich zugesteht im Gewühl des Lebens, und ich lenkte meine Schritte so schnell und sicher hierher, zu dem alten Hause, als wären es nicht vierzehn Jahre, sondern vierzehn Tage, daß ich über den Platz zu kommen pflegte. So im Laufe ging es auch die Treppe hinauf und erst da erinnerte das fremde Schild an der Thür mich daran, daß es die alte Heimat nicht mehr war.“

Wäre er ein aufmerksamer Beobachter gewesen, so würde er bemerkt haben, daß die beiden Frauen einen raschen Blick tauschten und ein kleiner Schatten Hortenses Gesicht flüchtig verdunkelte. Aber es war nur wie eine Wolke, die vor der Sonne vorüberzieht, und sie sagte unbefangen: „Oben? Du wußtest doch, daß Du Großpapa nicht mehr finden würdest.“

„Ganz recht; aber es zog mich zu Tante Charlotte, die Gottlob noch zu finden ist.“

„Und ihr galt Dein erster Gruß, Erwin?“ sagte das junge Mädchen mit einem Schmollen, das ihr reizend stand. „Sieh, das macht mich nun von vorn herein eifersüchtig, ich neige nämlich zu diesem Fehler. Ich werde besorgt, ob Dir ohne sie das Haus auch so heimatlich erscheinen wird, denn ich habe garnicht daran gedacht, daß Dir die Fremde so viel mehr sein könnte, als die Verwandten.“

„Sie ist mir keine Fremde, sie ist mir eine liebe mütterliche Freundin, Hortense,“ entgegnete er mit ruhigen Ernst „und Du würdest das wissen, wärst

Du nicht ein Kind gewesen, als ich fortging. Sie ist also ausgezogen, aber sie lebt doch noch hier in der Stadt?"

„In der Marienstadt," erwiderte Frau von Märzdorf, „einer sehr fashionablen Vorstadt. Sie scheint merkwürdig gut situirt nach Großpapas Tode, was mich eigentlich wundert, da ihre Verhältnisse doch mehr als beschränkt waren, als sie zu ihm in Dienst trat."

Der herzliche Ausdruck in Erwins Zügen erkaltete merklich. „In Dienst treten nennt Ihr das hier zu Lande?" fragte er in gedehntem Ton. „Drüben, in meinen Gedanken, habe ich es immer eine Liebesthat genannt, einen kränklichen alten Mann zu pflegen und einen wilden Jungen zu beaufsichtigen. Ich freue mich übrigens zu hören, daß Dir ihre jetzigen Verhältnisse angenehm erscheinen; Du wirst Dir gesagt haben, daß es nach Großpapas Tode *meine* Angelegenheit wurde, dieselben sorgenfrei zu gestalten."

Frau von Märzdorf zuckte die Achseln; „nein, Erwin; denn sie sprach niemals davon. Sie ist eine außerordentlich verschlossene Natur, und die Jahre lassen die natürlichen Charakteranlagen der Menschen schärfer hervortreten. Du darfst Tante Charlotte nicht allein darnach beurtheilen, was sie Dir war, sondern auch darnach, was sie Andern war. Wir alle konnten ihr nicht, wie Du, den früh verlorenen Sohn ersetzen, im Gegentheil, sie sah, seltsamer Weise, in mir stets eine Rivalin der eigenen Stellung zu Großpapa, in meinen Kindern die Nebenbuhler Deiner Rechte. Gott weiß es, mein guter Erwin, wir haben diese Rechte niemals beeinträchtigen wollen, weder in der Liebe des Verstorbenen, noch —"

Sie brach, wie in einer Regung des Zartgefühls, ab, aber Erwin erinnerte sich nur zu gut des selbstlosen und liebenswürdigen Briefes, in welchem sie ihn bat, in die Reihe der Erben einzutreten, und dieser schlagende Beweis ihres verwandtschaftlichen Gefühls und ihrer stolzen Denkungsart rief seine Anerkennung wieder wach.

„Ich weiß es, liebe Tante", sagte er herzlich, „und ich muß sehr dankbar sein, daß man hier die Liebe für mich so treu gepflegt hat, während ich in der Welt umherzog und die Heimat zuweilen vergaß. Von Tante Charlotte erwartete ich das, selbst in den Jahren, wo unsere Correspondenz durch meine Schuld eingeschlafen war; von Euch ist mir diese verwandtschaftliche Liebe ein schönes, werthvolles Geschenk und ich gestehe Dir offen, daß dasselbe mich heimgelockt hat, übers Meer."

„Wenn es nur der Mühe werth war, Erwin" neckte das junge Mädchen, „wenigstens soweit es mich betrifft. Mama nennt mich thöricht und unbesonnen; die Brüder schelten mich ein streitsüchtiges Ding und Tante Charlotte — nun Du wirst es hören!"

Sie war sehr reizend in dieser Selbstanklage, deren kleine Koketterie ihm entging.

„Ich glaube es lohnt sich", erwiderte er voll Wärme, während seine Augen bewundernd an ihrem jungen, schönen Gesicht hing. „In Deinem Alter ist Thorheit unendlich liebenswürdiger als Berechnung. Meine Urtheile pflege ich mir selbst zu bilden und einen hingeworfenen Fehdehandschuh — nun den nehme ich auf, um dann hernach einen vortheilhaften Frieden zu schließen."

„Vorläufig wollen wir aber noch keinen Krieg", entgegnete sie, „erst mußt Du noch des Gastrechts heiligen Schutz genießen, denn Du wirst doch bei uns wohnen, wie das meine Brüder auch thun, wenn sie auf Urlaub kommen?"

Es lag etwas ungemein Anheimelndes in der naiven Vertraulichkeit der jungen Verwandten, die ihn so ganz zu den nächsten Familiengliedern zählte, dennoch lehnte er den freundlichen Vorschlag ab. So lange dem Familienleben und sogar den Personen entfremdet, die den Kreis desselben bildeten, warnten ihn Vorsicht und Gewohnheit, seine Freiheit zu beschränken. Er erwiderte, daß er bereits zu tief in das Junggesellenleben verstrickt sei, um mit frohem Herzen und gutem Gewissen ein so liebenswürdiges Anerbieten annehmen zu können, und versprach dagegen häufige Besuche während seines Aufenthalts.

Dann lenkte sich das Gespräch auf den Tod des Großvaters, auf die eignen Erlebnisse der langen Jahre und die allgemeinen Familienverhältnisse.

Frau von Märzdorf verstand es, anzudeuten, daß sie sich überall weise beschränken müsse, um ihrem Namen und ihrer Stellung gerecht werden zu können; sie flocht einen kleinen Seufzer ein, als sie ihrer Söhne und der kostspieligen Carrière gedachte und verstand es vortrefflich, die kluge Weltdame mit der praktischen Frau und sorgsamen Mutter vereinigt erscheinen zu lassen.

Endlich erhob sich Erwin; er hatte die Einladung zum Mittagessen angenommen, wünschte aber in der Zwischenzeit bei Tante Charlotte, wie die alte Räthin von den jüngeren Familienmitgliedern genannt wurde, einen Besuch zu machen.

Als sein Schritt im Vorzimmer verhallt war, tauschten Mutter und Tochter einen fragenden Blick.

„Nun?" fragte Frau von Märzdorf voll Spannung und einem unverkennbaren Triumph, der sich in dem Tonfall ihrer Stimme ankündigte, „nun Hortense, was sagst Du?"

Das junge Mädchen antwortete nicht sogleich, sie schaute der stolzen, kräftigen Gestalt nach, die eben das Haus verließ und elastischen Schrittes über den Platz ging. Erst als er um die nächste Ecke bog und die Mutter fast ungeduldig die Frage wiederholte, wandte sie sich um.

„Was ich sage? — Er ist ein Mann, mit dem man sich sehen lassen könnte, selbst ich."

„Sei nicht kindisch, Hortense — ich bin nicht aufgelegt, meine Frage ins Lächerliche gezogen zu sehen. Diese wenigstens ist so ernst gemeint, daß ich auch eine entsprechende Antwort wünsche."

„Die gab ich ja", erwiderte das schöne Mädchen übermüthig, „es ist mein Ernst. Er ist weitaus die imponirendste Erscheinung, die mir begegnet ist; jeder Zoll ein Gentleman. Jung, schön, von gutem Adel, und wie ja aus seinem Briefe an Großpapa hervorging, von bedeutendem Vermögen — Herz, was willst Du mehr!"

„Also endlich, endlich ein Mann, der Dir gefällt!" Frau von Märzdorf sagte es mit einem erleichternden Seufzer, und Hortense ahmte denselben spottend nach.

„Ja, endlich, Mama! Bis jetzt habe ich diese Eigenschaften wohl auch gefunden aber immer zersplittert; hier finde ich zum ersten Male Alles vereinigt, was ich verlange."

„Fehlt also nichts als seine Liebe."

Das junge Mädchen lachte hell auf. „Nichts weiter? Bitte dafür überlaß die Sorge mir allein.“

„Hortense, sei klug,“ warnte die Mutter, „er ist kein Mann gewöhnlicher Art, er müßte es denn geworden sein.“

„Jedenfalls habe ich mich klüger bewiesen, als Du,“ erwiderte Hortense, „denn hätte ich Deinen Rath und Deinen Wunsch befolgt, so wäre ich jetzt des alten Baron von Schliebens Braut.“

„Kind, es sah zweifelhaft genug aus mit Erwins Besuch, als er mit keiner Silbe auf meine Einladnng antwortete. Es war natürlich, daß man einen andern Plan ins Auge faßte,“ entgegnete Frau von Märzdorf.

„Gleichviel — eile mit Weile; solche vorschnelle Combinationen sind eben nicht klug. Ich bin jedenfalls vorsichtiger gewesen, als ich mein Jawort noch vertagte.“

Die Mutter küßte sie auf die weiße Stirn; „so will ich Dich denn gewähren lassen, Dir höchstens hier und da einen Wink geben über seinen eigentlichen Charakter, den ich wenigstens der Anlage nach kenne. Du siehst an der Wirkung meines Briefes, daß ich ihn vollkommen richtig beurtheilt habe und es kommt nun Alles darauf an, daß Dir Tante Charlotte keinen Streich spielt, wozu sie allerdings im Stande ist.“

Das junge Mädchen zog sie statt einer Antwort vor den Spiegel, der ihr Bild voll bezauberndem Reiz zurückstrahlte. „Glaubst Du, daß ich in einem Kampfe mit ihr unterliegen werde?“ fragte sie siegesgewiß.

„So leicht nicht; aber auf Deiner Hut sei doch!“

Unterdessen schritt der Gegenstand dieser Pläne und Betrachtungen dem bezeichneten Hause in der Vorstadt zu. Er blieb hier und da stehen und sah sich um; vierzehn Jahre hatten den Straßen und Plätzen ein verändertes Aussehen gegeben; neue, palastähnliche Häuser waren entstanden, und aus den alten schauten fremde Gesichter. Die Zeit, die so manche harte Ecken abgeschliffen, so vieles gemildert und geebnet, hatte auch ihn gewandelt, das Mißtrauen, mit welchem er dieser Verwandten stets gedacht, das selbst in die versöhnliche Stimmung noch dann und wann hineingeklungen hatte, die ihn heimwärts führte, war vor Hortenses naiver Herzlichkeit geschwunden. Das anmuthige Bild, als er sie vor dem Spiegel überraschte, wachte immer wieder in seiner Erinnerung auf — sie schien ihm ein noch unbefangenes Kind.

Die neue Vorstadt, welche er jetzt durchschritt, zeigte hübsche, manchmal sogar stattliche Häuser, deren Garten und Gärtchen einen freundlichen Schmuck bildeten. Vor dem eisernen Gitter, welches eines dieser Häuser mit dem kleinen Vorgarten nach der Straße zu einfriedigte, trieb ein kleines Mädchen seinen Reifen und blieb auf Erwins Zuruf stehen.

Er deutete auf die Hausnummer und fragte, ob die Frau Räthin Jäger hier wohne, und das Kind, das scheuen und verlegenen Wesens schien, nickte stumm.

„Wohnst Du hier — willst Du mich hinbringen? “ fragte er, freundlich den hübschen Lockenkopf streichelnd, nicht, weil er eines Wegweisers bedurfte, sondern weil er kinderlieb war.

Wieder das stumme, verlegene Nicken, aber die Kleine lief voran, die Treppe hinauf und klinkte mit einer Geschicklichkeit, die verrieth, daß sie das oft zu thun pflegte,

die nur ungenügend verschlossene Thür auf. Das Kind ging so rasch und sicher, daß die Frage fast überflüssig erschien, ob hier die Wohnung der Frau Räthin sei. Er sah wohl einen Klingelzug, aber er wünschte auch, zu überraschen; sie war ihm ja keine Fremde, sondern seine zweite Mutter und so ließ er sich unbedenklich von der kleinen, stummen Führerin in die geöffnete Thür schieben, die sie eben so rasch wieder hinter ihm verschloß.

Der Morgen schien bestimmt, ihm plötzliche und überraschende Eindrücke zu geben, und zwar hatten sie eine gewisse Aehnlichkeit mit einander. Er bemerkte auf den ersten Blick, daß er fehlgegangen sei und wollte, erschrocken über seinen ungenirten Eintritt sich wieder zurückziehen, als die Bewohnerin dieses hübschen, traulichen Gemaches ihn bemerkte und ihn zu einer Entschuldigung nöthigte. Es war nicht seine alte Freundin, die er begrüßte, sondern er überraschte, wie einige Stunden vorher, ein junges Mädchen, ebenfalls mit Blumen beschäftigt, aber nicht, um sich mit ihnen zu schmücken, sondern um den prächtigen Strauß zu malen, der in einem Wasserglase vor ihr auf dem Tische stand, an welchem sie eifrig über ihre Arbeit gebeugt saß.

Der weiche Teppich hatte zwar seinen Schritt gedämpft und sie hatte nicht aufgeblickt, als die Thür sich öffnete, allein er stieß, sich zurückziehend, an einen Stuhl, und die junge Dame hob den Kopf.

Es war nicht Hortenses bezaubernder Liebreiz, der ihn an die Stelle bannte, es war ein ernstes, wenig schönes Antlitz, das fragend zu ihm hinüberschaute, aber der Blick, der ihn traf, kam aus wunderbar tiefen, sammetdunklen Augen, welche die unregelmäßigen Conturen ihres Gesichts und die zu vollen Lippen fast übersehen ließen.

Es lag so viel Ruhe und Güte in dem fragenden Ausdruck, mit welchem sie sich erhob, daß er selbst sich fast unbeholfen vorkam in der Entschuldigung, die er stammelte.

Ein Lächeln verschönte angenehm die Züge der jungen Dame. „Bitte, beunruhigen Sie sich nicht deshalb," sagte sie, „Sie sind vollkommen legitimirt, indem Sie den Namen meiner alten Freundin nennen, und die kleine Nelly hatte gewissermaßen recht, oder ist doch entschuldigt, Sie hierher geführt zu haben, da die Frau Räthin mich erst vor einigen Minuten verlassen hat."

„Ich danke Ihnen — sie wohnt also doch in diesem Hause?"

„Eine Treppe höher; wenn Sie erlauben, werde ich meiner Dienerin schellen, um Sie anzumelden."

„Sie sind sehr gütig, mein Fräulein; ich mache von Ihrem Anerbieten, mich führen zu lassen, Gebrauch, um einer ähnlichen Ungeschicklichkeit, wie die eben begangene, vorzubeugen; was die Meldung anbetrifft, so lehne ich das dankend ab; ich würde eine Ueberraschung vorziehen."

„Werden Sie es nicht unbescheiden finden, wenn ich Ihnen unberufen den Rath gebe, es nicht zu thun?" fragte sie einfach. „Die Frau Räthin ist zweiundsiebenzig Jahr und noch Reconvalescentin nach einer schweren Krankheit. Ich fürchte, eine Ueberraschung, auch eine freudige, könnte ihr schaden."

„Eine schwere Krankheit?" rief er bestürzt, „ah, davon wußte ich nichts, man hat mir nichts davon gesagt. Aber Sie haben recht, mein Fräulein, es bedarf als-

dann sicherlich der Vorsicht; und da Sie mir nun einmal gütigst Ihren Rath ertheilt haben, so helfen Sie mir, bitte, weiter, unter diesen Umständen das Richtige zu thun. Erlauben Sie mir, mich vorzustellen — ich bin Erwin von Märzdorf."

„Ich dachte es mir, denn Ihr Name ist mir nicht fremd," sagte sie mit leichter Verbeugung; „die Frau Räthin hat ihn oft und mit mütterlicher Zärtlichkeit genannt."

Es wurde Alles so ruhig und einfach vorgebracht, dennoch that ihm die schlichte Erwähnung der mütterlichen Liebe, die die alte Frau ihm bewahrt hatte, gar wohl.

Die junge Dame zog die Klingel, auf deren Ton eine ältliche, respektabel aussehende Frau erschien. Sie instruirte dieselbe, der Frau Räthin zu melden, es sei draußen ein Herr, welcher Nachrichten aus Amerika zu bringen habe, und sie halte dafür, daß es am Ende der Herr von Märzdorf selbst sei.

Erwin dankte nochmals; sie grüßte freundlich, und er folgte der Dienerin die Treppe hinauf.

Das zweite Bild, das er heute Morgen in sich aufgenommen, hatte nicht so überwältigend auf ihn gewirkt, seine Sinne nicht so mit Glanz und Duft umschmeichelt, wie das erste, wo Hortense ihm in dem ganzen Zauber ihrer Jugendschönheit entgegen trat. Das ernste braune Gesicht, welches er soeben gesehen, in welchem nichts leuchtete, als die sanften braunen Augen, war nicht gemacht, die Phantasie eines Mannes zu erregen. Erwin's Gedanken richteten sich einzig und allein auf die alte Frau, die ihn erwartete, und wenige Minuten später beugte er sich voll Rührung über die treue Hand, die sie ihm zitternd und sprachlos entgegen streckte.

Es war ein viel stilleres Wiedersehen, als im Hause der Tante; die langen Jahre und Alles, was sie mit sich hinweg führen aus dem Menschenleben auf Nimmerwiederkehr erhoben ihre Stimme.

Die alte Frau betrachtete ihn halb scheu, halb froh; der bärtige Mann, in dessen stolzem, gebräuntem Antlitz sie nur nach und nach die Züge dessen wieder fand, der sie vor vierzehn Jahren verlassen, als ihm eben der erste Flaum um den Mund sproßte, war ihr fremd geworden, sie fand nicht gleich den rechten Ton für ihn. Sie war alt geworden; die Zeit der Trennung war so lang; sie kannte sein Herz nicht mehr, das so viele Jahre sich der Heimat, selbst ihr, entfremdet hatte, und wenn sie auch den alten Stolz und die alte Zärtlichkeit für ihn empfand, so fehlte ihr doch die frühere Unbefangenheit, die Frau von Märzdorf in so hohem Grade besaß und die ihr so viel herzlich klingende Worte eingab.

Er merkte es, daß sie bei aller unsäglichen Freude etwas beklommen war, und er kam ihr zu Hilfe, indem er von sich selbst erzählte, von seinen Erlebnissen, seinen Erfolgen und dadurch mehr, als durch alles Uebrige den Eindruck vervollständigte, daß er ein Anderer geworden, daß das überschäumende Temperament des Jünglings, seine idealistischen Anschauungen und sein enthusiastisches Streben nach unerreichbaren Zielen längst in die ruhigen Bahnen eines klaren, gefesteten Manneslebens gelenkt sei, der vor Allem gelernt hatte, sich selbst zu zügeln.

Er redete auch von den Verwandten; er holte nicht die Meinung seiner alten Freundin ein, sondern sprach die seinige ziemlich decidirt aus und fügte hinzu, daß

er gelernt habe, aus der Ferne Manches anders zu beurtheilen als früher in der Nähe, wo ihm in den engen Grenzen der Blick beschränkt sei. Er erwähnte die Hochherzigkeit der Tante, ihre mütterliche Herzlichkeit, Hortense's kindliche, strahlende Schönheit, und dieses veränderte Urtheil, wo sie in ihrer Anschauung beharrt und sich gehärtet hatte, schüchterte die alte Frau fast ein. Sie verschwieg sorgsam ihre eigenen Ansichten und Erfahrungen, um die Welt hätte sie in der ersten Stunde keine Meinungsverschiedenheit hervorrufen mögen, sie ließ sich daran genügen, daß Erwin bei ihr war.

So kam es, daß er ihr so ziemlich Alles abfragen mußte, ohne daß sie aus eigener Mittheilsamkeit aus sich heraus gegangen wäre, und die Art, wie er das that, überhob sie jeder Gelegenheit, mit einer Klage hervorzutreten. In der That hatte sie auch unendlich mehr Anlaß zum Lob, wenigstens ihm gegenüber; das freundliche Stübchen mit den bequemen Möbeln, das behagliche, sorgenfreie Alter dankte sie ja Erwin.

So ging die Stunde hin, die bis zum Mittagessen bei der Tante ihm bewilligt war; er stand auf und versprach, fleißig zu kommen, so lange er in der Stadt sei.

Die alte Frau, welche von ihrer Krankheit erzählt, hatte erwähnt, daß ihre junge Mitbewohnerin sie freundlich und aufmerksam gepflegt habe, allein so gering war sein Interesse für dieselbe, daß er nicht einmal nach ihrem Namen fragte.

Als er die beiden Treppen hinabgestiegen war und und in dem tiefen, etwas dämmrigen Hausflur stand, erblickte er sie durch die offene Thür in Hut und Paletot im Vorgarten stehend. Das kleine Mädchen, das ihn vorhin irre geführt, hatte sich liebkosend an sie gehängt uud wollte sie nicht fortlassen, und er hörte, wie sie mit melodischer Stimme dazu lachte.

„Nun laß mich los, Nelly; es ist drei Uhr und ich komme zu spät“, sagte sie.

„Aber eine Lehrerin sitzt doch niemals nach, die hat's doch gut und kann thun, was sie will“, meinte das kleine Mädchen.

„Bewahre, Du Närrchen, die muß mit gutem Beispiel voran gehen.“

„Darf ich denn heute Abend bei Dir sein?“ bat das Kind.

„Wenn Du lieb bist — ja.“

„Erzählst Du mir auch eine Geschichte? Die schöne Geschichte, wo der häßliche Bär doch ein guter, schöner Prinz war?“

„Ja, ja, Liebchen, wenn die Vorhänge zugezogen sind, zünden wir die Lampe mit dem schönen Schirm an, ich setze Dich auf meinen Schooß und dann erzähle ich Dir die Geschichte vom Bären und der Prinzessin.“

„Singt auch die Theemaschine vom schönen Kuchen, den die Sabine gebacken hat?“

„O, Du Quälgeist — auch das! Aber nun laß mich los, kleine Nelly, sonst wird Tante Veronica bös.“

„Veronica!“ es war ein klangreicher Name, unwillkürlich murmelten seine Lippen ihn nach, als sie, das Kind herzend, sich schnell losmachte und eilig davon ging. Der dunkle Hausflur hatte ihn ihren Blicken entzogen, und sie bemerkte ihn auch jetzt nicht, als er ihr folgte.

Sie hatte, ohne es zu ahnen, ein sehr liebliches, sehr trauliches Bild entworfen von der Abendstunde, die sie sich, oder vielmehr dem Kinde schaffen wollte.

Eine Lehrerin war sie — die Kleine erwähnte es ja und wahrscheinlich eine alleinstehende, denn ihm fiel nun ein, daß sie das Wort „wir“, dies innige Wort, das die Zugehörigkeit zu anderen Wesen bezeichnet, nicht in dem Gespräche mit ihm gebraucht hatte.

„Ich — meine Wohnung — meine Dienerin“, es sprach daraus die volle Selbstständigkeit einer einsam Stehenden.

Sie ging schnell und sicher, aber mit auffallender Grazie und sie gewann ihm einen kleinen Vorsprung ab. Als sie um die nächste Straßenecke bog und auch er dieselbe erreichte, war die junge Dame verschwunden.

Und länger, als er sie sehen konnte, folgten ihr auch seine Gedanken nicht; drüben auf dem stattlichen Platze, wo der Springbrunnen rauschte, lag das Haus der Tante und auf dem Balcon, zwischen den Granat- und Oleanderbüschen, die an den warmen Herbsttagen noch draußen waren, stand erwartungsvoll eine schöne, lichte Mädchengestalt, schon von Weitem grüßend und winkend.

Er beschleunigte seinen Schritt — sie war unbeschreiblich reizend. Als er ganz nahe war und ins Haus treten wollte, beugte sie sich weit über das eisengeschnörkelte Geländer, und, war es Absicht, oder geschah es durch die schnelle Neigung des Kopfes — die Rose aus ihrem Haar fiel vor seine Füße nieder.

Er bückte sich darnach und hob sie auf. „Hortense!“ rief er und drinnen im Zimmer hörte die Mutter den fremden Klang.

„War es Erwin?“ fragte Frau von Märzdorf.

Die Tochter nickte und ging langsam der Thür zu.

„Die Stimme klang mir so fremd, so anders als heute Morgen“, sagte die ältere Dame.

Da zog ein triumphirendes Lächeln über das schöne Gesicht des jungen Mädchens. „Es klang auch anders, Mama — eben sprach sein Herz!“

(Schluß folgt.)

---

# Alter und neuer Glaube, Tagesansicht und Nachtansicht.*)

Von
**Hermann Lotze.**
Göttingen.

Eine sehr natürliche Gedankenverbindung veranlaßt mich, dem, was ich der allgemeinen Aufmerksamkeit nahe rücken möchte, die Erinnerung an etwas vorauszuschicken, wovon ich nicht sprechen will und was ich vielmehr, völlig fruchtlos, wünschen würde, dieser Aufmerksamkeit wieder entziehen zu können. Zu diesem Bekenntniß der Fruchtlosigkeit meines Wunsches bin ich der spöttischen Beistimmung einer unzählbaren Menge gewiß; in dem Inhalt seines *alten und neuen Glaubens* hat D. *Strauß* so folgerichtig das Ziel eines jetzt hoch und breit wogenden Stromes der Meinungen bezeichnet, daß es ganz vergeblich sein würde, dieser Richtung denjenigen entfremden zu wollen, den Uebereinstimmungen der Vorüberzeugung und der Sinnesart, ihr zu folgen geneigt machen. Für die

*) Mit Beziehung auf: Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. Von G. Theodor *Fechner*. Leipzig 1879.

wissenschaftliche Begründung des neuen Glaubens, den Strauß uns vorschlägt, habe ich keine Verehrung; für die That ihrer Veröffentlichung, die eine Sache des Gewissens ist, nur ein Bedauern, daß sie ihm in dieser Form nöthig geschienen hat. Nicht blos dies Bedauern drückt er selbst aus, sondern auch das Andere giebt er zu, über Vieles zu reden, was seinem Verständniß fern lag; aber jeder übereilten Behauptung aus naturwissenschaftlichen Kreisen, deren thatsächliche Giltigkeit er nicht prüfen konnte, zu deren principieller Beurtheilung er aber fähig sein mußte, brachte er in überschwänglichem Maaße die Gläubigkeit entgegen, die er sonst Allem versagte, was nicht vor seinem allereigensten Verstande sich gerechtfertigt hatte. Aber hierüber zu reden ist nutzlos; ich erwähne seines Versuches nur, weil er nach allen Seiten hin die vollendete Verkörperung und Darstellung der Weltanschauung ist, die Theodor Fechner als die Nachtansicht der Dinge bezeichnet und durch die Wiederbelebung einer Tagesansicht verdrängt zu sehen hofft, eines alten Besitzes der Menschheit, den die Weisheit der Gegenwart verloren habe.

Es ist auch hier die Frucht eines ganzen langen Lebens, die uns dargeboten wird, nicht ohne Trauer über die Unempfänglichkeit, die viele vorangegangene Versuche mehr oder minder umfassender Darstellungen gefunden. „Da steht einer", so klagt er, „der eine ungeheure Last von einem Flecke, auf dem etwas wachsen möchte — nur das Licht kann nicht hinzu — hinwegwälzen möchte. Er faßt bald hier bald da an, hebt die Last von der und jener Seite; aber sie ist zu schwer, zu tief eingedrückt, und fällt immer wieder auf die hebende Hand zurück. Die Umstehenden sehen stumpf zu, schütteln den Kopf oder lachen; einige, die auf der Last stehen und sie vermehren helfen, wollen nicht herabgeworfen werden und schelten; hier und da klingt wohl eine ermunternde Stimme, aber Niemand greift mit an. Ueber diesen Versuchen ist er alt geworden, fühlt, allein vollbringt er's nicht, thut noch einen letzten Ruck und wartet auf die neue Kraft. Sie wird es leichter haben, denn der innerlich morschgewordene Stein fängt schon von selbst an zu zerbröckeln, und endlich wird die Geschichte nur noch die Brocken fortzukarren haben. —"

Hoffen wir mit auf diese neue junge Kraft; bis sie aber erscheint, mögen die Alten zusammenhalten in dem, worüber sie einigen Sinnes sind; dessen aber bin ich mit Fechner in allen wesentlichen Zielpunkten seiner Tagesansicht; denn wie verschieden auch die Wege auf denen wir wandeln, so bin ich mir doch nur einer einzigen wesentlichen Differenz von seinem Gange bewußt, auf die ich Werth legen würde. Die Berechtigung zu dem Versuche, einem größeren Leserkreise diese neue Ansicht der Dinge vorzuführen, liegt in der weiten Ausdehnung, in welcher sie, die Grenzen wissenschaftlicher Einzeluntersuchungen überschreitend, alle schweren Fragen des Lebens in Betracht zieht, über welche unsere zwiespältige Bildung zusammenhanglos und erfolglos streitet; zweifelhafter ist die Hoffnung meines Erfolges; denn eine Untersuchung, die von so mannigfachen Gesichtspunkten ausgehend sich zu einer Richtung sammelt und auf ihrem Wege nicht bloß durch eine sachverständige, sondern durch die Hand eines Erfinders geleitet wird, führt nicht zu so einfachen Ergebnissen, wie jene ärmliche Gedankenwelt, in welcher der neue Glaube sein Genüge gefunden hat.

Folgen wir zuerst dem Nebeneingang, den Fechner uns zu dem Ganzen seiner Ansicht eröffnet; wir finden auf ihm den Grund des Namens, den er ihr giebt. Im Leipziger Rosenthal, bei dem erfreulichen Blick auf eine frisch grünende

Wiese, entspinnt sich ihm folgendes Gedankenspiel. „Seltsame Täuschung, sagte ich mir. Im Grunde ist doch Alles vor mir und um mich Nacht und Stille; die Sonne, die mir so glänzend scheint, daß ich mich scheue ihr mein Auge zuzuwenden, in Wahrheit nur ein finsterer im Finstern seinen Weg suchender Ball. Die Blumen Schmetterlinge lügen ihre Farben, die Geigen Flöten ihren Ton. In dieser allgemeinen Finsterniß Oede und Stille, welche Himmel und Erde umfängt, schweben nur einzelne innerlich helle farbige und klingende Wesen, wohl gar nur Punkte, tauchen aus der Nacht auf, versinken wieder darin, ohne von ihrem Klang und Licht etwas zu hinterlassen, sehen einander, ohne daß zwischen ihnen etwas leuchtet, sprechen mit einander, ohne daß zwischen ihnen etwas tönt. So heute und so war es von Anbeginn und wird es bleiben in Ewigkeit. Was sage ich: vielmehr Milliarden von Jahren war es nicht kalt genug, und wie lange wird es dauern, so wird es zu kalt für den Bestand von solchen Wesen sein. Dann wird Alles wieder ganz finster und stille sein wie vordem."

Dasselbe Erstaunen, in welches sich hier einem längst ihm geläufigen Satze gegenüber ein Meister der Wissenschaft von neuem vertieft, begegnet uns stets von Seiten der Lernenden, wenn wir zum ersten Mal sie zu überzeugen suchen, daß die ganze Pracht der sinnlichen Erscheinung nur ein innerlicher Zustand unseres eigenen Befindens sei und daß keine ihrer Schönheiten als Eigenschaft an den Dingen hafte oder als Ereigniß zwischen ihnen vorgehe. Und wenn sie dann mühsam überzeugt sind, so werden sie doch im Leben fortfahren, ihrer alten Anschauung treu zu bleiben: die Blumen selbst werden ihnen zu duften und die Sterne zu leuchten scheinen; auch wo und wenn sie nicht sind, über ihrem Grabe noch, wird die Natur die Fülle ihrer sinnlichen Schönheit ausbreiten. Die andere Vorstellung aber, die eines unendlichen Weltraumes, in welchem, nur nach Größe Form Geschwindigkeit und Richtung ihrer Bewegung unterschieden, unzählige Atome durch einander gingen, völlig fremd allen den Eigenschaften, die sie nur für unsere sinnliche Empfindung annähmen, diese Vorstellungsweise wird ihnen immer nur in dem Zusammenhange der wissenschaftlichen Untersuchungen wieder aufleben, in welchem sie entstanden war. Aber warum soll es dann nicht dennoch bei ihr sein Bewenden haben? Nöthigt doch der Zusammenhang der naturwissenschaftlichen Forschung uns so Vieles auf, was unserer unmittelbaren Anschauung widerspricht und dem keine Anstrengung unserer Phantasie nachkommen kann. Was uns aber zuerst an jener Ansicht zu drücken schien, würde doch auf einer Täuschung beruhen. Denn nicht finster, sondern weder finster noch hell würde sie jene Atomenwelt denken, nicht still, sondern jedem Gegensatz von Laut und Still ebenso fremd, wie es etwa die Welt der Zahlen ist. So würde die Welt weder an sich selbst jene Eigenschaften der Finsterniß Oede und Stille haben, die uns unheimlich und lästig sind, noch würde es Den geben, dem sie lästig sein könnten; denn so würde die Welt ja ausdrücklich nur gedacht, sofern sie von keiner sinnlichen Empfindung wahrgenommen würde: sobald Der da wäre, der sie empfinden könnte, würde sie ja für ihn sich wieder in die Schönheit der sinnlichen Erscheinung kleiden. Mag es indessen so noch zweifelhaft sein, welches Gut wir für die Welt vermissen würden, wenn diese Ansicht gälte, und welches wir durch ihre Beseitigung ihr glauben retten zu müssen, zunächst wird die Zumuthung überhaupt uns zur Last fallen, die gewohnte und klare

Anschauung des täglichen Lebens gegen eine dunkle Lehre hinzugeben, die ihr zu widersprechen scheint.

Nun war ohne Zweifel die Wissenschaft in ihrem Rechte, wenn sie die empfundenen Empfindungen unsere eigenen inneren Zustände nannte; wir würden sie ja nicht empfinden, wenn sie das nicht, sondern uns fremd und jenseitig wären; aber ohne Befugniß wurde dieser Behauptung sogleich die Verneinung hinzugefügt, die der Außenwelt den Besitz des empfundenen Inhalts bestritt und ihn nur für eine Erscheinung in uns gelten ließ. Allein wenn es nun unser Wunsch ist, hierüber die natürliche Anschauung zu retten, der wir im Leben alle folgen, wie können wir sie rechtfertigen? in welcher Weise kann Demjenigen eine Wirklichkeit außer uns zugestanden werden, das wir als unsere Empfindung verstehen? Denn gewiß heißt ja das gar Nichts mehr, von einem Glanze zu reden, der glänzte, ohne von irgend Jemand gesehen zu werden, oder von dem Klingen eines Tones, den Niemand hörte; Klingen und Glänzen haben nur eine Art der Wirklichkeit, die: empfunden zu werden, und nur einen Ort ihrer Wirklichkeit: ein Bewußtsein welches sie wahrnimmt; sie und alle übrigen sinnlichen Eigenschaften gleichen hierin völlig dem Schmerze, von dem nur eine Wendung der Rede sagen kann, daß er bald diesen bald jenen befalle, der aber doch sicher Wirklichkeit nur in dem Gefühle des Leidenden hat. Jeder Versuch, den Inhalt der Sinnlichkeit als außer uns wirklich zu denken, verpflichtet uns daher, auch die Bedingung zu ergänzen, die allein unsern Gedanken möglich machen würde: an die Stelle unseres Bewußtseins muß ein anderes treten. Lassen wir nähere Bestimmungen noch unerörtert, so führt unser Wunsch zu der Annahme einer Beseelung alles Seienden, und dies ist, so allgemein gesprochen, in der That der erste Gedanke, den Fechner, ohne ihn gerade so zu begründen, als charakteristischen Zug seiner Tagesansicht der Dinge anführt; Tag und Helligkeit verbreite sie über die Welt in demselben Sinne, in welchem Nacht und Finsterniß, Symbole des völligen Unbewußtseins, den Charakter ihrer Gegnerin bilden.

Aus dem Wunsche oder der Ueberzeugung, keine völlig selbstlose leere und blinde Wirklichkeit könne außer uns der schönen sinnlichen Erscheinung und zuletzt dem geistigen Leben überhaupt zu Grunde liegen, konnte noch eine andere Gedankenreihe entspringen; neben der allgemeinen Beseelung dessen, was vorher unbeseelt und wirklich schien, können wir die Wirklichkeit dessen verneinen, an dessen Beseelung zu glauben wir durch andere Gründe verhindert sind. Die große Unwahrscheinlichkeit der blinden physikalischen Atomenwelt als Wirklichkeit beruht in der That darauf, daß der Gang der Abstraction, der zu ihr führte, nicht weit genug fortgesetzt worden ist; den unendlichen Weltraum hat man als eine wirkliche Ausdehnung außer unserem Bewußtsein übrig gelassen und dann konnte man auch Dem eine Wirklichkeit nicht absprechen, was in dieser Ausdehnung an einem bestimmten Punkte mit Ausschluß anderer sich befand oder eine Richtung der Bewegung mit Ausschluß anderer verfolgte. Gleichwohl war das, was wir hier als wahrgenommene Thatsache zu betrachten pflegen, die gegenseitige Lage der gesehenen Punkte und ihre Entfernung von einander, zunächst auch nur eine Weise oder Bestimmtheit unserer Anschauung, ohne welche ja das Bild jenes Nebeneinander für unser Bewußtsein nicht bestehen würde; ob aber der Inhalt dieser Anschauung mehr ist als unsere Anschauung, ob ein Raum sich wirkich außer uns ausdehnt und uns sammt den

Atomen einschließt, oder ob nicht auch dies nur eine Erscheinung ist, unter deren Form sich lediglich unser Geist die inneren Verhältnisse einer noch unbekannten aber unräumlichen Mannigfaltigkeit zurecht zu legen genöthigt ist: Das blieb noch Gegenstand der Frage und sie hätte mit demselben Rechte oder Unrechte sofort verneinend für die Wirklichkeit des Raumes beantwortet werden können, mit welchem man von der Innerlichkeit unserer Empfindungen auf das Nichtsein ihres Inhalts außer uns schloß. Diese Folgerung nun, welche so freilich eine Uebereilung sein würde, glaubt die Philosophie anderweit rechtfertigen zu können: so undenkbar ihr das Klingen eines Tones war, den Niemand hört, so undenkbar findet sie die Wirklichkeit eines räumlichen Nebeneinander dann, wenn es weder durch ein Bewußtsein angeschaut wird, noch für die Punkte, zwischen denen es stattfinden soll, in Gestalt eines inneren Zustandes vorhanden ist, eines Zustandes, der sich ändert, wenn die Beziehung beider sich ändert, welche uns unter diesem angeschauten Bilde ihrer gegenseitigen Entfernung erschien. Gewiß können wir geometrisch mit voller Klarheit die Relationen unzähliger Punkte auffassen, in denen wir keine Fähigkeit des Wirkens oder Leidens voraussetzen; aber hier ist es eben unsere Vorstellungsthätigkeit, die sich vergleichend und vereinigend der Art und Größe der Veränderung bewußt wird, die unser eigener Zustand bei unserem Uebergange von einer unserer Voraussetzungen zur anderen erfährt. Ebenso liegt arithmetisch das Reich der Zahlen mit der Unzählbarkeit seiner inneren Beziehungen vor uns; aber wir meinen doch nicht, daß dies Zahlenreich eine Wirklichkeit für sich sei, so daß die Dinge, an bestimmte Stellen desselben eintretend, nun von dem Größenwerth, den sie dort vorfinden, eine weitere Bestimmtheit ihrer Natur und ihres Sinns erhielten; die Dinge sind vielmehr was sie sind, und leiden von einander was sie leiden; nur für unsere Vergleichung irgend welcher gleichartigen Eindrücke, welche sie uns verursachen, entsteht die Möglichkeit und Nothwendigkeit, das eine größer oder kleiner als das andere zu finden und beiden Zahlenwerthe beizulegen, die als solche nur in unserer Schätzung bestehen, da der Werth der Einheit stets willkürlich bleibt, auf welche wir sie beziehen.

Daß wir ähnlich vom Raume zu denken haben, will ich nicht durch eine weitere Auseinandersetzung zu begründen suchen, deren Weitläufigkeit hier wenig an ihrem Orte sein würde; die Endansicht, zu der sie uns führen würde, verträgt auch ohne sie eine verständliche Darstellung. Nicht eine unendliche leere Ausdehnung breitet sich wirklich so aus, daß in ihr die unzähligen Atome, die Körper welche aus ihrer Zusammensetzung entstehen, endlich wir selbst unsere veränderlichen Plätze einnähmen; aber eine unbestimmbare Vielheit von Wesen besteht, deren jedes ist, was es ist, und in unablässiger Wechselwirkung mit anderen durch sie Veränderungen seiner inneren Zustände erfährt und deren in ihnen veranlaßt; zu dieser Wechselwirkung aber sind sie nicht veranlaßt befähigt oder genöthigt durch ein Netz räumlicher Beziehungen, deren wesenlose Fäden, gleichwohl in Wirklichkeit vorhanden, sich zwischen ihnen ausbreiteten, sondern durch eine völlig unmittelbare Sympathie, die, nur von dem Gesammtsinne der Welt abhängig, ihnen die Abstufungen ihres wechselseitigen Einflusses gebietet. Gibt es nun unter diesen Wesen solche, deren innere Zustände die Form einer Empfindung und eines Bewußtseins mit zusammenfassender Vergleichung empfangener Eindrücke zulassen, dann, und dann

erst, bildet sich im Innern dieser Wesen und nur für ihr Bewußtsein die Anschauung eines räumlichen Zwischen aus, an dessen Endpunkte sie die verglichenen Eindrücke stellen, dann erst bildet sich zuletzt das Gesammtbild des unendlichen Raumes, der nun als eine an sich seiende und vorher dagewesene Umfassungsform erscheint, in welche die Dinge eingetreten seien. Dieselbe Gesetzlichkeit endlich, welche in dem System des Ganzen jedem Dinge diejenige Art des Leidens verbürgt, welche seinem speciellen systematischen Orte entspricht, wird auch dafür sorgen, daß die unzähligen Raumbilder der Welt, welche die verschiedenen Wesen, jedes von seinem systematischen Orte aus, sich entwerfen, zu einem Ganzen zusammenpassen; alle, jedes in dem Raume seiner Anschauung sich bewegend, werden ebenso glücklich sich zu bestimmmten Begegnungen zusammenfinden, als wenn sie in einer wirklich sie umgebenden Ausdehnung durch feststehende Leitlinien geführt würden.

Folgen wir dieser Auffassung, so ist zu großem Theil der Wunsch befriedigt, der hier zu ihrer Erwähnung veranlaßte: jene Unendlichkeit der „Finsterniß und Stille", diese unermeßliche blinde und unbewußte Realität, aus der nur hier und da bewußte Wesen auftauchen und wieder verschwinden, sie besteht wenigstens in der imponirendsten Gestalt nicht mehr, in der sie unsere Phantasie beleidigte, nicht als eine Ausdehnungswelt, in welcher das Bewußtsein nur an vereinzelte verlorne Plätze gebannt wäre. Aber in anderer Gestalt, wird man einwerfen, bestände sie doch noch nicht minder beleidigend fort. Denn wenn unter den Wesen, die wir voraussetzten, doch nur einige wären, denen ihre Natur die Entfaltung einer Anschauungswelt in sich gestattete, die andern aber fortführen, Veränderungen zu erleiden ohne von ihnen zu wissen, was wäre dann gebessert? noch immer würde der größte Theil des Wirklichen, obwohl jetzt in unräumliches Beieinandersein zusammengepreßt, die völlig selbstlose Wurzel der sparsam sich erhebenden Blüthe des Bewußtseins bleiben. Vorher dachten wir uns einen unendlichen Weltraum durch unzählige Aetheratome besetzt, deren keines von den Oscillationen, in die es versetzt wird, etwas fühlte erfuhr oder etwas von ihnen hatte; nur in dem Auge begann die Fortpflanzung dieser Bewegung zur Veranlassung des Leuchtens zu werden; jetzt würde jedes dieser Atome, die nun bloß noch in eine systematische Reihe unräumlich geordnet wären, zwar nicht mehr oscilliren, aber im Innern ebenso bewußtlos zucken, wenn der Verlauf einer erregenden Einwirkung durch jene systematische Reihe hindurch bis zu ihm gelangte; und wieder erst, nachdem eine unbegrenzte Menge dieses blinden Geschehens aufgewandt wäre, würde ein Funke der Empfindung in dem letzten Elemente aufglimmen, das dieser Vorgang erreichte. Einer Ergänzung bedürfte daher unsere Vorstellungsweise noch, um dem Wunsche zu genügen, von dem wir ausgingen, und sie kann auf zweierlei Wegen gesucht werden. Glauben wir uns durch andere Gründe genöthigt, an der Wirklichkeit solcher Mittelglieder der Wirkungen festzuhalten, wie sie für die Lichtbewegung die Atome des Aethers sind, so werden wir, wie vorhin, auch ihnen Empfindung ihrer wechselnden Zustände zugestehen müssen, nicht ausdrücklich so, als müßte jedes Aetherteilchen gerade den Glanz oder die Farbe selbst sehen, deren Empfindung seine Wirkung in uns erzeugt; nur in irgend einer vielleicht ganz andern aber seiner Natur angemessenen Weise müßte es die Veränderungen selbst genießen, in die es hineingezogen wird. Scheuen wir aber das scheinbar Ueberschwängliche dieser

Annahme, so bleibt uns nur übrig, auch die Wirklichkeit dieser Mittelglieder ebenso zu verneinen wie vorher die der räumlichen Ausdehnung, durch welche hindurch sie eine Wirkung zu leiten bestimmt schienen. Es würde zu weitläufig sein, hier zu beweisen, daß diese Leugnung der Wirklichkeit, die sich zuletzt auf die ganze materielle Welt erstrecken müßte, keineswegs die Summe naturwissenschaftlicher Erkenntnisse aufhebt oder in Verwirrung bringt, die auf die Bejahung derselben gegründet sind. Das Ganze der Wirklichkeit läßt sich allerdings so geordnet denken, daß jede Einwirkung sich dem untersuchenden Bewußtsein nicht bloß als eine Folge einer Anzahl von Vermittlungen darstellen muß, sondern daß auch die Berechnung, die von dieser Voraussetzung ausgeht, in dem Resultate, welches sie erreicht, wieder mit der Wirklichkeit zusammentrifft, ohne daß deshalb der Weg, welchen der Gedanke hier durch seine Hilfsconstructionen nahm, von dem Zusammenhange der Sachen selbst durchlaufen worden wäre.

Nun muß ich hinzufügen, daß ich mich vor diese Alternative gar nicht blos durch jenen Wunsch gestellt glaube, von dem wir ausgingen und dessen Erfüllung wir uns am Ende doch hätten versagen können; eine Wahl zwischen den beiden gedachten Annahmen scheint mir vielmehr nothwendig. Denn ich weiß nicht, welchen Begriff ich mit dem Zutrauen, eben etwas Wirkliches damit zu bezeichnen, mit dem Namen und der Behauptung eines Seins oder eines Seienden verbinden könnte, von dem immer nur wiederholt würde, es sei eben, ohne daß uns Verhältnisse, Beziehungen und Zustände namhaft gemacht würden, in welchen zu stehen eben dieses Sein ausmacht; aber ebensowenig weiß ich ferner einen Begriff, der dasselbe Zutrauen zu seiner reellen Bedeutung verdient, mit der viel mißbrauchten Bezeichnung eines Zustandes zu verbinden, wenn jenes Leiden und Wirken, worin wir ihn zu sehen glaubten, nicht in dem eigentlichen Sinne genommen wird, der uns allein diese Ausdrücke verständlich macht. Leiden kann nur das, was sein Leiden fühlt; damit der sogenannte Zustand eines Dinges in Wahrheit eben *sein* Zustand sei, reicht es nicht hin, daß wir, in unserem Urtheil, ihn als Prädicat von jenem als dem Subjecte aussagen, sondern erst dann, wenn Es selbst ihn als seinen Zustand fühlt, ist es ein solches Es oder Selbst, das uns berechtigt, es an sich als Subject dieses Prädicats zu fassen. Dies heißt, einfacher ausgedrückt, es giebt keine wirklichen oder realen Dinge oder Wesen, die blos *wären*, wie man sagt, sondern nur solche, die in irgend einer mehr oder minder entwickelten Form, sei es des Gefühls oder des Bewußtseins, jenen allgemeinen Charakter des *Fürsichseins* besitzen, durch den sich die Gesammtheit der geistigen Welt von dem bloßen *Sein für Anderes* unterscheidet, von diesem Sein, welches als blinde, bewußtlose und selbstlose Existenz mit Unrecht uns einen andern Theil der Wirklichkeit zu bilden scheint. Alles vielmehr, was jenes Grundzugs untheilhaftig ist, das kann man mit noch so vielen Positionen oder Betheuerungen seines wahrhaften wesenhaften und dinghaften Seins belegen und stützen: es bleibt dennoch ein nur für unser Bewußtsein vorhandenes Gebilde, eine Hilfsconstruction, die wir in der Betrachtung des Verlaufs der Dinge giltig und nützlich finden können, der aber keine selbstständige Wirklichkeit außer dem Bewußtsein zukommt, welches sie faßt. Ist daher Sein gleichbedeutend mit Fürsichsein und jedes Sein für andere eben nur Erscheinung für dies Andere, so sind wir allerdings genöthigt, entweder Beseelung über alle

jene Mittelglieder auszudehnen, welche die physikalische Ansicht der Dinge verlangt, oder ihre Wirklichkeit überhaupt aufzuheben; in beiden Fällen wird jene unermeßliche Welt blinder Realität verschwinden, welche die Nachtansicht, um mit dem Ausdrucke Fechner's zu reden, dem Tage des Bewußtseins unterlegt. Wie aber diese Alternative zu entscheiden sei, versuche ich nicht zu bestimmen; der gewöhnlichen Anschauung wird die erste Annahme sich natürlich mehr empfehlen als die zweite, aber wählen könnte nur endgültig, wer Beweise für oder gegen das Fürsichsein Dessen wüßte, was nicht von selbst unzweideutiges Zeugniß über sich ablegt.

Auf diesem Wege, und so weit er eben führt, finde ich mich in voller Uebereinstimmung mit Fechner; darüber hinaus allerdings werde ich mir eines Auseinandergehens unserer Gewohnheiten bewußt, die mich seiner weiteren Ausmalung der Hypothese allgemeiner Beseelung zwar mit Bewunderung seines unvergleichlichen Scharfsinns aber ohne Ueberzeugung gegenüber stehen läßt. Ich begreife sehr wohl die Abneigung, welche Fechner gegen jede Erkenntniß aus Begriffen hegt, die unter den Namen einer metaphysischen fallen könnte; bin ich mir doch der engen Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit bewußt. Anstatt diesen Weg zu gehen, zieht Fechner es vor, sorgfältig und mit einer Feinfühligkeit, die auch den Ungeneigten hinreißen kann, in der gegebenen Erfahrung, im Diesseits, die Analogien aufzusuchen, die zu einem Schlusse über die Gestaltung des Nichtgegebenen, des Jenseits, führen können. Ohne Zweifel verspricht dieser Weg inhaltvollere und formenreichere Ergebnisse als eine Ueberlegung, die allgemeinen Begriffszusammenhängen folgend nur allgemeine Folgerungen, häufig nur Postulate erreichen kann, deren Erfüllungsweise sie dahin gestellt lassen muß. Aber es scheint mir doch, freilich eine individuelle Ueberzeugung wie andere, daß diese allgemeinen Ueberlegungen ihre verhältnißmäßige Formlosigkeit durch mehr Sicherheit vergüten, als auf dem stets zweideutigen Wege der Analogie erreicht werden kann. Mit hohem Genusse wird man die anziehenden Darstellungen lesen, welche Fechner in der Nanna über die Motive gibt, die uns zum Glauben an ein Seelenleben der Pflanzen drängen sollen. Aber ohne in ihre hier nicht wiederholbare Mannigfaltigkeit einzugehen, werden wir uns doch nicht verhehlen können, daß ihre Ueberzeugungskraft immer von der gefaßten Vorüberzeugung abhängt, die wir durch sie bekräftigen wollen. Welche Thatsachen auch immer im pflanzlichen Leben vorkommen mögen, die auf Wahl und Vorbedacht auf Empfindung und mindestens traumhaftes Streben hindeuten, immer wird Der, welcher diese Hindeutung nicht verstehen will, in seiner entgegengesetzten Folgerung unangreifbar sein. Eben deswegen, wird er behaupten, weil alle diese Vorgänge hier vorkommen, wo eine authentische Bezeugung des Seelenlebens fehlt, gehören sie dem Gebiete Dessen an, was ohne Betheiligung dieses Lebens nach einer blinden Gesetzlichkeit des Geschehens zu Stande kommt; und diese Folgerung wird ihm dann zum Ausgangspunkte dienen, um, ebenfalls der Analogie nach, dieselben Vorgänge auch da von dem Gebiete seelischer Thätigkeit auszuschließen, wo es an Zeugnissen für deren Anwesenheit überhaupt nicht fehlt. Ein Beispiel der nächsten Gegenwart zeigt die schwankende Natur dieser Analogieen. Seitdem Darwin die Aufmerksamkeit auf die insektenverzehrenden Pflanzen wieder gelenkt hat, ist man noch kühner in den Folgerungen geworden und wir hören hier und da die Versicherung, daß diese Pflanzen geradezu

Thiere sind, denn sie fressen ja Fleisch. Thatsächlich ist nun gar Nichts von ihnen bekannt, als die Eigenthümlichkeit, durch Blattoberflächen eine stickstoffhaltige halbflüssige Nahrung aufzunehmen, die wir sonst nur durch Wurzelorgane assimilirt zu sehen gewohnt sind; eingeleitet wird dieser Vorgang durch Bewegungen und begleitet von Saftströmungen, welche wir beide als Folgen mechanischer und chemischer Reizung ausreichend verstehen. Die Behauptung mithin, daß diese Pflanzen fressen, hat ganz willkürlich den Gedanken an Empfindung und Begierde eingemischt, den dieser für das thierische Leben geschaffene Ausdruck einschließt. Der entgegengesetzte Schluß, daß diese Vorgänge, eben weil sie hier vorkommen, ohne seelische Bethätigung möglich sind, würde in diesem Falle noch mehr durch die Thatsachen bestätigt werden; denn auch im Thiere, nachdem die nur für dieses bezeugte Empfindung und Begierde zur Erfassung der Speise geführt hat, erfolgt ihre Weiterbeförderung nach Berührung der Zungenwurzel durch unwillkürliche Reflexbewegung und ihre Verdauung ohne alles Mitwissen und Mitwirken der Seele. In allen Fällen wird daher die Deutung der Analogien auf einem allgemeinen Grundsatz beruhen müssen, der ihre zu nehmende Richtung bestimmt, und freilich wird sie dann auch nur zu allgemeinen Folgerungen führen können; in solchen aber ist doch die Tagesansicht Fechner's nicht so sehr ohne Widerhall geblieben, als er beklagt. Der Glaube an eine durchdringende Beseelung der Natur ist ein alter Besitz der Menschheit überhaupt und der Philosophie; anderseits ist die Poesie voll von seelischer Deutung des Pflanzenlebens; beide würden ihm seinen Ausspruch, die Hyazinthe sei ein schönes Mädchen, in dem Sinne gern zugestehen, in dem er gemeint sein kann; aber was bliebe, auch nach seiner Ansicht, zwischen diesen beiden Auffassungen als ein präcisirbares Drittes übrig, das einen Satz wissenschaftlicher Erkenntniß bilden könnte? Ich werfe ihm nicht ein, daß der Pflanze ein Nervensystem und zentralisirter Bau überhaupt fehle; denn gewiß ist geistiges Leben seiner wesentlichen Natur nach an keine der Einrichtungen ausschließlich gebunden, die wir in seinen bekannten Beispielen finden; aber anderseits müssen wir doch zugeben, daß da, wo uns nichts ihnen Aehnliches begegnet, auch keine bestimmtere Vorstellung über die Art und Weise möglich ist, in welcher seelische Thätigkeiten sich äußern und verbinden können; weder im Allgemeinen wird sich ein Gesammtbild vegetabilischer Psychologie, noch im Besonderen ein Unterschied zwischen der Seele der Hyazinthe und der eines Fliegenpilzes finden lassen.

In gleicher Unbestimmtheit werden die Vorstellungen der Seelen bleiben müssen, die Fechner auch den Gestirnen, unter ihnen dem Erdkörper, als Ganzem zuschreibt. Ja sogar, wenn er anführt, die Erde brauche nicht ihre besondere Lunge, da sie durch die Lungen ihrer unzähligen lebendigen Geschöpfe athme, kein besonderes Herz neben den vielen dieser, warum ließe sich dieser Gedanke nicht dahin fortsetzen, daß sie auch kein besonderes Seelenleben außer demjenigen brauche, das sie in jenen auf ihrer Oberfläche entstehen läßt? Diese Sätze waren allerdings von ihm nur angeführt, um auch hier die Berufung der Gegner auf die mangelnde organische Struktur des Erdkörpers abzuweisen; aber sie zeigen doch auch die zweideutige Natur der Analogien. Wie oft sind deren schon aufgeboten worden, um die Unsterblichkeit der Seele zu stützen, wie oft das Samenkorn erwähnt, das in die Erde gelegt wird zu neuem Leben oder gelehrter die Unvergänglichkeit der leben-

digen Kraft der Bewegung! Und wie hart und unerbittlich steht solchen Folgerungen die Aussage der wirklichen Erfahrung gegenüber, die uns immer wieder nur versichern will, daß es hier eben nicht so sei, wie jene Bilder glaubhaft machen wollen, daß vielmehr jedes geistige Leben verschwinde, ohne das mindeste Zeugniß seiner lebendigen Fortdauer im Zusammenhange der Dinge zurückzulassen. Dann endlich besinnt man sich, daß ja auch jene Analogien eigentlich nichts Anderes bezeugten; eine neue Pflanze, der alten ähnlich, aber nicht sie selbst, erzeugt das Samenkorn; von einem Körper auf den andern setzt sich die Bewegung fort, aber den, von dem sie ausging, läßt sie zuletzt in Ruhe versinken; so würde es geistiges Leben wohl immer geben, aber die einzelnen Geister würden doch vergänglich sein, die seine aufeinanderfolgenden Träger bilden.

Ich würde jedoch völlig ungerecht sein, wenn ich den Gebrauch der Analogie als die eigentliche Grundlage der Ueberzeugungen Fechners bezeichnen wollte; sie dienen ihm doch nur als Mittel der Darstellung eines Glaubens, dessen volle Evidenz ohne Zweifel früher für ihn feststand, und den er, wie jeden Glauben, nicht durch einen eigentlichen Beweisgang festzustellen strebt; nur den Nachweis sucht er, daß die Bejahung seines Inhalts weder der Möglichkeit unseres Denkens noch dem Inhalte der Erfahrung widerstreitet, daß eben sie vielmehr erst einen zusammenstimmenden Ueberblick des Weltlaufes und die so oft vergeblich gesuchte Harmonie zwischen unserer theoretischen Weltansicht den Normen unseres Handelns und den unabweisbaren Bedürfnissen des Herzens vermittelt. Den reichen Inhalt seiner Darstellung werde ich hier nicht erschöpfen können; ich beschränke mich zunächst auf eine Lehre, welche im nächsten Zusammenhange mit dem Eingang steht, der uns zu dieser Tagesansicht eröffnet worden war.

Dem Heidenthum sei das Göttliche in der Welt einheimisch gewesen, aber in unklarer Vermischung; das Christenthum habe Gott, um seiner Reinheit und Erhabenheit willen, von der Sinnenwelt getrennt und in unnahbare Höhe erhoben; die wissenschaftlichen Consequenzen der Nachtansicht, in das allgemeine Bewußtsein eindringend, haben zuletzt zu völliger Verneinung dessen geführt, was man nun in der diesseitigen Welt nicht mehr zu erkennen vermochte. Der Trostlosigkeit dieser Irreligiosität habe die Tagesansicht zu wehren, indem sie nicht nur unversehrt den Glauben an das Jenseit aufrecht erhält, sondern auch das Diesseitige gänzlich von ihm umfaßt und mit ihm zusammenhängend lehrt; die Täuschung sei zu heben, als müsse die wissenschaftliche Untersuchung entweder an einem Abgrund schließen, über den kein Zugang führt, oder den Abgrund selbst leugnen der ihre Ergebnisse begrenzen würde. In folgenden Glaubenssätzen gipfelt die wiederhergestellte Tagesansicht.

Es ist Ein Gott, dessen unendliches und ewiges Dasein das gesammte endliche und zeitliche Dasein nicht sich äußerlich gegenüber noch äußerlich unter sich, sondern in sich aufgehoben und sich untergeordnet hat; so daß, soweit und hoch man das Dasein endlicher Dinge verfolgen und durchmessen will, das göttliche Dasein darüber hinausragt. Also steht auch der Mensch nicht äußerlich Gott gegenüber, sondern ist ihm zugleich eingethan und unterthan, Leben und Bewußtsein des Menschen im göttlichen mit beschlossen. Die Welt zwischen den Menschen ist nicht finster und stumm, sondern Gott sieht mit dem Lichte und hört mit dem Schalle seiner Welt Alles, was in ihr ist und geschieht, und über allem, was er mehr sieht und hört,

als seine Geschöpfe, bauen sich auch in ihm höhere Gedanken als in dem höchsten dieser Geschöpfe. Die Menschen haben sich zu bescheiden, nicht obenan in der Welt zu stehen, sondern sind nur die höchsten individuellen Entwickelungsstufen des irdischen Reichs, welche aber durch höhere Beziehungen darin verknüpft sind und über welchen die Welt noch höhere Stufen einschließt, die sich endlich alle in der höchsten Stufe, der des göttlichen Daseins, zusammen- und abschließen. Jedes Gestirn hat seine eigne Sinneswelt und darüber aufsteigende höhere Bewußtseinswelt, die sich über der seiner Geschöpfe einheitlich zusammenschließt und gegen die der andern Gestirne abschließt, für das göttliche Bewußtsein aber ganz aufgeschlossen bleibt, so daß die Gestirne eine Zwischen- und Vermittelungsstufe zwischen ihren Geschöpfen und Gott bilden, also auch die Erde. Wie unser diesseitiges irdisches Leben ein weiteres und höheres um sich und über sich hat, wird es ein solches nach sich haben, indem seine Fortsetzung, anstatt im weiteren und höheren Leben verfließend aufzugehen, als neues Entwickelungsmoment darin eingeht und Theil daran gewinnt. Was unserer Anschauung beim Erlöschen begegnet, daß sie als Erinnerung in einem höheren Gebiete unseres Geistes wiedergeboren wird, davon wird das Entsprechende nur erweitert und gesteigert unserem ganzen Geiste im Geiste darüber, dem er jetzt schon eingethan ist, begegnen. Das jenseitige Leben der Geister wird nicht mehr in dieselben engen räumlichen Schranken gebannt sein, als das diesseitige. Die Geister werden darin in einen freieren innigeren und höheren Verkehr treten als im diesseitigen und die hier nur angebahnte Gerechtigkeit wird dort nach dem Princip erfüllt werden, daß jedem seine Werke nachfolgen und er dort erndten wird, was er hier gesät hat. Unser Irrthum unsere Thorheit und Sünde hängt nur an unserer Endlichkeit und unserem niederen Standpunkte in Gott. Schmerz und Leiden, alles Uebel in der Welt überhaupt, ist nicht durch Gottes Willen noch Zulassung, sondern durch eine Nothwendigkeit der Existenz da; aber mit gleicher Nothwendigkeit, als es da ist, liegt im Wesen Gottes und hiermit der von ihm abhängigen Weltordnung das Streben, es zu heben und zu versöhnen, woran sich seine Geschöpfe mit zu betheiligen haben. Schließlich und vollständig kann er es nur in sich heben und versöhnen, indem er es in allen seinen Geschöpfen thut; und je weiter und höher seine Mittel über seine Geschöpfe hinauf und hinaus in Zeit und Raum und Aufstieg zu höheren Lebensstufen reichen, so sicherer wird die Hebung und Versöhnung sein. In den Ideen der Wahrheit Schönheit Güte gipfelt sich das göttliche Wesen, und in Glaube Hoffnung und Liebe das des Menschen in Bezug auf Gott. Die göttlichen d. i. sittlichen Gebote haben den Sinn, daß der Mensch sein Trachten und Handeln in der Richtung auf das eigene Wohl dem Trachten und Handeln in der Richtung auf das Wohl des Ganzen, dem er angehört, unterordnen soll. Der Mensch ist dahin zu erziehen, daß er aus Liebe seine Pflicht thut und sein Gewissen ihm ohne Rechnung sagt, was recht ist. Die erhabensten und allgemeinsten Lehren des Christenthums sind die höchsten, besten und haltbarsten überhaupt, welche die Religion an ihre Spitze stellen kann, und Christus selbst steht an der Spitze aller Zeugen für das Dasein und die Geltung der höchsten besten heiligsten Wahrheit.

Ich habe diese Sätze, mit wenigen Abkürzungen, in Fechner's eigenen Worten wiederholt. Achtet man auf ihren Schluß, so wird man zugestehen können, daß sie

sehr Weniges enthalten, was der christlichen Weltansicht fremd ist; denn über die Seelen der Gestirne wird dem, der keine Sympathie für sie hat, stillschweigend hinwegzugehn erlaubt sein; und Zweifel darf man an der Vollständigkeit und Richtigkeit der Erläuterungen hegen, die über den Ursprung der Sünde und des Uebels überhaupt, in einiger Entgegensetzung gegen zum Theil fixirte Dogmen, geäußert werden. Aber einen eigenthümlichen Eindruck macht das Ganze der Darstellung durch die außerordentliche Unbestimmtheit der gebrauchten Ausdrücke; wir fühlen, wie lebhaft die ewig mitthätige Gegenwart Gottes in aller Welt, die Mannigfaltigkeit seiner Schöpfungen und ihr Ineinanderwirken zum Ziele immer höherer Vollkommenheit und endlicher Seeligkeit hervorgehoben wird, aber diesen Bezeichnungen des Werthes und der Bewunderung fehlt hier noch jedes lehrhafte Element, das die Mittel und Wege kenntlich machte, die zu diesem Ziele führen. Denn dies dürfen wir doch wohl sagen, daß das Verbot, ein Verhältniß zwischen zwei Beziehungspunkten nicht bloß äußerlich zu fassen, uns wenig aufklärt, so lange wir nicht erfahren, wie es positiv innerlich zu fassen ist; daß uns die Vorstellung eines Aufbaues immer höherer Gedanken über niederen weder diese noch jene kennen lehrt; daß endlich die höheren Beziehungen, nach denen die Geister anders als in dieser Endlichkeit verknüpft sein sollen, ein Ausdruck verständlicher Sehnsucht ist, ohne ihre Erfüllung uns näher zu rücken. Nun ist es in der That gar nicht meine Absicht, diese Allgemeinheit der Umrisse zu tadeln, in welche Fechner, nur hier und mit dem Vorbehalt ihrer späteren Auszeichnung, die Hauptsätze seines Glaubens zusammenstellt, aber ich habe doch den Eindruck, als sei die christliche Weltanschauung, als sie dasselbe versuchte, in ihrem Ausdrucke glücklicher gewesen. So lange wir mit so scholastischen Bezeichnungen wie der Unterordnung, des Eingethan- und Unterthanseins eine bestimmtere Definition doch nicht verbinden, war es einfacher, Gott als Schöpfer Himmels und der Erden zu verkündigen; so lange wir die Stufenleiter der höheren Geister und den Aufbau höherer Gedanken in ihnen nicht kennen, war es einfacher, von den himmlischen Heerschaaren zu sprechen, die Gottes Angesicht sehen; so lange wir endlich nicht genau wissen, was es heißt, als Entwickelungsmoment in den allgemeinen Geist einzugehen und sich zu erhalten, noch wie und wann die Weltordnung zur vollständigen Versöhnung aller Uebel fortschreiten wird, so lange war es einfacher, sich zu bescheiden und zu glauben, daß Gott uns wiedererwecken und auf einem Wege, den wir nicht wissen, zur ewigen Seeligkeit führen wird. Mit Verzichtleistung auf Erkenntniß dessen, was wir nicht zu erforschen vermögen, und mit der Bescheidung, daß Gott sich Zeit und Stunde und die Art der Erfüllung vorbehalten habe, heben diese christlichen Vorstellungsweisen mit aller Anschaulichkeit, die hier möglich ist, die großen Zielpunkte des Glaubens hervor, die dem menschlichen Leben von Werth sind; wenn sie unzählige Vermittelungsglieder verschweigen, welche die neue Tagesansicht zu ihrer Vollständigkeit bedarf, so verbieten sie doch der Phantasie nicht, sie aufzusuchen, aber sie greifen ihr nicht vor. Es ist wahr, daß die christliche Dogmatik, ihrerseits doch selbst nichts anderes als eine philosophische Speculation über den Inhalt der Offenbarung, mancherlei Lehren erzeugt hat, gegen welche die Auflehnung der fortschreitenden Wissenschaft nie zu beschwichtigen sein wird; aber die Bekenntnisse selbst, deren subjective Interpretationen allein durch ihre Vordringlichkeit diese Auflehnung erregen, sind doch nicht bloß vor-

eilige Festsetzungen dessen, was die Wissenschaft von Neuem besser zu begründen hätte. Da es unmöglich war, in dem menschlichen Geiste den Trieb zu der Speculation zu ersticken, die immer wieder streben wird, das Unfaßbare annähernd zu fassen, so war es von Werth, im Gegensatze zu den mannigfachen Irrungen dieses Gnosticismus, die wesentlichen Wahrheiten des Glaubens in Symbolen darzustellen, die hinreichten, um Unerträgliches auszuschließen, ohne den Anspruch zu machen, selbst positiv die eingegrenzte und geschirmte Fülle lehrhaft zu erschöpfen. Niemand soll gehindert sein, diese Symbole so sich auszubeuten, wie er glaubt, ihren Sinn sich im Zusammenhange mit seiner übrigen Erkenntniß am richtigsten verständlich zu machen; aber Niemand soll den Anspruch erheben, seinen eigenen Versuch des Verständnisses Anderen als die Wahrheit selbst aufzudrängen; Jeder hat das Recht, zu der großen Gemeinschaft zu gehören, so lange er versichern kann, in seinem Innern den Glauben an eine Heilswahrheit zu finden, als deren Ausdruck er, auch für ihn verständlich und fruchtbringend, das gegebene Symbol anerkennen kann; nur der schließt sich selbst von der Gemeinschaft aus, dem es Nichts sagt; aber nicht deswegen soll er schon streben, sich auszuschließen, weil seine individuelle Interpretation dessen, was eben Interpretation verlangt, nicht als allgemeines Bekenntniß gültig werden will.

Gegen die Allgemeinheit der Bezeichnungen, in denen Fechner's Darstellung hier verlief, kann ich daher Nichts einwenden; besitzen sie nicht die Anschaulichkeit und Prägnanz eines Glaubensbekenntnisses, so war dies ja nicht ihre Aufgabe; sie sollten den kurzen Inbegriff einer Weltansicht geben, die im Gegentheil über die verschwiegenen Vermittelungen des Diesseitigen und Jenseitigen sehr ausführliche Erläuterungen an die Stelle einer bloßen Glaubenssehnsucht zu setzen sucht. Und hierin eben gestehe ich, ihm nicht folgen zu können, obgleich ich ihm nicht nur für unzählige Anregungen, wie man zu sagen pflegt, sondern auch für sehr reiche Belehrung im Einzelnen ebenso dankbar bin, wie Jeder seiner Leser es sein wird.

Ich knüpfe, um deutlich zu sein, meine Bedenken an einen einzelnen Punkt. Der Materialismus leugnet die Fortdauer der Seele nach der Auflösung des materiellen Substrats, an dessen Bau sie gebunden sei; auf seinem eigenen Felde und mit seinen eigenen Waffen glaubt ihn Fechner schlagen zu können. Er läßt es gelten, daß das Leben der Seele diesseits an den Bestand irgend welcher materiellen Vorgänge, Schwingungen im Gehirn, welcher Art sie auch sein mögen, ausnahmslos gebunden sei; aber er macht die Unverlierbarkeit der entstandenen Wirkungen gelten. Kein materieller Vorgang könne verschwinden, ohne in Folgevorgänge überzugehen, und die bewußtseinstragenden Vorgänge können dann keine Ausnahme machen; wo ihre Folgen auch sich nach unserem Tode finden mögen, sie müssen jedenfalls da sein und wir werden ihnen die gleiche Kraft, Bewußtsein zu tragen, auch dann noch, freilich ohne sie zu begreifen, zugestehen müssen, wie wir sie ihnen im Leben, nicht minder unbegreiflich, zuerkannten. Aber ich kann mich nicht überzeugen, daß diese Annahme, aus sich selbst heraus, das decken würde, was wir unter Unsterblichkeit meinen. Ist die Einheit unseres geistigen Lebens in der That nur dem räumlichen Zusammenhange zwischen den Vorgängen zu danken, die innerhalb unseres Körpers aufeinander wirken, so verstehe ich den Grund der Versicherung nicht, nach der Auflösung dieser körperlichen Grundlage sei der räumliche

Zusammenhang jener Folgen ebensowenig zu brechen, wie der zeitliche Zusammenhang zwischen Grund und Folge; nicht zerfließen werde daher unser Bewußtsein in's Allgemeine, sondern zusammengehalten nur eine Erweiterung erfahren. Ohne eine besondere Ergänzung, die vielleicht vorhanden ist, aber die ich nicht zu finden weiß, würden, wie ich fürchte, weder der Materialismus noch ein verwandter Pantheismus in dieser Voraussetzung etwas Anderes als die Grundlage ihrer eigenen Folgerungen finden; sie würden zugeben können, daß kein geistiges Leben spurlos verschwinde, aber die nachbleibenden Spuren würden sie nur in den kleinen Modificationen des weiteren Weltlaufs oder des allgemeinen Geistes finden, welche ausgeblieben wären, wenn jenes individuelle Leben nicht auf ihn mit eingewirkt hätte, diesem selbst aber würden sie doch Dasein nur zuschreiben, so lange die Form der Verknüpfung dienender Mittel besteht, der es zukommen sollte.

Aber gleichviel, es wird wohl in Fechner's Ansicht eine weitere Begründung seiner Behauptung geben; ich hatte hier weniger Bedenken über diese anscheinende Lücke, als über den Ueberschuß möglicher Folgerungen, die seine Darstellung nicht abschneidet. Im Verfolg der Betrachtung über die Unverlierbarkeit erzeugter Wirkungen macht er geltend, daß die feinen Nervenschwingungen, die unser geistiges Leben tragen, nicht nur im Act des Willens sich in Muskelzuckungen und durch sie auf die Außenwelt übertragen; selbst wenn der Mensch stillsitzend denkt oder träumt, müssen diese Schwingungen still stetig und unsichtbar sich in der Periodicität Zusammensetzung und Auseinanderfolge, wie sie innerlich entstehen, über ihn hinaus fortpflanzen; denn so wenig eine Wärme- oder Schallschwingung sich in eine Kapsel einsperren läßt, so wenig jede andere Schwingung. Gewiß nun wird die Richtigkeit dieses Satzes nicht abzulehnen sein. Aber so allgemeine Behauptungen sind doch ein zweideutiges Geschenk, bevor auch die Maaßbestimmungen gefunden sind, durch deren Berücksichtigung ihre Anwendung mit der Erfahrung in Einklang gebracht und der willkürlichen Benutzung zu träumerischen Folgerungen entzogen werder kann. Wollte man jeden Vortheil aus dieser Annahme ziehen, den sie in ihrer abstracten Allgemeinheit bieten kann, was bliebe dann eigentlich noch unmöglich? Jeder sympathetische geistige Einfluß jedes Einzelnen auf Alle und auf die ganze Welt, jede wunderbare Fähigkeit, auch den Zustand der Dinge, ohne eine beobachtbare Handlung, allein durch Denken und Wollen zu verändern, Alles zuletzt, was jemals der Aberglaube erfunden hat, würde so oder so Rechtfertigung in dieser allgemeinen Verbreitung und Erhaltung psychophysischer Schwingungen finden. Von solchen Folgerungen würde Fechner gewiß sehr wenige, obgleich doch vielleicht einige, der gemeinen Meinung zuwider zu vertheidigen suchen; aber viel zu gut kennt er die mannigfachen Schwellwerthe der Anreize zu geistigen Thätigkeiten, um wenigstens den psychischen Einfluß so fortgepflanzter Schwingungen zu überschätzen, deren geringe physische Intensität offenbar sein würde. Mag eine Schallwelle sich in's Unendliche fortsetzen und niemals zur Ruhe kommen, so giebt es doch eine Entfernung, in welcher die Abnahme ihrer Stärke sie für uns vollkommen unwahrnehmbar macht; mag in uns selbst die psychophysische Bewegung, die eine bestimmte Vorstellung erzeugte, sich nach dem Gesetze der Beharrung erhalten, so kann es doch geschehen, daß diese Vorstellung vollkommen und unzurückrufbar vergessen wird; von einem Einfluß aber, den die Verbreitung unserer Hirnschwingungen auf die

geistigen Zustände Anderer hätte, giebt die unendliche Mehrzahl der Erfahrungen so gar kein Zeugniß, daß die wenigen Fälle des Gegentheils, wenn sie nachweisbar sind, mit sehr geringer Wahrscheinlichkeit auf Ausnahmswerthe gerade dieses vorausgesetzten Verhaltens beziehbar sein würden. Geben wir daher jenen abstracten Grundsatz zu, so möchten wir hinzufügen, daß eben nicht auf ihm, sondern auf den Nebenbedingungen und Widerständen, die seine Gültigkeit einschränken, die Ordnung der Dinge in der Welt beruht, und daß wir nur mit der größten Behutsamkeit da, wo unabweisliche Thatsachen es erfordern, auf ihn als ein zulässiges Princip der Erklärung zurückkommen, als ein Princip der Erfindung aber ihn nicht benutzen dürfen.

Die allgemeine Verkettung der Geisterwelt kann man festhalten, auch wenn man sich bescheidet, die Zeichnung des Netzes nicht zu kennen, das sie verbindet. Nicht in diesem umfassenden Gedanken, sondern nur in seiner Ausmalung, vermag ich der Kühnheit Fechner's nicht zu folgen; der andere Weg, auf dem ich zu jenem kam, hindert mich, zu diesem Ziele zu gelangen, und ich darf wohl für einige Augenblicke zu dieser wesentlichen Differenz mich wenden, die unsere Ueberzeugungen scheidet.

Daß die Welt ein zusammengehöriges Ganze sei, und daß es in irgend einem Sinne eine Einheit geben müsse, die ihre Mannigfaltigkeit umschließe, diese alte Ahnung bedurfte keiner Wiedererfindung, um so mehr aber die Bedeutung, die jener Einheit zu geben war, einer bestimmteren Interpretation. Ich habe nicht geglaubt, sie durch eine Vergleichung finden zu können, welche etwa den Punkt zu bestimmen gesucht hätte, nach welchem hin alle eigenthümlichen Regungen der mannigfaltigen Dinge zu convergiren oder vor dem sie auszustrahlen schienen; unsere Kenntniß ist zusehr Bruchstück, um auf diese Weise aus dem Diesseits auf das Jenseits zu führen. Es schien mir nothwendig, von Dem auszugehen, was dem ganzen Gestaltenreichthum der beobachtbaren Welt so zu Grunde liegt, daß ohne sein Zugeständniß keine Ordnung des Weltlaufs, welche Form sie auch immer tragen möchte, verständlich sein würde. Nicht *wie* die Dinge aufeinander wirken, ist uns im Einzelnen klar, aber *daß* sie es überhaupt thun, daß sie in ihren veränderlichen Zuständen sich nach einander richten, ist die nothwendige Ueberzeugung, ohne welcher jeder weitere Versuch, die Welt zu begreifen, fruchtlos sein muß. Und nun, ich gestehe es ja zu, ich gehöre zu dem abscheulichen Geschlecht der Philosophen, welche meinen, daß die Untersuchung dessen nicht ganz nutzlos ist, was wir eigentlich denken, wenn wir einen dieser Begriffe anwenden, mit denen wir doch alle und ohne welche keiner von uns jene Ueberlegungen anstellen kann, die sich die exacte Wissenschaft für sich vorbehält. Ich suchte daher zwar nicht zu erfinden, durch welche merkwürdige Maschinerie es eigentlich dahin kommt, daß eine Ursache eine Wirkung und ein Grund eine Folge in der Wirklichkeit haben kann; ich meinte vielmehr die Thatsache des Wirkens ebenso wie die des Seins als die wunderbare Wirklichkeit ansehen zu müssen, die uns gegeben ist und mit deren Schöpfung nicht, sondern mit deren Verständniß allein unser Erkenntnißstreben sich zu beschäftigen hat; aber nachdem sie da war, konnte sie nicht da sein, ohne daß auch Das gegolten hätte, was in ihrem eigenen Begriffe lag und uns allein gestattete, sie von dem zu unterscheiden, was sie nicht ist. Daß ich kurz sei: wer da

meint, daß Dinge sich nach einander richten, **meint** damit eben, es gebe allgemeine Gesetze, nach denen entschieden wird, welche bestimmte Folge, mit Ausschluß aller anderen, jedes Ding in dem Falle einer bestimmten Beziehung zu anderen erfahren muß. Aber diese Voraussetzung schließt eine andere ein: damit eine Unterordnung der Dinge und ihrer Verhältnisse unter die allgemeine Regel eines solchen Gesetzes möglich sei, dürfen die Dinge nicht schlechthin sein wie sie wollen, sondern irgend eine Vergleichbarkeit ihrer Naturen muß so stattfinden, daß sie unter die allgemeine Vorstellung Dessen sich bringen lassen, von dem das Gesetz eine Folge unter Bedingungen, beide allgemein gefaßt, behauptet und daß es ferner einen bestimmbaren Unterschied in Bezug auf die Gestalt dieser Folge macht, ob dem Gesetz diese oder eine andere Verkettung dieser oder anderer Dinge, als Anwendungsfall dargeboten wird. Man würde übereilt hieraus auf eine Gleichartigkeit aller Dinge in einem engeren Sinne dieses Wortes schließen; aber der Pluralismus ist allerdings unmöglich, der eine ursprüngliche Vielheit einander nichts angehender Elemente als ein Material ansieht, aus welchem nachher durch das Gebot von Gesetzen ein Weltlauf entstehen könnte, worin es Ursachen und Wirkungen gäbe. Ein Zusammenhang aller Dinge muß vielmehr insoweit stattfinden, daß ihre Naturen eine Reihe oder ein Gewebe von Reihen bilden, in welchem von jedem Gliede zu jedem anderen durch eine bestimmte Anzahl wie auch immer zu messender Schritte gekommen werden kann. Aber ich führe auch diese Voraussetzung nur an, um hinzuzufügen, daß sie noch unvollständig ist. Diese Vergleichbarkeit oder Rationalität aller Dinge würde nur hinreichen, um zu bestimmen, **was** in jedem gegebenen Falle einer Beziehung zwischen mehreren den allgemeinen Gesetzen nach geschehen müßte; **daß** es aber geschieht und daß das Gebot des Gesetzes nicht eine ewig unvollzogene Forderung bleibt, das verbürgt sie allein noch nicht, denn dazu gehört, daß nicht blos wir, die Beobachter, es wissen, daß in diesem Augenblicke zwischen zwei Wesen eine sonst nicht stattfindende Beziehung eingetreten ist, welche einen Anwendungsfall des Gesetzes bildet; sondern sie selbst, die Dinge, die sich nach einander richten sollen, müssen etwas davon merken, daß jetzt der Augenblick einer solchen Pflichtleistung gekommen ist; sie müssen also, um aufeinander wirken zu können, gemäß ihrer augenblicklichen Beziehung, von ebenderselben Beziehung, oder richtiger von einander in dieser Beziehung, etwas erlitten haben, woran sie ihre gegenwärtige Verpflichtung zum Wirken von jeder andern unterscheiden können, die in andern Augenblicken bestand. Das heißt mit andern Worten: einen ersten Anfang des Wirkens giebt es nicht; am wenigsten sind äußere Beziehungen, die wir uns zwischen den Dingen dächten, ohne daß sie selbst noch von ihnen litten, im Stande, eine Thätigkeit aufzuregen; unablässig vielmehr befinden sich alle Dinge, obgleich in mannigfaltigster Abstufung der Art und Stärke, in dem Zusammenhang einer Wechselwirkung, welche in inneren Zuständen besteht, die sie durch eine völlig unmittelbare Sympathie oder durch ein unmittelbares Füreinandersein, erfahren; jene veränderlichen Zwischenbeziehungen aber, denen wir eine wirkungserweckende Kraft fälschlich beizulegen gewohnt sind, sind in der That nur die Bilder, unter denen der Auffassung eines Dritten das erscheint, was jene zwei aufeinander und auf ihn selbst bereits wirken oder gewirkt haben.

Und nun konnte man weiter fragen, unter welcher Bedingung dieses un-

mittelbare Füreinandersein der ursprünglich unterschiedenen Dinge möglich sei, und darauf die Antwort geben: nur dann, wenn sie eben nicht viele unabhängige Dinge sind, die nur durch Aehnlichkeit ihrer Natur verbunden wären, wenn sie vielmehr vollkommen eines Wesens sind, das zugleich den Grund ihrer Natur oder dessen was sie sind und zugleich den Grund ihres Seins bildet. Ich habe mich in der That so ausgedrückt, allein ich würde doch mißverstanden werden, wenn man als meine Absicht deutete, diese Einheit des allumfassenden Wesens als ein anders woher bekanntes mechanisches Hilfsmittel hier einzuführen, das im Stande sei, jene Sympathie zwischen verschiedenen Elementen auf begreifliche Weise zu stiften. Anstatt zu sagen, nur durch diese Einheit des Wesens sei das Füreinandersein des Vielen begreiflich, die in ihr enthalten sind, würde man sich mit gleichem Rechte dahin ausdrücken: wo dies unmittelbare Füreinandersein des Vielen vorhanden sei, da sei eben die Einheit eines Wesens, welches sie alle umfaßt, und wer eine ursprüngliche Vielheit gedacht, sie aber zugleich in Wechselwirkung gedacht habe, der habe nur auf den einen Theil seines eigenen Gedankens, auf die Unterscheidbarkeit des Unterscheidbaren, geachtet, und den andern Theil vergessen, den derselbe Gedanke bereits einschloß, eben jene Einheit, welche in der vorausgesetzten Wechselwirkung begriffen ist.

Von einem so formalen Gesichtspunkte aus, dem bloßen Begriffe der Wechselwirkung, welcher den Inhalt der geschehenden Wirkungen nicht berücksichtigt, ließen sich über jenes höchste und eine Wesen nur gleich formale Bestimmungen geben. Andere Ueberlegungen erst, die ich zum Theil angedeutet, führten zu der Ueberzeugung, nur unter der Form des persönlichen Geistes sei es denkbar, und Nichts stehe dem letzten Schritt entgegen, der seine Vorstellung in die desselben Gottes verwandelt, den Fechner als den umfassenden Grund seines Geisterreichs bekennt. Von diesem gemeinschaftlichen Punkte aus werden wir, wie es scheint, auseinander gehen müssen. Darin werden wir noch einig sein können, die Ordnung der Welt als einen göttlichen Plan zu fassen, der auch dann, wenn wir ihn durchschauen könnten, schwerlich in menschlicher Weise des Denkens durch den Namen einer höchsten Idee zu bezeichnen sein würde; immer würde er ein mannigfaches Gewebe von Gedanken bleiben, dessen Einheit uns nur in ähnlicher Weise wie die eines Kunstwerks verständlich wäre. Da wir nun aber doch menschlich davon zu sprechen genöthigt sind, so werden wir die Annahme nicht umgehen können, nicht alle Theile des höchsten Gedankeninhalts seien gleichwerthig, sondern auch in ihm finde sich eine Systematik, welche den einen Theil als Consequenz des anderen, obgleich alle in gleichzeitiger Geltung verbunden sind, erscheinen lassen würde; unmöglich wäre es dagegen, daß ein völlig unbegreifliches Schicksal hier Elemente, die nach keiner Weise der Folgerichtigkeit einander forderten, zu beständiger Gemeinschaft und Wechselbedingtheit verbunden hätte. Nur Das nun, dessen Werth der höchste ist, nur Das, was wir als Güte Schönheit und Seeligkeit preisen, schien in diesem Gedankensystem mir den letzten und höchsten selbstständigen Inhalt darzustellen. Daß alle diese Namen leere Namen bleiben, und daß Das, was sie nennen, Wirklichkeit nur in bestimmten Formen und Gestalten des Seienden und des Geschehenden haben kann, verstand sich von selbst; daß ein Weltlauf, der diese Ziele realisiren soll, nicht ein beständiges grundloses Schaffen sein kann, sondern allgemeine Gesetze

des Verhaltens, zuletzt eine denknothwendige Wahrheit enthalten muß, die diese Gesetze umfaßt, habe ich mich zu zeigen mehrfach bemüht. Es fehlte daher der Ansicht, zu der ich kam, nicht die Anerkennung eines Mechanismus, nach dessen ausnahmslosen Geboten allein eine unserer Beobachtung gegebene Mannigfaltigkeit wirklicher Elemente und wirklicher Beziehungen zwischen ihnen zur Erfüllung jenes höchsten Zweckes beiträgt; aber es blieb allerdings die große Aufgabe, Beides, sowohl die gegebene Welt der Dinge und ihrer Formen als die nothwendige allgemeine Wahrheit, nach der sie sich im Weltlauf bewegen, als unselbstständige Folgen jenes einen höchsten und lichten Mittelpunktes, des unendlich Werthvollen, zu begreifen. Ich würde nicht geglaubt haben, den Nerven dieser Abhängigkeit in logischen Verhältnissen der Art zu finden, wie sie uns zur Entwicklung einer Erkenntniß aus der anderen dienen; es kann völlig andere Arten des Zusammengehörens geben, als diese, und die ästhetische Gerechtigkeit, die in dem Kunstwerke logisch unnachweisbar herrscht, kann uns für sie als ein annäherndes Zeugniß gelten; an sich schon würde die Voraussetzung, daß auch die denknothwendige Wahrheit jenen ihren Grund außer sich habe, den Versuch widersprechend machen, durch die Mittel eben dieser Wahrheit ihr eigenes Verhältniß zu ihm zu bestimmen. Daraus folgt, daß jene Aufgabe ebenso unlösbar ist, wie ihre Stellung mir unvermeidlich erschien; drei Anfänge unseres gesammten Wissens mußte ich zugeben, deren nothwendig zu glaubende Einheit wir nicht finden: gelänge es uns selbst, den Inhalt des höchsten Zweckes erschöpfend auszudrücken, so würden wir aus ihm allein die bestimmte Gestaltenwelt nicht ableiten können, die wir zu seiner Erfüllung gegeben vorfinden, um so weniger als wir nur ein Bruchstück derselben kennen und nicht im Stande sind, dies durch Kenntniß der außerirdischen Wirklichkeit zu einem Ganzen zu vervollständigen, dessen Inbegriff vielleicht jener Ableitung zugänglicher scheinen könnte. Eben so wenig folgt aus den denknothwendigen Gesetzen der Wahrheit die Mannigfaltigkeit der wirklichen Data, die ihnen gehorchen; die Wahrheit des Denknothwendigen selbst aber, vielleicht würde sie noch am nächsten sich als die verständliche Grundlage einer Welt fassen lassen, die der Verwirklichung des Guten und Werthvollen zu dienen hat; dennoch würden die Versuche auch dieser Ableitung niemals den Rang einer wissenschaftlichen Erkenntniß beanspruchen können.

Der Glaube an diese uns undurchführbare Systematik des Höchsten hat nun doch für mich eine praktische Folge. Nur wenn wir den Weltplan vollständig zu definiren wüßten, würden wir nicht nur die ewigen Wahrheiten verstehen, welche er zu der allgemeinen Verfahrungsweise der Wirksamkeiten gemacht hat, die zu seiner Realisirung führen sollen; dann allein würden wir vielmehr auch wissen, welche wirklichen Data, welche Dinge und welche Beziehungen zwischen den Dingen da sein müssen, um jenen allgemeinen Gesetzen diejenigen Folgen abzugewinnen, welche dem Plan entsprechen, und diejenigen abzuwehren, die nach den Gesetzen gleich möglich, dennoch in Wirklichkeit nicht sein sollen; dann erst würden wir, um so zu sprechen, alle die Constanten bestimmen können, die zu den allgemeinen Formeln der Gesetze hinzutreten müssen, um aus ihnen nicht wesenlose Spiele der Phantasie sondern Bilder Dessen zu gewinnen, was wirklich ist. Diesen Weltplan kennen wir nun nicht, und in dieser Unkenntniß liegt der Grund, um deswillen ich dem Gebrauche der Analogieen zur Erweiterung unserer Kenntniß über das Diesseits hinaus wider-

strebe, wo jene Constanten uns durch Erfahrung gegeben sind. Es sind nicht bloß die früheren Aeußerungen dieses Mißtrauens, auf die ich hier zurückkomme; dort war es der Inhalt der Analogieen, der mir zweideutig schien; hier möchte ich dem Princip widersprechen, das ihre Anwendung überhaupt für unverfänglich hält. Jede Wahrscheinlichkeitsberechnung setzt voraus, daß in den Kreisen von Ereignissen, zu denen das fragliche gehört, nicht nur dieselben allgemeinen Gesetze herrschen, sondern auch kein thatsächlicher Umstand die eine Folge derselben vor anderen begünstigt oder sie ausschließt. Aber die Behauptung, dieselben Gewohnheiten und Formen des Geschehens, die sich in dem einen Gebiet aus der Anwendung allgemeiner Wahrheit auf die hier vorkommenden thatsächlichen Bedingungen entwickelt haben, müßten in Gestalt und Richtung unverändert sich über ein anderes Gebiet fortsetzen, dessen mitbestimmende Data wir nicht kennen; ich wüßte nicht, worauf ich die Zuversicht zu ihrer Richtigkeit gründen könnte. Den Zusammenhang jenes Jenseits mit diesem Diesseits leugne ich darum nicht; aber die Art ihrer Verknüpfung wird nur durch den Sinn des Weltganzen bestimmt und sie braucht nicht nach der Weise einer Analogie zu geschehen, nach welcher derselbe Rhythmus und Tact des Geschehens, den wir in einem Theile beobachten, selbstverständlich sich über alle anderen fortpflanzen müßte. So mannigfaltig die Dienste sind, welche die verschiedenen Mittel einem Zwecke leisten und so mannigfaltig die Arten des Ineinandergreifens, durch welche die verschiedenen sich in dieser Leistung unterstützen, ebenso mannigfach können die Zusammenhänge der vielen Ordnungen der Dinge untereinander sein, die wir gewöhnlich unter den einen Gegensatz des Diesseits und Jenseits zusammenfassen. Kann daher eine analoge Gliederung des Weltganzen nicht als ein Gesetz gedacht werden, das dieses selbst aus seinem eigenen Sinne entwickelt und dem nachher in unserer Erkenntniß es selbst untergeordnet erscheinen muß, so kann auch der Gebrauch der Analogie nicht ein Mittel zur Erweiterung unserer Erkenntniß über bestimmte Grenzen hinaus gelten, und zwar einfach über die Grenzen hinaus, innerhalb deren ihre Giltigkeit anderweitig feststeht. Und dieses Gefühl haben wir doch eigentlich alle ganz unmittelbar; wie scharfsinnig und blendend auch eine Weltconstruction mit diesen Hilfsmitteln ausgeführt sein mag, der drückende Zweifel verläßt uns nicht, daß es so zwar sein könnte, aber vielleicht doch ganz anders ist. Niemals beweisbar würden solche Darstellungen sich wenigstens dem Glauben dann empfehlen, wenn man sich sagen könnte, diejenigen Formen des Geschehens, welche sie zu verallgemeinern suchen, seien so sehr die unmittelbarsten Folgen des Höchsten selbst, daß man ein Recht habe, sie unverlierbar auch über alle unserer Beobachtung unzugänglichen Gebiete auszudehnen.

Ich kann mich nicht überzeugen, daß diese ebenerwähnte Empfehlung der ganz eigenthümlichen Vorstellung der psychophysischen Schwingung zur Seite steht, auf welche Fechner den anschaulichen Aufbau seiner Darstellung des Geisterreiches gründet. Eine gewöhnliche Ansicht der Psychologie glaubt ein einheitliches übersinnliches Wesen, die Seele, nicht entbehren zu können, in deren specifischer Natur allein die Fähigkeit und Nöthigung liege, unter bestimmten auf sie einwirkenden Bedingungen in Zustände des Empfindens zu gerathen. Sich selbst überlassen, würde sie keinen Grund in sich haben, eine dieser ihr möglichen Empfindungen im Vorzug vor andern zu entwickeln; sie bedarf hierzu der äußeren Reize, deren Ein-

wirkungen durch die Ordnung ihrer Gleichzeitigkeit oder Aufeinanderfolge die entsprechende Ordnung der Empfindungen erzeugen. Ist die Seele außerdem bestimmt, Verhältnisse äußerer Dinge durch Verhältnisse ihrer Wahrnehmungen wiederzugeben, so bedarf sie auch der Organe, um ihr die Reize in einer Verknüpfung zuzuführen, welche derjenigen entspricht, in welcher dieselben von den Dingen ausgehen. Einmal aber zu Empfindungen angeregt, die sie doch nicht fertig von außen empfängt, sondern ihrer eigenen Natur verdankt, würde die Seele, nun auch nur ihren eigenen Gesetzen folgend, eine innere Arbeit weiterer Verbindung und Umgestaltung der so gewonnenen Eindrücke vollziehen, die erst dann, wenn sie rückwärts zur Veränderung der Außenwelt wirksam werden soll, eine von ihr ausgehende Anregung körperlicher Organe erfordern würde. An sich selbst würde diese sehr einfache psychologische Ansicht Widerspruch nur von Denen zu erwarten haben, die mit wunderlicher Consequenz alle sinnlichen Wahrnehmungen nur für subjective Erregungen halten, aber als objectiv wirklich nur gelten lassen, was durch sie bezeugt ist, und deshalb an dem Begriffe eines übersinnlichen Wesens Anstoß nehmen; aber vielfache pathologische Beobachtungen geben allerdings den Eindruck, als sei an unablässige körperliche Mitwirkung auch jenes Gebiet innerer geistiger Thätigkeiten gebunden, das wir der Seele allein unterthan dachten. Wer vorurtheilslos und aufrichtig hierüber berichten will, kann zuletzt nur sagen, daß es bisher durchaus keiner der verschiedenen Theorien gelungen ist, alle die hier sich darbietenden Schwierigkeiten auf überzeugende Weise zu überwinden; sie hoffen alle auf die Zukunft und auf ihre eigene Vervollkommnung und nur völlige Unbesonnenheit Einzelner kann sich mit dem zufriedenstellen, was bisher erreicht ist. Jenes Gebiet nun einer blos psychischen Thätigkeit verneint auch F e c h n e r; nicht auf Grund jener materialistischen Befangenheit, die aus chemischen Eigenschaften des Nerveneiweißes seelische Thätigkeit als verständliche Folge zu begreifen denkt, an anderen Substraten aber außer diesem sie unbegreiflich findet; vielmehr überhaupt nicht an die Natur eines Einzelwesens, wie die m o n a d i s t i s c h e Ansicht meint, sei seelische Thätigkeit gebunden, sondern an Verhältnisse zwischen mehreren; auf die Form der Bewegungen, in welche diese Vielheit gezogen wird, gleichviel welches die besondere Eigenthümlichkeit der einzelnen wäre, gründet diese s y n e c h o l o g i s c h e Theorie ihre psychologischen Constructionen.

Fasse ich zunächst diese Ansicht einfach als eine Hypothese, die nach ihrer Uebereinstimmung mit ihrem Zwecke zu beurtheilen ist, so befinde ich mich in einer wunderlichen Lage; sie scheint sich mir entweder wieder in ihr zurückgewiesenes Gegentheil zu verkehren oder wenig dem Geiste der angestrebten Tagesansicht zu entsprechen. Es sind zuletzt physische Bewegungen, Schwingungen, welche eine Reihe von Elementen durchlaufen, auf deren Dasein und Form die seelische Thätigkeit beruhen soll; diese Elemente oder Atome nun, über deren eigentliche Natur wir wenig erfahren, empfinden sie selbst diese über sie hinziehende Schwingung oder empfinden sie sie nicht? Bejahen wir, so kehren wir damit zu dem Princip der monadistischen Ansicht zurück und sehen in jedem einzelnen Atom eine kleine vielleicht wenig bildsame aber vollständige Seele; verneinen wir aber, Wer empfindet dann? Denn dies freilich muß ich hier einschaltend behaupten, daß diese Frage unabweislich immer wieder aufgeworfen werden wird, und daß man Recht hat sie aufzuwerfen. Ich weiß wohl, daß von mancher Seite als vorurtheilslose empirische Methode

empfohlen wird, zunächst nur von der Empfindung zu sprechen und von jener dunklen Seele abzusehen, der wir sie zuschreiben möchten; ich behaupte dem entgegen, daß man sich durch einen solchen Anfang vielmehr vollkommen von aller erfahrungsmäßigen Grundlage entfernt. Ganz abgesehen von dem, was wir noch in besonderem Sinne die Einheit des Bewußtseins nennen, führt jede einzelne Empfindung auf jene Frage zurück; es giebt in unserer Beobachtung keinen Vorgang, den man vollständig und genau bezeichnet hätte, wenn man sagte: eine Empfindung sei, oder es werde empfunden; was wir in uns beobachten, ist stets nur dies: ich empfinde. Wie unbestimmt auch der Begriff dieses Ich hier sein mag, fehlen darf sein Name als Bezeichnung des Subjects nicht, an welchem allein, als sein Zustand oder Thun, die Empfindung wirklich ist; kein Fortschritt der Psychophysik ist mir denkbar, der dies ändern könnte, ebenso wie es gewiß nie eine Mechanik geben wird, die blos noch Bewegungen geschehen ließe, ohne dasjenige, was sich bewegt, wenigstens nominell als materiellen Punkt beständig im Auge zu behalten.

Nun kann allerdings die synechologische Ansicht unsere Frage noch dahin beantworten: eben jenes Eine Wesen, dem alle endlichen Wesen eingethan und unterthan sind, Gott also, sei dies umfassende Subject, in welchem die Empfindungen sind, die sich an die Bewegungszustände der vielen Elemente knüpfen. Lassen wir dann für den Augenblick dahin gestellt, woher die einzelnen Geister kommen, deren persönliche Lebendigkeit doch in dieser Weltansicht auch nicht fehlen soll, so begegnen wir einer anderen Schwierigkeit. Es ist wahr, daß Fechners Theorie des psychophysischen Vorgangs die beiden in ihm unterscheidbaren Theile, die physische Bewegung und das seelische Geschehen, als sachlich untrennbare Seiten eines und desselben Vorgangs betrachtet, im Grunde ganz so, wie Spinoza Modifikationen des Denkens und der Ausdehnung als stets miteinander correspondirend ansah; allein in der Ausführung gewinnt dennoch die physische Oscillation die Stellung des bedingenden Grundes und der psychische Vorgang wird zu seiner Folge. Denn das Letzte und Gewisse, worauf alle Folgerungen sich stützen, ist in der That nur die physische Mechanik der Schwingungen; nirgends aber findet sich eine Spur des entgegengesetzten Gedankens, daß auch eine ursprüngliche Gesetzlichkeit des geistigen Geschehens bestehe, dem die des körperlichen sich anzubequemen habe; ebensowenig, was bei der völligen Unvergleichbarkeit der beiden hier thatsächlich verbundenen Vorgänge unmöglich war, ein Nachweis, alles geistige Geschehen bewege sich schon seiner eigenen Natur nach in Formen, die räumlichen Schwingungen homogen oder analog sind, und folge deshalb ohne fremden Zwang den Gesetzen, die für diese giltig sind. Es ist ferner richtig, daß Fechner nicht auf directem Wege die geistigen Verrichtungen aus physischen Schwingungen construirt, sondern nur zu den erfahrungsmäßig bekannten diejenigen Bewegungen hinzuzuentdecken sucht, die dann als psychophysische Repräsentationen derselben dienen können; aber es ist doch nicht minder wahr, daß er jene seelischen Vorgänge noch nicht für erklärt und noch nicht als in Wirklichkeit möglich ansieht, ehe die entsprechenden Bewegungen von uns gefunden oder in Wirklichkeit hergestellt wären. Dann aber, wenn sie hergestellt sind, folgt ihnen der seelische Vorgang ohne weitere eigene Wurzel und verbindet sich mit anderen so wie die physischen Schwingungen es ihm vorzeichnen. Folgen wir daher der synechologischen Vorstellungsweise und verneinen zugleich die eigene Empfindung

der bewegten Punkte, so wird es zunächst wenigstens nur das eine Bewußtsein Gottes geben, und Gott wird so viel Gedanken in sich entwickeln, als ihm nach den Principien der Undulationstheorie in jedem Augenblicke möglich ist. Die Sonderbarkeit dieses letzten Ausdrucks ist allerdings zu mildern; die Mechanik der Schwingungen stände nicht Gott gegenüber als fremder Gesetzkreis, und jeder Anfangszustand seines Innern, auf welchen sie angewandt würde, wäre nicht von außenher ihm angethan; beide würden vielmehr nur Phasen seines eigenen Sinns und seiner eignen Handlungsweise sein. Allein, einen wirklichen Raum wirkliche Atome und wirkliche Bewegungen derselben vorausgesetzt, bliebe doch noch immer die seltsame Vorstellung, daß Gott zum Behuf seines geistigen Lebens eine Unermeßlichkeit blinder und selbstloser Wirklichkeit bedürfe oder sich mit ihr belaste. Wäre dies nun voller Tag der Tagesansicht und nicht vielmehr ein zurückgebliebener schwerer Schatten, den wir kühnlich zu der aufzuhebenden Nachtansicht rechnen dürften?

Fragen wir nun, wie es sich mit den einzelnen Geistern verhält, die in der Welt sich als persönliche Mittelpunkte eines begrenzten Bewußtseins und Wirkens absondern, so muß ich zunächst eine Deutung der monadistischen Ansicht ablehnen, zu der ich mich nicht bekennen würde. Einheit ist ein ganz vieldeutiges und deshalb leeres Wort, so lange nicht angegeben wird, welche Art der Verschiedenheit es in einem bestimmten Falle verneinen soll, und in welchem Verhalten praktisch diese Verneinung zur Geltung kommt. Es kann daher gar nichts helfen, von einer solchen leeren Voraussetzung der Einheit der Seele auszugehen und dann zu thun, als könnte man hieraus ihre Fähigkeit zu irgend einem Verhalten, etwa zu dem, ihre mannigfachen Vorstellungen in demselben Bewußtsein zu vereinigen, als eine begreifliche Folge ableiten. Umgekehrt vielmehr würde man sagen müssen: eben weil die Seele Mannigfaches vereinigen auf einander beziehen und beurtheilen kann, eben dadurch zeigt und bewährt sie sich nicht bloß, sondern *ist* sie Einheit, und es giebt gar keine noch wahrere Einheit, auf die sie sich wie auf einen Rechtsgrund zur Ausübung dieser Fähigkeit berufen könnte. Wie sie aber dazu kommt, diese Fähigkeit zu besitzen, — und das heißt, wie es zugeht, daß sie überhaupt als ein Wesen existiren kann, — dies ist nicht blos eine unbeantwortbare, sondern in sich selbst widersprechende Frage. Wie es Gott angefangen hat, irgend Etwas, vielleicht das unbedeutendste Atom, so zu schaffen, daß es als ein fester und doch beweglicher Punkt in eine Schwingung eintreten kann, wie er es vollends angefangen hat, eine Seele so zu schaffen, daß sie nicht blos den Vereinigungspunkt vieler Eindrücke bilden, sondern sich auf sich selbst empfindend und fühlend zurückbeziehen kann: Das Alles werden wir nie erfahren und das bloße Verlangen nach einem Hergang dieses Schaffens würde ja sichtlich eine andere ebenso unbegreifliche Schöpfung voraussetzen, deren Hülfsmittel Gott zur Erschaffung dieser zweiten Reihe von Erzeugnissen benutzt hätte. Die Theorien, welche alle endlichen Dinge ihrem Wesen und ihrem Sein nach auf die Einheit eines einzigen substantiellen Grundes zurückführen, können stets nur das Verhältniß der Abhängigkeit bezeichnen wollen, welches durch diese Schöpfung zwischen beiden dann besteht, wenn sie als geschehen gedacht wird, aber sie können nicht eine Art der Ausführung angeben, durch welche die Herstellung dieses Verhältnisses gelungen wäre. Wenn wir nun mit Allem auch die Seelen als Geschöpfe Gottes in diesem Sinne betrachten, zugleich aber sie als einheitliche

Wesen ansehen, so meinen wir nicht, daß Gott zuvor die Erschaffung eines festen substantiellen Kernes eigner Art bedurft habe, an dessen Einheit er dann die Fähigkeit zu geistigem Leben geknüpft, oder daß durch das beständige Enthaltensein eines solchen substantiellen Kernes in ihr die Seele die Fähigkeit besitze, der identische Vereinigungspunkt einer Mannigfaltigkeit von Eindrücken zu sein und sich als solcher zu wissen; sondern dadurch vielmehr, daß der in der Art seines Wirkens stets unbegreifliche Wille Gottes so gehandelt hat, daß sein Erzeugniß diese Fähigkeit besitzt, dadurch ist die Seele, nun nachdem sie so ist, ein einheitliches Wesen, tritt als solches in den weiteren Zusammenhang der Dinge ein und muß als solches auch unseren Versuchen zur Erklärung dieses Zusammenhanges zu Grunde gelegt werden. Hat man diese Auffassung mit dem physikalischen Atomismus so verglichen, als hätte sie in der Seele ein reales Atom besonderer Art gesehen, so ist diese Vergleichung triftig oder untriftig, je nachdem man über das Atom selbst so oder so denkt; ich würde in diesem nur den Ausdruck einer ewig gleichförmig unterhaltenen Action des einen Weltgrundes sehen, dazu bestimmt, als unwandelbarer Beziehungspunkt in dem Spiele gesetzmäßiger Ereignisse zu dienen, in der Seele dagegen die nicht ewig unterhaltene, sondern an bestimmten Punkten des Weltlaufs beginnende Action, welche für einen Abschnitt desselben ein früher nicht vorhanden gewesenes Centrum der Verinnerlichung erzeugt; auf eignen Füßen würde weder das Atom noch die Seele so stehen, daß sie erst einheitliche Wesen wären und in Folge dessen so oder anders handelten; sie sind Einheiten und Wesen nur insofern und in dem Maße als sie in ihren Wirkungen sich als solche zeigen.

Worin aber besteht dann unsere Differenz? und giebt nicht auch die synechologische Ansicht diese Einheit der Seele, als eine thatsächliche Leistung, vollständig zu? Allerdings giebt sie dieselbe zu, aber als eine Folge, die sich aus der Verkettung psychophysischer Vorgänge construiren lasse, ohne einer besondern Action des Einen zu bedürfen, welche sie zu dieser hinzu erzeugte; sie urtheilt deshalb über das, was dem Seelenleben über die Grenzen unserer Beobachtung hinaus begegnen könnte, lediglich nach der Mechanik jener Vorgänge, und nicht mit Rücksichtnahme auf die Absicht, in welcher die schaffende Hand die Seele mit ihnen verknüpfte. Jene Constructionen nun halte ich nicht für möglich. Ich erwähnte schon die Unklarheit des Grundgedankens, daß an Bewegungen zwischen mehreren Elementen Empfindung sich knüpfe; wir bedurften der Angabe dessen, was sie empfindet. Aus der Bewegung allein nun kann unmöglich ein drittes Subject entstehen, neben den beiden Elementen, die sich in ihr befinden; eine Ergänzung müßte hinzutreten, die aus der Bewegung, falls diese das Vorangehende wäre, mehr machte, als sie an sich ist oder aus sich selbst werden kann; diese Ergänzung denken wir uns durch eine Thätigkeit des umfassenden Weltgrundes geleistet, welcher die Thatsache der Bewegung zur Veranlassung nimmt, um dem Plane des Ganzen gemäß das einheitliche Subject zu ihr hinzuzuschaffen, das sie selbst nicht erzeugen kann. Hängen dann weiter von den verschiedenen Formen der Bewegung die Verschiedenheiten der Empfindungen ab, so wird es ebenso hoffnungslos sein, den eigenthümlichen Inhalt der letzteren aus der Natur der ersteren abzuleiten; warum die eine Schwingungsform die Empfindung des Rothen, die andere die des Süßen erzeugen müsse, und warum nicht umgekehrt diese jene und jene diese, wird niemals zu begründen

sein; die Unvergleichbarkeit der Bewegungen und der Empfindungen wird stets nur erlauben, die eine als an die andere thatsächlich geknüpft zu denken; der Grund der Verknüpfung, uns freilich stets unbekannt, kann nur in dem liegen, was der Alles umfassende Grund nach seinem Plane des Ganzen dem entstehenden Seelenwesen auftrug, als er es zur Thatsache jener Bewegungen hinzutreten ließ. Das ist es nun eben, was wir ausdrücken wollen, wenn wir sagen, Empfindung überhaupt und der mannigfache Inhalt derselben gehe nur aus dem Wesen der Seele hervor und sei in ihm allein begründet; denn dieses ihr Wesen besteht nicht in einem inhaltlosen unzersprengbaren Kern, sondern in diesem Auftrag, zu dessen Erfüllung sie zu dem Naturlauf hinzutritt, und den er selbst, ohne sie, nicht aus sich würde erfüllen können. Nun mag zugegeben werden, daß die nächsten Leistungen des Seelenlebens, die Bewahrung der Eindrücke im Gedächtniß und ihre Wiedererinnerung, im Allgemeinen sich an Fortdauer und Erneuerung der bewirkenden Schwingungen knüpfen ließen, obgleich unzählige Schwierigkeiten der Durchführung dieses Gedankens im Einzelnen übrig bleiben würden; aber die Leichtigkeit weiß ich mir nicht zu rechtfertigen, mit welcher Fechner über die Leistungen hinweggeht, die man als die erheblichsten Zeugnisse für eine physisch nicht construirbare Einheit des Bewußtseins seiner Ansicht entgegenzusetzen pflegt: alle Handlungen des Vergleichens des Beziehens des Urtheilens und der Reflexion überhaupt, welche sich der Einzelvorstellungen und ihrer Verhältnisse von neuem bewußt wird (S. 109). „Wohlan, sagt er, giebt es überhaupt etwas im Menschengeiste, was sich der materiellen Bedingtheit oder Vermittelung entzieht, so wird es sich auch darüber hinaus derselben entziehen; aber warum es vorzugsweise von der geistigen Selbstreflexion glauben, da sie in einer materiellen, zugleich ihr Spiegelbild und ihren Träger finden kann; ja woher auch nur der Ausdruck für die geistige, wenn er nicht von der Vergleichbarkeit mit der materiellen stammte? Sofern ein bewußtseinstragender materieller Vorgang sozusagen über sich selbst hinwegzieht', wird sich der daran geknüpfte geistige seiner wie objectiv bewußt. Ueberall aber, wo eine Aether-, Luft- oder Wasserwelle in sich selbst zurückgeworfen wird, hat man eine materielle oder physische Selbstreflexion. Kleine und große Züge gehen davon durch die Welt, und wenn im Sinne der Tagesansicht die ganze physische Welt von einem psychischen Leben erfüllt ist, das sich über uns hinaus im Geiste der Erde und über alle Geister hinaus im göttlichen Geist zusammen- und abschließt, so wird auch die physische Selbstreflexion eine psychische Bedeutung haben, wofür wir nun eben keine andere finden können, als die der psychischen Selbstreflexion.

Ich könnte hierauf unmittelbar fortfahren: wenn es in der Natur einer Wellenzurückwerfung an sich läge, zur psychischen Reflexion zu werden, so brauchten wir uns nicht auf das Suchen nach ihrer Bedeutung zu verlegen, so daß wir mit der angegebenen uns blos begnügen müßten, weil wir keine passendere fänden; wir würden die richtige vielmehr unmittelbar aus dem Begriffe der über sich hinziehenden Schwingung entwickeln können. Daß wir aber darauf beschränkt sind, die seelische Bedeutung dieser physischen Reflexion der Wellen zu errathen, zeigt hinlänglich, daß die geistige Reflexion nicht aus ihr hervorgeht, sondern, wenn sie mit ihr überhaupt zusammenhängt, dann mit ihr durch die schöpferische Absicht verbunden ist, welche der Seele als einen Zug ihres Wesens auftrug, diesen Act des Bewußtseins dann

zu vollziehen, wenn jener Fall physischer Bewegung, in ihrem nervösen Organismus geschehend auf sie einwirkt. Und das ist es wieder, was wir meinen, wenn wir sagen, nur aus der einheitlichen Natur der Seele, aus dem was ihr aufgetragen ist, seien die Aeußerungen alles beziehenden Wissens, des Vergleichens und Mittheilens begreiflich, zu deren Ausübung sie durch jene physischen Vorgänge gereizt wird. Ich muß freilich hinzufügen, daß ich auch an den factischen Zusammenhang dieser physischen Reflexion mit der psychischen nicht glaube. Wenn man sich an den allgemeinen Ausdruck Selbstbewußtsein hält, der eine Rückkehr des Vorstellens auf seinen Ausgangspunkt einschließt, so mag man hierin einige Aehnlichkeit mit dem Rückgang der Welle finden; aber die bestimmten einzelnen Thätigkeiten, um deren willen man auf die Einheit des Bewußtseins kam, das Vergleichen, das Urtheilen und das Vorstellen der mannigfachsten Beziehungen, dies alles würde nur höchst unvollkommene Verbildlichungen durch jene physischen Vorgänge erfahren.

Der Anfang der Periode, die ich oben anführte, läßt mich nun noch einen Punkt berühren. Es war eigentlich nicht, wie dort vorausgesetzt wird, die Absicht, wenigstens von dem, was Fechner hier unter dem Namen der Reflexion zusammenfaßt, Unabhängigkeit von materieller Bedingtheit oder Vermittelung zu behaupten, dieser Punkt kann unentschieden bleiben. Es ist allerdings richtig, daß wir durchaus die Dienstleistungen nicht anzugeben wissen, zu denen sich körperliche Organe und Vorgänge eignen könnten, um der Seele bei der Fällung eines Urtheils zu helfen, falls sie nicht durch ihre eigene Natur schon zu diesem Geschäft fähig wäre; Nichts scheint nöthig, als daß sinnliche Eindrücke, mithin körperliche Processe, ihr die Vorstellungen des Inhalts verschafft haben, über den sie urtheilen soll. Allein in derselben Verlegenheit befinden wir uns doch auch Leistungen gegenüber, die unzweifelhaft an die körperlichen Organe gebunden sind; ich glaube nicht, daß Jemand jetzt an dem Dasein des sogenannten Sprachorgans zweifeln wird; allein in welcher Weise es die richtige Combination der Sprechbewegungen unter sich und mit den Lautbildern so vermittelt, daß auch die beobachteten Störungen dieser Combination begreiflich werden, darüber gibt es doch keine einigermaßen befriedigende Vorstellung. Ueberhaupt begegnet es uns ja häufig, daß wir neue organische Structurverhältnisse finden, deren Nutzen uns unbekannt bleibt; wir glaubten mit dem früher bekannten Bestande zur Erklärung der betreffenden Function schon auszureichen; offenbar haben wir also Bedingungen übersehen, die zu ihrer Ausführung erfüllt sein müssen. Wir lassen daher völlig dahingestellt, ob nicht an materielle Bedingungen und Vermittlungen das Auftreten auch jener geistigen Verrichtungen gebunden ist, die uns nach der Natur ihrer Leistung eine solche nicht zu verlangen scheinen. Der Würde des geistigen Lebens geschähe hierdurch kein größerer Abbruch als durch alles das, was wir nothwendig, obgleich als dunkles Schicksal unserer Existenz, zugeben müssen; wir können nun doch einmal mit geblendeten Augen nicht sehen, mit gelähmten Gliedern unsern lebhaftesten Willen nicht durchsetzen und der völligen Umnachtung unseres geistigen Lebens durch Krankheit nicht widerstehen. Was wir Fechner entgegensetzten, war nicht dies, daß in dieser einen auserwählten Klasse von Verrichtungen sich das geistige Leben frei über das materielle erhebe, sondern vielmehr, daß es in allen seinen Verrichtungen eben etwas anderes ist und thut, als die physischen Bedingungen enthalten, an die es

vielleicht ausnahmslos gebunden ist, und daß es in der Verbindung seiner Thaten und ihrer gegenseitigen Begründung seiner eigenen innern Gesetzlichkeit folgt; indem es an jeden einfachsten jener materiellen Vorgänge eine Empfindung knüpft, die in ihm nicht enthalten ist, indem es an die factische Verkettung mehrerer dieser Vorgänge eine That des Beziehens knüpft, die wieder in der Natur dieser Verkettung nicht schon fertig liegt, erhebt sich das Seelenleben allerdings als ein Reich ganz eigenthümlichen Geschehens allenthalben über die Basis des materiellen, mit dem es verbunden ist, in keinem Stücke ihm ähnlich, in seiner inneren Systematik nicht ein Gegenbild der Beziehungen zwischen seinen physischen Grundlagen, im Ganzen einer Blume ähnlich, die ohne Erdboden nicht blühen kann, aber weder durch ihre Gestalt noch ihren Duft Analogien seiner Structur wiederholt.

Die Begründung der Psychophysik, der allgemeinen Theorie des Zusammenhangs zwischen materiellen und geistigen Vorgängen, ist einer der vielen schönen Ruhmestitel Fechner's. Ausgegangen von experimentalen Untersuchungen über das Verhältniß zwischen der Stärke eines Sinnenreizes und der Intensität der von ihm erzeugten Empfindung, ist sie von ihm nach allen Seiten hin zur Grundlage jener allgemeineren Theorie erweitert worden. Die letzten Bemerkungen, die ich machte, zeigen, warum ich einer weiteren Entwicklung dieser allgemeineren Theorie weder gleichgültig noch ungläubig gegenüberzustehen brauche, sondern sie mit lebhafter Theilnahme verfolgen kann. Zwei Wünsche nur würde ich haben. Jede psychische Verrichtung, welche einem physischen Vorgange zugeordnet werden sollte, müßte direct durch Beobachtung als thatsächlich zu ihm gehörig nachgewiesen, oder doch eine in Bezug hierauf gewagte Hypothese durch Beobachtungen und womöglich durch Versuch bestätigt werden; ganz und gar dagegen müßte der Weg verlassen werden, nach irgend welchen Principien oder Analogien im Voraus das Resultat berechnen zu wollen, welches einem seiner Form nach bekannten physischen Vorgange entsprechen müßte. Es entspricht eben nicht ihm allein; nur als Reiz auf die Seele wirkend, erregt der physische Vorgang in ihrer Natur eine Rückwirkung, deren Art und Form, lediglich aus dieser Natur entspringend, auf keine Weise aus der Gestalt der physischen Vorgänge erkannt werden kann, mit deren Veränderungen die ihrigen, um der Unvergleichbarkeit beider willen, nicht parallel gehen können. Zum anderen wünschte ich ein Zugeständniß ausdrücklich gemacht zu sehen, das im Grunde in Fechner's Gesammtansicht wirklich liegt. Er behandelt doch die Seele als eine lebendige und sich über die Grenzen dieses Lebens hinaus erhaltende Einheit, bestimmt, den Lohn ihrer Thaten jenseit zu empfangen; warum nun nicht zugestehen, daß sie auch in der Behandlung des diesseitigen Lebens, in dem Sinne, den wir allein verlangen konnten, als Einheit in Rechnung zu ziehen ist, die mit ihrer eigenthümlichen Natur in Wechselwirkung mit den Elementen des Körpers steht? Ich kann nicht finden, daß die Rückkehr zu diesem anschaulichen Sprachgebrauch die weiterstrebenden berechtigten Tendenzen der Psychophysik beeinträchtigen müßte; die unfaßlichen Ausdrücke dagegen, die von Empfindungen ohne empfindendes Subject, von über sich selbst reflectirenden Bewegungen, von unzerbrechbarem Zusammenhang räumlich zusammenhängend entstandener Schwingungen sprechen, würden die Psychophysik nur der Gefahr aussetzen, mit dem cruden

Materialismus zusammengeworfen zu werden, von dem sie doch ihrer Absicht nach durch eine unendliche Kluft getrennt ist.

Ich habe mit diesen Bemerkungen zugleich den Grund angegeben, der mich auf das Lebhafteste und Vollständigste die allgemeinen Glaubenssätze anerkennen läßt, in welche Fechner seine Weltansicht zusammenfaßt, zugleich aber auch hindert, gleiches Vertrauen zu der geistvollen und anziehenden speciellen Ausmalung des allgemeinen Geisterreiches zu fassen. Ich könnte hier auch einer Analogie folgen und sagen: eben deswegen, weil schon in dem diesseitigen Leben der Seele Alles ganz anders ist zugeht und zusammenhängt als in dem materiellen Fundament, das hier ihr gegeben ist, ebendeswegen haben wir gar keine Regel, nach welcher wir ihre weitere Entwickelung unter veränderten Umständen beurtheilen könnten. Ein Mönch, dem sein verstorbener Gefährte erschien, fragte diesen über die jenseitige Welt: estne taliter qualiter? aber der erwiderte verstört: totaliter aliter! Wer uns die Befürchtung nehmen könnte, daß es uns mit unseren Speculationen ähnlich ergehen möchte! Gestehen wir deshalb doch lieber zu, daß vom Diesseits zum Jenseits die Brücken der Analogie nicht führen, die hinreichend fest wären, um zu ihrer Betretung einzuladen.

Müssen wir sie denn aber betreten? müssen wir Alles wissen? und reicht es nicht hin, einig zu sein über die großen Umrisse der Wahrheit? über den Inhalt eines Glaubens, den Fechner mit so voller Wärme und Entschiedenheit hier bekannt hat? Aber so geht es; der Streit um die kleinen Verschiedenheiten unserer Deutungen des Höchsten nimmt in unserem Leben mehr Platz ein, als die Versicherung unserer Uebereinstimmung; indem ich hervorheben wollte, wie siegreich von Fechner jene Nachtansicht bekämpft wird, die man uns als neuen Glauben an die Stelle des alten aufdrängen wollte, habe ich nun doch Zeit und Raum mit Disputationen über Nebensachen vergeudet und dem Leser überlassen, den edlen Kern selbst aufzusuchen, um dessen Schale ich gestritten habe. Möge diese unvollkommene Darstellung wenigstens mit der Erneuerung meiner herzlichen Verehrung für den Freund schließen, dessen langes unermüdlich den höchsten Zielen gewidmetes Leben mir ein ebenso lebendiges Zeugniß, wie irgend eine Theorie es geben könnte, für die Kraft und Wahrheit der Gedanken ist, die seine Leitsterne gewesen sind. Und da er selbst einmal Derjenigen gedenkt, die mit unablässiger Liebe ihm auf dem oft verdunkelten Wege seines Lebens beigestanden hat, so wage auch ich ihrer hier zu gedenken und wünsche, daß beide wie einst Philemon und Baucis ihren Dienst in dem Tempel, zu dem sie berufen sind, noch lange in stillem Frieden verrichten mögen. Erinnern sie sich dann eines früheren Hausgeistes, der sich nach Art der Spirits hier etwas unartig bewiesen hat, so mögen sie nicht Anstoß daran nehmen, daß ihm die Grenzen zwischen Dem was wir wissen und Dem was wir nicht wissen können, etwas anders zu ziehen schienen. Bald werden wir alle davon mehr erfahren.

# Ueber Reinigung und Entwässerung von Städten im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege.

Von
E. Wiebe,
Geh. Ober-Baurath in Berlin.

Bei der erhöhten Aufmerksamkeit, welche in neuerer Zeit der öffentlichen Gesundheitspflege zugewendet wird, tritt namentlich das Bedürfniß einer besseren Reinhaltung der Städte immer mehr in den Vordergrund. Durch wirkliche Nothlagen gedrängt, haben namentlich englische Städte in dieser Richtung viele gelungene, aber auch viele vergebliche Versuche gemacht. In Folge dessen ist die Literatur, aus welcher das allmälige Heranreifen dieser wichtigen Frage allerdings ersichtlich wird, gewaltig angewachsen, so daß sie sich kaum mehr übersehen läßt.

Der Einfluß dieser Frage auf das Wohlbefinden der städtischen Bevölkerungen ist aber so bedeutend, daß sie auch den Nichtfachmann näher berührt, welcher seiner Stadt durch sachgemäße Anregung nützlich sein möchte und könnte, der aber kaum jemals in der Lage ist, sich durch die große Anzahl mißlungener Versuche und nicht bewährt gefundener Systeme hindurch zu arbeiten. Einem solchen dürfte daher ein möglichst klarer Ueberblick willkommen sein, welcher ihm nicht nur über das eigentliche Wesen der abzustellenden Uebelstände, sondern auch über das praktische Verfahren Aufschluß giebt, diese Uebelstände unter verschiedenen Ortsverhältnissen nach den bei gelungenen Anlagen gemachten Erfahrungen, mit Erfolg zu beseitigen.

---

In allen Culturländern wiederholt sich die Erscheinung, daß das Wasser der städtischen Brunnen sich in einem gewissen Zeitpunkte zu verschlechtern beginnt. Als Ursache dieser Erscheinung hat man die organischen Unreinigkeiten erkannt, welche von dem menschlichen Haushalt ununterbrochen abfallen und eine Zeit lang auf dem Boden der Städte verbleiben. Theils in fester, theils in flüssiger Gestalt unterliegen sie hier dem natürlichen Zersetzungsproceß durch Fäulniß. Durch ferneres Gebrauchswasser und durch atmosphärische Niederschläge werden diese fäulnißfähigen Stoffe aufgelöst und verdünnt, sickern in den Erdboden, verunreinigen denselben und erreichen nach einer gewissen Zeit das Grundwasser, welches die städtischen Brunnen speist. Hat diese Verunreinigung des Grundwassers erst begonnen, so vermehrt sie sich in gesteigertem Maaße, bis zuletzt ein Zeitpunkt eintritt, wo das Brunnenwasser ganzer Städte sich für den menschlichen Genuß nicht mehr eignet und die Städte zu ihrer Selbsterhaltung gezwungen werden, ihr Gebrauchswasser von außerhalb herzuholen, d. h. Wasserleitungen anzulegen.

In früheren Jahrhunderten wurden mit großen Kosten Aquäducte hergestellt, die zum Theil auf gemauerten Bögen über weite Thäler geführt werden mußten, um mit ununterbrochenem Gefälle das Wasser aus hochgelegenen Quellen, Bächen oder Gebirgsseen herzuleiten. Nachdem in beschränktem Umfange zuerst bleierne nnd später gebohrte hölzerne Röhren angewendet waren, ersetzte man, seit die Benutzung des Gußeisens allgemeiner wurde, die offenen Leitungen durch

unterirdisch gelegte gußeiserne Röhren. Durch die Eigenschaft dieser Röhren, einen starken inneren Wasserdruck auszuhalten, war man im Stande, das Wasser im Inneren der Städte wieder bis zu einer größeren Höhe ansteigen zu lassen und bis in die obersten Geschosse der Häuser hinauf zu führen.

Wo die hochgelegenen Quellen zu entfernt waren, schritt man zur Benutzung der Dampfkraft, um in größerer Nähe das Wasser aus Flüssen oder Brunnen zu entnehmen und auf die erforderliche Höhe zu pumpen. Man erreichte auf diese Weise den gleichen Zweck, das frische Wasser allen Stockwerken der Häuser zuzuführen und dadurch den reichlichen Gebrauch desselben zu erleichtern.

Diese erleichterte Entnahme einer beliebigen Wassermenge wurde von den Einwohnern sehr bald wohlthätig empfunden. Vor Allem vermehrte sich die Reinlichkeit und Behaglichkeit in den Häusern durch den reichlicheren Wasserverbrauch, der die Unreinigkeiten schnell aus den Häusern fortspülte. Es vermehrte sich deshalb die Menge des gebrauchten Wassers bald in ungeahntem Maaße, und stieg an einzelnen Orten bis zu einer gewissen Verschwendung.

So kam es, daß auch die nachtheiligen Folgen des stärkeren Wasserverbrauches nicht ausblieben. Während die zur Abführung des Regenwassers angelegten Straßenrinnsteine bisher ausgereicht hatten, die spärlichen Mengen des gebrauchten Wassers ebenfalls noch aufzunehmen und dem nächsten Wasserlaufe zuzuführen, vermehrte sich nach Einführung der Wasserleitung nicht blos die Menge des in Wohnhäusern und gewerblichen Anlagen gebrauchten Wassers, sondern auch die Menge der Unreinigkeiten, welche mit diesem Wasser auf die Straßen der Stadt gelangten. Viele Abgänge aus Fabriken und Haushaltungen, und unter den letzteren zunächst auch die flüssigen Theile der menschlichen Auswurfsstoffe, welche bisher der größeren Menge nach in Gruben zurückgehalten und zeitweise abgefahren wurden, gelangten jetzt auf dem bequemeren Wege mit dem Spülwasser in die Rinnsteine und veranlaßten auf den Straßen die unleidlichsten Zustände. Im Sommer faulten sie und machten die Luft der Straßen und Höfe stinkend; im Winter bildeten sie große Massen unreinen Eises, immer aber sickerte bedeutend mehr als bisher von den aufgelösten fäulnißfähigen Stoffen in die Erde, verunreinigte also den Untergrund der Stadt, der Wohnungen und das Wasser der Brunnen immer mehr, machte in undurchlässigem Boden die Keller naß und stinkend und das Wohnen in solchen Städten unbehaglich und ungesund.

Die nächste Hilfe zur Befreiung von diesen Uebeln suchte man in einer Art bedeckter Rinnsteine, welche das unreine Wasser auf dem nächsten Wege dem anliegenden Flusse oder Bache zuführen sollten. Diese Rinnen lagen in nur geringer Tiefe unter der Straße, waren unvollkommen bedeckt und hatten einen flachen, in der Regel nicht wasserdichten Boden, der die Flüssigkeiten in den Untergrund sickern ließ. Die Folge davon war, daß dieselben mehr und mehr in die tiefer liegenden Keller drangen, die festen Unreinigkeiten aber auf dem flachen Boden der Rinnen zurückließen. Diese füllten die Abzüge an und geriethen in Fäulniß. Die Fäulnißgase drangen dann durch die undichte Ueberdeckung auf die Straße. Bei starkem Regen wurden die faulenden Stoffe in den Fluß gespült und verunreinigten denselben mehr als bisher. Bei trockenem Wetter mußten die stinkenden Stoffe ausgeräumt und durch die Straßen der Stadt abgefahren werden. Im Winter froren

diese flachliegenden Rinnen oft gänzlich zu und beim nächsten Thauwetter ergossen unsaubere Wassermengen sich über die ganze Breite der Straßen und flossen in die Häuser und Keller.

Erst durch diese schlimmen Erfahrungen gezwungen, wurde eine bessere Ableitung der städtischen Abflüsse ernstlich in Angriff genommen. Um das Wasser der Flüsse nicht innerhalb der Stadt zu verunreinigen, wurden die Canäle zunächst eine Strecke unterhalb der Stadt in den Fluß geleitet. Man legte dieselben frostfrei und zugleich tiefer als die Keller, machte sie wasserdicht, gab ihnen im Inneren eine möglichst glatte Oberfläche und im Querdurchschnitt die Form eines auf die Spitze gestellten Eies, damit auch kleine Wassermengen, indem sie auf der schmalen Sohle des Canals zusammengehalten wurden, im Stande waren, feste Beimischungen mit sich fortzuschwemmen, die Canäle offen zu halten und diese Stoffe nicht innerhalb der Stadt in Fäulniß gerathen zu lassen.

Durch eine solche Anlage wurde die Entwässerung der Städte schon wesentlich verbessert. Bald aber zeigte die vermehrte Verunreinigung der Flüsse sich den unterhalb anliegenden Ortschaften nachtheilig. Die Fische starben, das Wasser eignete sich nicht mehr für die häusliche und gewerbliche Benutzung, und selbst schiffbare Flüsse wurden dermaßen mit Schlamm angefüllt, daß die Schiffahrt behindert zu werden drohte. Andererseits erhoben sich die Klagen der Landwirthe, daß die bedeutenden Massen von Düngstoffen, welche den Flüssen zugeführt wurden, der Landwirthschaft ungenutzt verloren gingen, und stellten eine Verarmung des Landes in Aussicht.

Als nun in England diese Verunreinigung der Flüsse den Städten untersagt wurde, versuchte man eine Menge von mechanischen und chemischen Mitteln, einerseits um die Abflüsse zu reinigen, bevor sie öffentlichen Wasserläufen zugeführt wurden, andererseits um die Düngstoffe aus ihnen auszuscheiden und in verkäufliche Waare zu verwandeln. Alle diese Versuche, obgleich sie oft mit sehr erheblichen Geldmitteln ins Werk gesetzt wurden, schlugen fehl und die darauf verwendeten Summen gingen verloren.

Ein Theil der Abflüsse Edinburgs war schon seit einer Reihe von Jahren mit großem wirthschaftlichen Erfolg zur Berieselung und Düngung von Grasland benutzt worden. Dennoch machte der Civil-Ingenieur Latham in der Villenstadt Croydon, nahe bei London, den ersten Versuch, die der Stadt auferlegte Reinigung der Abflüsse durch Berieselung von Grasflächen zu bewirken. Dabei zeigte sich, daß die Abflüsse nicht nur wirklich gereinigt wurden, sondern es konnte auch der in ihnen enthaltene Düngungswerth mit erheblichem Vortheil ausgenutzt werden. Hierdurch war die Aufgabe gelöst, die unreinen Abflüsse der Städte nicht nur unschädlich unterzubringen, sondern auch zugleich mit Nutzen zu verwerthen.

Seit dieser Versuch in so überraschender Weise gelungen war, ist die Berieselung von Feldern als die nothwendige Ergänzung einer städtischen Entwässerungsanlage in den weitesten Kreisen anerkannt worden.

---

Im Laufe der hier kurz angedeuteten Entwickelung hat die Aufgabe der Städtereinigung eine tief in das Volksleben eingreifende Bedeutung gewonnen. Das Bedürfniß namentlich älterer Städte, sich mit frischem Wasser zu versorgen,

tritt mit jedem Jahre häufiger hervor; aber nicht selten wird jetzt noch eine Wasserleitung angelegt, ohne gleichzeitig für die Fortschaffung der vermehrten Zuflüsse und ihrer durch den Gebrauch vermehrten unreinen Beimischungen, sowie für deren unschädliche Unterbringung Sorge zu tragen: Wo nothdürftig dafür gesorgt werden sollte, glaubte man in vielen Fällen genug zu thun, wenn man die Abflüsse auf dem kürzesten Wege dem nächsten Wasserlaufe zuführte, und nicht blos diesen verunreinigte, sondern auch häufig eine nur unvollkommene Entwässerung deshalb erhielt, weil die hohen Flußwasserstände in die Canäle hinein stauten, ihren Abfluß zeitweise hemmten und zu vielfachen Unzuträglichkeiten Veranlassung gaben.

Wo die Canäle, wenn auch unterhalb der Städte, noch in die Flüsse ausmünden sollen, ist es daher zunächst von höchster Wichtigkeit, dieselben von den Hochwasserständen im Flusse unabhängig zu machen. Am vollkommensten wird dieses in der Regel erreicht, wenn die Abflüsse erst durch Vermittelung eines wasserfreien Rieselfeldes in den Fluß gelangen. Aber auch wo dieses nicht der Fall ist, fragt es sich zunächst, ob die städtischen Canäle wenigstens hoch genug liegen können, um sie, selbst bei den höchsten Wasserständen des Flusses, durch eigens dazu bestimmte Auslässe von dem Wasser heftiger Regengüsse genügend zu entlasten. Hiernach ist die Frage zu beantworten, ob bloß das Gebrauchswasser, oder ob und wie viel auch das Regenwasser von den Straßen, Höfen und Dächern in die Canäle aufgenommen werden kann. Da nämlich die Canäle, schon der zu hohen Kosten wegen, nicht für die stärksten Regenfälle bemessen werden, so müssen solche Regenauslässe als Sicherheitsventile vorhanden sein, um Straßen und Keller nicht der Ueberschwemmung und die Canäle nicht dem Zersprengen durch den inneren Wasserdruck auszusetzen.

Wo Stadttheile so niedrig liegen, daß solche Regenauslässe bei Hochwasserständen im Flusse nicht ausfließen können, da muß das Regenwasser aus den Canälen ausgeschlossen bleiben, wenn nicht nachgewiesen werden kann, daß starke Regengüsse niemals mit Hochwasserständen gleichzeitig eintreten. Da außerdem aus so tiefliegenden Stadttheilen die Canäle in der Regel nur durch Pumpen entleert werden können, so würde das Regenwasser die Pumpkosten erheblich vermehren, ohne daß dennoch bei starken Regengüssen alle Gefahr ausgeschlossen wäre. In solchen Fällen muß das Regenwasser auf die bisherigen Rinnsteine, oder auf die sonst bestehenden Entwässerungsanlagen angewiesen bleiben. Solche Stadttheile kommen hierbei aber insofern in eine viel vortheilhaftere Lage als bisher, als den Rinnsteinen künftig ausschließlich Regenwasser, aber kein verunreinigtes Hauswasser mehr zufließt, da das letztere gänzlich von den neuen Entwässerungscanälen aufgenommen und abgeleitet wird. Da es bei Frostwetter nicht regnet, so fallen auch die lästigen Eisbildungen in den Rinnsteinen und auf den Straßen gänzlich fort.

Nächst der Höhenlage der Stadt gegen den anliegenden Fluß, kommt ferner deren Höhenlage gegen die künftigen Rieselfelder in Betracht. Meistens können nur die Canäle aus den höher gelegenen Stadttheilen mit natürlichem Gefälle nach den Rieselfeldern fließen. In diesem Falle werden dieselben in einem Abfangecanal vereinigt, welcher etwa parallel mit dem Flusse die Stadt durchzieht und sich bis zum Rieselfelde fortsetzt. Dieser Canal hält alle Abflüsse aus der oberen Stadt von den unteren Stadtgegenden ab, was besonders da wichtig ist, wo die Abflüsse der unteren Stadt fortgepumpt werden müssen. Die Pumpen drücken in diesem

Falle die Abflüsse der unteren Stadt in der Regel nur bis in den höher gelegenen Abfangecanal, um eine doppelte Leitung nach den Rieselfeldern zu ersparen.

Nicht selten liegen aber die Rieselfelder so hoch, daß das Canalwasser der ganzen Stadt durch Pumpen gehoben werden muß, um es dahin zu befördern. Hiernach muß sich dann das anzuwendende System richten, und die Frage endgiltig entschieden werden, ob auch das Regenwasser in die Canäle aufgenommen werden soll, oder nicht.

Erst nachdem die hier angedeuteten Vorfragen erledigt, und das anzuwendende System in seinen Hauptumrissen festgestellt ist, kann das Canalnetz im Speciellen projectirt werden. Dasselbe besteht je nach der abzuführenden Wassermenge, zum Theil aus unterirdischen, eiförmig gestalteten Canälen, welche aus klinkerhart gebrannten Gewölbsteinen mit möglichst glatter innerer Oberfläche in Cementmörtel gemauert werden, zum Theil aus kreisrunden glasirten Steingutröhren. Diese Abzüge durchziehen sämmtliche Straßen und müssen das für den Abfluß des Wassers nöthige Gefälle haben. Sie müssen wasserdicht sein und in der Regel mindestens 3 Meter unter der Straßenkrone liegen, damit sie frostfrei sind und zur Entwässerung und Trockenlegung der Keller beitragen können.

Das Gefälle dieser unterirdischen Abzüge richtet sich im Allgemeinen nach der Oberfläche der Straßen, jedoch so, daß gemauerte Canäle nicht gern unter 1 Meter Fall auf 1500 Meter Länge, Steingutröhren nicht unter 1 Meter Fall auf 500 Meter Länge erhalten. Bei sehr sorgfältiger Behandlung haben sich zwar noch geringere Gefälle bewährt, wo aber stärkere Gefälle zu erreichen sind, ist solches vorzuziehen, da bei gleicher Menge des abzuführenden Wassers die Canäle um so größer und kostspieliger werden müssen, je schwächer ihr Gefälle ist. Die Geschwindigkeit des Abflusses und mit ihr die Leistungsfähigkeit der Canäle steigt nämlich mit dem stärkeren Gefälle.

Zur Bestimmung der Größe der Canäle kommt es zunächst darauf an, ob dieselben blos das gebrauchte Hauswasser, oder ob sie auch Regenwasser aufnehmen sollen. Im ersteren Falle rechnet man auf jeden Einwohner der zu entwässernden Fläche täglich 150 Liter Gebrauchswasser. Von dieser Wassermenge wird die Hälfte in 8 Tagesstunden gebraucht und muß daher auch in dieser Zeit abgeführt werden, während die andere Hälfte sich auf die übrigen 16 Stunden vertheilt. Für das bloße Hauswasser reichen meistens von Innen und Außen glasirte Steingutröhren aus, denen man mindestens 20 Centimeter Weite giebt, selbst wenn nach der Rechnung eine geringere Weite ausreichen würde, damit sie der Verstopfung weniger ausgesetzt sind. Die größeste Weite beträgt bei Steingutröhren 50 Centimeter, weil größere Röhren unter dem auf ihnen lastenden Erddrucke nicht haltbar genug sind. Wo eine einzelne Röhre von dieser Größe nicht ausreicht, da werden deren zwei von der nöthigen Gesammtweite angeordnet, oder man geht zu gemauerten Canälen über.

Wenn das Regenwasser in die Canäle aufgenommen wird, so tritt dieses zu dem Hauswasser hinzu, und zwar übertrifft es dasselbe an Menge bedeutend. Die größeren Canäle werden indeß, wie bereits angedeutet ist, nicht so groß gemacht, daß sie das ganze Wasser heftiger Regenfälle ableiten können. Bei solcher Größe würden sie nicht blos viel zu theuer, sie würden auch nicht geeignet sein,

bei trockenem Wetter durch das bloße Hauswasser rein gespült zu werden. Man macht sie daher nur so groß, daß sie außer dem Hauswasser noch bei einem Regenfall von $^1/_2$ Zoll (13 Millimeter) Höhe in einer Stunde ausreichen, wenn sie bis zum Anfange des Gewölbes gefüllt werden. Da aber von dem Regenwasser höchstens die Hälfte in die Canäle gelangt, während die andere Hälfte theils in die Erde zieht, theils verdunstet, so besteht die Wassermenge, für welche die Weite der Canäle eingerichtet ist, einmal in dem Hauswasser zur Zeit des stärksten Verbrauches, und dann in dem Regenwasser, welches die zu entwässernde Fläche von Straßen, Höfen und Dächern in einer Stunde $^1/_4$ Zoll (6,5 Millimeter) hoch bedecken würde. Der Ueberschuß über diese Regenmenge ist durch die Regenauslässe des Abfangecanals und der größeren Sammelcanäle seitwärts in öffentliche Wasserläufe abzuleiten. Diese Regenauslässe bilden in der Höhe des Gewölbanfanges einen breiten Ueberfall, und müssen groß genug sein, die stärksten Regengüsse abführen zu können. Bei den kleinen Canälen und den Steingutröhren, welche eigene Regenauslässe nicht erhalten können, muß allerdings auf die stärksten bekannten Regenfälle Rücksicht genommen werden.

Die Abzugscanäle und Röhren liegen in der Regel unter der Mitte der Straße. In breiten Straßen legt man oft die Röhren zu beiden Seiten der Straße, um die Hausanschlüsse abzukürzen. Da man den Abzügen das Regenwasser von den Straßen an beliebigen Stellen zuführen kann, so fallen die tiefen Rinnsteine fort, welche nicht selten in störender Weise die nutzbare Breite der Straße beschränken. In alten, enge bebauten Stadttheilen ist dieses oft ein hoch zu schätzender Gewinn für den öffentlichen Verkehr.

Wie bei der Wasserleitung das frische Wasser in allen Geschossen der Wohnhäuser entnommen werden kann, so muß auch das in den Haushaltungen benutzte Wasser aus allen Geschossen frei und ungehindert durch die Straßencanäle abgeleitet werden können. Hierzu dient ein gußeisernes Fallrohr, welches in der Nähe der Küchen möglichst senkrecht von dem obersten Geschosse eines jeden Hauses hinab bis unter die Kellersohle führt und hier mit dem Hausrohre in Verbindung steht, welches mit einem Gefälle von wenigstens 1 Meter auf 50 Meter Länge in den Straßencanal führt. Hausrohr und Fallrohr erhalten eine Weite von 15 Centimetern. Das Hausrohr kann zwar, so weit es unter der Kellersohle liegt, aus Steingutröhren bestehen, welche man unterhalb des Hauses mit Cement dichtet, besser ist es indeß, auch zum Hausrohre Gußeisen zu verwenden, um jedes Leckwerden derselben und die besonders gefährliche Verunreinigung des Bodens unter dem Hause zu verhüten.

In das Fallrohr münden in allen Geschossen die Ausgüsse aus den Koch- und Waschküchen, Badezimmern und allen Gelassen in welchen Wasser gebraucht wird. Da, wie bereits bemerkt ist, die flüssigen Theile der menschlichen Auswurfsstoffe mit dem übrigen Spülwasser ausgegossen werden, so lassen diese sich niemals ganz von den Canälen zurückhalten. Diese flüssigen Stoffe sind aber bei Weitem die schlimmsten und gefährlichsten, und daher hat man längst die große Annehmlichkeit erkannt, sich auch der minder schädlichen, aber höchst lästigen, festen Fäcalstoffe sofort nach ihrem Entstehen durch die Abzugscanäle zu entledigen, statt sie im Hause anzusammeln. Die Besorgniß, daß die Verunreinigung des

Canalwassers dadurch in bedenklichem Maße gesteigert werden könnte, hat sich durch vielfältige Erfahrung als irrthümlich erwiesen.

Mit der Wasserleitung entstehen daher sofort Water-Closets, in welchen diese Stoffe so zerkleinert und verdünnt werden, daß sie wie gewöhnliches Wasser abfließen, und zwar so schnell, daß sie innerhalb des Hauses und sogar innerhalb der Stadt nicht zur Fäulniß gelangen können, sondern im frischen Zustande bis auf die Rieselfelder geschwemmt und hier zur Düngung des Landes verwerthet werden. Es ist daher ein wesentlicher Vorzug der Water-Closets, daß mit ihrer Hülfe die durch ihre Fäulnißgase berüchtigten Unrathgruben überflüssig werden. Um aber auch die übeln Nachwirkungen der entbehrlich gewordenen Gruben zu verhindern, ist es den Hausbesitzern als Bedingung des Anschlusses an die Entwässerungsanlage zur Pflicht zu machen, diese Gruben, sobald sie entbehrlich werden, zu entleeren und mit reinem Boden zu verfüllen.

Die Anlage der Hausentwässerungen mit ihrem Zubehör erfordert eine ganz besondere Aufmerksamkeit der städtischen Behörden. Wenngleich diese Anlagen den einzelnen Hausbesitzern obliegen, so hat die Behörde doch nicht blos die betreffenden Entwürfe zu revidiren und zu genehmigen, sondern sie hat auch die richtige und gute Ausführung zu überwachen, und erst nachdem sie sich von deren Tadellosigkeit überzeugt hat, zu gestatten, daß sie in Gebrauch genommen werden. Der gute Erfolg der ganzen Stadtentwässerung hängt wesentlich von der guten Beschaffenheit der Hausentwässerungen ab. Nirgends aber werden mehr und bedenklichere Fehler gemacht als hier, da die Hausbesitzer diese Arbeiten oft ungeeigneten Werkleuten übertragen.

Damit durch die Ausgüsse aus Küchen und Water-Closets die Luft aus den Canälen nicht in die Häuser dringen kann, wird ein jeder dieser Ausgüsse mit einem Wasserverschlusse versehen. Es ist dieses ein heberartig abwärts und wieder aufwärts gebogenes Rohr von 10 Centimeter Weite. Das in dem unteren Scheitel dieser Biegung stehen bleibende Wasser schließt beide aufwärts gekehrten Schenkel dieses umgekehrten Hebers in einer Höhe von 5 bis 7 Centimeter luftdicht ab und schützt dadurch das Innere des Hauses vor dem Eindringen der Canalluft. Es darf daher keine Verbindung mit dem Haus- und Fallrohre, sie möge dienen wozu sie wolle, ohne Wasserverschluß hergestellt werden.

Um diese Wasserverschlüsse stets wirksam zu erhalten, darf die Luft im Fallrohre durch das fortgegossene Wasser niemals so viel zusammengepreßt, oder auch verdünnt werden, daß sie die Wasserverschlüsse so weit entleeren könnte, daß sie Luft durchlassen. Zu diesem Zwecke ist es allemal geboten, das Fallrohr bis über das Dach des Hauses hinaus zu verlängern und dort in die freie Luft auszumünden. Schornsteinröhren darf man, wie es zuweilen geschieht, hierzu nicht benutzen, da sie zuweilen kalt sind, und dann die verdorbene Luft in das Haus zurücktreten lassen.

Um im Haus- und im Fallrohre die unreine Luft nicht aufzuhalten, sondern stets durch neue zu ersetzen, ist auch die Ausmündung des Hausrohres in die Canäle offen zu halten; damit durch das Haus- und Fallrohr ein ununterbrochener Luftzug stattfindet.

Wie aus diesen Röhren, so muß auch die Luft aus den Straßencanälen fortwährend durch Ventilation erneuert werden. Sie muß entweichen können, wenn

die Canäle sich mit Wasser füllen, und muß ebenso leicht wieder einströmen können, wenn das Wasser abläuft, ohne daß im ersteren Falle ein merkliches Zusammendrücken, im anderen eine Verdünnung der Luft stattfindet.

Da schon zu ihrer Beaufsichtigung die Canäle mit Einsteigeschächten versehen werden, so dienen diese Schächte zugleich zur Ventilation der Canäle, wenn in den Deckeln derselben Luftöffnungen nach der Straße angebracht werden. Es wird dann durch Wind und durch Temperaturdifferenzen ein steter Luftzug durch die Canäle hervorgerufen, dergestalt, daß die Luft der Straße meistens in die Canäle hinein und durch die Haus- und Fallröhren bis über die Dächer der Häuser hinausströmt.

Das Hausrohr, welches am besten unter der Kellersohle liegt, wird rückwärts bis in den Hof verlängert, um auch von hier das Regen- und Spülwasser aufzunehmen. Hier sowohl, wie auf den Straßen, gelangt das Regenwasser am besten durch Vermittelung von Sinkkasten in die Canäle. Es sind dieses brunnenartige, etwa 2 Meter tief in die Erde reichende Behälter aus wasserdichtem Mauerwerk, Steingut oder Cement, um Sand, Straßenschlamm, Dachsteinstücke u. dgl. aufzufangen und von den Canälen abzuhalten. Ein Rohr mit Wasserverschluß zweigt sich in frostfreier Tiefe, seitwärts nach dem Canal hin ab; die schweren Stoffe sinken zu Boden und werden zeitweise ausgeräumt.

Das Regenwasser von den Dächern wird zuweilen durch die Abfallröhren direct in das Hausrohr geführt. Wohlfeiler und mit weniger Unzuträglichkeiten verbunden ist es aber, dasselbe durch die Sinkkasten auf den Straßen und Höfen den Canälen zuzuführen. Auch zur Ventilation hat man oft die Regenröhren benutzt. Dieselben versagen aber bei starkem Regen diesen Dienst, indem sie dann mit dem herabfallenden Wasser eine Menge Luft zu derselben Zeit in die Canäle hineintreiben, in welcher dieselben mit Regenwasser gefüllt werden, die in ihnen enthaltene Luft also entweichen muß, um diesem Wasser Platz zu machen. Die dadurch erzeugte Anspannung der Luft wirkt dann nachtheilig auf die Wasserverschlüsse.

In vielen Straßen, namentlich in den oberen Theilen der Städte, genügen Abzüge von Steingutröhren. Dieselben sind dann den gemauerten Canälen schon deshalb vorzuziehen, weil sie wohlfeiler sind. Die Glätte der glasirten Innenwände trägt außerdem dazu bei, feste Beimischungen leicht fortzuschwemmen und Verstopfungen zu vermeiden. Die wasserdichte Verbindung der einzelnen Röhrenstücke erfolgt in Muffen durch einen getheerten Hanfzopf und fetten Töpferthon, da unter den Straßen Cementverbindungen leicht Röhrenbrüche veranlassen. Die Einsteigeschächte, welche bis zur Straße hinaufgehen und mit Steigeisen versehen sind, gestatten die stete Ueberwachung eines solchen Röhrensystems. Gußeiserne Deckel, welche, um das Gleiten der Pferde und das Geräusch der darüber fahrenden Wagen zu vermeiden, mit einem Holzpflaster versehen sind, bilden den oberen Abschluß auf der Straße. Diese Deckel enthalten auch die nöthigen Ventilationsöffnungen. Zwischen zwei solcher Schächte wird das Straßenrohr genau in gerader Linie gelegt, so daß man hindurchsehen kann, wenn von dem anderen Ende hineingeleuchtet wird.

Die Einsteigeschächte werden zugleich zum kräftigen Spülen der Abzugsröhren benutzt und zu diesem Zwecke wasserdicht gemauert. Die aus dem Schachte hinaus-

führenden Röhren werden nach Erfordern durch einen vorgesetzten Deckel geschlossen und der Schacht bis zu einer bestimmten Höhe mit Wasser gefüllt. Beim Fortnehmen des Deckels strömt das angestaute Wasser als ein kräftiger Spülstrom durch das Rohr. Wo das abfließende Gebrauchs- oder Regenwasser nicht genügt, um den Schacht durch bloßen Aufstau schnell genug zu füllen, und auch an den obersten Enden solcher Abzüge, muß für besonderen Zuschuß an Spülwasser gesorgt werden, so daß nur im Nothfall die kostspielige Wasserleitung hierzu in Anspruch genommen zu werden braucht.

In ähnlicher Weise dienen in gemauerten Canälen Spülthüren dazu, den Abfluß vorübergehend anzustauen, um einen kräftigen Spülstrom zu erzeugen.

Ueberall, wo Hausröhren in Canäle oder Straßenröhren münden, oder wo mehrere Canäle sich vereinigen, muß diese Vereinigung unter einem stromabwärts gerichteten spitzen Winkel stattfinden, weil sonst an der Vereinigungsstelle sich leicht Ablagerungen bilden. Diese schrägen Einmündungen werden schon beim Bau der Canäle eingelegt und so lange verschlossen gehalten, bis der Anschluß der Hausröhren erfolgt.

Die Abzugscanäle und Röhren haben noch dadurch einen günstigen Einfluß auf die Gesundheit der Städte, daß sie zur Drainirung des Untergrundes und zur dauernden Senkung des Grundwassers wesentlich beitragen. Diese Wirkung zeigt sich in erheblichem Maaße schon beim Bau der Canäle, hält aber auch dauernd an, obgleich die Canäle möglichst wasserdicht hergestellt werden, also selbst kein Grundwasser aufnehmen. Zwischen der äußeren Fläche der Canalwände und der umgebenden Erde bildet sich aber eine Fuge, in welcher das Grundwasser mit dem Gefälle der Canäle, zwar langsam, aber ununterbrochen abwärts zieht. In undurchlässigem Boden befördert man diese drainirende Wirkung noch, indem man die Canäle äußerlich mit Kies oder Steinstücken umgiebt, oder unter und neben denselben Drainröhren einlegt, wie solche in der Landwirthschaft zur Trockenlegung nasser Felder gebraucht werden. Von besonders wohlthätigem Einfluß ist diese Drainirung des Untergrundes da, wo Keller von Nässe zu leiden haben. Diese Nässe wird sehr bald für immer beseitigt und der Werth des Hauses dadurch wesentlich erhöht.

Weil nicht nur die Gestalt, sondern auch die Größe der Canäle so bestimmt werden muß, daß sie sich durch Spülung rein halten lassen, so ist es allemal fehlerhaft, natürliche Wasserläufe in Abzugscanäle zu verwandeln und zu diesem Zweck zu überwölben. Da ihre Größe in diesem Falle nach dem stärksten Zufluß bemessen werden müßte, so würden sie bei kleinem Wasser viel zu groß sein, so daß in ihnen faulende Ablagerungen entstehen und so der Zweck der Canäle vereitelt werden würde. Statt der Ueberwölbung eines natürlichen Baches, legt man daher einen Abzugscanal neben, oder auch unter den Bach, und trifft Einrichtung, das Wasser des Baches nach Bedürfniß zur Spülung des Canals zu benutzen.

Sind, in der Regel am Ausgange aus der Stadt, die sämmtlichen unreinen Abflüsse zusammengeführt, um entweder durch natürliches Gefälle, oder durch Mithilfe von Pumpen, nach den Rieselfeldern geschafft zu werden, so läßt man diese Abflüsse durch einen Sandfang fließen. Es ist dieses ein in der Erde vertiefter großer gemauerter Behälter, in welchem die Abflußgeschwindigkeit so ermäßigt

wird, daß alle schweren Stoffe zu Boden sinken und nach Bedarf ausgeräumt werden können. Ein quer durch diesen, oben bedeckten, Behälter gestelltes eisernes Gitter hält auch die schwimmenden Stoffe zurück, damit auch diese nicht in die Pumpen und auch nicht auf die Rieselfelder gelangen. Ein Regenauslaß, welcher direct aus dem Sandfange, und zwar unterhalb des Gitters angebracht wird, dient zur Regulirung der Abflußmenge, damit die Pumpmaschinen, oder der nach den Rieselfeldern führende Vorfluthcanal, wegen Ueberschuß an Regenwasser nicht größer angelegt zu werden brauchen, als es zur Reinigung der Stadt erforderlich ist.

Während die vorstehend berührten Punkte fast in allen Städten zu berücksichtigen sind, giebt es noch seltener vorkommende Fälle, die aber ebenfalls ihre praktische Lösung bereits gefunden haben.

So kommt es vor, daß in den steilansteigenden Straßen die Luft in den Abzugsröhren wie in einem Schornsteine in die Höhe strömt und am obersten Ende theils auf die Straße austritt, theils störend auf die Wasserverschlüsse in den Sinkkasten und Häusern einwirken kann. Hier wird der am höchsten gelegene Einsteigeschacht auf der Straße luftdicht abgedeckt und die Ventilation durch ein seitwärts aus ihm abgezweigtes unterirdisches Steingutrohr vermittelt, welches bis zur Häuserfront führt und an der Wand des Hauses in ein aufsteigendes Blechrohr übergeht. Dieses letztere führt bis über das Dach des Hauses hinauf um die Luft des Canales hier unschädlich in die höheren Luftschichten ausströmen zu lassen.

In einigen Städten sind einzelne Straßen zuweilen der Ueberschwemmung ausgesetzt, und doch darf die Entwässerung der Häuser niemals unterbrochen werden. In solchen Straßen sind die Einsteigeschächte wasserdicht zu überdecken, damit das Ueberschwemmungswasser nicht in die Canäle stürzen kann. Die Ventilation ist dann ebenso herzustellen, wie es in den steilansteigenden Straßen für den obersten Schacht beschrieben ist.

Weniger selten kommt es vor, daß öffentliche, und selbst schiffbare Wasserläufe von den Abzugscanälen gekreuzt werden müssen. Hier werden Röhren aus zusammengenietetem Kesselblech bis unter die größte Schifffahrtstiefe hinabgesenkt, um die Verbindung zwischen den beiderseitigen Canälen herzustellen. Damit solche Röhren sich nicht verstopfen, werden Sand und sonstige schwere Stoffe in einem brunnenartigen Sandfang zurückgehalten. Aus diesem Brunnen geht das Rohr seitwärts in schräger Richtung bis unter die Sohle des Flusses hinab, und dann in wagerechter Lage bis an das andere Ufer, wo es in einen ähnlichen Brunnen mündet. In diesem letzteren Brunnen steigt das Wasser bis zu der Fortsetzung des Canals hinauf, um hier weiter zu fließen. Diese Fortsetzung liegt um so viel tiefer als der erste Canal, daß das zwischen diesen beiden Canälen hergestellte Gefälle eine hinreichende Durchflußgeschwindigkeit erzeugt, um das Rohr von Ablagerungen frei zu spülen.

Da Anlagen, wie namentlich auch die zuletzt beschriebenen, sich schon wiederholt dauernd bewährt haben, so dürfen örtliche Schwierigkeiten niemals ein Grund sein, an dem Gelingen einer wirksamen Canalisation zu zweifeln.

Die größeste Schwierigkeit pflegt die Canalisation einer Stadt in dem endlichen Verbleib der unreinen Abflüsse zu finden. Die Ableitung in einen Fluß ist wegen der wechselnden Flußwasserstände für die regelmäßige Entwässerung der Stadt meistens mit Unzuträglichkeiten verbunden. Dann hat aber auch die Verunreinigung selbst größerer Flüsse durch canalisirte Städte, wie bei Paris und London, sich als so nachtheilig erwiesen, daß nachträglich die größesten Anstrengungen zur Abhilfe gemacht werden, und selbst strenge Verbote dagegen theils schon ergangen sind, theils in Aussicht stehen. Wo daher nicht die unmittelbare Nähe des Meeres eine unschädliche Ableitung des unreinen Wassers in dasselbe gestattet, ist nach allen bisher angestellten Versuchen nur allein die Berieselung von Feldern übrig geblieben, durch welche die städtischen Abflüsse wirklich mit vollem Erfolg gereinigt und unschädlich gemacht werden können, bevor sie in öffentliche Wasserläufe gelangen.

Eine wesentlich nothwendige Eigenschaft wirksamer Rieselfelder ist ein durchlässiger Boden, welcher wenigstens $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter über dem darunter befindlichen Grundwasser liegt. Wo ein solcher Boden sich nicht in natürlichem Zustande vorfindet, muß dieser Zustand durch Drainirung künstlich hergestellt werden, d. h. das Grundwasser muß bis auf die angegebene Tiefe gesenkt, und der Boden durchlässig gemacht werden, so daß das Rieselwasser leicht bis zu den Drainröhren hinabsinken kann. Wenn außerdem die Oberfläche des Feldes der Aufgabe entsprechend gestaltet wird, so ist jeder Boden, vom strengen Lehm, bis zum fliegenden Sande, geeignet, die Zwecke der Berieselung zu erfüllen.

Ist ein Rieselfeld nur in einer so ungünstigen Lage zu beschaffen, daß es höher liegt als die Stadt, so müssen die Abflüsse durch Druckpumpen in unterirdischen gußeisernen Röhren nach den höchsten Punkten solcher Felder hinauf gedrückt werden. Es ist dieses die kostspieligste Lage für ein Rieselfeld.

Die Fälle, in welchen die Abflüsse der Stadt mit natürlichem Gefälle bis auf die Rieselfelder fließen können, sind selten. Meistens wird diese günstige Art der Ableitung nur für den Abfangecanal gelingen. In diesem Falle brauchen die Abflüsse der unteren Stadttheile nur mit viel mäßigeren Kosten bis in den Abfangecanal gepumpt zu werden, um in diesem nach den Rieselfeldern zu fließen.

Nachdem die Abflüsse der Stadt in einem Sandfange mit Gitter von den schweren und von den groben schwimmenden Beimischungen befreit sind, treten dieselben in den Vorfluthcanal, der sie nach dem höchsten Punkte der Rieselfelder führen soll. Dieser Vorfluthcanal muß bedeckt sein, um die Abflüsse der Einwirkung der Sonne, des Frostes und der Schneewehen zu entziehen. Da dieser Canal in der Regel ein möglichst geringes Gefälle von 1 Meter auf 2000, ja selbst auf 3000 Meter Länge erhält, so wird durch die Ueberdeckung zugleich verhindert, daß der regelmäßige Abfluß durch entgegenwehende Winde gehemmt wird. Der Querschnitt dieses Canales ist, der größesten Leistungsfähigkeit entsprechend, meistens kreisrund. Zum Schutze des Mauerwerks gegen Frost wird der Kanal etwa $1\frac{1}{2}$ Meter hoch mit Erde überdeckt. In Entfernungen von etwa 200 Meter erhält derselbe Ventilationsschächte, um der Luft beim Steigen und Fallen des Wassers den erforderlichen leichten Aus- und Eintritt zu gestatten. Diese Schächte sind mit Steigeisen versehen, um den Canal leicht beaufsichtigen zu können.

Auf den Rieselfeldern angelangt, verzweigen die Abflüsse sich in verschiedene offene Gräben und Gräbchen, welche sich theils an den oberen Rändern der zu berieselnden abhängigen Flächen, theils auf dem Scheitel künstlich angelegter Rücken hinziehen. In ihnen wird das Wasser durch eingesetzte Brettchen periodisch angestaut, damit es über die Ränder tritt, in dünner Schicht über die mit Gras besäten Flächen hinabrieselt und dieselben wässert und düngt, ohne die Pflanzen selbst zu berühren und zu verunreinigen. Die fein zertheilten, im Wasser schwebenden Stoffe lagern sich auf der Oberfläche des Feldes ab, und die im Wasser aufgelösten Düngstoffe werden von den Graswurzeln aufgesaugt, so daß das Wasser entweder hinreichend gereinigt abfließt, oder in einem zweiten Graben gesammelt und auf einem tiefer gelegenen Abschnitte des Feldes zur nochmaligen Berieselung benutzt wird.

Ein großer Theil des Wassers sickert aber in die Erde, und diese hat die Eigenschaft, die in dem Wasser aufgelösten organischen Bestandtheile festzuhalten. Um diese Stoffe, so weit sie nicht mit Hilfe eines angemessenen Fruchtwechsels von den Pflanzen aufgenommen werden, wieder aus dem Boden zu entfernen, wird die Rieselung zeitweise unterbrochen. Das Wasser zieht sich dann bis zum Grundwasser oder bis zu den Drainröhren hinab und öffnet die Poren des Bodens der nachdringenden Luft. Bei der Berührung mit der Luft werden die vom Boden festgehaltenen organischen Stoffe durch den Sauerstoff der Luft oxydirt und in unschädliche Salze umgesetzt, welche durch die folgenden Bewässerungen fortgespült werden, so daß der Boden wieder gereinigt und zur Aufnahme und Reinigung von Rieselwasser von Neuem befähigt wird. Selbst im Winter gelingt diese Reinigung des Wassers, indem dasselbe eine gewisse Wärme mitbringt, unter dem Eise fortrieselt und dem Boden seine Düngestoffe abgiebt, die dann der Frühjahrsbestellung zu gute kommen.

Das Gras wächst auf den berieselten Feldern so schnell und üppig, daß im Jahre 5 bis 6 Schnitt gewonnen werden. Dasselbe ist ein vorzügliches Viehfutter. Es wird theils in frischem Zustande verkauft, theils zu Heu gemacht, sehr häufig aber auf der Rieselwirthschaft selbst, vorzugsweise an Milchkühe verfüttert, und trägt dann wesentlich zu der so wichtigen reichlichen Versorgung der betreffenden Stadt mit guter, frischer Milch bei.

Aber nicht blos Gras, sondern auch viele Feld- und Gartenfrüchte gedeihen auf den Rieselfeldern und gewähren reichlichen Ertrag, der in den meisten Fällen wenigstens die Kosten der Rieselfelder und ihrer Bewirthschaftung deckt, oft aber noch erhebliche Ueberschüsse liefert.

Wo Gemüse gebaut werden sollen, von denen namentlich Kohlarten und Wurzelgewächse sich vorzüglich für diese Culturart eignen, werden schmale Beete zwischen tiefen Furchen angelegt. Diese Furchen werden mit dem düngenden Wasser gefüllt, und während das Wasser im Boden versickert, werden die Düngstoffe den Wurzeln der auf den Beeten wachsenden Pflanzen seitwärts mitgetheilt, ohne die Oberfläche der Beete und die Pflanzen selbst zu berühren. Erdbeeren, Salat und andere Gartengewächse gedeihen dabei vortrefflich. Der Anbau einer großen Anzahl Culturpflanzen ist theils schon gelungen, theils befindet er sich noch im Stadium der Versuche.

Wo Rieselfelder in genügender Größe zu haben sind, rechnet man, um einen angemessenen Gewinn zu erzielen, 1 Hektar Fläche auf je 400 Einwohner der zu entwässernden Stadt. Wo man sich aus Mangel an geeigneten Feldern mit kleineren Flächen behelfen und mit geringerem landwirthschaftlichen Gewinn begnügen muß, ist in der intermittirenden Filtration ein Mittel gefunden, die Abflüsse so gut zu reinigen, daß sie unbedenklich in öffentliche Gewässer geleitet werden können. Das ganze Filterfeld wird dann in Beete zwischen tiefen Furchen ausgelegt. Die Furchen werden täglich nur 6 Stunden lang gefüllt, damit das versickernde Wasser in den übrigen 18 Stunden der Luft den Eintritt in die Poren des Bodens gestattet, um die hier zurück gehaltenen organischen Stoffe zu oxydiren und unschädlich zu machen. Hierbei gelangt allerdings nur ein Theil der in diesem Wasser enthaltenen Düngstoffe zur Verwerthung, der Rest wird in unschädliche Salze umgesetzt und durch die Drainröhren oder durch das Grundwasser fortgewaschen.

Bei dieser Behandlung reicht erfahrungsmäßig 1 Hektar Fläche eine Zeit lang zur Reinigung der Abflüsse von 5000 Einwohnern aus. Um aber den Boden dauernd zur vollständigen Reinigung fähig zu erhalten, ist es erforderlich, ihn nach einiger Zeit ruhen zu lassen. Zu diesem Zwecke legt man eine gleich große Fläche zur Berieselung von Grasland aus, und wechselt Jahr um Jahr zwischen beiden Culturarten, so daß man bei Bemessung der erforderlichen Filterfläche sicher geht, wenn man auf je 5000 Einwohner 2 Hektaren rechnet.

---

Wie das System einer vollständigen Städtereinigung mit der Anlage einer Wasserleitung beginnt und sich mit der Haus- und Straßenentwässerung fortsetzt, so schließt es auf dem Rieselfelde mit der Reinigung und Verwerthung der städtischen Abflüsse.

Der rothe Faden, der sich durch alle dahin gehörigen Anordnungen hindurch zieht, besteht in der ununterbrochenen Bewegung des zum Gebrauche gelangten und durch den Gebrauch verunreinigten Wassers. Wie das Wasser niemals zum Stillstehen und zur Fäulniß innerhalb der Stadt gelangen darf, so muß auch die Luft in den Canälen und Röhren unaufhörlich gewechselt und aus denselben über den Häusern der Stadt dem ewig bewegten Luftmeere zugeführt werden, damit die Bewohner vor dem Einathmen fauliger Gase bewahrt bleiben, und sich eben so gut wie die Landbewohner des Genusses einer frischen Athemluft erfreuen können.

So vielseitige Rücksichten eine dementsprechende Anordnung auch von dem Ingenieur verlangt, und so viele technische Feinheiten sie außer den hier gegebenen Andeutungen auch sonst noch erfordert, so gestaltet eine zweckmäßig angeordnete Stadtentwässerung sich schließlich doch höchst einfach; und wenn sie in ihrer Vollendung auch dem Auge der Einwohner fast ganz entzogen ist, so ist ihre unsichtbare und stille, aber ununterbrochene Wirkung doch von dem weitgreifendsten Einflusse auf die Gesundheit und das Behagen der lebenden sowohl, als der künftig heranwachsenden Einwohner einer durch solche Anlage von vielen schleichenden Uebeln befreiten Stadt.

---

# Aus Briefen von J. von Berzelius an F. Wöhler
## in den Jahren 1823 bis 1848.
(Schluß.)

Stockholm, den 29. Mai 1835.

Daß ich so lange nichts von mir habe hören lassen, hat darin seinen Grund, daß ich krank war. Einige Tage vor Ostern ging ich, zu leicht gekleidet, bei windigem Wetter aus, worauf die Gicht, die ich vorher in den Knieen und Füßen hatte, diese ganz verließ und sich in die Bauchhöhle einquartirte. Ich konnte in den ersten 3 Wochen das Zimmer nicht verlassen; dann konnte ich zwar ausgehen, aber nun habe ich keinen Appetit, werde mager, was gut für mich ist, bin aber so entsetzlich indifferenter Laune, daß mich nichts erfreut oder interessirt und wissenschaftliche Beschäftigung mir zuwider ist; seit 2 Monaten bin ich, nur um durchzugehen, im Laboratorium gewesen. Die Filtra sitzen eingetrocknet auf den Trichtern, wie sie saßen, als ich erkrankte. Diese hypochondrische Stimmung, in der ich mich so noch nie befand, ist ein höchst unangenehmer Zustand. Anfangs Juni gedenke ich bei Mosander eine Brunnenkur zu versuchen, und vielleicht mache ich dann eine mehrmonatliche Reise. Da durch die Dampfschiffverbindung mit Lübeck ein Ausflug jetzt so leicht ist, so dachte ich schon daran, von da über Hamburg zur See nach Havre zu gehen, von da nach Paris und von hier über Bonn, wo ich die Naturforscherversammlung besuchen würde, zurück nach Haus. Indessen ist dies ein noch ganz unsicheres Project und ich bitte Niemandem etwas davon zu sagen. — Sie sehen hieraus, daß dann meine Arbeit an dem 6. Theil des Lehrbuchs, zu dem ich erst 1/3 ausgearbeitet habe, bis zum Herbst unterbrochen bleiben müßte.

Mosander läßt grüßen. Seine Frau ist in der That das schönste, geistvollste Weib, das ich kenne, und es ist ganz angenehm, sie zur Nachbarin zu haben.

---

Hamburg, den 16. Juli 1835.

Nun, lieber Wöhler, was sagen Sie dazu, daß ich mich vor meiner Abreise von Stockholm verlobt habe und, so Gott will, einige Wochen nach meiner Rückkehr verheirathen werde? Wer hätte dies vor einem Jahr glauben sollen! Aber das Junggesellenthum wird bei zunehmendem Alter farblos; nachdem man sich müde gearbeitet hat, findet man kein Wohlbehagen zwischen seinen eignen Wänden, und dieses außerhalb suchen zu müssen, ist ein Unglück. Hätte mich die alte Anna verlassen, so wäre ich verloren gewesen, denn einem Anderen der dienenden Klasse hätte ich nicht die Aufsicht über mein Haus und mein Besitzthum so anvertrauen können, wie ich es bei ihr konnte. Ich beschloß also diesem Falle lieber vorzukommen als vorgekommen zu werden. Meine künftige Gattin ist noch etwas jung, steht erst im 25. Jahre; aber sie ist so gut wie unter meinen Augen aufgewachsen. Sie ist die Tochter des Staatsraths Poppins, der seit langer Zeit einer meiner innigsten Freunde ist. Sie haben sie mit ihren Eltern gewiß mehrere Mal in den kleinen Abendgesellschaften gesehen, die ich zuweilen bei mir gab, ohne daß sie, die damals kaum erwachsen war, Ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Es ist ein desperater Versuch von einem älteren Mann in einem Haus zu freien, das zuletzt das einzige war, in dem er einen vertraulichen Umgang hatte. — —

Ich verlasse Hamburg am 18. um mit dem Dampfschiff nach Havre zu gehen. Welche große Freude würde es mir sein, wenn wir uns in Bonn treffen könnten.

---

Paris, den 25. Juli 1835.

Ich kam gestern Abend hier an und heute erhielt ich Ihren Brief. Schon von Hamburg aus schrieb ich Ihnen wegen des Vertrags mit Arnold und hoffe, daß Sie die Sache unterdessen in Ordnung gebracht haben. Durch die entsetzliche Hitze bin ich so ermattet, daß ich meine Wohnung noch nicht verlassen konnte. Sonst war meine Reise ganz glücklich und vor der Hitze befand ich mich ziemlich gut. Glücklicherweise habe ich Dr. Chaufpié aus Hamburg, meinen alten Freund, hier getroffen, bei dem ich mir Rath holen kann, denn auf meine medicinischen Freunde in Paris habe ich nicht das geringste Vertrauen.

---

Paris, den 29. Aug. 1835.*)

Besten Dank für Ihren sehr willkommenen Brief aus London. Ich bin hier noch immer verfolgt von Einladungen zu Diners und bin gezwungen tausend Dinge zu sehen, die mich nicht interessiren, was man aber Alles annehmen muß, um nicht unhöflich zu erscheinen. Mein Aufenthalt hier ist dieses Mal nicht besonders interessant, schon weil meine Gesundheit sehr wenig fest ist und durch diese beständigen Gastereien, denen ich mich unmöglich entziehen konnte, nur leiden mußte. Denken Sie, an 29 Tagen hintereinander, mit Ausnahme eines einzigen mitten in der Reihe, war ich zu Mittagessen eingeladen. So was ist eine wahre Plage. Unter den vielen neuen Bekanntschaften, die ich gemacht habe, nimmt die von Pelouze die erste Stelle ein. Ich fand ihn vollkommen so, wie Sie ihn geschildert haben. Dumas sah ich nur zwei Mal, weil er bald nach meiner Ankunft mit seiner Frau in die Bäder von Montd'ore reiste, von wo er jedoch noch vor meiner Abreise zurück erwartet wird. Er war äußerst artig und sagte, er werde im nächsten Sommer nach Schweden reisen, um mich zu begrüßen. Es wird hier nur in organischer Chemie gearbeitet. — — Nach Bonn werden verschiedene französische Gelehrte kommen, beide Brongniart, Jussieu, Elie de Beaumont ꝛc. Leider hat Pelouze Abhaltung mitzukommen. Ich habe Prof. Dahlström von der Veterinärschule mit mir, uns haben sich noch zwei Schweden angeschlossen, ein Mediziner und ein Jurist. Wir reisen am 10. September von hier ab über Metz und Mainz nach Bonn. von Humboldt kam vor einigen Tagen hier an. Er geht nicht nach Bonn; von Berlinern, sagt er, komme nur Poggendorff hin. Es ist auffallend wie v. H. hier so anders ist als in Berlin.

Ein hiesiger Bildhauer, David, hat meine Büste zu machen gewünscht, sie ist bereits modellirt. Mir scheint sie ähnlicher zu sein als die von Tieck. Die Ansichten darüber sind getheilt. Auch ein Medaillon hat er gemacht, das bestimmt ähnlicher ist als das von Posch.

---

*) An Prof. Wöhler in London. Liverpoolstr. 14.

Es wäre sehr schön, wenn wir uns in Bonn treffen könnten, aber keinen Falls dürfen Sie deshalb Ihren Aufenthalt in England abkürzen, wohin man nicht so oft kommt als man will.

---

Stockholm, den 13. Oct. 1835.

Herzlichen Dank, liebster Wöhler, für den frohen Tag, den ich mit Dir in Gesellschaft Deiner Frau und Schwiegereltern in Cassel zugebracht habe.*) Er war einer der angenehmsten auf der ganzen Reise. Es ist ein so inniges Vergnügen, durch eigene Anschauung das Heim eines unserer nächsten Freunde kennen zu lernen. — Meine Reise verlief ganz glücklich und ermüdete mich nur unbedeutend, wiewohl ich über die schrecklich langsame Fahrt zwischen Hannover und Hamburg fluchen mußte. Hier brachte ich den Sonntag mit Pfaff, Schumacher u. A. zu. Schumacher fuhr mich dann in seiner Calesche nach Lübeck und von da nach Travemünde, wo wir mit Kindt in Saus und Braus lebend, die Ankunft des Dampfschiffes abwarteten. Erst spät Abends ging ich mit Bonsdorff an Bord. Nach einer sehr schnellen Fahrt landeten wir am folgenden Nachmittag in Kopenhagen, wo ich einen Tag mit Oersted zubrachte.

Hier kam ich am 7. Oct. Abends an. Bei dem Mondschein war es möglich, so lange Tagereisen zu machen, daß wir den Weg zwischen Helsingborg und Stockholm in 5 Tagen zurücklegen konnten. Ich habe Bonsdorff als Gast bei mir. Er ist ein wunderlicher Mensch. Mit weniger Geduld als ich hatte, hätte ich seine Gesellschaft auf der Reise nicht ausgehalten. Kaum hier, verfeindete er sich mit Mosander in Folge eines Gesprächs über künstliche Mineralwasser.

Unsere Hochzeit ist auf den 12. Dec. festgesetzt. Du wirst, wie ich hoffe, diesen Tag dann in Deinem Familienkreis feiern und des Wohlergehens der Braut und des Bräutigams gedenken. Meine herzlichen Grüße an Deine Frau und Deine Schwiegereltern.

---

Stockholm, den 3. November 1835.

— — Meine Gesundheit ist unterdessen ziemlich gut geblieben, aber seit dem vor einigen Tagen rasch eingetretenen Winter bekam ich einen gelinden Rückfall der verdammten Nervenschwäche, die ich mehr als alles Andere fürchte. Ich schicke Dir hier den Anfang des Manuscriptes zum 5ten Theil. Allerdings hat der Bräutigamsstand einigen Einfluß auf die wissenschaftliche Thätigkeit; bin ich aber nur die Nervenschwäche los, die mich zu allem Denken untauglich macht, so soll es wieder vorwärts gehen.

---

Stockholm, den 1. December 1835.

Lieber Wöhler. Im Laufe des Novembers habe ich von Neuem meinen nervösen Gichtanfall gehabt, der um so unerträglicher war, als er der bevorstehenden Aenderung von Lebensverhältnissen voran ging, zu denen man Gesundheit und Rüstigkeit nöthig hat. Meine Niedergeschlagenheit war so groß, daß ich mich nur mit dem äußersten Widerwillen zuweilen mit dem Abschreiben des beifolgen-

*) Berzelius von Paris, W. von London kommend, trafen sich in Bonn. W. begleitete dann Berzelius auf der Rückreise bis Cassel.

den Manuscriptes beschäftigen konnte und mich die Furcht befiel, daß ich unvermögend bleiben werde, die Umarbeitung des Lehrbuches fortzusetzen. Durch die Behandlung meines Arztes, Magnus Retzius, verschwand eines Tages dieser peinliche Zustand wie durch einen Zauber und jetzt bin ich wieder froh und heiter und arbeite mit Leichtigkeit und Vergnügen.

---

Stockholm, den 29. Januar 1836.

— Ja, bester Wöhler, nun bin ich bald seit 6 Wochen ein verheiratheter Mann. Ich habe eine Seite des Lebens kennen gelernt, von der ich zuvor keinen oder einen falschen Begriff hatte. Meine Frau, von der ich eine gute Vorstellung hatte, ehe ich mich um ihre Hand bewarb, rechtfertigte sie als Braut; sie übertrifft sie aber, seitdem wir täglich näher mit einander bekannt werden. Sie ist ein außerordentlich guter Kopf, von festem, vielleicht etwas zu männlichem Charakter, aber verbunden zu meiner Ueberraschung mit der liebenswürdigsten Weiblichkeit und Hingebung, und dabei die große Verschiedenheit unseres Alters völlig vergessend: denn sie ist noch nicht ganz 25 Jahre alt, ich also 30 Jahre älter als sie.

Du wünschest zu wissen, ob die Zeitungsnachricht, ich sei zum Baron ernannt worden, gegründet ist. Sie ist es und ich will Dir erzählen, wie es zuging. Als ich mich am Hochzeitstag im Hause meines Schwiegervaters einfand, um wenige Augenblicke darauf getraut zu werden, überreichte mir mein Schwiegervater ein Handschreiben, das ihm von einem Königlichen Kammerherrn zugestellt worden sei mit dem Bemerken, der König wünsche, daß sein Inhalt, nachdem ich es gelesen hätte, den Hochzeitsgästen mitgetheilt werde. Das Königliche Schreiben lautet also:

Monsieur le Professeur Berzelius. Les eminents services, que vous avez rendu à votre patrie et aux sciences, les soins empressés, que vous avez donné à l'éducation de mon fils dans cette branche d'instruction, qui conduit à la connaissane de tout ce qui porte, l'empreinte du savoir et de l'exactitude, m'ont déterminé à vous décerner le titre et la dignité de Baron. Le monde savant trouvera dans cette nomination un hommage rendu à l'homme, qui a consacré ses veilles à tant de recherches utiles et qui a eu le bonheur de les enricher par des succès que l'Europe a déjà reconnu et que la Suède se glorifie de s'approprier, comme le patrimoine d'un de ses enfants. Les sentiments que je vous porte, m'assurent, que vous reconnaitrez dans la nomination, que je vous annonce le jour de votre mariage, une preuve constante de mon estime, de mon intérêt et de mon affection.

Stockholm le 19. Dec. 1835. Charles Jean.

Das Schreiben wurde also vorgelesen, und ich mußte eine Fülle von Gratulationen aushalten, die eigentlich nach der Trauung stattfinden sollten, wo sie ebenfalls nicht ausblieben. Es ist recht curios verheirathet zu sein. Du begreifst wohl, daß ich es nicht langweilig finde, aber es setzt mich mit der Welt mehr in Berührung, als ich es zuvor war und als es eigentlich meiner Bequemlichkeit entspricht. Doch Alles hat seine Schattenseite und an diese werde ich mich wohl gewöhnen. Man ist so geneigt mit den Jahren Eremit zu werden und das Leben beschwerlich zu finden, ohne daß man sich doch von selbst Gewalt anthut sich zu zerstreuen.

---

Stockholm, den 23. Februar 1836.

— — Von ganzem Herzen wünsche ich Dir Glück zu Deiner Uebersiedelung nach Göttingen. Dieser Lehrstuhl ist doch ein Ehrenplatz, der Dir anstehen muß. Wie bald wirst Du Dein Amt antreten?

Meine Frau und ich grüßen Dich und Frau Julie recht herzlich.

---

Stkh. den 29. April 1836.

Ich sende Dir meinen Glückwunsch zu Deiner Niederlassung in Göttingen. Mögen Freude und Wohlergehen Dich und Deine liebenswürdige Frau im Leben begleiten.

— — Mit meiner Gesundheit bin ich, Gott sei Dank, fortwährend zufrieden gewesen. Die Nervenschwäche ist gänzlich vorbei und ich arbeite wieder mit Lust und Liebe. Freilich nimmt die Frau nicht unbedeutend Zeit weg, denn die Zuneigung zu ihr ist in stetem Zunehmen.

Tausend herzliche Grüße an Deine Frau. Es freut mich, daß sie mit eignen Augen in meinen Briefen sehen kann, mit welchem Interesse ich mich um ihr Andenken bemühe.

---

Stockholm, den 1. Juli 1836.

— Es ist mir lieb, daß es mit dem Lehrbuch nicht so rasch geht, da ich das Manuscript zum 6. Theil noch nicht fertig habe und es schwerlich früher als Ende September fertig bringen werde; denn ich bin nun mit einer neuen Ausgabe des Löthrohrbuchs beschäftigt, die Mitte dieses Monats fertig sein muß. Dann reise ich mit meiner Frau ein wenig im südlichen Schweden herum, nach Årup, auch nach Kopenhagen, von wo ich erst Ende August zurückkehren und dann sogleich den 6. Theil vornehmen werde. Die schwierigsten Partien sind schon für den Jahresbericht ausgearbeitet und lassen sich also rasch zusammenstellen.

Ich bin unterdessen 3 Wochen lang auf dem Land bei meinem Schwiegervater gewesen, und habe da eine Brunnenkur mit Porla-Wasser gemacht, das ich mir in Flaschen kommen ließ. Sie ist sehr gut angeschlagen. Ich habe neue Eßlust und fange an, Fleisch anzusetzen, wie ich denn anfange mich jeden Tag mehr und mehr in meinem guten alten Behagen zu fühlen.

Dieser Landaufenthalt hat meine Versuche über den Krapp und dessen Farbstoffe unterbrochen, eine Untersuchung, die, wie ich sehe, recht schwer ist. Ich habe dann auch einige Versuche über die Analyse des Roheisens gemacht, und glaube zu finden, daß folgende Methode die zweckmäßigste ist. — — — —

---

Stockholm, den 20. December 1836.

— — Dein letzter Brief war mir ganz besonders interessant, kaum habe ich je in so wenigen Zeilen so viele wichtige Sachen gelesen, vor allem Deine Versuche über die Zersetzung des Amygdalins in Bittermandelöl; aber hüten wir uns, im Anfang der katalytischen Kraft zu viel zuzuschreiben. Lasse mich bald die weiteren Resultate wissen. Eine solche Untersuchung erfordert ein paar Kerle wie Ihr, Du und Liebig.

---

Stockholm, den 7. Juli 1837.

— — Ich bin im Mai und Juni ganz fleißig im Laboratorium gewesen, wiewohl ich mit meiner Untersuchung über die organischen Schwefelsäuren nicht weit gekommen bin. — — — Ich bin auf dem Lande bei meinem Schwiegervater. Sein Landgut hat die schönste Lage in der Nähe von Stockholm an einer Bucht der Ostsee. Ich befinde mich sehr wohl, bin dick und fett wie ein Probst, und fühle mich ganz glücklich. Solches Leben ist sehr gut für die Gesundheit, aber nicht für die Wissenschaft.

---

Stockholm, den 14. November 1837.

— — — Vor einigen Wochen hatte ich das Vergnügen, Liebig zum Mitglied unserer Akademie ernannt zu sehen. Wir hatten eigentlich keine freie Stelle, allein die Akademie gestattete es, daß, um eine solche zu bekommen, ein ausländisches Mitglied für todt erklärt wurde, welches 54 Jahre lang Mitglied war und von welchem man seitdem nie etwas gehört hatte. Liebig war mit Dumas und Faraday vorgeschlagen. Liebig bekam alle Stimmen außer einer, die Faraday erhielt, Dumas keine. Zwei Franzosen, die sich für Geologen und Mineralogen halten, waren bei der Wahl zugegen und sichtlich aufgebracht über Dumas' Geschick, nicht eine einzige Stimme erhalten zu haben. Ich bat sie sich damit zu trösten, daß Dumas bei der nächsten Wahl ebenso siegreich hervorgehen würde wie jetzt Liebig, und sagte ihnen, daß die Akademie bei der Prüfung der Vorschläge in einer vorausgehenden Sitzung sich stets einstimmig für einen Candidaten zu erklären pflegt.

Nun kommt meine Frau und zwingt mich zu schließen. Sie bittet mich, statt über chemische Kocherei noch weiter zu schreiben, Dir und Deiner Frau herzliche Grüße zu sagen.

---

Stockholm, den 1. Februar 1839.

Als ich Deine beiden Briefe vom Januar erhielt, war ich noch ein schwacher Convalescent von einer sehr schweren Krankheit. Ich sollte heute zum ersten Male eine Spazierfahrt im Schlitten machen, mußte aber wegen des starken Schneiens noch zu Hause bleiben. Ich erkrankte am 7. Jan., als ich das Bett verließ, auf einmal so heftig, daß ich mich sogleich wieder legen und zum Arzt schicken mußte. Es war eine Gichtkolik von besonderer Heftigkeit, die mich eine höchst peinliche Woche lang im Bett hielt. Am dritten Abend nach einigen Augenblicken eines ohnmachtähnlichen Zustandes fühlte ich etwas wie einen gewaltsamen elektrischen Schlag von der Lebergegend ausgehend nach dem Thorax bis in die rechte Schulter. Alle Muskeln des Thorax bis in die rechte Schulter wurden von einem so schmerzhaften Krampf befallen, daß ich schreien mußte. Zum Glück wurde der Arzt zu Hause getroffen. Der Schmerz von den Krämpfen wurde nach einer Stunde gelinder und hörte nach 2 Stunden auf, aber nun saß die Gicht in allen Muskeln, die bei der geringsten Berührung schmerzten. War dies nicht ein höchst sonderbarer Zufall? Meine medicinischen Collegen erwiesen mir die Freundschaft, 4 Nächte hindurch an meinem Bett zu wachen. Erst nach 14 Tagen konnte ich, jedoch mit Schwierigkeit, aus einem Zimmer in das andere gehen. Ordentlich gesund bin

ich noch nicht, aber ich habe guten Appetit und guten Schlaf. — Nun genug der Jeremiaden. (Folgt eine ausführliche Beschreibung des von Mosander entdeckten Lanthan's.)

---

Stockholm, den 18. Juni 1839.

— — Nun will ich Deinen Brief vom 18. beantworten. Ich schicke Dir Dein X zurück, das ich so viel ich konnte gefragt habe, aber welches ausweichend antwortete. Bist Du Titan? fragte ich. Von dem hat schon Wöhler gesagt, daß ich es nicht bin. Dasselbe fand ich. Bist Du Zirkonerde? Nein, antwortete es, ich verhalte mich ja vor dem Löthrohr ganz anders. Bist Du Zinn? Ich enthalte Zinn, aber nur eine Spur. Bist Du Tantalum? Ich bin damit verwandt, antwortete es, bin es aber nicht. Nun, was bist Du denn für ein Satan? fragte ich. Da schien es mir zu antworten: Einen Namen hat man mir noch nicht gegeben. Indessen bin ich nicht recht sicher, ob ich recht gehört habe, denn es war an meinem rechten Ohr, auf dem ich schlecht höre. Nun magst Du ein neues Verhör anstellen.

---

Stockholm, den 20. August 1839.

Ich hatte gehofft, die Untersuchung über die Galle für das Lehrbuch vollenden zu können, aber ich sehe, es ist für jetzt nicht möglich, weil ich meiner Gesundheit wegen bis zum Oktober auf dem Lande zubringen und Kreuzbrunnen trinken muß. Meine Arbeit gleicht einer Wanderung auf einem felsigen Berg, je höher man kommt, um so mehr sieht man, was noch fehlt, und ich kann sagen, daß ich mindestens noch 3 Monate täglicher Arbeit vor mir habe. Ich bin heute 60 Jahr alt und fühle dies auch an meinem Arbeitsvermögen, besonders in Bezug auf chemische Untersuchungen. Das ruhige und angenehme Abwarten der Resultate, was sonst Vergnügen an der Arbeit machte, ist vorbei, es beunruhigt mich, sie nicht rasch zu bekommen, und wenn sie zu lange ausbleiben, wird mir die Arbeit langweilig. Ich vergesse, was ich gemacht habe, wenn ich es nicht sogleich aufschreibe, und dann vergesse ich oft das Aufgeschriebene wieder anzusehen aus altem Vertrauen auf mein Gedächtniß. Außerdem incommodirt mich die Sommerhitze sehr, und die verdammten Fliegen, die sich weder durch Papier noch Glas abhalten lassen. Ich denke, wenn ich leben bleibe, keinen Sommer mehr im Laboratorium zuzubringen. Was ich an Kraft und Vergnügen an Untersuchungen verloren habe, ist zum Theil durch zunehmende Lust an Meditation über chemische Erfahrungen ersetzt.

Der König hat mich neulich mit aller Gewalt zum Präsidenten im Bergcollegium machen wollen, aber ich bin nicht darauf eingegangen. Ein alter Wissenschaftsmann wird nie ein guter Administrator. Die Jahre behaupten ihr Recht und wenn ich noch zu etwas tauge, so ist es zu der Wissenschaft, in der ich Erfahrung habe und die ich in meinen alten Tagen als einen angenehmen Zeitvertreib betrachten kann.

Mit Liebig bin ich nun in einem lebhaften und sehr vertraulichen und freundschaftlichen Briefwechsel, der sich freilich nur um Discussionen unserer ungleichen Ansichten dreht. Wir versuchen uns wechselseitig zu bekehren, aber ich fürchte, wir sind beide gleich hartnäckig.

---

Stockholm, den 4. Mai 1840.

Ich habe nun den Jahresbericht für 1840 hinter mir und der Druck hat begonnen. Ich konnte mich nicht enthalten, mich darin über Dumas' neue Substitutionstheorie auszulassen. Er ist vor einiger Zeit zum Mitglied unserer Akademie ernannt worden, wofür er jetzt in einem ausführlichen Schreiben sehr anerkennend gedankt hat.

Von Bunsen habe ich Mittheilungen über seine höchst wichtigen Kakodyl-Untersuchungen. Dieser Körper ist das entschiedenste ternäre Radical, ganz wie ein einfaches. Erdmann hat mir Proben von seinen merkwürdigen Indig-Präparaten geschickt. Von Liebig habe ich lange nichts gehört; eben so verlangt es mich sehr von Dir Nachricht zu erhalten. Ueber S. C. Windler's Brief*) habe ich herzlich gelacht, er ist vortrefflich.

Mit der in dem gegenwärtigen Reichstag mir zugedachten sogenannten National-Belohnung steht es so, daß der Finanz-Ausschuß dafür jährlich 2000 Rdr. bco. ausgesetzt hat. Inzwischen sind die Ansichten darüber sehr getheilt, ob ich eine solche Belohnung verdiene, nachdem ich an der Jury über Crusenstolpe Theil genommen hätte. Alle Bauern sind dagegen; sie sagen, das schwedische Volk liebe zu sehr die Preßfreiheit, als daß es mir eine solche Belohnung zuerkennen könne.

---

Stockholm, d. 6. Aug. 1840.

Deinen Brief empfing ich in Kopenhagen, wohin uns Christian VIII. zur Versammlung der skandinavischen Naturforscher hatte einladen lassen. Sie war sehr interessant und befriedigte mich mehr als ich erwartet hatte. Die Menge der Gegenstände und Vorträge war zu groß, um sie hier anführen zu können. Die Versammlung war von 300 besucht, darunter 53 Schweden und 15 Norweger. Oersted hatte das Präsidium. Vor meiner Abreise ließ mich der König zur Audienz rufen und überreichte mir das Commandeurkreuz des Dannebrogordens. Steffens, der auch da war und unter ungeheurem Beifall einen tollen naturphilosophischen Vortrag gehalten hatte, erhielt es ebenfalls.

Was Teufel denkt unser Freund Liebig mit seinem Artikel über den Zustand der Chemie in Preußen? Will er in einem andern Land als dem seinigen Reformen machen? Außerdem hat er in Vielem Unrecht. Mit all dem macht man sich doch nur Feinde. In Berlin ist man sehr über ihn aufgebracht. Es thut mir so herzlich leid, daß er, der für Widerstand und Angriffe empfindlicher ist als Andere, sich denselben immer mehr aussetzt, und zwar nicht blos von einzelnen Personen, sondern von ganzen Corporationen.

---

Stockholm, den 2. October 1840.

Ich hoffe, daß Du von Deiner Reise mit Liebig gesund zurückgekehrt bist, und daß Du mir bald einen ausführlichen Bericht über Alles, was Ihr Interessantes, Belehrendes und Lustiges in Wien erlebt habt, mittheilen wirst. Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci. Unterdessen hat H. Rose mehrere Wochen hier zugebracht, zum Theil mit mir auf dem Lande in der Familie meines Schwieger-

*) Eine Parodie auf gewisse Theorien.

vaters. Wir haben ihn wieder aufgerichtet, so daß die traurige Stimmung, in der er ankam, fast ganz verschwunden ist. Wir haben viel analytische Chemie geschwätzt, was mir um so passender kam, als ich gerade mit der Redaction des Artikels Analyse für das Lehrbuch beschäftigt war. Heute ist er wieder abgereist und zwar zu Lande, weil er selbst bei ganz ruhiger See auf dem Dampfboot krank wird. Bald darauf kam Mitscherlich mit seiner Tochter. Er war schon längst in Schweden, kam aber nicht eher hierher, als bis Rose fort war. Er war übler Laune wegen des schlechten Wetters, das er fortwährend auf der Reise, besonders in Norwegen, gehabt hat. In unsern wissenschaftlichen Unterhaltungen war er in hohem Grade interessant. Welcher Unterschied in der Klarheit der Auffassung zwischen ihm und —. Seinen Versuch, in Betreff des von ihm für das Lehrbuch versprochenen Artikels Krystallographie wieder einzulenken, schnitt ich kurz ab, so daß nie wieder die Rede davon sein wird. — — Wir haben nun auch C. Ritter von Berlin hier und Russegger, Mehemed-Ali's Goldsucher.

Meine Pension von 2000 Rdr. ist bewilligt, vom 1. Januar 1841 an, trotz der Ablehnung der Bauern. Auch Mosander's Gehalt ist bedeutend erhöht. Wäre ich nun jung, so ließe sich noch etwas ausrichten. Grüße Liebig herzlich von mir. Ich wollte ein Blatt für ihn beilegen, allein es ist hohe Postzeit.

---

Stockholm, den 15. October 1840.

— — Wir haben L. von Buch hier gehabt. Wir haben versucht, ihm einen ausführlichen Begriff von Sefström's Riesen- (Furchen-) Phänomen zu geben, aber es war unmöglich, ein Wort darüber von ihm herauszubringen. Auch Nordenskjöld, der ihn von hier nach Berlin begleitete, machte vergebliche Versuche, seine Meinung zu hören. Er soll gesagt haben, er wünsche es gäbe an der deutschen Grenze eine Einrichtung, welche die Einführung von allem dem dummen Zeug verhindere, das in Schweden aufkommt.

Pelouze, Reiset und Bunsen waren im September hier, blieben aber nur 10 Tage und ich konnte sie nur wenig genießen, aber immer war es doch ein angenehmes Zusammensein. Bunsen's Persönlichkeit hat mich sehr für ihn eingenommen, er ist mehr als er zeigen will. In der Stunde, da ich ihn bei Dir in Cassel sah und während der nächtlichen Fahrt mit ihm nach Göttingen, wo ich nervenkrank und er schüchtern war, konnte ich keinen rechten Begriff von ihm bekommen.

---

Stockholm, den 2. August 1842.

Ich danke Dir, bester Freund, für Deinen Brief vom 23. Juni. Ich habe seitdem in beständigem Saus und Braus gelebt in Anlaß der Skandinavischen Naturforscher-Versammlung. Schon mehrere Tage vor dem Anfang kamen Viele, für welche ich, als Präsident der Versammlung, die Honneurs durch Diners und Soiréen machen mußte. Nach der Versammlung blieben Viele noch mehrere Tage, für die dasselbe in kleinerem Maßstab noch eine Woche lang wiederholt wurde. Selten in meinem Leben habe ich mich so ermüdet gefühlt, als an dem Tage nach dem eigentlichen Schluß der Versammlung. Ich mußte einen ganzen Tag auf dem Sopha zubringen, auf dem ich wiederholt stundenlang einschlief. Ich hatte dann

so lange Ruhe, weil die ganze Gesellschaft eine Einladung nach Upsala angenommen hatte, von wo sie am folgenden Tag zurückkam. Ich will Dir nun über den Verlauf der Versammlung, die ganz glänzend ausfiel, berichten.

Wir hatten 4 allgemeine Zusammenkünfte auf dem Ritterhaussaal. Außer den 427 eigentlichen Mitgliedern, der königlichen Familie, den höheren Beamten und deren Frauen, waren noch 350 Personen eingeladen. Als ordentliches Mitglied hatte sich der Kronprinz anmelden lassen, der sowohl an den allgemeinen Versammlungen, als auch an den Sections-Sitzungen täglich theilnahm. Die Sectionen hatten ihre Sitzungen auf Riddarholmen in demselben Haus, so daß man leicht aus einer Section in die andere kommen konnte. Für die große Anzahl der vorzutragenden Gegenstände reichte die Zeit nicht und im allgemeinen waren darunter nicht wenige von Bedeutung. Wir aßen zusammen in dem großen Börsensaal, und die Abende wurden in einem schön dekorirten Local, gegenüber dem Opernhaus, zugebracht, an denen sowohl die auswärtigen, als auch unsere Frauen theilnahmen. Der Kronprinz besuchte diesen Club regelmäßig jeden Abend. Am letzten Tag gab der König der ganzen Gesellschaft ein Mittagessen auf dem Schloß, nach welchem wir uns wieder auf dem Club versammelten, wo zum Abschied 200 Bouteillen Champagner getrunken wurden. Im Ganzen mag wohl Stockholm nach der Abreise der Gelehrten von 8—900 Flaschen Champagner befreit worden sein.

Es hatten sich 27 Ausländer eingefunden. Oersted bekam am Schluß den Stern zum Nordsternorden, Nordenskjöld, Forchhammer und Zeise den Nordsternorden, welchen auch Du erhalten hättest, wenn ich Dich hier gehabt hätte.

Nachdem ich Dich nun mit der weltlichen Seite unserer Versammlung regalirt habe, will ich Dir auch von der geistigen, jedoch nur von der chemischen, berichten. (Folgen noch über 4 Seiten in 4°.)

---

Stockholm, den 30. Januar 1843.

Quid agis, quomodo vales liebster Wöhler? Ich bin ungeduldig, so lange nichts von Dir gehört zu haben. Ich habe Deine letzte Epistel sogleich beantwortet und habe Dir unterdessen zwei Abtheilungen Manuscript zum 2. Theil des Lehrbuchs über Hamburg geschickt, über deren Ankunft ich in Sorge bin. — —

Wir haben in diesen Tagen hier in großer Spannung gelebt. Unser alter König erkrankte an seinem 81. Geburtstag an einem sogenannten Gehirnfieber, dessen tödtlicher Ausgang jeden Augenblick unvermeidlich schien. Wiewohl von seinem Leben nicht mehr viele Jahre übrig sein können, so hat sich doch das allgemeine Interesse, ihn noch zu behalten, in diesen Tagen so bestimmt ausgesprochen, daß es jeden verwundern mußte, der keine anderen Quellen von Nachrichten über die Gesinnung und Stimmung in der Hauptstadt gehabt hat, als unsere niedrigen aber am allgemeinsten gelesenen Oppositions-Zeitungen. Obgleich ich gewiß meine Kenntniß von anderer Seite her habe, so war ich doch durch die Allgemeinheit der Theilnahme überrascht. Indessen, wiewohl er noch nicht außer aller Gefahr ist, scheint es doch, daß er dieses Mal noch durchkommen werde.

---

Stockholm, den 6. August 1844.

Ich habe Deinen freundschaftlichen Brief in Christiania erhalten. Unsere Reise dahin war ganz angenehm, der Aufenthalt daselbst behaglich und die Versammlung der skandinavischen Naturforscher recht belebt. Am interessantesten für mich waren Th. Scheerer's Untersuchungen, die er Dir schicken wird. Die Anzahl der Mitglieder betrug ungefähr 160, darunter 4 Ausländer: von Buch, Murchison, O. d'Halloy und Schimper. v. Buch war körperlich ganz rüstig, aber geistig schien er mir sehr abgetakelt; Murchison, stattlich und in voller Manneskraft, scheint mir nicht besonders gelehrt, aber ein klarer Kopf zu sein, der sich von keiner Theorie verführen läßt. Sein scharfer Blick erkannte die Verhältnisse der silurischen Formationen um Christiania sogleich. Ich erwarte ihn später hier. Auf der Rückreise besuchte ich mit meiner Frau mehrere Freunde und Bekannte, so daß wir erst am 2. August hier waren.

Nachträglich muß ich Dir doch auch berichten, daß die Akademie der Wissenschaften mein 25 jähriges Secretariats-Amt gefeiert hat. Mein Portrait, das sie mir zum Geschenk machte, ist vortrefflich ausgeführt und sehr ähnlich. Es soll lithographirt werden und ich werde Dir dann ein Exemplar schicken.

---

Stockholm, den 15. October 1844.

Daß Du weder von dem Jahresbericht, noch von mir seitdem etwas gehört hast, der Grund davon ist, daß ich seit 4 Wochen an einem Gichtanfall leide, der gerade in den letzten Tagen sehr heftig war. Heute geht es soweit besser, daß ich in der Laune bin zu schreiben, zumal ich Dir, ehe Du es von anderer Seite hörst, mittheilen will, daß Se. Majestät der König, bei Gelegenheit seiner Krönung, in dem gestern gehaltenen Ordenskapitel, Dich zum Ritter des Nordstern-Ordens ernannt, und mir in Dir einen lieben Collegen gegeben hat. Ich wünsche Dir Glück zu dieser Auszeichnung, die Du in Gesellschaft von Gauß, Gay-Lussac, Arago, Mitscherlich, v. Buch, Struve, C. Ritter, Grimm und Koch erhalten hast. Die Gesellschaft ist, wie Du siehst, gut, und daß die Neuigkeit sicher ist, darauf kannst Du Dich um so mehr verlassen, als ich heute die Liste vom Ordens-Sekretär bei mir hatte. — —

Gleich einem alten herrschaftlichen Kutscher, der selbst nicht mehr fahren kann, sich aber freut, wenn er das Knallen der Peitschen anderer hört, macht es mir eine sehr große Freude, die Arbeiten aus Euren Laboratorien zu lesen. Arbeitet nur immer fort, so lange Ihr könnt, denn Ihr wißt nicht wie wenig der Mensch wird, wenn er zu altern anfängt.

---

Berlin, 17. Juni 1845.

— — — Du ladest uns alle drei ein, Deine Gäste in Göttingen zu sein. Dank, besten Dank, ich nehme es mit großem Vergnügen an, als käme es von einem meiner nächsten Verwandten. Ich hoffe mit Dir, daß Carlsbad mich gründlich herstellen wird, so daß ich die Reise und den Aufenthalt bei Dir richtig genießen kann. Ich befinde mich nun ziemlich wohl, aber die Strapazen und die Wärme hier sind doch auch zu stark. Die Reise hierher war ebenso angenehm als rasch. Wir gingen in Stockholm den 12. an Bord, und waren den 15. hier.

Während der ganzen Reise befand ich mich vollkommen wohl, hier haben kleine Diätfehler mich wieder etwas herunter gebracht. Ich wohne bei Heinrich Rose, der wie ein Vormund mich pflegt. Auch Mitscherlich, Magnus und d'Ohsson hatten die Güte, uns einzuladen. — Ich habe an Rose 3 Exemplare meines Portraits gegeben, eins für Dich, eins für Bunsen und eins für Kopp.

---

Carlsbad, 16. Juli 1845.

— — Ich gratulire Dir zum Besuch Eures Königs und dem Hofrathtitel, letzteren als Beweis, daß die Regierung von Euren Verdiensten Kenntniß zu nehmen weiß. Bei meinem vorigen Besuch hier in Carlsbad machte ich die persönliche Bekanntschaft des Königs als Herzog von Cumberland. Er fragte mich, ob ich einige englische Chemiker kenne, und auf meine Antwort, daß ich Davy, Wollaston u. A. kenne, schüttelte er den Kopf und meinte, ich vergesse den vornehmsten, nämlich Hatchett. Es war ihm besonders angenehm, daß ich auch diesen kannte, er wollte aber nicht glauben, daß er Wagenmacher geworden sei und die Chemie aufgegeben habe. — — — Entschuldige, daß ich Dir heute so viel Kleinigkeiten schreibe; ich habe aber dabei einen doppelten Zweck, erstlich, mit Dir zu plaudern und zweitens, mich wach zu erhalten, was nicht so leicht ist, nachdem man, den Körper mit Carlsbader Wasser voll, 4 Stunden lang gegangen ist.

Du willst wissen, wann wir kommen. Das ist wahrhaftig nicht leicht zu sagen. Wir reisen von hier am 1. August über Marienbad, Eger, Heidelberg, Frankfurt, Bonn, und gedenken mit dem am 28. von Lübeck abgehenden letzten Dampfboot die Rückreise anzutreten, so daß ich zur Sitzung der Akademie zeitig genug ankomme. Demnach können wir ungefähr am 18. in Göttingen sein.

Das Brunnentrinken bekommt mir sehr gut, und ich erwarte Nutzen davon; mein Gesundheitszustand ist in diesen 13 Tagen wesentlich verbessert, aber ich lebe auch exemplarisch diät. Uebrigens bin ich hier von Leuten überlaufen, deren Umgang ich nicht wünsche. Ich bin wie ein ausländisches Thier, das Alle sehen wollen. Reichenbach kam von Wien hierher, um mich mit seinem wunderlichen Zeug zu unterhalten. 24 Doctoren, von denen ich kaum ein Drittel kenne, überfallen mich auf allen Wegen und Stegen. Auch Mitscherlich hat die Idee, herzukommen und vielleicht bis Heidelberg mitzureisen. Er leidet ebenfalls an Gicht und Nervenschwäche.

---

Bonn, 16. August 1845.

Habe keine Sorge, mein Freund, Du wirst uns nicht los. Wir hofften, am 12. reisen zu können, aber meine Frau war erkrankt und wir mußten die Abreise aufschieben. Wir gedenken nun am 20. Abends in Göttingen zu sein, wo wir endlich gutes Wetter zu finden hoffen; denn hier haben wir seither nichts als Regen und Wind gehabt, und an eine Excursion war für mich unterdessen nicht zu denken. Ich hatte hier verschiedene sehr erfreuliche Besuche: Mulder, Redtenbacher und Böttger. Was für unrichtige Vorstellungen kann man sich doch machen von dem Aeußeren einer Person, die man nur aus Briefverkehr kennt. Ich dachte mir Mulder als einen schwächlichen kränklichen Menschen, während er ein großer stattlicher Mann ist, der von kräftiger Natur zu sein scheint. Bunsen, der auch hierher kommen wollte und nach dem ich sehr verlange, treffe ich vielleicht in Göttingen.

Sehr würde es mich freuen, unseren Freund Liebig bei Dir zu finden. — Deine Eltern lassen Dich grüßen; ich fand den Alten zwar im Bett am Rheumatismus leidend, aber sonst ganz lebhaft.

---

Stockholm, 15. Sept. 1845.

Wiewohl ich vermuthe, daß Du nun auf dem Wege nach München oder Wien bist, kann ich mich doch nicht enthalten, Dir einige Zeilen des wärmsten Dankes für die äußerst angenehmen Tage zu senden, die wir bei Dir und Deiner liebenswürdigen Frau zugebracht haben und die mir stets eine frohe Erinnerung bleiben werden.

Unsere Reise nach Hamburg ging vortrefflich. Bödeker hatte uns Plätze im Cabriolet verschafft, und die Wartezeit in Hannover brachten wir unter seiner Leitung mit einer Fahrt durch die Stadt zu. Wir blieben einen Tag in Hamburg, einen halben in Lübeck, hatten eine ganz ruhige und angenehme Seefahrt und kamen am letzten August an der Schiffsbrücke in Stockholm an, wo uns eine Versammlung von Freunden und Verwandten erwartete.

Beim Eintritt in unser Haus überraschten mich die daselbst versammelten Mitglieder der Akademie, deren Präsident mich in einer herzlichen Rede willkommen hieß. Nachdem ich die dringendsten Geschäfte der Akademie besorgt hatte, gingen wir auf das Land; wir hatten da aber beständig kalten Regen, während vorher der ganze Sommer hier ungewöhnlich warm und so trocken war, daß mehrere Provinzen Mißerndte hatten und im Lande gänzliche Noth entstehen wird. — Seit meiner Rückkehr habe ich so viel akademische Schreiberei gehabt, daß ich noch kein Buch in die Hand nehmen konnte. Betty und Frau Edholm vereinigen sich mit mir, Dir und den Deinigen die herzlichsten Grüße zu senden.

---

Stockholm, den 24. Dec. 1846.

— — — Dein Anliegen in Betreff Hausmann's habe ich nicht vergessen. Wie Du weißt, stand er auf der Ordensliste bei der Krönung, aber was nun damals nicht durchging, wird schwerlich jetzt zur Ausführung kommen. Ich hatte bei derselben Gelegenheit von Sr. Majestät die Zusage erhalten, daß Hisinger und Schönherr, so verdient um Schweden, Commandeure des Wasa-Ordens werden sollten. Sie wurden es indessen nicht. Bei zwei späteren Ernennungen, die jetzt gewöhnlich zweimal im Jahre stattfinden, wurden sie, ungeachtet erneuter Zusage, dennoch übergangen. Nach dem letzten dieser Capitel kam der König zu mir und bemerkte, was aufgeschoben sei, wäre darum nicht vergessen und würde später erfüllt. Dabei bemerkte ich unterthänigst, daß Hisinger 78 und Schönherr 76 Jahre alt seien, und daß es etwas hart wäre, wenn so verdiente Gelehrte, wie diese, auf eine längere Lebenszeit, als Menschen gewöhnlich erreichen, rechnen müßten, um noch ein Zeichen der Gnade und der Anerkennung ihres Königs genießen zu können. Darauf antwortete Se. Majestät: „Darin hat Berzelius Recht, ich wußte nicht, daß sie so alt sind.“ Einen Tag vor dem Ordenscapitel am 18. November d. J. theilte mir Se. Majestät mit, daß nun sein Versprechen in Erfüllung gehen werde. Und dies geschah auch. Allein Hisinger ist nun so altersschwach, daß er seine Winterwohnung in Stockholm nicht mehr beziehen konnte. Ich erlaubte mir dann den

König an Hausmann zu erinnern, er meinte aber, es sähe sonderbar aus, wenn er Verdienste um Skandinavien belohnen wollte, die seine beiden Vorgänger unberücksichtigt gelassen haben. Du siehst also wie die Sache steht. Dagegen hatte der Kriegsminister Schönbein zum Nordstern- und Böttger zum Wasa-Orden wegen ihrer Entdeckung der Schießbaumwolle angemeldet, worüber S. M. meine Ansicht zu hören wünschte. Ich sagte meine Meinung, weiß aber im Augenblick nicht, wie es damit gegangen ist, da ausländische Ritter nicht im Ordenscapitel ernannt werden.

Siehe, lieber Freund, hier hast Du nun fast 8 volle Seiten (in 4o). Vermagst Du sie auf einmal zu lesen, so ist es gut; wenn nicht, so ruhe Dich dazwischen etwas aus. Unser Weihnachten zeichnet sich durch so starkes Schneegestöber aus, daß ich von Besuchen befreit bleibe, die mir sonst täglich so viel Zeit wegnehmen und glauben, daß sie, je länger sie sitzen bleiben, mir um so größere Höflichkeit erweisen. — Die herzlichsten Grüße von Betty und mir Deiner liebenswürdigen Frau und Dir, und Allen, die Du veranlaßt hast, uns so freundschaftlich in Göttingen aufzunehmen.

Dein von Herzen ergebener

Jacob Berzelius.

---

Die übrigen zahlreichen Briefe aus dem Jahre 1846 betreffen fast ausschließlich wissenschaftliche Fragen des Tages im Gebiete der Chemie, stets mit fester schöner Hand und einer Klarheit und Ausführlichkeit geschrieben, daß man sie Abhandlungen nennen könnte. Ueberhaupt legte Berzelius in diesem Jahre und den größten Theil des folgenden noch eine Rüstigkeit des Geistes und eine Arbeitskraft an den Tag, die bei seinen öfteren Körperleiden nicht zu erwarten waren. Kaum hergestellt von schwerer Erkrankung trieb ihn sein Interesse für die Wissenschaft, sich noch ein Mal an der Versammlung der skandinavischen Naturforscher zu betheiligen und die weite Reise nach Kopenhagen zu unternehmen. Auch von dieser Versammlung, wo er von Seiten des Königs und der Universität die ehrenvollsten Auszeichnungen erhielt, gab er in einem Briefe ausführlichen Bericht.

Sein letzter Brief an W. ist der folgende vom 16. November 1847. Von da an konnte er nicht mehr schreiben, blieb aber immer noch theils durch seine Frau, theils durch Prof. Svanberg und Mosander mit W. in Beziehung, und nichts machte ihm größeres Vergnügen, als Briefe von seinen auswärtigen Freunden zu erhalten.

Stockholm, den 16. November 1847.

Liebster Wöhler! Daß Du meine Hand heute nicht erkennst, bedeutet, daß mein Gesundheitszustand mir nicht gestattet, selbst zu schreiben. Ich danke Dir für Deinen interessanten Reisebericht. Während der ganzen Zeit, die Du vergnügt auf Reisen zubrachtest, lag ich ausgestreckt auf dem Schmerzenslager. Seit Mitte September litt ich an einem Gichtanfall im Rücken, der mich zwang, Tag und Nacht ausgestreckt auf dem Rücken zu liegen, ohne mich im geringsten bewegen zu können, da jede Bewegung meine Qualen bis zur Unerträglichkeit steigerte. Ich befand mich auf dem Land und mußte zu Anfang October ein Dampfboot miethen, das mich in liegender Stellung zur Stadt brachte. Erst seit

8 Tagen verminderten sich die Plagen, so daß ich einige Nachtruhe habe, dafür aber ist die alte Nervenschwäche mit großer Niedergeschlagenheit eingetreten. Nach so langen Leiden haben die Kräfte so abgenommen, daß ich keine Reihe mit eigener Hand schreiben kann. Der Arzt verzweifelt zwar nicht an meiner Herstellung, allein ich denke für mich: Gottes Wille geschehe.

Im Falle ich die begonnene Ausgabe des Lehrbuchs nicht mehr beendigen könnte, empfehle ich Dir die Fortsetzung, so dringend wie nur ein Vater sein Kind empfehlen kann.

Dein Freund
Jac. Berzelius.

---

Allmälig ganz gelähmt, aber ohne Störung der geistigen Functionen, nur im Rollstuhl sich bewegend, mußte er seine Leiden noch über 8 Monate ertragen. Er starb in der Nacht vom 7. August 1848. Nur wenige Stunden vor seinem Tode verlor er mit der Sprache die Besinnung. Er war am 20. August 1779 geboren.

# Rundschau über das nationale Leben.

## Frankreich und die Clericalen.

Von
F. v. Schulte.
Bonn.

Eine merkwürdige Erscheinung bietet sich seit einigen Monaten dem Beobachter dar. Nachdem man vom Jahre 1873 an clericalerseits unausgesetzt verkündigt hatte, die „Kirche" werde in Preußen glänzende Triumphe feiern, der Staat zu den Füßen des „heiligen Vaters" fallend um Gnade flehen, zeigt sich nachgerade das Gegentheil: die Mittel der Ultramontanen fangen an zu versiegen, die Peterspfennige werden spärlicher, das Volk wird des Kampfes, den man ihm aufgedrängt, müde, selbst die „Wundererscheinungen" verfangen nicht mehr, das „Centrum" ermattet sogar. Wenn je, kann der Staat die Ueberzeugung hegen, daß er gründlich und für lange, lange Zeit den Uebermuth brechen, und den römischen Clerus sich unter das Joch seiner Gesetze beugen sehen werde, wenn er fest und unentwegt an dem einzig richtigen Grundsatze hält: von jedem Unterthan, er heiße wie er wolle, zu verlangen, daß er sich dem Gesetze des Staats füge. In dieser Gewißheit darf er sich um so mehr sicher fühlen, als die beiden continentalen Staaten, welche seit Jahren als das festeste Bollwerk des Ultramontanismus galten, Frankreich und Belgien, zu gleicher Einsicht gelangt sind. Beide haben, Belgien in Folge des Ministerwechsels, Frankreich durch den Wechsel des Staatsleiters, die clericale Politik verlassen. Beide scheinen zu der Ueberzeugung gelangt zu sein, daß sie an dem Punkte ansetzen müssen, der entscheidend ist, am Schulwesen. In Deutschland und namentlich in Preußen fand der Clericalismus seine Stütze in der thatsächlich bis zum Jahre 1872 dem Clerus trotz der Gesetze überlassenen Beherrschung der Schule; in Belgien und Frankreich gab der Umstand ihm seine Hauptmacht, daß der Staat die Volksschule zum größten Theile und seit einigen Jahren in Frankreich auch die höhere in die Hände der geistlichen Orden und Congregationen gelangen ließ. Man hat in dem einen wie dem andern Lande Gesetzentwürfe vorgelegt, welche dem Staate sein Recht auf die Schule zurückgeben. Der Kampf gegen dieselben hat begonnen, seine Mittel sind die gleichen, wie bei uns. Hirtenbriefe, welche im Poltern

und Schimpfen das Möglichste leisten, werden von allen Ecken und Enden erlassen; die alte Beschuldigung, man wolle dem Volke die Religion nehmen, wird in allen Tonarten neu aufgewärmt; man legt Berufung ein an die Eltern, denen das Recht über die Kinder zustehe, um die Thatsache zu verdecken, daß der Clerus sich dieses Vorwandes lediglich zu dem Ende bedient, damit die guten Väter ihre Kinder einem Clerus überantworten, der nach canonischem Rechte die absolute Herrschaft über die Christen besitzt und sich um Elternrechte nicht zu sorgen braucht; schließlich giebt man die Parole aus, es sei besser die Religion aus der Schule zu nehmen, als mitzuwirken an Anstalten, die der Clerus nicht ausschließlich oder maßgebend leiten kann.

Wer vermag zu sagen, ob bald in Belgien und Frankreich der Staat zu seinem vollen Rechte gelangen werde? Uns Deutsche berührt die Sache vom politischen Gesichtspunkte nicht. Das ist der Gedanke, der uns die Feder ergreifen läßt. In verschiedenen bischöflichen Ergüssen und in den Spalten der clericalen Blätter beider Länder begegnet uns der stehende Satz: der Kampf gegen die Kirche komme nur dem Deutschen Reiche zu Gute, weil er Frankreich schwäche; er lähme die Macht der französischen Katholiken; er entfremde die Sympathieen der deutschen Katholiken, die Frankreich zugewandt seien. Es steht im Hintergrunde die Ansicht, bei einem Revanche-Kriege könne sich Frankreich nur dann auf die deutschen Ultramontanen verlassen, wenn die römische Kirche sich im eigenen Lande wohl fühle, das heißt herrsche. Wir denken, die Franzosen werden in ihrer großen Mehrheit einsichtig genug sein, derratigen Argumenten kein Gewicht beizulegen. Sie werden begreifen, daß das deutsche Volk wegen eines Streites, der mit der Religion ohnehin nichts zu schaffen hat, seine Nation, sein Vaterland nicht verleugnen wird; sie brauchen nur das zu betrachten, was sich seit sechs Jahren in Deutschland zugetragen hat, um dessen gewiß zu sein; sie dürften eingesehen haben, daß das Deutsche Reich bereits zu sehr consolidirt ist und eine zu große Macht hat, um sich fürchten zu müssen vor der Untreue der durch und durch deutschen katholischen Bevölkerung des Südens und Westens; sie werden auf die Tiraden einiger ultramontanen Caplansblättleins schwerlich ihre Pläne bauen. Auf die Hülfe deutscher Katholiken werden höchstens politische Schwachköpfe für ihre Rachepläne hoffen können. Wir sind der Ansicht, die französische Republik müsse sich dessen bewußt bleiben, daß nur eine gemäßigte uud besonnene Politik nach Innen und Außen ihr Festigkeit leihen könne, daß es kein sichereres Mittel gebe, deren Gegnern in die Hand zu arbeiten, als wenn man sich auf va banque spielen einlasse. Für Belgien kommen solche Erwägungen gar nicht in Betracht, da Belgien an eine Annexion deutschen Gebiets nicht denken kann und in Deutschland kein vernünftiger Politiker an die Belgiens denkt.

Für die französischen Ultramontanen selbst liegt der Schwerpunkt der französischen Kirchenpolitik nicht in dem Verhältniß zu Deutschland, sondern in der Hoffnung, daß Frankreich, wenn es unter geistliche Herrschaft komme, schließlich die Herstellung des Kirchenstaats bewerkstelligen werde.

Leo XIII. ist, nachdem er ein Jahr lang den Versuch selbstständiger Haltung gemacht hat, dem Einflusse der herrschenden Partei erlegen und hat sich mehr und mehr auf den Standpunkt seines Vorgängers begeben und die Nothwendigkeit des

Kirchenstaats gefordert. Es kommt ihm nun darauf an, die clericale Partei in Italien zur herrschenden zu machen. Sein plötzliches Bemühen für Hebung der Volksschulen, die Uebernahme von 100 000 Lire auf sein Budget zu diesem Zwecke in demselben Momente, wo auf Commando alle Bischöfe über die Noth des heil. Vaters und die Leere seiner Kassen jammern müssen, zeigen deutlich, wo hinaus man will. Man hat in Italien unter der Herrschaft der Phrase der „freien Kirche im freien Staate," welche den absoluten Indifferentismus der Massen, die sich um religiöse Fragen nicht kümmern, in behäbigem und leichtsinnigem Herabsehen auf die warnenden und mahnenden Stimmen befriedigte, die Religion aus der Schule verbannt und dadurch dem Clerus, der in seinen Anstalten alle Kinder sammelt, deren Eltern noch Religion haben, eine Macht zugewendet, wie er sie vor 1859 nicht hatte. Gelänge es der ultramontanen Partei in Italien, die Herrschaft im Parlamente zu erhalten, und wäre dieselbe Partei in Frankreich am Ruder, dann dürfte die Herstellung des Kirchenstaats das nächste Ziel sein. An die Kämpfe, welche das kosten würde, dächte sie schwerlich.

Frankreich wird gut thun, sich dies vor Augen zu halten, um Fehler zu vermeiden, welche zum Scheitern des begonnenen Werkes führen müssen. Der Politiker kann nur diejenige Schulgesetzgebung empfehlen, welche dem Staate die volle Leitung derselben sichert, aber zugleich dem Bedürfnisse genügt. Eine solche fordert, daß man die Religion nicht ausschließe. Den Uebermuth des Clerus zu brechen, besitzt der Staat die Macht. Hat er den Muth, die Ungesetzlichkeiten seiner Prälaten dem richterlichen Urtheile zu unterstellen — die französischen Strafbestimmungen sind wahrhaft drakonische im Vergleiche mit denen der preußischen Kirchengesetze —, so werden dieselben zu Kreuz kriechen. Frankreichs Könige haben es im Mittelalter verstanden, den Päpsten gegenüber ihre Macht zu behaupten; die von Bonifaz VIII erlassene dogmatische Bulle Unam sanctam vom Jahre 1302, die durch ihr Gewicht Philipp den Schönen niederschmettern sollte, mußte der Nachfolger Bonifaz' als für Frankreich unanwendbar erklären. Was man im 14. Jahrhundert, was man früher und später bis zur ersten Revolution konnte, vermag man auch heute noch. Die Frage für Frankreich liegt wie für Preußen: soll der Staat oder der Clerus gebieten? Deutschland wird von ihr nur berührt, soweit es das Interesse hat, Frankreich sich im Innern consolidiren zu sehen. —

---

## Ein Blick auf das Parteileben in Deutschland.

Von

**Richard Fleischer.**

Der deutsche Nationalcharakter besitzt eine Vorliebe für Parteibildungen und Parteikampf, die durch die lange Zerrissenheit des Reiches hervorgerufen ist. Wenig große Nationen sind durch so viele Parteien zersplittert, wie das deutsche Volk. Fast bei jeder neuen Wahl wurde eine neue Fraction, oft nur wegen kleinlicher Interessen und aus einer geringen Zahl von Köpfen bestehend, geschaffen, so daß der Reichstag jetzt ein buntes Bild von Parteien bietet, die theilweise noch innerlich gespalten sind.

Die parlamentarischen Geschäfte leiden durch eine so vielköpfige Gestaltung

der Volksvertretung, und der Regierung fällt die sehr schwierige Aufgabe zu, mit den vielen Parteien für das Wohl des Landes zu wirken; Frictionen zwischen dem leitenden großen deutschen Staatsmanne und dem Parlamente verschwinden deshalb selten von der Tagesordnung. Der Reichskanzler wird fast bei jeder neuen wichtigen Vorlage, die er dem Reichstage unterbreitet, durch einen Sturm heftiger Angriffe von verschiedenen Seiten bedrängt, heut' zürnen ihm die Conservativen, morgen die Liberalen; das Centrum und die Socialdemokraten machen gewohnheitsmäßig Opposition, und wenn nicht der Mann, der das Reich geschaffen hat, mit eiserner Festigkeit immer treu der Sache bleiben würde, die er nach seinen Anschauungen zu vertreten für gut hält, wenn er nicht stets über den Parteien gestanden und gegen jede Fractionspolitik, die sich von den Interessen des Staates trennt, gekämpft hätte, so wäre der Ausbau des jungen Reiches vielleicht zur Unmöglichkeit geworden. Fürst Bismarck war nie ein Theoretiker in der Politik, er hat sich immer nur von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit leiten lassen; und das ist ein Glück für Deutschland, wir hätten sonst im Parteikampf vieles, wenn nicht alles verloren, was durch blutige Siege schwer errungen wurde. Der junge Staat wäre ohne den Schöpfer seiner Einheit zu schwach gewesen, um nach dem großen Kriege sich gegen seine zahlreichen inneren und äußeren Feinde zu schützen. Von Rom kam das erste Signal, das verhaßte deutsche Reich möglichst zu schwächen und dann durch andere feindliche Mächte zu vernichten. Die Antwort Bismarck's auf diesen Angriff war die Vertreibung der Jesuiten und die Kirchengesetze in Preußen. Der erste Angriff wurde hierdurch abgeschlagen und jetzt liegt der Feind fast ohnmächtig auf dem Boden, um Frieden bittend, aber nicht um einen wahren und dauernden Frieden, sondern um einen Waffenstillstand, der auch dem Centrum willkommen wäre, um sich zu neuem Kampfe zu rüsten; es ist deshalb kein Wunder, wenn die durch den Vatican im vorigen Jahre eingeleiteten Friedensverhandlungen noch zu keinem Resultat geführt haben und vielleicht resultatlos bleiben werden.

Auch Leo XIII. strebt nach weltlichem Besitz und bleibt, wie seine Vorgänger, ein Gegner des geeinigten und uns innig befreundeten Italiens, er spielt fortgesetzt die Rolle eines Gefangenen und kämpft gegen die moderne Bildung und Cultur. Wohl mag er vorsichtiger in seinen Worten sein, wie Pius IX.; in seinen Thaten aber ist der neue Papst seinem Vorgänger vollkommen gleich, die Milde, die man ihm nachrühmt, kann sich vielleicht auf seinen persönlichen Charakter beziehen, aber nicht auf seine kirchenpolitischen Handlungen. Das Centrum im deutschen Reichstage hat nach wie vor eine enge Fühlung mit dem Vatican, nach dessen Weisungen es sich richtet; auch in letzter Zeit ist keine Annäherung an die Politik des Reichskanzlers zu Tage getreten, es bleibt diese Partei unverändert bei ihrem Programm: überall, wo es nur möglich ist, die Regierung anzugreifen und das Ansehen derselben im Lande zu schwächen. Der Kanzler wird auch niemals mit den Ultramontanen, selbst wenn sie seine neue Wirthschaftspolitik ganz oder theilweise unterstützen sollten, ein Bündniß schließen können noch wollen, er kennt den Patriotismus dieser Politiker, denen nichts mehr am Herzen liegt, als die Herrschaft der katholischen Kirche über den Staat zu begründen. So lange der Papst diesen Grundsatz in seiner Politik festhält, so lange wird auch ein Frieden mit ihm nicht möglich sein.

Durch den Vatican und seine Vertreter im deutschen Reiche sind 3 Millionen deutsche Brüder in einen Kampf gegen ihr eigenes Vaterland hineingezogen worden, in den sie ohne die Aufreizung ultramotaner Blätter und Volksredner niemals gerathen wären. Wie ungerecht das ultramontane Parteitreiben gegen den Staat ist, beweist die einfache Thatsache, daß Niemand in Deutschland in dem Festhalten an seinem Glauben gehindert worden ist, und daß man sehr wohl ein guter Katholik sein kann, ohne die Regierung wie eine feindliche Macht bekämpfen zu müssen. Wenn die Gewissensfreiheit der Katholiken wirklich bedroht wäre, so würden sicher alle Parteien für dieselbe eintreten; die katholische Religion ist aber in keiner Weise durch den Staat gefährdet und es kämpft auch das Centrum nicht um den Schutz des Glaubens, sondern um die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstthums, um eine vaticanische Weltregierung. Leider haben es die Kirchengesetze noch nicht vermocht, die aufrührerische Agitation der Ultramontanen zu unterdrücken, so daß vielleicht noch schärfere Maßregeln gegen dieselbe getroffen werden müssen.

Die ultramontanen Heißsporne sind dem Staate ebenso gefährlich wie die revolutionären Socialisten, letztere haben vielleicht nicht Unrecht, wenn sie sich darüber beschweren, daß man die ultramontane Presse ruhig gegen die bestehenden Staatseinrichtungen und die gesellschaftliche Ordnung kämpfen läßt, während man ihnen jedes Agitationsmittel entzogen hat. Man lese nur die Blätter dieser Partei, selten vergeht ein Tag, an welchem nicht nur die Maigesetze, sondern alle anderen wichtigen staatlichen Institutionen in denselben angegriffen und verhöhnt werden, sie predigen unaufhörlich dem katholischen Volke, daß der Staat seine Kinder in den Schulen gottlos erziehen lassen will, die Kirche verfolgt und das Heiligste, die Religion, geraubt werden soll, daß der Mann, der an der Spitze der Staatsgeschäfte steht, von jeher ein Gegner der Katholiken war, und daß die nicht ultramontane Gesellschaft innerlich angefault und dem Untergange preisgegeben oder nahe sei. Selbst der friedlichste katholische Bürger kann durch eine solche Presse zur Empörung aufgereizt werden, er verliert durch dieselbe das Vertrauen zur Regierung und zu seinen andersgläubigen deutschen Brüdern; und wer kann dafür einstehen, daß ein Theil des katholischen Volkes, dem fortgesetzt alle staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen verhaßt gemacht werden, nicht endlich zum offenen Aufruhr gebracht wird? Es ist offenbar eine revolutionäre Agitation, die von den ultramontanen Parteiblättern betrieben wird, und es tritt vielleicht die Nothwendigkeit ein, gegen diese Partei dieselben gesetzlichen Mittel, wie gegen die Socialdemokratie anzuwenden.

Der Staat hat dafür Sorge zu tragen, daß der innere Friede nicht durch staats- und gesellschaftsfeindliche Parteien gestört wird, und was dem Einen recht ist, das ist dem Anderen billig. Wir haben keine Rücksicht auf Feinde des Vaterlandes zu nehmen und müssen es wenigstens verhindern, daß durch dieselben ein Theil der Nation mit Haß und Empörung erfüllt wird. Die Ultramontanen sind nicht nur unsere inneren Feinde, sie streben auch danach, den äußeren Frieden zu stören, über alle großen Staaten Europa's bilden sie eine Kette und suchen bei jeder schwierigen internationalen Frage ernste Verwickelungen herbeizuführen; eine Reihe abgegangener clericaler Diplomaten treibt ein verstecktes Spiel in den

Palästen entthronter Fürsten, in den Salons früherer einflußreicher Minister, bei den französischen Monarchisten und Revanchisten, um irgend einen casus belli gegen die beiden in Bann gethanenen Culturstaaten Italien und Deutschland heraufzubeschwören. Nach Allianceen mit anderen Mächten, — sei's auch mit dem protestantischen England oder mit dem moslemitischen Reich — strebt man durch tausend Mittel und wenn dieselben bisher keinen Erfolg hatten, so verdankt man dies nur der Machtstellung Deutschlands und unserer Regierung, die diese sogenannte schwarze Internationale bewachen läßt, um den Völkerfrieden aufrecht zu erhalten.

Durch das Reich hat bereits eine andere revolutionäre Verbindung, die rothe Internationale, einen schweren Schlag erlitten, es ist derselben nach dem Socialistengesetz nicht mehr möglich, mit ihren Anhängern in Deutschland im öffentlichen Verkehr zu bleiben und die unteren Volksschichten fernerhin für ihre revolutionären Pläne zu gewinnen. Andere Nationen sind uns dafür dankbar, daß wir mit energischen Maßregeln zur Unterdrückung der für alle Staaten gefährlichen Socialdemokratie vorangegangen sind.

Die sociale Frage wird zwar nicht durch das Socialistengesetz gelöst werden, aber man hat wenigstens eine ruhige und sachliche Erwägung, wie der Noth der Arbeiter am besten abzuhelfen ist, gesichert. Die bevorstehenden wirthschaftlichen Reformen, wenn sie sich in richtigen Bahnen bewegen, werden gewiß dazu beitragen, den Nationalwohlstand zu erhöhen. Das deutsche Volk ist auf ernste und unermüdliche Arbeit mehr, wie jede andere Nation angewiesen, es muß die deutsche Production deshalb möglichst geschützt werden, ohne hierdurch der fremden die Grenzen des Landes zu verschließen oder nur einzelne Industriezweige besonders zu begünstigen. Wenn Theorie und Praxis Hand in Hand zu allgemein nützlichen Reformen schreiten, ohne hierdurch in eine wirthschaftliche Reaction zu verfallen, so wird dem Reiche ein großer Dienst erwiesen werden. Möge deshalb bei den Verhandlungen über die hochbedeutenden wirthschaftlichen Fragen im Reichstage jede persönliche Vorliebe für bestimmte Pläne zurücktreten und nur das im Auge behalten werden, was nicht einer Fraction, sondern dem Lande und dem wahren Wohle des Volkes zum Nutzen gereicht. Leider sind gerade unter den Führern der beiden gegnerischen Parteien, den Freihändlern und den Schutzzöllnern, so entgegengesetzte Ansichten vertreten, daß eine Verständigung sehr schwer fallen wird, hoffentlich gelingt es aber dem großen staatsmännischen Talente des Reichskanzlers, diese für das Reich wichtige Verständigung herbeizuführen. Sehr zu bedauern war es, daß die Schutzzöllner in ihrer Kampfesweise auf Abwege gerathen sind, die ihnen persönlich nicht zur besonderen Ehre gereichen. Wenn man freihändlerische Abgeordnete verdächtigt, daß sie vom Auslande beeinflußt seien, um gegen den Schutzzoll ihre Stimmen abzugeben, ohne hierfür irgend einen thatsächlichen Anhalt zu besitzen, so sind dies Verleumdungen, die ehrliche Politiker um ihrer Person und der von ihnen vertretenen Sache willen sich niemals zu Schulden kommen lassen müßten. Es ist ja allgemein bekannt, daß eine Partei, die eine sachliche Debatte nicht mehr führen kann, gewöhnlich auf das persönliche Gebiet übergeht, um irgend eine Schwäche ihrer Gegner aufzudecken oder denselben in den Augen des Volkes zu schaden. Daß die Schutzzöllner sich hierbei

der Unterstützung einiger officiöser Blätter erfreuen konnten, ist noch mehr zu beklagen, ein Blatt, welches „freiwillig gouvernemental“ sein will und sich den Anschein giebt, die Meinungen der Regierung mit zu vertreten, müßte sich wohl hüten, seine Spalten einer solchen Kampfesweise zur Verfügung zu stellen; hierdurch wird nicht nur dem Ansehen des Blattes, sondern auch der Regierung und namentlich der von ihr vertretenen politischen Partei empfindlich geschadet. Wenn auch die Freiconservativen, denen die officiösen Blätter zum größten Theile angehören, solche Fehler ihrer Presse nachträglich im Reichstage rügen, und in demselben der nationalliberalen Partei, in welcher die Freihändler zahlreich vertreten sind, eine größere Zuneigung zeigen, so löschen sie damit nicht den Eindruck aus, daß außerhalb des Parlaments ihre Stellung eine andere ist und daß sie den Kampf, der von ihren Organen gegen die Liberalen in letzter Zeit in sehr heftiger Weise geführt wird, billigen oder wenigstens nicht verhindern wollen. Die freiconservativen Parteien sind zu schwach, um einen Ausschlag im Parlament zu geben und auf Verbindungen mit anderen größeren Fractionen, namentlich mit den Nationalliberalen angewiesen, sie haben dies auch in ihrer bisherigen parlamentarischen Thätigkeit in allen wichtigen Fragen bewiesen, es ist deshalb durchaus nicht politisch gehandelt, wenn die Freiconservativen außerhalb des Reichstags sich der nationalliberalen Partei feindlich entgegenstellen. Ein solcher Parteikampf, der auf Stärkung der Freiconservativen abgesehen ist, bewirkt gerade das Gegentheil und trübt das gute Einvernehmen und das gegenseitige Vertrauen, welches die Nationalliberalen mit ihnen lange Zeit aufrecht zu erhalten bemüht waren.

Das deutsche Volk ist in seiner großen Mehrheit liberal gesinnt, eine streng conservative Majorität hat bisher noch keine Wahl zu Stande gebracht, nur durch Aneignung einer etwas mehr liberalen und vor allem mehr nationalen Richtung konnten die Freiconservativen sich eine nicht ganz unbedeutende Zahl von Sitzen in der Volksvertretung erwerben, eine sichere Existenz hat diese Partei aber nur dann, wenn sie sich vor den Fehlern der Altconservativen hütet, die einen Hemmschuh für jede freie staatliche Entwickelung bilden.

Unser Liberalismus ist im Allgemeinen sehr gemäßigt; was man in Deutschland liberal heißt, würde in England und Frankreich theilweise für sehr conservativ gehalten werden; diesem gemäßigten Liberalismus gegenüber scheint eine freiconservative Partei fast ein Luxus zu sein, aber es ist dieselbe doch von Nutzen, wenn sie wirklich nationale Gesinnungen vertritt. Der Liberalismus bedarf eines Freundes, der ihn ermahnt und zurückhält, wenn er zu rasch nach Idealen strebt, deren Verwirklichung noch nicht zeitgemäß ist. Ein solcher conservativer Freund, welcher ein warmes Herz für das Volk und die Freiheit besitzt, kann den Liberalen nur willkommen sein; wenn die Freiconservativen aber den Kampf gegen den Liberalismus fortsetzen, so könnte bald eine strenge Trennung zwischen ihnen und den Nationalliberalen eintreten, die für erstere und für die Regierung keineswegs vortheilhaft sein würde. Die Regierung, deren Ansichten die freiconservativen Parteien vertreten oder vertheidigen, kann sich allein auf dieselben nicht stützen, sie ist hauptsächlich auch auf den nationalen Liberalismus angewiesen und muß sich in den wichtigsten Fragen mit demselben einigen.

Diese politische Nothwendigkeit wird von den Altconservativen lebhaft be-

dauert, sie glauben allein die Erhalter eines starken Königthums zu sein und sehen irrthümlicherweise jede freie Volkspartei für eine Gegnerin desselben an, der Regierung, von der sie sich verlassen fühlen, machen sie deshalb bei jedem liberalen Gesetze die heftigste Opposition. Die meisten dieser Conservativen erkennen nur die Mängel des Liberalismus an und verwerfen seine großen Vorzüge; daß die nationalliberale Partei nur auf dem Boden der Gesetze einen freien inneren Ausbau Deutschlands erstrebt, wird von ihnen wenig oder gar nicht beachtet.

Ebenso wie die Altconservativen halten auch die Altliberalen an Principien fest; der doctrinäre Liberalismus der letzteren, der den Zeitverhältnissen nicht Rechnung trägt, der nicht in enger Fühlung mit dem nationalen Leben steht, sondern nur vom Katheder oder von der Tribüne aus die Freiheit predigt, der einer allmäligen und ruhigen Entwickelung eines liberalen Staates principielle Opposition entgegensetzt, schadet demselben ebenso sehr, wie ein veralteter Conservativismus. Sehr zu bedauern ist es, daß Männer, die früher gemeinschaftlich für die liberale Sache eintraten, sich trennen mußten, nur weil die Majorität der liberalen Partei sich einer praktischen nationalen Politik zugewandt hat, während die Minderheit eine dogmatische Freiheitspolitik vertritt; eine Vereinigung kann leider in naher Zeit zwischen diesen beiden liberalen Parteien nicht erwartet werden. Die Fortschrittspartei hat fast alle von den Nationalliberalen geschaffenen oder acceptirten Gesetze verworfen, weil ihr dieselben meistens zu conservativ oder ihren Principien zuwiderlaufend erschienen waren, trotzdem darf man behaupten, daß die Fortschrittler sich nachher über die gemäßigt liberalen Institutionen des Reiches im Allgemeinen immer gefreut haben, daß sie nur ihrer Theorien und weniger der Sache wegen zur Opposition genöthigt waren.

Vom theoretischen Standpunkte aus erscheint die Politik oft in einem ganz anderen Lichte, als vom praktischen. Wenn ein Mann von der liberalsten Gesinnung und von großen staatsmännischen Talenten berufen würde, im jetzigen Augenblicke die Leitung des Reichs zu übernehmen, so wäre es vorauszusehen, daß er als Staatsmann mit seiner eigenen Partei in die größten Conflicte gerathen würde, denn, beim besten Willen fortschrittlich liberal zu regieren, könnte er vielleicht noch mehr, als der Reichskanzler, durch die staatlichen Zustände in ein conservatives Fahrwasser gedrängt werden. Was hätte ein fortschrittlicher Minister gethan, wenn er das Leben des Staatsoberhauptes, den inneren Frieden, die Freiheit und das Eigenthum der Bürger bedroht sah und wenn er erfahrungsmäßig constatiren mußte, daß durch das gemeine Recht ein so großes Uebel nicht beseitigt werden kann? Er hätte sicher als Staatsmann dieselben, wenn nicht noch schärfere Mittel wie unser Kanzler dagegen anwenden müssen, trotzdem er hierdurch von dem Standpunkte seiner Partei weit abweichen würde. Mit Theorien läßt sich eben ein Staat nicht regieren, es muß bei jeder guten Staatsleitung das Bedürfniß und die Nützlichkeit für das Allgemeine die erste Rolle spielen, selbst wenn hierdurch politische Principien zum Opfer fallen.

Die hervorragenden Männer, die der Fortschrittspartei angehören, sind ehrenwerthe und vaterlandsliebende Politiker, aber sie sind davon nicht freizusprechen, daß sie oft ein unberechtigtes Mißtrauen der Regierung entgegensetzen, daß sie selbst den großen Staatsmann, dem wir unsere Freiheit und langersehnte Einheit ver-

danken und der sicher nicht das Reich in einen Feudalstaat umwandeln will, in seinem segensreichen Wirken und Schaffen zu sehr zu hindern suchen. Wenn die Fortschrittspartei die Majorität im Reichstage bilden würde, so wäre es Bismarck niemals gelungen, das Reich zu der Macht zu bringen, die es jetzt besitzt und durch welche es eine Garantie für einen dauernden Frieden und für das Wohl seiner Bürger bietet. In den Reden einzelner fortschrittlicher Abgeordneten treten leider nicht selten persönliche Angriffe gegen den Kanzler zu Tage, so daß demselben sein schwerer Beruf durch diese Partei oft am meisten verbittert wird. Wenn ein Staatsmann, der so viele und harte Kämpfe in seinem Leben wie Bismarck durchgekämpft hat, sich aus dem Saale zurückzieht, sobald ein bekannter fortschrittlicher Parlamentarier sich zum Worte meldet, der fast bei jeder wichtigen oder unwichtigen Frage den Kanzler persönlich angreift, so ist dies ein Zeichen, daß ihm diese Opposition schwerer wie jede andere zu ertragen ist. Ein Nutzen wird der Fortschrittspartei durch eine solche Kampfesweise nicht erwachsen und es kann nur im allgemeinen Interesse gewünscht werden, daß sie mit der Regierung nicht mehr, wie mit einer feindlichen Macht verhandelt.

Die letzten Wahlen haben gezeigt, daß das Volk Vertrauen zu der Regierung hegt und nicht gesonnen ist, eine theoretische Opposition zu stärken. Die Fortschrittspartei bildet jetzt eine der schwächsten Fractionen des Reichstags und wenn dieselbe sich den Nationalliberalen nicht nähert, so sind bei der nächsten Wahl ihre Sitze noch mehr gefährdet, es werden dann vielleicht die Conservativen, die Ultramontanen und Socialisten diese Mandate zum großen Theil sich erringen. Die große Mehrheit des freien deutschen Bürgerthums erkennt mit den Nationalliberalen die Nothwendigkeit an, die Regierung so weit als möglich zu unterstützen, um den freiheitlichen Ausbau des großen Vaterlandes zu fördern. Wenn der Reichskanzler auf diese Partei und auf die Freiconservativen sich bisher gestützt hat, so gab er den Beweis, daß er eine nationale Politik im Allgemeinen für das Reich für nützlich und nothwendig hält und noch mehr dadurch, daß Bismarck selbst wünschte, ein parlamentarisches Ministerium vor kurzer Zeit aus diesen beiden Parteien zu bilden, um eine noch engere Verbindung mit denselben zu knüpfen. Leider hatten die damaligen Verhandlungen hierüber mit Herrn von Bennigsen keinen Erfolg, da einzelner Punkte wegen das Programm des Kanzlers von den nationalliberalen Parteiführern nicht acceptirt werden konnte. Es ist aber wohl nur eine Frage der Zeit, wann ein solches parlamentarisches Ministerium constituirt werden kann. Nach der Lösung der wirthschaftlichen Fragen, die jetzt den Reichstag hauptsächlich beschäftigen, wird der Reichskanzler wahrscheinlich wieder mit den nationalliberalen Parteiführern in nähere Beziehung treten und wünschen, daß einige derselben an der Regierung theilnehmen, es ist dann vielleicht eine Verständigung leichter möglich. Für das Land hätte es einen großen Nutzen, wenn die stärkste Partei im Cabinet mit vertreten wäre, es würden hierdurch in vielen Fällen die Frictionen zwischen dem leitenden Staatsmann und der Volksvertretung vermieden oder beseitigt werden und die parlamentarischen Geschäfte einen rascheren und leichteren Gang nehmen. Die nationalliberalen Parteiführer haben zwar kein Verlangen nach Ministerportefeuilles, sie werden dieselben nur, wenn es im Interesse des Landes nöthig ist, annehmen und dann auch keine Parteiregierung bilden wollen,

sondern sich allein von dem leiten lassen, was zum Wohle des gesammten Volkes dient; daß dies mit ihren politischen Gesinnungen im Einklange steht, beweist ihre bisherige parlamentarische Thätigkeit, der wir die liberale Gesetzgebung zu verdanken haben.

Mögen auch die Gegner des Reichs die Nationalliberalen und ihre Führer noch so sehr schmähen und verläumden, mag man auch in manchen ultramontanen oder particularistischen Wahlkreisen lieber den Teufel als einen Nationalliberalen in den Reichstag senden wollen, es hat diese Partei ihrer großen vaterländischen Verdienste wegen feste Wurzeln im Lande und kein Sturm kann sie zerstören. Wem das Reich in seiner jetzigen Gestalt verhaßt ist, der kann natürlich zu den Stützen desselben sich nicht hingezogen fühlen und muß in die Reihen herrschsüchtiger Priester und revolutionärer Socialisten treten, mit diesen haben sich auch Alle verbunden, denen nicht die Macht, die Freiheit und Einheit Deutschlands am Herzen liegt. Selbst einflußreiche Männer deutscher Mittel- und Kleinstaaten kämpfen offen oder versteckt unter den Fahnen der Reichsfeinde und würden ihres Particularismus wegen selbst ein großes nationales Unglück, durch welches der Einheitsstaat zerstückelt oder vernichtet werden könnte, nicht sehr beklagen. Es wird vielleicht noch eine Generation eines Theils dieser Bevölkerung untergehen, ehe eine warme und aufrichtige Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande tief in alle deutsche Herzen gedrungen sein wird; die deutsche Jugend, der die Zukunft angehört, ist frei von jeden particularistischen Gesinnungen, sie hängt treu an Kaiser und Reich und stellt dasselbe weit höher, als die kleinlichen Interessen einzelner Staaten. Nicht umsonst ist so viel theures Blut geflossen, nicht umsonst haben die größten Geister unserer Nation Jahrhunderte lang um einen engen Bund aller deutschen Stämme gerungen das Gebäude, auf welchem jetzt das Reich errichtet ist, ruht auf so festen Säulen, daß keine Macht der Erde es je wieder zerstören kann. Für den Philister, dem sein Haus oder sein Stall lieber ist, als das Vaterland, oder für den, der wegen staatlicher Selbstständigkeit weniger Quadratmeilen deutschen Bodens den Untergang des Reiches wünscht, für den, der sich seiner Muttersprache nicht würdig zeigt, der sich zum Spielzeug fremder Priester oder Rebellen benutzen läßt, für den ist Deutschland nicht geschaffen, der bleibt ein Fremdling unter uns und verdient nicht die Ehre ein Deutscher zu heißen. Wir brauchen auch durchaus nicht diese Abart der Nation zu fürchten, sie trägt in sich selbst den Keim des Todes und wir können sie nur bedauern. Was aber nöthig ist, um uns gegen alle Feinde zu sichern, das ist ein ehrliches und festes Zusammengehen aller reichsfreundlichen Parteien, ein Vermeiden jedes unnöthigen Zwiespalts und Kampfes. Haben wir erst das gegenseitige Vertrauen unter den Parteien, welche die Stützen des Reiches bilden, befestigt, dann wird es nicht schwer fallen, stets eine große Majorität zu einer allgemein befriedigenden Lösung aller wichtigen nationalen Fragen zu finden, dies zu erstreben, ist eine der ersten Aufgaben jedes patriotisch gesinnten Politikers.

Nützlich wäre es, wenn auch das Parlament nicht immer aus denselben Mitgliedern bestehen möchte, wenn auf neue und tüchtige Kräfte, die nicht an den alten Streit im Hause gewöhnt sind, die Aufmerksamkeit bei den nächsten Wahlen gerichtet würde, damit sich keine bestimmte parlamentarische Coterie bei uns bildet. Man hat dem Reichstage oft den Vorwurf gemacht, daß in demselben zu wenig Fachleute vertreten seien und daß ihm zeitweise das Sachverständniß abgehe; theilweise

ist dieser Vorwurf berechtigt und verdient beachtet zu werden. Die Mehrzahl der Abgeordneten sind Juristen, denen nicht auf allen Gebieten ein competentes Urtheil eigen ist; die Juristen werden zwar immer die wichtigste Rolle in jedem gesetzgebenden Körper spielen, aber die Volksvertretung muß auch in genügender Zahl tüchtige Fachleute aus allen anderen Berufszweigen besitzen, um nach allen Richtungen eine sachlich richtige Entscheidung treffen zu können. Unsere parlamentarischen Parteiführer würden eine solche Neugestaltung des Reichstages freudig begrüßen, sie erkennen diesen Mangel in der Volksvertretung zum größten Theile an und werden sich durch Abhülfe desselben in vielen Geschäften erleichtert finden.

Die Macht zu jeder neuen Zusammensetzung des Reichstages liegt allein in den Händen der Wähler, sie haben zu beschließen, wer sie vertreten soll und handlen im allgemeinen Interesse, wenn sie sich niemals durch die Eitelkeit einzelner Candidaten leiten lassen, deren Streben es ist, nur der Ehre wegen Abgeordnete zu werden, die aber für das Land oder für ihre Partei keinen Nutzen bringen. Auch solche Männer müßten von einer Wahl ausgeschlossen werden, denen daran gelegen ist, durch den Reichstag eine Staatscarriere zu machen, denn nur wer frei von persönlichem Ehrgeiz sich den schweren Pflichten eines Volksvertreters voll und ganz hingiebt und sich durch seine politischen Fähigkeiten ebenso wie in seinem Berufe auszeichnet, kann nutzenbringend am Ausbau des Staates mitwirken. Die localen Wahlcomité's können viel dazu beitragen, daß eine möglichst große Zahl hervorragender Männer dem Reichstage angehöre, wenn sie nicht jeden von einzelnen Parteimitgliedern vorgeschlagenen Candidaten zur Wahl empfehlen, sondern erst sorgfältig prüfen, ob derselbe im vollen Maße einer so großen Aufgabe gewachsen ist; durch eine Wahlrede allein, die wohl vorbereitet und mit trefflichen Schlagwörtern ausgerüstet werden kann, wird die Fähigkeit für das Parlament nicht immer bewiesen, weit mehr fällt hierbei die bisherige öffentliche Thätigkeit des Candidaten in's Gewicht. Je mehr bedeutende Volksvertreter wir besitzen, desto höher steigt die Macht unseres Parlamentes und die des Volkes; hervorragende Abgeordnete haben stets den größten Einfluß auf die politische Entwickelung ihrer Nation ausgeübt, sie bilden die Leiter der öffentlichen Meinung, sie erhalten oder stürzen eine Regierung, verhelfen einer Partei zum Siege oder zur Niederlage und sind die Führer der parlamentarischen Geschäfte. Wir können stolz darauf sein, daß wir im Reichstage Männer wie Moltke, Delbrück, Lasker und andere bedeutende Köpfe besitzen, nur wäre es zu wünschen, daß die Zahl derselben noch vergrößert würde, um das Ansehen unseres deutschen Parlamentes immer mehr zu heben.

Von der Zusammensetzung des gesetzgebenden Körpers hängt das Wohl und Wehe des Staates und des Volkes ab, in ihm concentrirt sich das gesammte politische Leben; was verborgen im Schooße der Regierung oder der Parteien ruhte, wird dort an's Tageslicht gezogen, um der Kritik des höchsten Forums der Nation zu unterliegen, jede Wahrheit bringt dasselbe zum Durchbruch und läßt keine Fehler und kein Unrecht ungerügt; alle Parteien sind in ihm vertreten, um für ihre oder des Landes Interessen zu kämpfen, die Entscheidung ruht in der Majorität, die das Volk gewählt hat; möge in Deutschland diese parlamentarische Majorität immer eine vox populi und vox dei bilden, nur dem allgemeinen Wohle dienen und dem Vaterlande zu allen Zeiten zur Zierde gereichen.

# Die dauernden Machtgrundlagen der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von
**Alfred Kirchhoff.**
Halle a. S.

Außerhalb Deutschlands gibt es keinen Staat, welcher Millionen von Deutschen in sich faßt, als jenen größten Freistaat, dessen hundertjähriges Bestehen mit der ersten transatlantischen Weltausstellung in unseren Tagen gefeiert wurde. Wir nehmen daher an seiner Entfaltung einen gewissermaßen verwandtschaftlichen Antheil, so wenig wir uns verhehlen, daß die Nachkommen derjenigen, die aus unserer Mitte dorthin gezogen, unserer Nation nicht nur äußerlich, sondern allmälig bis auf den Kern ihres Wesens verloren gehen. Und eben weil das Wirken so vieler Deutschen, selbst bevor sie nach Sprache und Sitte aufhören als solche zu erscheinen, gleich von Anfang an in dem rastlosen Schaffen der Gesammtbevölkerung aufgeht, jeder von ihnen, auch wenn er nur für sein und der Seinigen Fortkommen sorgt, und noch ehe er das Heimweh überwunden, dem trauten Brauch der Muttersprache entsagt hat, unabsichtlich an dem Aufbau des riesenhaften Staates unter dem blauen sternbesäten Banner arbeitet — eben darum lebt in diesem gewaltigsten Staatsgebild der Neuen Welt ein gutes Stück von uns selbst so untrennbar vom Ganzen, daß jeder Herzschlag des mächtigen Getriebes zugleich ein deutscher, jedes Schicksal der Union zugleich ein deutsches ist.

Nicht ohne Widerhall schallt unser Gruß an Nordamerikas Gestade! Das junge Deutsche Reich hat von seiner Geburtsstunde her wohl keinen aufrichtigeren, eigennutzloseren Freund unter den Weltmächten gehabt als die Vereinigten Staaten. Karl Schurz, jetzt der Mächtigste dort neben dem Präsidenten im schlichten Weißen Haus, sprach's einst beim Klang der Becher in unerheuchelter Wärme aus: „Innige Beziehungen freundschaftlicher Sympathie zwischen Deutschland und Amerika zu fördern, erscheint mir in staatsmännischer Beziehung als gesunde Politik und ist mir als einem Amerikaner von deutscher Geburt ein Herzenswunsch; Alles, was in irgend einer Weise einen Schatten auf diese internationale Freundschaft werfen könnte, hat mich immer mit schmerzlicher Sorge erfüllt. Ich nehme nicht Bezug auf die Möglichkeit eines großen Interessenzwiespalts zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland; denn, wohin immer das Auge blicken mag, kann es in beiden Ländern keine Interessen entdecken, die irgendwie in einen feindlichen Gegensatz gebracht werden könnten. Vielmehr denke ich dabei an ein Vorurtheil, das die eine Nation in den Augen der anderen herabsetzen könnte in Folge von verzerrten Auffassungen und einseitigen Kritiken."

Wo viel Licht, gewahrt man den Schatten am grellsten; und wo dem Geist, der selbstsüchtig nur das Böse will, doch aber stets das Beste, den Fortschritt der Gesammtheit schafft, wo dem „Kampf um's Dasein" schrankenloser als irgendwo die Bahn eröffnet liegt, da können Entwicklungskrankheiten der Gesellschaft viel heftiger auftreten und weiter um sich greifen als in dem vielgetheilten Europa mit seinen Gesetzesfesseln auf den Gebieten von Schule, Kirche und Staat, geeignet zwar, einen Auswuchs im Beginn zu vernichten, der im freien Amerika frei wuchern darf, bis er seine Schwäche vor aller Augen offenbart und, besseren gegnerischen Kräften

erliegend, deren Waffen nur schärft und deren Herrschaft nur erhöht. Auch bei uns hat es nicht an falschen Propheten gefehlt, die während des großen Krieges der sechziger Jahre um den Fortbestand der Union deren sicheren Untergang weissagten oder sich nach dem sieghaften Austrag desselben darin gefielen, uns immer von neuem die trüben Schatten vorzumalen, welche das nun erst recht erbitterte politische Parteiwesen, die im Lande der rollenden Dollars naturgemäß in kolossalerem Maßstab sich zeigende Corruption, die zeitweise gründliche Verstörung der Wirthschaft in den baumwollebauenden Südstaaten, für geraumere Zeit der finanzielle Nothstand, die zur Tilgung der ungeheueren Kriegsschuld eingeschlagene Schutzzollpolitik auf die Zustände im gepriesenen Land der Freiheit warfen. Mancher deutsche Philister lauschte gläubig solchen Reden vom allgemeinen Niedergang da drüben, freute sich im Stillen seines gemächlich sicheren cisatlantischen Daseins und beruhigte sich über den immer noch nicht eintretenden amerikanischen Weltuntergang im Stile der „auf Weiteres“ vertröstenden Verse:

„Aber sie treiben's toll;
Ich fürcht', es breche.“
Nicht jeden Wochenschluß
Macht Gott die Zeche.

Bereits am 2. Januar 1879 haben die Vereinigten Staaten wieder begonnen in Silber statt in Papier zu zahlen, und es ließen sich gewichtige Lehren allgemeiner Volkswirthschaft entwickeln angesichts der staunenerweckenden Thatsachen, daß dieser fast europagroße Staatsverband ohne stehendes Heer einen der größten Kriege unseres Jahrhunderts erfolgreich durchzukämpfen vermochte, als wenn ihm ein Cäsar in langer Kriegsschule vorher Legionen gebildet hätte, daß er die nothwendig dabei übernommene Schuldenlast abträgt, wie wir es nur vom reichsten Staat der Welt, vom englischen, gewohnt sind, und daß in denselben Jahren die Ertragsfülle seines Bodens die Verschiebung gewisser Schwerpunkte des Welthandels von Nordamerika nach Ostindien, wie sie der Secessionskrieg herbeiführte, wett gemacht, ja eine vordem noch nie gesehene Höhe erreicht hat. Hier aber soll nur versucht werden in Umrissen zu zeichnen die dauernden d. h. die geographischen Grundlagen solches Geschehens, die weit über die kurze Zeitspanne der kaum erst in ein zweites Jahrhundert eingetretenen Geschichte dieses Staates hinaus seinen Raum als eine insonderheit bevorzugte Machtstätte menschlichen Schaffens erkennen lassen, weil er, seit die Neuzeit mit ihrem Land und Meer überziehenden Verkehrsnetz die Freizügigkeit der Nationen für alle Zeiten eingeleitet, nach dem Gesetz der Anziehung der Tüchtigsten durch den besten Vorrath der Leistungsmittel seine Vorrangstellung behaupten muß, selbst wenn seine heutigen Bewohner rüstig das Ihre thäten, um recht bald an innerer Fäulniß umzukommen.

Sehen wir ab von dem früher russischen Nordamerika, dem Territorium Alaska, als dem einzigen vom Hauptkörper abgetrennten Theile des vereinsstaatlichen Gebiets, so bildet dieses ein gewaltiges Rechteck, dessen westöstliche Ausdehnung die nordsüdliche um das Doppelte übertrifft. Denken wir uns diese Gebietsfläche zwischen ihren ungefähren Breitengrenzen, dem 30. und 49. Parallelkreis, in die Längenlage des Mittelmeeres verschoben, so würde sie das letztere selbst in seiner längsten Erstreckung von der Gibraltarstraße bis zur syrischen Küste noch

überragen, das Schwarze Meer mit bedecken und vom Nordsaum der Sahara bis in die Breite von Paris, Regensburg, der nördlichen Karpaten reichen. Eine großartige Einfachheit des Bodenbaus herrscht in diesem dem Erdgleicher so viel näher als dem Pol gelegenen Raum. Meridional scheiden sich, wie es die Regel in ganz Amerika ist, die Haupttheile. Die Osthälfte ist eine zusammenhängende Tiefebene; sänke ihr Boden nur um 300 m, so würden die Wogen des Mejicanischen Busens und des offenen Atlantischen Weltmeers über ihr zusammenschlagen, während die Parallelfalten der mauerartigen, nirgends hochgebirgigen Alleghanies noch über dem Wasser ständen. Trotzdem scheint dieser Osten bereits nach Ablauf der uralten Zeiten, in denen sich die Steinkohlenlager bildeten, größtentheils überseeisch gewesen zu sein; nur am atlantischen Gestade und nach der südlichen Golfseite hat die Ebene sich seit jener Urzeit erweitert durch ganz flache Hebungen des Meeresbodens späterer Erdalter, namentlich nach Absatz der Schichten des Tertiärmeers, welches noch in einem spitzen Winkel bis zur jetzigen Ohiomündung eindrang, und auch noch in unserer nachtertiären Periode, in welcher der ganze Küstenzug vom Delaware bis zum Rio Grande sammt der kaum über See ragenden, sumpf- und korallenreichen Halbinsel Florida erst Land wurde; ja die letztere schwebt unter unseren Augen ganz langsam nebst der übrigen Südküste der Union weiter empor, die also dem Meere hier fort und fort Boden abgewinnt, am meisten da, wo es durch die Zuschwemmung des Mississippi am seichtesten ist. Die Westhälfte steigt in streng eingehaltener Meridionalgliederung erst als schräge Ebene über die östliche Niederung gen Westen unablässig auf, gelangt so schon vor dem System des sogenannten Felsengebirges auf die Höhe von 1500 m und geht in den Hochflächen, welche sich einlagern zwischen diesen östlichen Gebirgsrand und den der Südseeküste genau gleichlaufenden, enger geschlossenen westlichen der Nevada-Kette, größtentheils nicht wieder unter jene Höhe hinab; ewiger Schnee deckt die Zinnen der beiden einschließenden Gebirge, bei nahezu 2400 m tritt die zum Pacific führende Eisenbahn, obgleich noch eine der Lücken in der Gebirgsumwallung benutzend, in diese breiteste Dehnung der gesammtamerikanischen westlichen Hochlandschwellung ein, die hier fast ausschließlich da zu tieferem Gelände sinkt, wo die Flüsse sich ihre Schluchtenbetten eingenagt haben, um das Stille Meer zu erreichen. Wie in seiner beträchtlichen Höhenlage unterscheidet sich diese Westhälfte auch geologisch von der östlichen: sie zeigt so überwiegend Kreide- und Tertiärlager an ihrer Oberfläche, daß wir ihr ein weit jüngeres Alter im Ganzen zuschreiben müssen, zumal die granitischen und sonstigen „Urgesteine" der Sierra Nevada und des Felsengebirges wohl erst durch atmosphärische Abtragung sie überdeckender Schichten bei ihrem nachweislich so spät eingetretenen Aufbäumen zur heutigen Alpenhöhe an Tag gelangen mochten, ähnlich wie die Granite unseres Schwarzwalds und Wasgaus die Schalen secundärer Meeresablagerungen erst durch Abwitterung verlieren mußten, um den Schein des insularen Bestehens schon zur Zeit des Secundärmeers anzunehmen; namentlich aber wurde in Nordamerikas Westen das langsame Emporbrängen, welches den vom heutigen Purpurmeer während des Tertiäralters noch bis in den höchsten Norden eindringenden Meerbusen mehr und mehr sich zurückziehen, theilweise in Binnenseen verkümmern ließ, begleitet und gefolgt von zahlreichen vulcanischen Ausbrüchen, von denen die Osthälfte gänzlich verschont blieb, während sie vor allem den Nord-

westen (im Flußgebiet des Columbia- und Schlangen-Stroms) mit Ergüssen schwarzer Lavamassen von seltenster Ausdehnung wie Tiefenmächtigkeit füllten.

Groß ist bei diesem Gegensatz des geognostischen Bestands die Verschiedenheit der inneren Bodenschätze beider Landeshälften: die östliche ist überschwenglich reich an Steinkohlen, daneben auch an den für menschliche Arbeit nützlichsten Metallen, besonders an Eisenerz, in der Umgebung der canadischen Seen desgleichen an Kupfer- und Bleierzen; die westliche ersetzt ihren noch größtentheils unberührten, weil meist allzu tief lagernden Steinkohlenschatz vorläufig einigermaßen durch ausgiebige Flötze tertiärer Braunkohle und glänzt durch die immer noch unerschöpften Edelmetalladern ihrer Gebirge, ein wirkliches Eldorado, wie es anderwärts der sehnsüchtige Mythus nur erträumt hatte, — die goldreichste Stelle der uns bekannten Erdoberfläche, welche den Jahrhunderte lang einst sie besitzenden goldhungrigen Spaniern gleichwohl ihren glitzernden Hort niemals verrieth, wie zur Strafe für deren Frevel an Altamerikas Kulturträgern.

Größer jedoch und von unberechenbarer Tragweite in der Rückwirkung auf die Wirthschaft der Bewohner offenbart sich der nämliche Gegensatz von Ost und West durch seinen das Klima ganz wesentlich bestimmenden Einfluß. Nur der Osten ist regenreich, der Westen fast überall äußerst regenarm. Der pacifische Küstensaum zeichnet sich zwar aus durch sein maritimes Klima; mit mäßig warmen Sommern wechseln milde Winter, der californische Küstenantheil hat völlig subtropische Niederschlagsvertheilung, derjenige Oregons nnd des Washington-Territoriums die norwegische, d. h. in jenem bringt das Sommervierteljahr so gut wie keinen Regen, das Wintervierteljahr etwa die Hälfte des Jahresniederschlags, und in diesem ist gleichfalls der Sommer oft ähnlich dürr wie in Bergen, wenn aber die stets vorwaltenden Südwestwinde die feuchte, noch sommerwarme Seeluft an die unter den höheren Breiten zur Herbstzeit schon stark abgekühlten Küsten treibt, gießt es mitunter tagelang. Nur aber über die niedrige Küstenkette, nicht über die hohe Nevada ziehen die Wolken pacifischer Feuchtigkeit ins Innere. Woher er auch komme, immer trifft der auf die Hochflächen des Westens wehende Wind höher ragende Felsstirnen an deren Umrandung; ihnen also spendet er erkaltend seine Regenschauer, auf ihnen läßt er riesenhoch die Nadelholzstämme wachsen, daß ein beinahe geschlossener Kranz von stolzen Gebirgswäldern die eingesenkten Becken umschlingt, welche jener sodann als ausgedörrter Föhn überzieht, letztere liegen darum waldlos und selten durch Gewölk beschirmt ebenso offen der heftigen Besonnung wie der empfindlichen Kältung durch nächtliche Ausstrahlung, sie enthalten in ihrem Süden Gegenden echter Wüstenschrecknis. Doch selbst auf dem Ostabhang des Felsengebirges verräth sich große Trockenheit der Luft: ehe man noch an ihm bis zu der Höhe herabgestiegen, wo auf unseren Alpen der Sommerschnee dem ersten von Zwergblumen durchwirkten Mattengrün das Feld räumt, verläßt einen bei ungefähr 3000 m der hochstämmige Wald, denn tiefer hin hat die Bodenerhebung nicht mehr Macht, dem von fernen Meeren herkommenden Luftströmen zur Genüge Niederschlag abzuringen. Wir befinden uns auf den unabsehbaren Steppen, den „Plains“ der Amerikaner, einer öden Haide voll Wermuthgestrüpp und im Frühling bunt blühender Dürrkräuter, wo noch bisweilen eine Büffelheerde im dröhnenden Galopp den leidigen Sommerstaub der rasch ersterbenden Flur in mächtigen Wolken

aufwirbelt. Indessen jemehr sich die Fläche ostwärts senkt, desto grüner wird es um uns; saftiger werden die Kräuter, wiesenartig drängen sich hochschüssige Gräser zusammen — wir durchwandern die „Prairie" und begegnen endlich um den Mittelmeridian der Union erst parkähnlich zerstreutem, dann waldig dichterem Baumwuchs, der bis dahin eingeschränkt blieb auf die von Grundwasser durchfeuchteten, tief eingeschnittenen Flußthäler. So kündet uns schon längst vor Erreichen der gelben Mississippi-Fluthen das immer frischer und mannigfaltiger sich gestaltende Pflanzenleben den Segen erfrischender Anwehung derjenigen Meere, denen wir uns vom lechzenden Westen her nähern. Kalt und trocken zieht freilich im harten Winter die Luft vom eisigen Nordwesten über diese östliche Niederung, da nicht der mindeste Gebirgsschutz sie gegen jene gerade am furchtbarsten erkaltenden Theile der amerikanischen Polarwelt vertheidigt; bis in die Straßen von New-Orleans (unter der Breite von Suez) vermag sie dann Schneegestöber zu verbreiten, dauernde Schlittenbahn zu schaffen in der Südlage Malaga's, wo mancher alt wird, ohne den merkwürdigen „weißen Regen" gesehen zu haben, und eben außerhalb der vom Felsengebirge umgürteten, gegen die kälteste, darum in der Tiefe schwer dahinfließende Luft geschützten Hochebenen, im Norden zwischen jenem und dem Oberen See, erleidet das vereinsstaatliche Gebiet dann eine ganz so arktische Temperatur wie der benachbarte Theil des britischen. Aber man hat längst eingesehen, daß die geringere mittlere Jahreswärme, welche selbst fern von jenem besonders winterkalten Binnenkern Orten der atlantischen Küste Nordamerikas gegenüber solchen am Mittelmeer unter derselben Breite zukommt, fast allein verursacht wird durch die Kälte derjenigen Jahreszeit, in welcher das Baumleben schlummert, dort auch das Getreide nicht auf dem Feld steht, wie etwa in Unteritalien, wo man sich auf den regenarmen Sommer landwirthschaftlich einrichten muß. New-York steht beispielsweise seinem Breitengenossen Neapel nur im Winter weit nach, sein Juli von 24 ° C. erreicht hingegen den neapolitanischen beinahe genau. Wie nämlich die echt amerikanische Freiheit von westöstlich verlaufenden Gebirgsschranken die östliche Union dem winterlichen Nordwest preisgiebt, so öffnet sie dieselbe ebenso unbehindert dem durch die sommerliche Erhitzung des Landesinneren angezogenen Seehauch vom Golfstrom her, welcher auch die atlantische Küste bis zu ihrer Mitte bespült, namentlich einem Süd- mehr noch einem Südwest-Monsun von allerhöchster Bedeutung. Nicht nur heiße, sondern zugleich regenreiche Sommer sind somit diesem Raume beschieden; vom mejicanischen Busen, in dessen weitem Umring die laue Welle des äquatorialen Meeresstromes wie mit Absicht unter ganz oder nahezu tropischer Sonne noch mehr erwärmt wird als am Erdgleicher selbst, ziehen die denkbar reichsten Wasserschätze unsichtbar mit der Sommerluft ins Land, um sich in befruchtenden Regen über dasselbe zu ergießen, verdichtet durch die Abkühlung, sei es im Fortzug nach den höheren Breiten, dem sich das Nordoststreichen der Alleghany-Falten so recht gefüge zeigt, sei es durch den mittäglichen Emporzug in die höheren Schichten der Lufthülle. Der zum Felsengebirge ansteigenden Bodenlehne genügt die flüchtige Benetzung bei der außerordentlich heftigen Verdunstung in ihrer dünnen Höhenluft je weiter gen Westen um so weniger für den Baumwuchs, ja zuletzt nicht einmal mehr für rechten Graswuchs, dem Niederland sammt seinem Niedergebirge aber wurde der herrlichste Wälderschmuck bescheert, so herrlich

vielgestaltig in Buchen- und Eichen-, Ahorn- und Ulmengrün buntester Herbstverfärbung wie nirgends sonst in unserem Erdgürtel, dabei gehoben durch die prächtig blühenden Magnolienbäume von bereits tropischem Zauber, gen Süden abschließend mit immergrünen Eichen, Sumpfcypressen und Sabalpalmen, die an ihre Verwandten der Mittelmeerlande gemahnen, — aber ohne den Baum der Athene, diesen Zeugen des subtropischen regenarmen Sommers.

Immer verheißt vollkräftiger Wald fröhliches Gedeihen der Culturgewächse auf der Rodung. Das nordamerikanische Waldland, mit Ablegen des Prunks der Wildniß als jüngstes Glied eingetreten in die Kette der Culturländer gemäßigter Zone, hat diese Verheißung treu erfüllt. Denn allein hier reicht bei wachsender Sonnenhöhe Jahr für Jahr nebst tropischer Hitze tropisch massenhafte Benetzung des Bodens so weit nach Norden; es gibt außerhalb der Wendekreise und des ostasiatischen Monsunbereichs nicht einen zweiten Raum von so großem Umfang und für die Bodenbestellung so günstiger Ebenenform, auf welchem der jährliche Niederschlag, ohne in den Boden zu dringen und zu verdunsten, ein mehr denn metertiefes Süßwassermeer erzeugen müßte wie in dem vom Golfstrom umfangenen Südosten der Union, und wo obendrein wie hier das chinesische Glück alljährlich wiederkehrte, daß die steigende Hitze nicht wie unter dem erbarmungslos blauen Sommerhimmel des Mittelmeeres Ursache des bittersten Regenmangels, sondern entgegengesetzt Ursache der höchsten Niederschlagsfülle des ganzen Jahreskreislaufs wird. Der Mais, die ureinheimische Getreideart Amerikas, von allen die ertragreichste (das Saatkorn nicht selten 600fach lohnend) ist genau an solches Klima gebunden; die Vereinigten Staaten liefern denn auch auf ihren bis in den äußersten Nordstrich des Ostens ausgedehnten Maisfeldern über $^3/_4$ der gesammten Maisernte der Culturstaaten. Was die Getreideernte überhaupt betrifft, so kann sich zur Zeit allein die russische und die chinesische noch mit der vereinsstaatlichen messen. Hoch aber über allen Ländern steht die Union für eine unabsehbare Zukunft im Gewinnst der zur wichtigsten Welthandelsmacht gewordenen Baumwollfaser. Heutzutage kann man sich höchstens die ostindische Baumwollernte, die jedoch überwiegend im Inlande verbraucht wird, ähnlich massenhaft denken wie die nordamerikanische. An Güte steht die ostindische Rohwolle aber weit zurück, und dabei verhält sich der relative Ertrag, also die Spende gleichgroßer Landflächen in Ostindien zu der der Union wie 1 : 5, ja theilweise wie 1 : 6. Erwägt man nun, daß nach den Erhebungen des Ministeriums zu Washington die Naturbedingungen eine Erweiterung des Anbaus von Baumwolle bis an die Südufer des Michigan- und Erie-Sees, also bis in die Breite von Marseille gestatten, eine solche mithin vielleicht nur deshalb bisher unterblieb, weil der Mitbewerb mit den über die billige Sclavenarbeit verfügenden Plantagenbesitzern des Südens vordem unmöglich war, jedenfalls der dortige Baumwollbau noch eines großen extensiven Aufschwunges fähig ist, so begreift man, welch eine gewaltige Herrschaft dieser Staat für die Dauer auf den Weltmarkt üben wird, da er das beste und meiste Angebot in einem Stoff machen kann, der als billigster Bekleidungsstoff das allgemeinste aller Waarenbedürfnisse geworden ist. Neben solcher Größe tritt sogar die noch viel beträchtlichere Ueberlegenheit auf dem Gebiet der Tabakerzeugung in den Schatten, gar nicht weiter zu reden von der Zuckerlieferung aus dem Saft des Zuckerahorns im Norden, des

Zuckerrohrs im Süden des gesegneten Ostens (dem einzigen Raum, in welchem man außerhalb der Tropen dieses echt tropische Schilf in solchem Umfang zu pflanzen vermag). Nur das sei noch betont, wie werthvoll diese Einlagerung von Pflanzungsgebieten halb oder ganz tropischer Gewächse tief in unseren gemäßigten Gürtel erscheinen muß; denn gleich goldbringenden Zugvögeln bringen die Bedingungen solcher Culturen mit der Golfstromluft blos während des Sommers so tief ins Land, und auch dann nur selten und immer höchstens strichweise begleitet von dem gräßlichsten Würgengel der nordamerikanischen Tropen, dem gelben Fieber; es folgt der jedesmal barsch daherfahrende Winter, die Nerven stärkend wie nach schwülen Stunden ein die Luft reinigender Wettersturm. Noch soll erst die große Frage gelöst werden, in wie weit unsere Rasse das Klima der bei energischer Bewirthschaftung natürlich unendliche Ernten köstlicher Gaben versprechenden Tropenlande Südamerikas und Afrikas verträgt, — in den Vereinsstaaten des amerikanischen Nordens ist thatsächlich der Beweis erbracht, daß dort die weitaus vorzüglichste Arbeitskraft, die des kaukasischen Bluts, ausdauert auf dem fast tropisch reichen Boden, der in so einziger Weise jahreszeitlich sich zu verschieben scheint von den nordischen Breiten des Tannengrüns in die südlichen der Palmenwelt und wieder zurück, je nach des Menschen Nutz und Frommen.

Es erübrigt ein Blick auf die Bodenwirthschaft der Westhälfte. In den Prairiestaaten wogen an Stelle ehemaliger Büffelweiden herrliche Maisfluren unter heißem Sommerhimmel, der doch nicht den Regen versagt, und widerlegen die graue Theorie, daß jederlei Steppe für den Ackerbau verloren sei. Regierungsseitig ausgesetzte Belohnungen für Baumanzucht werden in nächsten Jahren uns darüber belehren, ob nicht sogar Holzwuchs über dessen bisherige Westgrenze hinaus bei rechter Auswahl etwa auswärtiger, genau an Trockenklima angepaßter Baumarten und sorgsamer Pflege noch in den Prairien zu ermöglichen ist. Auf den „Plains“ und in den fast regenlosen westlicheren Becken wird die Kunst des Landmannes allerdings auf eine harte Probe gestellt; erst am pacifischen Gestade gelingt es wieder goldene Saaten in Masse zu erziehen, und zwar von Weizen, weil dem Mais der besagte Auseinanderfall der wärmsten und der regenreichsten Jahreszeit nicht zusagt. Indessen wo zwischen Schneekette und Felsengebirg die von den Höhen niederrinnenden Wasser gefaßt werden konnten, um die dürstende Ebene zu berieseln, erweist sich diese allenthalben fruchtbar; ja in einigen Thalungen Arizonas und Neu-Mejicos wurde neuerdings die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß man daselbst recht wohl Mais ohne Regen und künstliche Bewässerung ziehen kann, wenn man den Samen nur mehr als fußtief ins Erdreich bettet, wo er (jedenfalls durch unterirdische Wasserzufuhr unter seitlichem Druck) Feuchtigkeit findet, welche nur der Bodenoberfläche von der wüstenhaft trocknen Luft beständig entzogen wird. Naturgemäß wird der Weidesegen des Westens im Ganzen den Feldsegen immer weit übertreffen. An den Gehängen des Felsengebirges wie auf der ostwärts ihr vorgelagerten Hochsteppe wird eine umfassendere Besiedelung noch ungeheuere Oedungen als Schaftrist nutzbar machen, und außer der Pferdezucht ist es eben allein die Schafzucht, in welcher die Union dem viehreichsten Lande Europas, Rußland, gegenwärtig noch nachsteht. Ohne Gleichen auf der ganzen Erde sind schon heute die dortigen Mengen des Horn- und Borstenviehs, ja bei

dem mächtigen Futtervorrath für letzteres in Folge des östlichen Kornertrags, erhob sich z. B. 1877 der Geldwerth allein der Speck- und Schinkenausfuhr aus den vereinsstaatlichen Häfen auf eine etwas höhere Summe als die gleichzeitige Minenausbeute an Silber, wiewohl genau in diesem Jahrgang (durch die immer wachsende Massenförderung im Staat Nevada) ein erstes Mal die Silbergewinnung mit rund 180 Millionen Mark der Goldgewinnung an Werth mehr denn gleichkam.

Eine Welt unversiegbarer Reichthumsquellen birgt also dieses Land. Auch wenn wir uns in die Zukunft versetzen, in welcher die Adern edler Metalle bis auf die letzterreichbare Tiefe abgebaut sind, — ein noch viel dichterer Goldregen ist es, den da vorahnend unser Blick aus nahen und fernen Welttheilen auf diese erlesene Stelle niederströmen sieht. Denn in den Gruben der Bergwerke ersetzt sich freilich das enthobene Erz nicht, auf Feld und Weide hingegen sprießt einer einsichtigen Wirthschaft alljährlich neuer Arbeitslohn. Baumwollenlieferant für die Welt, ist das Unionsland auch Brot- und jüngst Fleischlieferant für das außerrussische Europa geworden; während in Europa die Bevölkerung viel rascher wächst als die jährliche Ernte von Brotkorn, findet dort das umgekehrte Verhältniß statt: 1865 stand der Ueberschuß über den Bedarf an Getreide noch ungefähr auf 2 pCt., jetzt steht er mindestens auf 8, weil die vorzüglichen Verfrachtungseinrichtungen aus dem tiefen Innern der Prairiestaaten den europäischen Markt so billig erreichen lassen, und der da erzielte Absatz natürlich den Anbau spornt. Bezieht doch England mehr als die Hälfte seines Brotbedarfs aus den Vereinigten Staaten, wofür es dem einstigen Unterthan das Jahr über an 1000 Millionen Reichsmark zahlt!

Darüber wollen wir uns nicht täuschen, daß das Maß des überhaupt noch nie und nirgends in der Weise erlebten Zuwachses unmittelbarer oder mittelbarer Bodenerträge des großen Freistaats nicht für immer das neuzeitliche bleiben kann. Jungfräuliches Land, wie es bei der vom Michigan-See südwestlich bis über den Missouri vordringenden Siedelung gerade von so herrlicher Fruchtbarkeit getroffen wurde, ist eben nur einmal umzubrechen, und mit der durch die hier stärkste Einwanderung hurtiger als sonstwo zunehmenden Volkszahl muß früher oder später eine Minderung der ins Ausland zu vertreibenden Rohstoffe eintreten. Inzwischen ersteht daselbst unter unseren Augen eine noch viel unerschöpflichere Reichthumsquelle: die Industrie. Ein Land, dessen Bewohner bis auf Kaffee und Thee beinahe nichts an erwünschten Stoffen der fossilen oder der organischen Welt von Fremden zu kaufen brauchen, weil sie alles innerhalb der eigenen Grenzen besitzen, muß selbstverständlich der grundlegenden Arbeit der Urproduction zu noch weit glanzvollerem Aufschwung die gewerbliche Leistung allmälig an die Seite treten lassen, um so mehr wenn die Bewohner nach Art der Yankees unbedingt den rascheren Verdienst dem langsameren vorziehen, dabei auf der steten Jagd nach dem Dollar Rastlosigkeit mit Erfindungssinn paaren und vererben. Und diese Nordamerikaner mit ihren Eisenerzgebirgen in und über ihren Ebenen, mit einem das englische mehr als zwanzigfach übertreffenden Areal von Steinkohlenflötzen, sollten den Engländern neidlos die Hegemonie im Welthandel mit eigener Industriewaare überlassen? Im Gegentheil, sie dringen schon kühn auf die Binnenmärkte des stolzen Albion vor und erkämpfen dort sogar in englischen Forceartikeln der Stahl- und Eisenbranche sehr bezeichnende Siege, während der Vertrieb ihrer Baumwollgewebe

bis ins Herz von Afrika gewissen Kattunen, die dem Neger auch statt Geld dienen, den Namen „Merikani“ verschaffte.

Wohl hat Großbritannien seine in unserem Jahrhundert so dicht über den unterteufenden Steinkohlenfeldern erwachsenen industriellen Großstädte durchweg zugleich sehr nahe gerückt dem Spiegel des Weltmeers, dieses Hauptvermittlers des Welthandels. Doch unsere Zeit versteht ja den lästigsten Schatten der Größe eines Landes, die zeit- und geldraubenden Entfernungen für die Praxis des Verkehrs gutentheils aufzuheben; und nirgends ist ihr das vollkommener gelungen als in dem Erdraum, von welchem wir hier reden.

Mit Kanalumgehung des Niagara-Sturzes gelangen Seeschiffe mäßigen Tiefgangs von der Mündung des Lorenzstroms bis in die entlegensten Theile der canadischen Seen, dieser meertiefen Hinterlassenschaft des ehemals so weit ins Land reichenden Meeres; also giebt es in Nordamerika marinen d. h. weitaus wohlfeilsten Waarentransport bis fast ins Innerste des Festlandes, ein Hafen am Michigan-See wie das handelsmächtige Chicago ist darum fast wie ein Hafen am Meeresstrand! Durch Hudson und Erie-Canal ist New-York, dieses London der Union, ist die atlantische Küste der Union überhaupt mit dem holz- und metallreichen Ufer der großen Seen nebst ihrem Hinterland voll massigsten Getreideüberschusses unmittelbar in fahrbarer Wasserverbindung; durch südwärts der Seen zum Ohio geführte Canäle lassen sich die Alleghany-Kohlen auf demselben Nordweg verfrachten, oder man mag sie südwestlich durch den Monongahela-Ohio dem Mississippi und weiterhin dessen kohlenlosem Mündungsgebiet zuführen, denn durch Vereinen ganzer Frachtflotillen auf dem „Vater der Ströme“ an gewaltigen Schleppdampfern gehen Frachten bis zu 46.000 Hectoliter auf einmal da hinab, so daß der Centner auf der Strecke Cairo bis New-Orleans (geradlinig 108 deutsche Meilen von einander entfernt) nur 20 Pfennig kostet — ein Frachtsatz von noch nicht $^1/_5$ Pfennig für Centner und Meile, der die Lasten am Ziele denkbar wenig vertheuert und volkswirthschaftlich eine Wirkung hervorbringt, als wenn das tertiäre und quartäre Erdreich am Nordbogen des Mejico-Golfs plötzlich die abbauwürdigsten Anthracitflötze verriethe oder jene Gegend, wo sie recht holzarm, plötzlich das schönste Nutzholz wachsen ließe, Maiskolben unsichtbar reiften unter den Baumwollkapseln der hohen Malven. Einem Riesenbaum vergleichbar streckt der Mississippi sein weites Geäst über die ganze Ebene vom Felsengebirge bis in die Alleghany-Thäler, vom Golf bis zu den Seen Canadas, in die er durch den Illinoiscanal bei Chicago eine zweite künstliche Ausmündung erhielt. Sprengen von hinderlichen Felsriffen, Anlage von Begleitcanälen, wo eine Flußstrecke die Befahrung erschwerte, Führung von Schleusentreppen über niedere Wasserscheiden hat die ganze Osthälfte der Vereinigten Staaten mit einem Netz flüssiger Verkehrsstraßen für billige und, je mehr man Dampfkraft verwendet, auch rasche Güterverfrachtung übersponnen, die alle schließlich zum offenen östlichen oder zum südlichen Meere geleiten: die Erschließung des Inneren ist dadurch also gleichzeitig geleistet worden mit dessen vorzüglicher Einung, wie sich nicht einmal das sonst unwillkürlich auch in dieser Hinsicht zum Vergleich auffordernde Rußland einer solchen rühmen kann bei seiner gleichfalls vortrefflichen, aber im Winter ganz erstarrenden Canalverbindung allseitig ausstrahlender Flußsysteme und bei der Ausmündung seiner Ströme in lauter Binnenmeere oder ins Eismeer.

Das Letzte, was die Yankees zu thun hatten, um sich häuslich einzurichten, als sie um die Mitte dieses Jahrhunderts den „fernen Westen“ am Großen Ocean erworben hatten, war die Verkehrsüberwindung der Rocky Mountains, dieser ungeheuren Trennungsmauer, wie stets für die Gewässer, so nun in lästigster Art für das auf Einheitlichkeit hindrängende wirthschaftliche Leben einer jetzt zwei Weltmeere berührenden Nation. Das Jahr 1869, welches Indisches und Atlantisches Meer in der Furche von Suez zusammenströmen sah, schaute auch die Vollendung dieses Werks, der ersten Eisenbahn über die ganze Breite eines Festlandes. Nun erst war das Goldne Thor von San Francisco das Westthor für den ganzen Staatsbau, so gut wie New-York gen Ost, New-Orleans gen Süd, Chicago gen Nord; und Saint Louis durfte sich nun zur großartigen Centrumsstadt erheben an der Mitte der riesigen Schlagader des Missouri-Mississippi und als wichtigster Sternpunkt eines Eisenbahnbaues sondergleichen. Bei Ausführung und Verwerthung desselben lernte das Land zum ersten Mal den unschätzbaren Vortheil recht kennen, der ihm in seiner jede Nebenbuhlerschaft ausschließenden Fülle von Eisen und Kohle gegeben ist: während der kolossale Schienenbedarf die heimische Eisenindustrie aufs Kräftigste emporbrachte, überboten sich die Gesellschaften in raschester Herstellung der Schienenwege nach allen Richtungen und in Herabsetzung der Tarife oft unter die Frachtsätze benachbarter Canallinien, und so entstand dieser Wunderbau in einer Ausdehnung, daß 40 pCt. der überhaupt auf Erden vorhandenen Eisenbahnen allein auf die Vereinigten Staaten fallen und mit deren an einander gereihten Schienengeleisen die Erde mehr als dreimal am Aequator umgürtet werden könnte. Nirgends als in der Union kommt auf je 10 Bewohner eine Eisenbahnlänge von 28,5 m.; im Deutschen Reich z. B., dem hinsichtlich der absoluten Größe seines Eisenbahnsystems ersten Staat Europa's, noch nicht ganz 7 m. Und andererseits, welche noch lange nicht zur mäßigsten Genüge volkerfüllte Landesgröße spiegelt sich in der Thatsache, daß im Vergleich zum Areal die Locomotive im Unionsgebiete durchschnittlich doch fast so selten des Wegs daherdampft wie in Spanien!

Wo ausgedehnte Länder große Gegensätze der natürlichen Erzeugung in sich vereinigen, wie das europäische Rußland und in noch höherem Grad die Union, da gelangt der Mensch erst durch Einspinnen des Ganzen in ein immer dichteres Maschenwerk moderner Verkehrsstraßen zum wahren Genuß der verliehenen Schätze: die vortheilhafteste Theilung der nationalen Arbeit wird damit ermöglicht — man braucht nicht mehr mühsam Korn zu bauen auf unfruchtbarem Gelände, wo Gruben- und Fabrikarbeit so viel besser lohnt, und fördert gerade dadurch, daß man vom besseren Fruchtland Getreide bezieht, den inländischen Getreidebau, ja, wie England lehrt, den Fruchtertrag eines und desselben Ackers, — die Nachtheile der landschaftlichen Arbeitsscheidung werden vermieden, indem Dampfboot und Dampfroß um die Wette Kunst- wie Naturerzeugnisse durch alle Landestheile gleichmäßig verbreiten, das Kapital wächst mit der Raschheit seines Umsatzes, das Nationalvermögen steigert sich außerdem durch die vollendetste Erschließung für den Welthandel — in Nordamerika nach zwei Oceanen und über deren breiten Rücken nach den drei volkreichsten Erdtheilen, wie das mit all seiner feinen Gliederung nur einseitig dem Weltmeer zugekehrte Europa niemals sie zu erwirken vermag. Die Pharisäer aber, welche uns diesen Staatsbau unter dem in Morgenluft lustig flatternden Sternen-

banner als morsch und hinfällig deuteten, haben wohl im besten Falle — wenn sie es nämlich ehrlich meinten — über dem vergänglichen Bewohner das unvergängliche Wohnhaus vergessen und bei der Splitterrichterei Kinderkrankheiten mit Altersschwäche verwechselt. Aus der Wiegenstätte von Boston bis Pennsylvanien ist diese in Vorbedeutung einer Zukunft, wie sie schon in der Machtstellung der Gegenwart beschlossen liegt, auf ganz Nordamerika getaufte jüngste Nation der Welt ausgezogen über den ungeheuren Raum, welchen ihr der schweifende Indianer nach Schicksalsgerechtigkeit lassen mußte; sie hat sich angeähnlicht all' die verschiedensprachigen Schwärme romanisch-germanischer Vorsiedler und Nachwanderer, und bis auf die noch verhältnißmäßig geringfügige Chinesenschaar nebst dem schlimmeren Pfahl im eigenen Fleisch, den etwa 4 Millionen Negern im Südost, steht eine unzweifelhafte Einheit von Land und Volk vor uns. So wie die Yankees haben bisher nur noch Chinesen und Großrussen Fremdartiges sich zu verschmelzen vermocht. Und in der That, an Machtentfaltung weit über das heutige Maß werden sich in kommenden Jahrhunderten nur diese drei Nationen den Rang streitig machen. China ist des unermeßlichsten Aufschwungs sicher, sobald mit der Dampfmaschine dort die neue Aera ihren Einzug hält, die schwarzen Diamanten der mächtigen Kohlenfelder zur Wünschelruthe für neue, für industrielle Reichthumsquellen umschaffend; in seinen fossilen Schätzen, seinen ungeheuren Ernten im befruchtenden Monsun gleicht China auffallend der Union, aber es hat nur zur Hälfte seines kreisartigen Umfangs Seeküste, die andere Hälfte ist verbaut durch die verkehrsfeindlichste Bodenform der gegenwärtigen Ausgestaltung der Erdoberfläche; nur durch die für uns noch meist latente Arbeitskraft seiner 400 Millionen (weit über $^1/_4$ der Menschheit) überbietet es auf sehr lange sämmtliche Länder. Während China nur halb so groß ist als das Gebiet der Vereinsstaaten südlich vom 49. Parallel, nähert sich Rußland letzterem an Größe, übertrifft es sogar hierin, wenn man seine asiatischen Erwerbungen dazurechnet, bei weitem und reicht dann auch gleich der Union vom atlantischen Raum, dem es freilich nur durch weitere Vermittlung verknüpft ist, bis zum pacifischen. Arktische Witterungsunbilden im Norden, Steppen- und Wüstendürre im Süden, werden im russischen Reich bessere Volksverdichtung immer auf einen Mittelstreifen einschränken, die weiten Räume können sich daher dort niemals erfüllen mit dem entscheidensten Mittel aus einer Landgröße eine ihr ebenbürtige Staatsgröße zu entwickeln: mit der genügenden Volksmasse. Der Anwuchs der Volkszahl im europäischen Rußland ist bei dem großartigen Fortschritt, den daselbst Landwirthschaft und Fabrikwesen angenommen hat, wohl der größte Europas, aber weitaus geringer als der in den Vereinigten Staaten, wo unter so viel günstigeren Bedingungen ein wirklich erfüllbarer Raum in raschester Vollziehung dieser bedeutsamen Aufgabe begriffen ist. In der ersten Hälfte der siebziger Jahre muß die Union über die Volkszahl des Deutschen Reichs hinausgewachsen sein: noch mag sie bei gleichmäßig gedachter Vertheilung nur etwa 300 Einwohner auf der deutschen Quadratmeile zählen; wie aber muß sich dieses Staates Macht kund thun, wenn er auf den jetzt im Deutschen Reich herrschenden Dichtigkeitsgrad von 4400 emporgediehen! Dann werden in Krieg und Frieden 628 Millionen, d. h. doppelt so viel Menschen, als jetzt Europa faßt, unter der blauen Fahne kämpfen, auch wenn diese bis dahin nicht siegreich über die heutige Landgrenze hinausgetragen sein sollte!

# Die Wiedergeburt des Deutschen Reiches.

Von
Prof. Dr. Richard Schröder.
Würzburg.

## I.

Die christliche Lehre von dem Weltenuntergange und der Erneuerung der entsühnten Welt bildet bekanntlich schon einen Bestandtheil der altgermanischen Götterlehre, welche mit der Götterdämmerung den allgemeinen Kampf und Untergang beginnen und später eine Wiedergeburt in verklärter Gestalt eintreten läßt. So spricht die Seherin im Wöluspaliede der alten Edda:

Da sieht sie auftauchen zum andernmale
Die Erd' aus dem Wasser und wieder grünen.
Die Fluten fallen, der Aar steigt drüber,
Der auf dem Felsen nach Fischen weidet.
Die Asen einen sich auf Idafeld,
Ueber den Weltumspanner, den großen, zu sprechen.
Uralter Sprüche sind sie da eingedenk,
Von Fimbultyr gefundner Runen.
— — — — — — — — — — — —

Da werden unbesät die Aecker tragen,
Alles Böse schwindet, Baldur kehrt wieder.
In des Siegsgotts Himmel wohnen Hödur und Baldur,
Die walweisen Götter: wißt ihr was das bedeutet?
— — — — — — — — — — — —

Einen Saal seh ich, heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt auf Gimils Höhn.
Da werden werte Fürsten wohnen
Und ohne Ende der Ehren genießen.
Da reitet der Mächtige zum Rat der Götter,
Der Starke von oben, der alles steuert.
Den Streit entscheidet er, schlichtet Zwiste
Und ordnet ewige Satzungen an.

Dieses ungenannten, höchsten Gottes der wiedergeborenen Welt gedenkt in schönster Weise auch das Hyndlulied; dort heißt es im Gegensatze zu Heimdall:

Einst kommt ein anderer, mächtiger als er,
Doch noch ihn zu nennen wag' ich nicht.
Wenige werden weiter blicken,
Als bis Odin den Wolf angreift.

Als nun dieser unbekannte, doch geahnte und von vielen heiß ersehnte Eine Gott mit den christlichen Priestern seinen Einzug bei dem wie kein anderes vorbereiteten Volke der Germanen gehalten hatte, als Götterdämmerung demnach und Wiedergeburt in diesem Sinne vollendet waren, nahm jene alte Lehre alsbald, wie dies ja auch bei den Juden mit der Messiaslehre der Fall war, einen politisch-nationalen Charakter an: die Sage entrückte die Lieblingshelden des Volkes in die Berge und verhieß ihre dereinstige Wiederkehr und die Erneuerung des mit ihnen

entschwundenen Zeitalters. So wurde Siegfried in das Bergschloß Geroldseck, Karl der Große in den Untersberg bei Salzburg und den Kaiser-Karls-Berg in Franken entrückt, und Kaiser Friedrich dachte man sich schlafend im Trifels, im Kyffhäuser und in der Kaiserpfalz zu Kaiserslautern. Im Mittelalter erwartete man von der Wiederkehr der entrückten Helden die Befreiung des heiligen Landes; dann wandten sich die Blicke derer, denen die heillose Zerrüttung des Reiches am Herzen nagte, nach den Zauberbergen hin und schaueten aus nach den ersten Zeichen der ersehnten Wiedergeburt. Jetzt, da uns diese über Hoffen und Verstehen wie eines gütigen Gottes unverdientes Geschenk zu Theil geworden ist, mag es wol an der Zeit sein, zu fragen, inwiefern wirklich, was wir heute erlangt haben, anklingt an das, was einst unsere Väter verloren hatten und doch nicht missen mochten!

## II. Volksheer, Gefolgschaft, Feudalstaat.

Eine der schönsten Zierden altgermanischer Staatsverfassung war die allgemeine Wehrpflicht. Jeder waffenfähige Freie war auch waffenpflichtig, das deutsche Heer war das deutsche Volk in Waffen. Freilich innerhalb des Heeres gab es noch einen engeren Kreis derer, die sich dem Fürsten persönlich durch einen in seine Hand geleisteten Eid verbunden hatten, in Krieg wie Frieden ihn zu umgeben und all ihr Sinnen und Trachten auf einen einzigen Punkt, das Wol ihres Herrn, zu beschränken. Wir berühren hier eins der idealsten Verhältnisse unserer Geschichte, so lauter und weihevoll, daß der Verfasser der berühmten altsächsischen Evangelienharmonie aus dem 9. Jahrhundert, des Heliand, für das Verhältniß des Heilandes zu seinen Jüngern kein besseres Bild zu finden wußte, als indem er die letzteren als das kriegerische Gefolge des hohen Himmelskönigs darstellte:

Und zwölf Getreuste wählt' er sich, die sollten immer um ihn sein,
Ihres Herrn Gefolg, des Höhenkönigs, Tag und Nacht.

So hat auch die deutsche Dichtung dies schöne Verhältniß bis tief in's Mittelalter hinein festgehalten, als es längst durch den Feudalismus vergiftet und aus dem Leben geschieden war.

Das Recht, eine solche Gefolgschaft zu halten, stand seit den ältesten Zeiten nur den Fürsten, in Monarchien ausschließlich dem Könige zu. Auch bei den Franken gab es nur ein königliches Gefolge. Der Eintritt in dasselbe geschah durch einen besonderen Vertrag, die Kommendation: der Mann legte knieend die gefalteten Hände in die geöffneten Hände des vor ihm sitzenden Herrn und gab so seine Ergebung in die „Mannschaft" zu erkennen, während der Herr, die dargereichten Hände des Mannes mit den seinigen umschließend, die Aufnahme des Mannes in seinen Schutz und durch einen Kuß das nun zwischen beiden bestehende, dem Verwandtschaftsbande nachgebildete Verhältniß besiegelte. Es folgte der Treuschwur, durch welchen der Mann sich verpflichtete, dem Herrn „treu, hold und gewärtig" zu sein, und die Ueberreichung der Waffen seitens des Herrn an den Mann, zum Zeichen, daß er ihn nicht als einen Knecht zu knechtischem Dienste, sondern als einen Freien zu ritterlichen Werken angenommen habe.

Es stand nicht in jedes Belieben, auf solche Weise des Königs Mann zu werden, vielmehr war es der freien Entschließung des Königs überlassen, wie viel Mannen und wen er in sein Gefolge aufnehmen wollte, und es war eine hohe

Ehre, die nicht leicht abgelehnt wurde, für jeden den er erwählte. Selbstverständlich fiel sein Auge dabei in erster Reihe stets auf erprobte Krieger, gleichviel welches Standes sie sonst waren, und nur wer sich ausgezeichneter Herkunft rühmen konnte, hatte Aussicht, schon in jungen Jahren einer solchen Ehre theilhaft zu werden. So erzählt in dem angelsächsischen Beovulfsliede der Held des Gedichts von seinem Oheim, dem König Hredel:

„Sieben Winter zählt' ich, als mich der Schatzvertheiler,
Der Fürst der Völker, meinem Vater entnahm.
Da hielt und hegte mich Hredel der König,
Gab mir Schatz und Kost, der Sippe gedenkend."

In demselben Gedichte wird das Dienstgefolge häufig „Tugend und Jugend" genannt, wobei „Tugend" die erprobten Krieger, „Jugend" die jungen Edelinge, die sich erst ihrer Abstammung wert erweisen sollten, bezeichnet. Das Verhältniß aller dieser Mannen, der jungen wie der alten, zum Herrn war wie das der Kinder zu ihrem Vater, sie hießen seine „Knaben" oder seine „Degen", d. h. seine Kinder (mit der Waffe „Degen" hat dies Wort nichts gemein), und nannten ihn ihren Alten („senior"), woraus das französische seigneur, monseigneur entstanden ist. Er war ihr Schutzherr, ihre Zuflucht, ihr Trost; ihre Rangordnung unter einander wurde ausschließlich von ihm festgesetzt, er konnte darin erhöhen und erniedrigen und hielt überhaupt strenge Mannszucht, wenn sie seinen Geboten sich nicht fügten.

Die vornehmste Pflicht der Mannen war es, ihren Herrn ohne seinen ausdrücklichen Befehl nimmer zu verlassen, in Not und Tod nicht von ihm zu weichen. So erklärt im Heliand der Jünger Thomas, als Jesus ungeachtet der Vorstellungen seiner Begleiter wieder nach Jerusalem zu gehen beschließt:

„Und wehren wir nicht seinem Willen, so wollen wir doch bei ihm bleiben
Und dulden mit dem lieben Herrn. Das ist ja treuer Degen Dienst,
Daß ganz sie zum Gebieter halten, und stürben wir dort im Gericht.
Ja, laßt uns folgen seiner Fahrt, für das nur unser Leben achten,
Daß wir mit unserm guten Herrn zu sterben gehen vor das Volk."

Und noch feuriger erklärt Petrus:

„Wenn die Helden Dich all',
Die Leute Dich verlassen, doch will ich lebenslang
Mit Dir dulden in allen Drangsalen.
Wenn es Gott mir gönnt, bin ich gerne bereit,
Daß ich Dir zu helfen standhaft beharre.
Wenn Dich im Kerker auch mit Ketten enge
Die Leute belegen, ich lasse mich nicht schrecken,
In den Banden bei Dir verbleiben will ich,
Mit Dir Lieben liegen. Wenn sie vom Leben dich
Mit des Schwertes Schlägen zu scheiden gedenken,
Mein Fürst, mein guter, ich gebe mein Leben
Für Dich im Waffenspiel."

Weil sie ihrem Herrn vor allem Schutz und Schirm („Trost") zu gewähren hatten, wurden sie des Königs „Trost" (trustis regia), die einzelnen „Trostmann" (antrustio) genannt. Schulter an Schulter sollten sie im Kampfe neben ihm stehen, sie waren ja seine „Handgesellen", seine „Schildgefährten", seine „Achselgestalten". Um so schmerzlicher war es für den Fürsten, seine Mannen im Kampfe zu verlieren

und ihnen selbst nicht helfen zu können. Bekannt ist der Jammer Dietrichs von Bern um seine von den Burgundenhelden erschlagenen Mannen im Nibelungenliede:

Da erschrak er dieser Märe, es schuf ihm wahrhafte Not,
Daß er auf Erden nimmer noch solches Leid gewann.
Er sprach: „Und sind erstorben all die mir unterthan,
So hat mein Gott vergessen, ich armer Dietrich!"
— — — — — — — — — — — — — — — —
„O weh, lieber Wolfhart, und hab' ich Dich verloren,
So mag mich bald gereuen, daß ich je ward geboren.
Siegstab und Wolfwein und auch Wolfbrand:
Wer soll mir denn helfen in der Amelungen Land?
Helferich der kühne, und ist mir der erschlagen,
Gerbart und Wichart, wann hör' ich auf zu klagen?
Das ist aller Freuden mir der letzte Tag.
O weh' mir, daß vor Leide niemand doch ersterben mag!"

Und wozu ihn nichts hätte bewegen können, die Mordgedanken Kriemhild's zu unterstützen und sich an dem Kampfe gegen Gunther und seine Recken zu betheiligen, jetzt ist er dazu entschlossen, erst „klagte so gewaltig der kraftvolle Mann, daß von seiner Stimme das Haus zu schüttern begann", dann ergreift ihn der Grimm, er waffnet sich und kündet, Vergeltung zu üben, den Burgunden seinen Frieden auf:

„Was that ich euch wol je,
Daß alles meines Trostes ich nun verwaiset mich seh'?
— — — — — — — — — — — —
So leid geschah auf Erden niemanden je.
Ihr gedachtet wenig an mein und euer Weh.
Was ich Freuden hatte, das liegt von euch erschlagen:
Wol kann ich meine Freunde nimmer genug beklagen."

Rührend ist auch die Klage des Königs Hrodgar um seinen Getreuen Aeskher im Beovulfsliede. Von Beovulf nach seinem persönlichen Wolbefinden gefragt erwidert Hrodgar:

„Laß mein Ergehen! Der Gram ist erneuet
Den Dänenleuten: todt ist Aeskher,
Mein Redegeselle und Ratgeber,
Mein Achselschirm, so oft wir im Kampf
Die Häupter hüteten, wenn im Heldenstreit
Die Helme dröhnten."

Zeitlebens ehrlos und meineidig galt der Gefolgsmann, der aus dem Kampfe zurückkehrte, in welchem sein Herr geblieben war. Hatte er sein Leben nicht schützen können, so sollte er ihn auch im Tode nicht verlassen, nicht ohne seiner Getreuen Geleit sollte der gefallene Fürst in Walhalla einreiten. Aber wenn es schon ein unsühnbarer Schimpf war, den Führer im Tode zu verlassen, um wie viel elender zeigte sich da, wer dem Lebenden die Treue brach oder ihn in Kampfesnöten feige im Stiche ließ. Für beide Fälle gewährt die deutsche Heldendichtung anschauliche Beispiele. In „Alphart's Tod" sucht Dietrich von Bern auf den Helden Heime einzuwirken, der, einst sein Gefolgsmann, ihm die Treue gebrochen und die Partei des Feindes ergriffen hat:

„Du gelobtest mir zu dienen, sprach Herr Dietrich.
Willst Du nun von mir reiten, so brichst Du sicherlich
Den Treueid, mir geschworen, verwirkst die Ehre Dein,
Von allen Ehrenmännern wirst „Verräter" Du gescholten sein.

Du strecktest mir die Hände und wurdest so mein Mann,
Wie mancher meiner Recken bei Gott bezeugen kann.
Ich that an Dir, was Ehre nur immer mir gebot,
Meineidger Schildgeselle, wirst Du vor Scham nicht überrot?"

Als später Alphart, Dietrich's treuer Gefolgsmann, von demselben Heime angegriffen wird, ruft er ihm die Worte zu:

„Bar wardst Du aller Ehren, ein Held einst, jetzt ein Wicht,
Vor Frauen selbst muß bergen sich schamrot Dein Gesicht,
Wo fürder jemals Recken vereint der Ehre Zeichen,
Mußt Du, armsel'ger Heime, verachtet bei Seite schleichen."

Eines noch schlimmeren Falles gedenkt das Gedicht Beovulf. Wie der Held des Liedes dem Kampfe mit dem furchtbaren Drachen entgegengeht, läßt er seine Mannen in der Nähe zurück, seiner Tapferkeit allein den Kampf und den Preis des Kampfes vorbehaltend. Als ihn dann aber der Feind in Todesnot bringt, zieht das Gefolge sich feige zurück und wagt nicht für ihn in den Tod zu gehen:

Nun naht ihm nicht der Notgestallen Schar,
Die jungen Edlinge, nicht um ihn standen sie
Zu wehrlichem Kampf, im Walde gedachten sie
Ihr Leben zu bergen.

Nur Einer von ihnen versucht es, den König zu retten; dies gelingt ihm zwar nicht, aber er rächt seinen Tod und ruft dann den eidbrüchigen Gefährten zu:

„Nun soll Euch Schatzgabe und Schwertspende gebrechen,
Alle Erbsitzwonne Euerm Geschlecht,
Alle Liebe fehlen. Des Landbesitzes
Muß der argen Sippschaft aller und jeder
Verlustig wandern, wenn die Leute erst
Eure Flucht erfahren in Fern und Nähe,
Die treulose That. Der Tod ist besser
Der Leute jedem, als solch Leben voll Schmach!"

Aber nicht bloß in Zeiten der Gefahr standen die Gefolgsmannen zu ihrem Herrn. Tacitus berichtet uns darüber: „Im Kriege dient das Gefolge seinem Herrn zum Schirm, im Frieden zur Zierde," und auch hier werden seine Worte durch unsere Heldenlieder bestätigt. Die Mannen werden als die „Heerdgenossen" oder „Tischgenossen" des Königs (convivae regis), als seine „Halldegen" bezeichnet. König Hrodgar im Beovulfsliede bauet ihnen einen großen Saal:

Daß er ein Hallgebäude gebieten wollte,
Einen mächtigen Metsaal den Männern zu bauen,
Des Gleichen nimmer noch vernommen ward.
So wollt' er darinnen alles vertheilen,
Jungen und Alten, was Gott ihm schenkte.

Auch erfahren wir, wie es in einem solchen Metsaal zuging:

Wein tranken die Werten, bis der Abend kam
Und Hrodgar heim zu seinem Hause ging,
Der Reiche zur Ruhe. Die Räume hüteten
Edlinge in Unzahl, wie sie oft schon gethan.
Sie entblößten die Bankdielen und breiteten rings
Betten und Polster. Da bog sich mancher
Der raschen Recken zur Ruhe metschwer.

Zu Häupten legten sie die lichten Schilde,
Die blanken Borde. Auf den Bänken ward
Ueber den Edlingen augenfällig
Der ragende Helm und die geringte Brünne,
Der gewaltige Ger. So war ihr Gebrauch:
Zum Streite standen sie stets bereit
Daheim wie im Heer, so hier wie dort.
Zu jeglicher Stunde, wo ihr Stammkönig nur
Dessen bedurfte, war ihr Dienst ihm bereit.

Daß eine solche Hofhaltung mit zahlreichen Mannen erhebliche Kosten machte, liegt auf der Hand; aber weiter verlangten die Mannen auch nichts, ihre kriegerische Ausrüstung, ihre Kleidung, ihren Unterhalt hatte der König zu bestreiten, und wenn er ihnen von der Feindesbeute freiwillig Geschenke machte, so rühmten sie seine Milde und priesen ihn als ihren Goldfreund, den Goldgeber, Ringgeber, Kleinodenspender, nannten sein Königshaus wohl den Goldsaal oder die Gabenhalle, seinen Thron den Gabenstuhl, — aber diese Geschenke beruhten auf dem freien Willen des Herrn, verpflichtet war er zu nichts, der ganze Ehrgeiz seiner Mannen war dahin gerichtet, ihm ganz und voll zu dienen, sie kämpften für seine Person, nicht wie der König für Sieg und Beute, und was sie im Kampfe erbeuteten, selbst in auswärtigen Heerfahrten, die der König ihnen wol gestattete, auf eigene Hand erwarben, das brachten sie dem Könige dar, für ihn erwarben sie, für sich nichts, ihr Dienst war uneigennützig im schönsten Sinne.

So kommt Beovulf zu seinem Herrn, dem König Hygelac:

„Kleinode gab mir
Der König Hrodgar in meines Herzens Macht,
Die ich Dir, mein Gebieter, darbringen will
Und gerne gönnen; ganz allein an Dir
Liegt meine Wonne“.

Mit einem derartigen Leben, nur um den König, nur für den König, war die Gründung eines eigenen Heerdes natürlich unvereinbar; das Interesse des Dienstes verlangte unbedingt, daß der Mann sich von allen Privatinteressen frei erhielt. Sehr schön in dieser Beziehung ist im Waltariliede die Antwort Walters (der zwar nur als Geißel bei König Etzel lebte, in seiner Stellung zu demselben aber ganz als Gefolgsmann geschildert wird) auf die Aufforderung des Königs, sich eine Gemahlin zu wählen:

„Muß ich ein Weib erwählen nach Eurem Machtgebot,
So wird mich Lieb' umstricken und süßer Minne Not.
Da muß ein Haus ich zimmern und muß den Acker bau'n,
Ich kann des Herren Auge nur selten wieder schau'n.
Und wer der Lieb' gekostet, dem fehlet Kraft und Stärke,
Mit Freuden obzuliegen dem edeln Kriegsgewerke.
Nichts Süßeres auf Erden, als hold, gewärtig und treu
Dem Dienstherrn überall folgen, drum bitt' ich, laßt mich frei!
So Ihr am späten Abend, so Ihr in Mitternächten
Befehl schickt, bin ich willig, wo Ihr nur wollt, zu fechten.
Mir soll im Schlachtenwetter nicht Sorg' um Kind und Weib
Die Blicke rückwärts wenden und lähmen meinen Leib.
Bei Eurem Leben fleh' ich, bei Eurem tapfern Land:
Laßt mir die Hochzeitsfackel, o König, ungebrannt!“

Das war der Zustand des deutschen Heeres bis zum achten Jahrhundert hin: das auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht aus allen waffenfähigen Freien gebildete Volksheer (der Heerbann), aufgeboten und angeführt von dem Könige und seinen Beamten (den Herzögen und Grafen), und um die Person des Königs das durch einen besonderen Vertrag, aber in idealster und uneigennützigster Weise ihm verbundene königliche Gefolge, das neben der Verpflichtung, dem Könige als Leibgarde zu dienen, selbstverständlich auch seinen Kriegsrat, so zu sagen seinen Generalstab bildete. Wie tüchtig und wie zahlreich indessen auch das Gefolge sein mochte, der Schwerpunkt der Schlachten lag doch immer im Heerbann. Aber gerade hier stieß der König bei der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht oft genug auf die schwersten Hindernisse. Eine große Zahl der Freien hatte sich im Laufe der Zeit genötigt gesehen, ihren Grundbesitz größeren Herren, geistlichen und weltlichen Standes, zu Zinsrecht aufzutragen. Diese freien Zinsbauern waren zwar in keine persönliche Unterthänigkeit zu ihren Gutsherrschaften geraten, es war aber natürlich, daß die letzteren nach einer Erweiterung ihrer Machtbefugnisse strebten und daß sie jede auf ihrem Grundbesitze vorgenommene Amtshandlung eines königlichen Beamten eifersüchtig überwachten oder gar als Beeinträchtigung ihrer Herrschaftssphäre ansahen und ihr so viel wie möglich in den Weg zu legen suchten. Namentlich war dies der Fall, wenn die königlichen Grafen und Schultheißen den Heerbann verkündigten, da kam das Interesse des Zinsmannes, der lieber daheim geblieben wäre, dem des Grundherrn entgegen, und da in jener Zeit keine Stammrollen geführt wurden und die Controle über die Wehrpflichtigen sehr schwierig war, so wurden dem Könige nur zu oft eine Menge von Wehrpflichtigen unterschlagen. Dies war aber besonders empfindlich in dem ersten Drittel des achten Jahrhunderts, wo nach langer Letargie sich die Kraft des Frankenreiches unter Karl Martell wieder gewaltig entfaltete, wo es aber neben den zahlreichen Kämpfen gegen auswärtige Feinde auch darauf ankam, die durch das schlaffe Regiment der späteren Merowinger selbstbewußt und übermütig gewordene Aristokratie wieder unter die Staatsgewalt zu beugen. Milde war hier unzulässig, Gewalt bedenklich, und so schlug Karl einen Mittelweg ein, indem er bei seinen Kriegen zwar strenge auf die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht hielt, aber den Herrschaftsbestrebungen der Großgrundbesitzer doch insoweit Rechnung trug, daß er auf die allgemeine Handhabung des Heerbannes von Seiten seiner Beamten verzichtete und Aufgebot wie Anführung der freien Zinsleute ihren Gutsherren überließ. So wurden diese zu Bannerherren (Senioren), die an der Spitze ihres von ihren Hintersassen gebildeten Fähnleins im Heere des Königs erschienen. Sie waren damit in gewissem Grade selbst zu Kriegsherren geworden; wie bei den Immunitätsprivilegien, welche den gefreieten geistlichen Besitzungen die fiskalischen Einnahmen gewährten und den öffentlichen Beamten verboten, Amtshandlungen auf denselben anders als im Wege der Requisition vorzunehmen, so hatte sich der Staat jetzt in militärischer Beziehung eines wichtigen Hoheitsrechtes zu Gunsten des Großgrundbesitzes entäußert, um denselben auf diese Weise in das Interesse des Staates hineinzuziehen. Es war ein großartiger Schritt, den Karl Martell damit that, und man kann seiner Politik, die nur das Bedürfniß seiner Zeit ins Auge faßte, keinen Vorwurf daraus machen, daß eine damals zum Vortheil des Heeres wie des Staates vorgenommene Organisationsveränderung in

ihrer späteren Entwickelung so nachtheilig gewirkt hat. Bis dahin hatten die größeren Grundbesitzer sich regelmäßig ein aus der Schaar ihrer unfreien Leute herangebildetes Kriegs- und Jagdgesinde (gasindi, ministeriales, vassi) gehalten, dessen sie sich in ihren Privatfehden bedienten. Freie durften sich in ein solches Dienstverhältniß nicht begeben, denn während den königlichen Antrustio seine Stellung adelte, wurde, wer dem Troß eines Privatmannes dauernd angehörte, den Unfreien beigezählt. Jetzt wurde das anders, es stand nichts mehr im Wege, daß die Bannerherren freier Zinsbauern auch andere freie Leute auf Lebenszeit in ihren Sold nahmen. Derartige Söldnerverträge vollzogen sich in Form der Kommendation, und indem auf Leute dieser Art der Name Vassus oder Vassallus übertragen wurde, die Bezeichnung als gasindi oder ministeriales aber nach wie vor auf das unfreie Kriegsvolk beschränkt blieb, kam der alte Ehrenname der königlichen Antrustionen allmälig außer Gebrauch, und man bezeichnete alle Gefolgsmannen, mochte der König oder ein geistlicher oder weltlicher Großer des Reiches ihr Senior sein, durchweg als Vassen oder Vassallen. Es gab demnach zweierlei Klassen von Vassallen, königliche und private, und es konnte vorkommen, daß ein Vassall des Königs seinerseits wieder eigene Vassallen hatte, die dann Aftervassallen des Königs waren. Wurde die alte Ehre des Standes schon durch diese Abstufungen einigermaßen beeinträchtigt, so trat alsbald in Gestalt des Benefizialwesens ein neues Element hinzu, welches den idealen Charakter des Verhältnisses schließlich ganz beseitigte. Leute, welche das edle Waffenhandwerk zum Lebensberufe erwählen, hat es zu jeder Zeit in Menge gegeben, und so lange solche unbeschadet ihrer Freiheitsrechte keinen anderen Dienst als den beim Könige finden konnten, gaben sie sich gern zufrieden mit der Ehre und dem Einfluß, die ihnen der Königsdienst und das kameradschaftliche Verhältniß zu dem Staatsoberhaupte gewährten. Jetzt aber war eine gewaltige Konkurrenz entstanden, und wenn auf der einen Seite in einer Privatgefolgschaft der Ehrgeiz weniger Befriedigung fand, so wurde andererseits das materielle Bedürfniß der Vassallen stärker berücksichtigt. Es gab im Frankenreiche unermeßlich reiche Grundbesitzer namentlich im geistlichen Stande, und in jener Zeit, wo es dem wirklich oder vermeintlich Verletzten gestattet war, mit Umgehung des Rechtsweges sich durch die Fehde selbst sein Recht zu verschaffen, konnte eine waffengeübte Faust nicht zu theuer bezahlt werden. Die geistlichen Herren zumal konnten ihren Reichthum gar nicht besser anwenden, als indem sie, von der ihnen durch Karl Martell eingeräumten Befugniß den ausgedehntesten Gebrauch machend, ihre Werber aussandten und ohne Rücksicht auf die Kosten eine Heerschaar um sich sammelten, die jedem, der mit lüsternen Blicken nach ihren Schätzen spähte, einen heilsamen Respect einzuflößen vermochte. Das Jagen nach Gewinn bemächtigte sich der kriegerischen Jugend, und wenn das königliche Gefolge auch fernerhin die erforderliche Stärke behalten und einem übermäßigen, den Staat gefährdenden Anwachsen der Privatgefolgschaften vorgebeugt werden sollte, so mußte auch die Krone dem Zeitgeiste Rechnung tragen. Mit bewunderungswerter Klugheit haben die Karolinger es verstanden, dies Ziel zu erreichen, und zugleich ihren Hauptconcurrenten, die Geistlichkeit, lahm zu legen. Auf der Synode zu Lestines (Liftinas) im Hennegau, im Jahre 743, ließ sich Karlmann, der Bruder und Mitregent Pippins des Kleinen, „wegen der bevorstehenden Kriege und der Verfolgungen der übrigen Völker“ die

Ermächtigung ertheilen, zur Sustentation seines Heeres (in adiutorium exercitus nostri) einen Theil der Kirchengüter auf einige Zeit mit Beschlag zu belegen, um sie, vorbehaltlich eines an die betreffende Kirche zu zahlenden Zinses, zu Nießbrauch auszuleihen; nach dem Tode des einzelnen Beliehenen sollte das Lehn an den Eigenthümer zurückkehren, falls nicht, was Karlmann sich ausdrücklich vorbehielt, eine anderweitige Verleihung seitens der Krone beliebt werden sollte. Diese Maßregel, welche unter Karl dem Großen auf die Hälfte sämmtlicher Kirchengüter ausgedehnt wurde, verschaffte dem Könige einen großartigen Dotationsfonds und ermöglichte es ihm, den Kreis seiner Vassallen in der Anhänglichkeit an den Thron zu festigen und nach Bedürfniß zu erweitern. Die großen Grundbesitzer, wenn es ihnen auch bei ihren eigenen Werbungen nie an den erforderlichen Mitteln fehlen mochte, hatten doch dem Staate gegenüber schon oft gemurrt über die unerträglichen Lasten, die ihnen auf Grund der Wehrpflicht ihrer Hintersassen zugemutet wurden, und in der That mußten sie die Ehre, ihre Leute im Kriege selbst zu befehligen, theuer genug bezahlen, indem der Staat den Gutsherrn für die rechtzeitige Gestellung und gehörige Ausrüstung seiner zum Heere entbotenen Bauern persönlich verantwortlich machte. Auch in dieser Richtung, um die Senioren williger in der Erfüllung ihrer Pflichten zu machen, sollten die Säcularisationsmaßregeln von Lestines die Mittel gewähren. Indem so einerseits die königlichen Vassallen Kirchengüter zu Lehn empfingen als Belohnung (beneficium) für treu geleistete Dienste, andererseits die Senioren als Sustentation für die Erfüllung der ihnen gesetzlich obliegenden Heerbannpflicht, dauerte es nicht lange, bis sich die Sache umkehrte und man die Kriegsdienste der Senioren und der Vassallen als die Gegenleistung für das empfangene Lehn auffaßte. Die auf allgemeiner Unterthanenpflicht beruhenden Leistungen der Bannerherren wurden von den aus der Kommendation entspringenden Leistungen der Vassallen nicht mehr unterschieden, auch von jenen verlangte der König jetzt, sobald sie ein Lehn von ihm empfingen, die Kommendation, die nun nicht mehr als ein selbständiger Vertrag, sondern als ein Theil des Lehnsvertrages erschien. Das ideale, uneigennützige Gefolgschaftswesen war damit verschwunden, durch die Verbindung der Vassallität mit dem Benefizialwesen war ein neues Verhältniß, das Lehnswesen, entstanden, welches auf Leistung und Gegenleistung beruhte: der Vassall empfing sein Lehn und hatte dafür Kriegsdienste zu leisten, die ihm jetzt, da er nicht mehr wie der alte Gefolgsmann ständiger Tischgenosse des Königs war, sondern den Interessen seines Besitzes und seiner Familie lebte, oft lästig genug sein und lässig genug von ihm erfüllt werden mochten. Man lasse sich da durch die Romantik des Ritterthums nicht täuschen; manches von der alten idealen Auffassung hat ja noch Jahrhunderte hindurch nachgeklungen, in der Hauptsache aber mußten sich die materiellen Interessen des Verhältnisses bemächtigen, sobald der Vassall durch das Lehn einen eigenen Lebenskreis erhielt und aufhörte, die Fürsorge für den Herrn als den einzigen Inhalt seines Lebens zu betrachten. Diese Beseitigung eines der anziehendsten und schönsten Verhältnisse des altgermanischen Rechtslebens mögen wir beklagen, aber ungleich nachtheiliger als die Veränderung des alten Gefolgschaftswesens erscheint die Wirkung, welche das Lehnswesen auf den allgemeinen Unter[illegible]nverband gehabt hat, indem eben die Verpflichtung der Bannerherren zu

Kriegsdiensten jetzt nicht mehr als eine Unterthanenpflicht, sondern als eine vertragsmäßige Obliegenheit, von der man sich allenfalls losmachen konnte, angesehen wurde, — die freien Hintersassen aber, welche von jenen in's Feld geführt wurden, erschienen jetzt nur noch als mittelbare Unterthanen des Königs: mit dem beginnenden Feudalstaate zeigte sich von vorn herein auch die Einheit des Reiches gefährdet, es bildeten sich die Keime des Territorialwesens, das später das Reich zu Falle bringen sollte.

Noch kam ein Anderes dazu. Bei der ungeheuern Ausdehnung, welche das fränkische Reich unter Karl dem Großen gewonnen hatte, und bei der Gefährdung der Grenzen durch feindlich gesinnte heidnische oder muhamedanische Nachbarn, war es weder notwendig, noch auch thunlich, in jedem Kriege die gesammte Wehrkraft des Reiches in Anspruch zu nehmen. In der Regel wurde nur in den dem Kriegsschauplatze zunächst gelegenen Provinzen der allgemeine Heerbann verkündigt, weiter zurück ließ man die Mannschaft entweder überhaupt daheim, oder es wurde wenigstens den ärmeren Klassen unter den Wehrpflichtigen diese Erleichterung zu Theil, und man begnügte sich mit der Heranziehung der Wolhabenderen. So kam es bald dahin, daß der Heerbann nur noch als Landsturm, wenn der Feind im Lande oder hart an der Grenze stand, zur augenblicklichen Abwehr verwendet, dann aber wieder nach Hause entlassen wurde, während bei eigentlichen Heereszügen neben den königlichen Vassallen und Aftervassallen nur noch die größeren Grundbesitzer, in der Regel solche, die mindestens drei Hufen Landes zu Eigenthum oder Lehn besaßen, persönlich zur Erfüllung ihrer Wehrpflicht herangezogen wurden. Wer nicht so viel besaß, wurde mit mehreren Genossen zu einem Consortium vereinigt, welches einen aus seiner Mitte ausrüstete, indem die übrigen ihm eine Beisteuer zahlten; da aber diese ärmeren Klassen durch die Ungunst der Zeiten zum weitaus größten Theile genöthigt worden waren, sich unter dem Schutze eines größeren Grundbesitzers als dessen Zinsbauern anzusiedeln, so fiel die Verantwortung für die Erfüllung jener Verpflichtungen in der Regel ihrem Guts- und Bannerherrn zu. War nun aber einmal für diese Klassen das Prinzip der Stellvertretung zugelassen, so war es wiederum natürlich, wenn der Gutsherr es vorzog, seine Bauern daheim zu lassen, um ihr Feld zu bestellen und ihm seinen Zins zu bezahlen, und dafür aus der Schaar seiner Vassallen oder Ministerialen den Vertreter zu stellen, dessen von Jugend auf geübte Kunst in den Waffen ihn auch dem Heerführer willkommener erscheinen lassen mußte, als die schwielige Faust des mehr an friedliche Arbeit als an das Kriegshandwerk gewöhnten Bauern.

In dem beschränkten Sinne des Landsturms haben sich die Reste der allgemeinen Wehrpflicht das ganze Mittelalter hindurch erhalten, im übrigen aber bildete sich aus den vorstehend geschilderten Keimen der dauernde Unterschied zwischen solchen Personen, welche das Waffenhandwerk zum Lebensberufe erwählten, dem Ritterstande, und den dem Landbau oder bürgerlichen Gewerbe nachgehenden Ständen, welchen mit der Waffenpflicht auch die Waffenübung und die Waffenehre mehr und mehr abhanden kamen. Und das Lehnswesen führte dann dahin, daß alle jene rittermäßig geschulten Leute ihre Dienste verkauften, indem sie ihre Fähigkeiten nur dem zu gute kommen ließen, der sie dafür bezahlte, d. h. der ihnen ein Lehn gab. An die Stelle des alten, auf allgemeiner Wehrpflicht beruhenden Volksheeres war ein mit Grundbesitz bezahltes Söldnerthum, die Feudalmiliz, getreten.

Das deutsche Reich ist ein Feudalstaat geblieben bis zu seinem Untergange im Jahre 1806. Zwar in den einzelnen Territorien hat sich zum Theil schon seit dem 15. Jahrhundert die Rückkehr zu einem wahren Staatsgebilde entwickelt, aber auf dem Gebiete des Heerwesens folgen auf die Söldnerheere der Feudalmiliz zunächst die der Landsknechte und anderer Werbetruppen, und erst im 18. Jahrhundert führte der weiter entwickelte Staatsgedanke zur Einführung der Conscription, der wenigstens die Idee zu Grunde lag, daß die Unterthanenpflicht auch die Wehrpflicht in sich begreife. Aber noch hielt man das häßliche Stellvertretungssystem fest, nun um so widerwärtiger, als die Begünstigung gerade die wohlhabenderen und gebildeteren Klassen traf, so daß das Heer so zu sagen als das bewaffnete Proletariat erschien. Erst mit der Denkschrift Scharnhorsts über die Errichtung einer Nationalmiliz, vom 31. Juli 1807, wurde die völlige Rückkehr zu der allgemeinen Wehrpflicht, zunächst in Preußen, angebahnt; im Februar 1813 beschlossen die ostpreußischen Stände auf eigene Hand die Volksbewaffnung, und durch Kabinetsordre vom 3. September 1814 verkündete König Friedrich Wilhelm III., in der Erwägung, „daß in einer gesetzmäßig geordneten Bewaffnung der Nation die sicherste Bürgschaft für einen dauernden Frieden liege", das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste, dessen Bestimmungen nunmehr durch Artikel 57 der Verfassung des deutschen Reiches Gemeingut unserer Nation geworden sind: „Jeder Deutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen."

Wieder ist jetzt, nachdem wir tausend Jahre lang auf Abwegen umhergeirrt sind, der große Gedanke, auf dem der altdeutsche Staat beruhte, ins Leben gerufen: Das deutsche Heer ist nichts anderes, als das deutsche Volk in Waffen! Und wenn daneben für die Wiederbelebung der vom Feudalwesen zu Grabe getragenen Gefolgschaft kein Platz mehr ist, so wollen wir uns doch gern und dankbar dessen erinnern, daß sich das deutsche Offiziercorps von einer Hingebung, von einem selbstlosen Pflichtgefühl, von einer Aufopferungsfähigkeit beseelt gezeigt hat, wie sie in den besten Zeiten der altgermanischen Gefolgschaft nicht schöner gefunden werden können.

(Schluß folgt.)

---

## Biologische Fortschritte.

Von
**Julius Wiesner.**
Wien.

In einem früher erschienenen Artikel (Deutsche Revue 1878 Bd. I. S. 180) habe ich der ungemein ausgedehnten literarischen Production auf botanischem Gebiete Erwähnung gethan und hervorgehoben, daß die Schriften (selbstständige Werke und in Fachblättern erscheinende Abhandlungen), welche der Weiterentwicklung dieser Wissenschaft jährlich gewidmet werden, nach tausenden zählen, wie der zuletzt ausgegebene Just'sche Jahresbericht*) neuerdings belegt.

Bei genauerer Prüfung der in den einzelnen Arbeiten angestrebten Ziele gelangt man zu dem erfreulichen Resultate, daß man der heutigen botanischen

*) Vierter Jahrgang (1876). Berlin 1878. Während des Druckes dieser Zeilen erschien die erste Abtheilung des fünften Jahrganges.

Forschung — wenigstens im Großen und Ganzen — Einseitigkeit nicht zum Vorwurf machen kann. Es giebt keine irgendwie berechtigte botanische Forschungsrichtung, welche heute nicht verfolgt werden würde. Die Systematik, welche im Laufe der letzten hundert Jahre mehrmals die anderen Zweige der Botanik zu überwuchern drohte, hält sich in gemessenen Grenzen, Anatomie und Morphologie werden weiter ausgebaut, die Physiologie schreitet, seitdem in ihrem Gebiete das Experiment wieder zur Geltung gelangte, rüstig vorwärts, und die Biologie, von Darwin aus langjährigem Schlummer erweckt, erfreut sich nicht nur einer fleißigen Bearbeitung, sondern auch außerhalb des Kreises der Fachgenossen einer Theilnahme, welcher sich heutzutage kein anderer, dem Studium der Pflanze gewidmeter Wissenszweig rühmen darf.

Mit alledem soll aber die gegenwärtige Entwicklungsweise unserer Wissenschaft keineswegs als eine durchwegs logische hingestellt werden, oder gesagt sein, daß sich die Bearbeitung der Fragen, nach Auswahl oder Methode, durchwegs rechtfertigen ließe. Es wäre dies auch, im Hinblick auf die gewöhnliche Entwicklungsweise der Wissenschaft, zu viel verlangt. Die Eigenart der Forschenden macht sich in gutem und schlechtem Sinne in der Forschung selbst bemerklich. Auch sind es nicht die wichtigsten der lösbaren Fragen, welche in erster Linie in Angriff genommen werden; häufig genug begünstigt die Detailforschung unbedeutende — für die Weiterentwicklung der Botanik ganz belanglose — Dinge, und nicht selten kommt es vor, daß Probleme in Angriff genommen werden, welche heutzutage noch zu hoch liegen. Letzteres gilt namentlich für die physiologische Forschung, welche ja ganz und gar von dem jeweiligen Zustande der Physik und Chemie abhängig ist. Ich will in Einzelheiten nicht eingehen; ich könnte ja auch nicht mehr beweisen, als was bekannt ist: daß die Geschichte der Wissenschaften uns in keinem Falle ein Bild streng logischer Entwicklung vorführt.

Ich habe oben von der Physiologie und der Biologie als zwei verschiedenen Wissenszweigen gesprochen. Es mag dies mit Recht Manchen befremden, da erstere gewöhnlich mit letzterer, sogar noch von einzelnen Botanikern, gleichbedeutend genommen wird. Die überwiegende Mehrzahl der Botaniker versteht aber heute unter Physiologie etwas anderes als unter Biologie, wenigstens, wenn jedes dieser Worte im engeren Sinne genommen wird. Da aber wohl kaum in einem aus neuerer Zeit stammenden zusammenfassenden Werke über Botanik, die heute fast allgemein zwischen Physiologie und Biologie gezogene Grenze bezeichnet ist, so sei es erlaubt, an dieser Stelle kurz anzudeuten, in welchem Sinne jedes dieser Worte heute gewöhnlich in Fachkreisen gebraucht wird.

Sowohl die Physiologie als die Biologie der Pflanzen beschäftigen sich mit dem Leben dieser Organismen, oder, genauer gesagt, mit allen jenen Veränderungen, welche den Inhalt ihres Lebens bilden. Die Aufgabe der ersteren ist scharf begrenzt: sie ist Physik und Chemie der Pflanze, oder in letzter Auflösung die Mechanik ihrer Atome. Minder scharf läßt sich die Biologie der Pflanzen begrenzen. Sie umfaßt die Lebensweise der Gewächse, vorzugsweise die Anpassung des Organismus an die gegebenen Verhältnisse; eine ihre Hauptaufgabe besteht, wie Kerner in einer unten noch zu besprechenden Schrift treffend sagte, in dem Nachweis der functionellen Bedeutung morphologischer Eigenschaften. Es ist wohl einleuchtend,

daß die für den Naturforscher endgiltige Lösung aller biologischen Fragen der Physiologie zufällt, also strenge genommen, keine Grenze zwischen Biologie und Physiologie existirt. Es läßt sich daran ebensowenig zweifeln, als daß das Ziel aller Naturforschung die Zurückführung jedes Naturprozesses auf die denselben beherrschende Mechanik der Atome bildet. Allein praktisch ist mit dieser Zurückführung auf die Einheit nichts anzufangen und bei der einmal nothwendigen Theilung der Arbeit auf dem Gebiete der Forschung muß man sich wohl von Gründen der Zweckmäßigkeit leiten lassen. Ein Beispiel wird es klar machen, daß die heute übliche Abgrenzung zwischen Physiologie und Biologie ganz zweckmäßig ist, indem es nicht nur von vornherein klar ist, ob eine Frage der einen oder der anderen zugehört, sondern jede derselben ihre besonderen Methoden befolgt. Es giebt gewisse parasitische Pilze, welche nur auf ganz bestimmten Pflanzen und deren Theilen vorkommen. So z. B. der Getreiderost, welcher in bestimmten Entwicklungsstadien nur auf bestimmten Getreidearten, in anderen nur auf dem Blatte des Sauerdorns vorkommt. Die Eruirung dieser Lebensweise der Puccinia graminis ist Sache des Biologen. Seine Aufgabe ist es ferner, die sich hierbei einstellenden Anpassungserscheinungen festzustellen, das Zusammenleben des Rostpilzes mit seinem Wirthe näher zu verfolgen, die Wirkung, die der Parasit auf den Wirth ausübt, und umgekehrt, endlich die Bedeutung dieser Association für das Naturleben zu ergründen. Mitten in diese Arbeit greift der Physiologe ein, der aufzuklären trachtet, warum der Rostpilz, z. B. das Aecidium desselben, nur auf dem Sauerdorn-Blatte sich entwickelt. Offenbar liegt es in den Ernährungsverhältnissen dieser Pilzform, daß er nur auf diesem und keinem anderen Boden gedeiht. Des Physiologen Aufgabe ist es nun, jene chemischen Individuen, die das Aecidium auf dem Sauerdorn findet und die zur normalen Ernährung dieser Pilzform nothwendig sind, ausfindig zu machen. In dem angeführten Beispiele ist es ganz klar, wo der Physiologe die Arbeit des Biologen aufzunehmen hat. Gewöhnlich steht der erstere bei der physikalisch-chemischen Auslegung der von letzterem gefundenen Thatsache noch ziemlich rathlos da. Die Anpassungserscheinungen im Pflanzenreiche sind für den Physiologen fast durchgängig derzeit unlösbare Räthsel. Aus den gegebenen Andeutungen ist ersichtlich, daß der Physiologe ganz andere Wege einzuschlagen hat, um an sein Ziel zu gelangen, als der Biologe, und daß gerade wegen der Verschiedenheit in der Methode beider, derzeit eine Trennung der Biologie von der Physiologie zweckmäßig erscheinen muß.

Ich will in den nachfolgenden Zeilen versuchen, einige wichtigere oder doch wenigstens charakteristische, die Biologie der Pflanzen betreffende Leistungen, hier kurz zu scizziren.

Eine sehr lehrreiche, an neuen und interessanten Beobachtungen reiche Abhandlung „über die Wechselbeziehungen zwischen den Blumen und den ihre Kreuzung vermittelnden Insecten“ hat Dr. Hermann Müller (Lippstadt) geliefert. Dieselbe erschien in der von Schenk herausgegebenen Botanik, womit sich die großartig angelegte Encyklopädie der Naturwissenschaft*)

*) Herausgegeben von G. Jäger, Kenngott, Ladenburg, von Oppolzer, Schenk, Schlömilch, von Wittstein und von Zech (Breslau 1879 Verlag von E. Trewendt).

in die Leserwelt einführt. In einer historischen Einleitung weist der Autor auf die großen Verdienste hin, die sich Christ. Conr. Sprengel im vorigen Jahrhundert um die Kenntniß des Geschlechtslebens im Pflanzenreiche erwarb, indem er bewies, daß viele Pflanzen mit Zwitterblüthen nur unter Intervention von Insecten befruchtet werden können und indem er auf zahlreiche höchst merkwürdige, in den Blüthen getroffene Einrichtungen hinweist, welche eine Eigenbefruchtung unmöglich machen, hingegen eine Bestäubung unter Mitwirkung von Insecten sehr begünstigen. Weiter zeigt Müller, wie diese fundamentalen biologischen Entdeckungen Sprengel's in Folge des eigenthümlichen Geistes der damals herrschenden Linné'schen Schule, welche ganz und gar in Beschreibung und Classification aufging, völlig unbeachtet blieben und in Vergessenheit geriethen, bis sie von Darwin aus dem Dunkel hervorgeholt wurden.*)

Müller behandelt seinen Gegenstand mit großer Vollständigkeit, so daß seine Abhandlung für jeden Botaniker, der sich mit Biologie beschäftigt, geradezu unentbehrlich ist, aber auch in so klarer und allgemein verständlicher Weise, daß auch jeder Nichtfachmann daraus Belehrung schöpfen kann. Namentlich wird die sehr eingehende Schilderung der Mittel zur Anlockung von Insecten (Augenfälligkeit, Geruch und süßschmeckende Ausscheidungen solcher Blumen, welche auf Insectenbefruchtung angewiesen sind), ferner die Darlegung der Anpassungsweisen der Blumen an bestimmte Insecten (Wespen, Zweiflügler etc.), endlich das Capitel über den Ursprung der Blumen und über die Bedeutung der Anpassungserscheinungen für unsere Naturauffassung allgemeines Interesse erregen.

Bezeichnend für die große Theilnahme, welche man gerade der Biologie der Pflanzen entgegenbringt, ist die Thatsache, daß der botanische Theil der Encyklopädie durch das genannte Capitel eingeleitet wird. Ob dies mit oder ohne Absicht geschah, soll nicht untersucht werden, jedenfalls wird das Interesse für das Werk durch die Voranstellung der Biologie selbst nur gehoben. Es läßt sich gegen diese Anordnungsweise nichts einwenden, da das in der Encyklopädie erscheinende Buch: Botanik, sich voraussichtlich aus in sich abgeschlossenen Essays zusammensetzen wird. Ich halte diese Darstellungsform für passend; sie empfiehlt sich für den botanischen und wohl auch für andere Theile der Encyklopädie, da sie zu freier und anziehender Schilderung mehr als ein systematisch angelegtes Buch einladet.

Von großer Bedeutung für die Weiterentwicklung der Biologie ist Kerner's Schrift: Die Schutzmittel der Blüthen gegen unberufene Gäste. Diese Arbeit erschien zuerst in der Festschrift der k. k. zoolog., botan. Gesellschaft**). Kürzlich wurde eine englische Uebersetzung ausgegeben und es mußte jüngsthin auch eine zweite Auflage des deutschen Originals veranstaltet werden***). Ein seltsamer Fall, namentlich bei einer nicht selbstständig erschienenen Spezialabhandlung.

Der Autor weist in dieser gründlichen und ideenreichen Arbeit auf das schlagendste nach, daß eine große Zahl von Gestalteigenthümlichkeiten der Pflanzen,

*) Eine sehr anziehende Schilderung der Bedeutung Sprengel's und sein Verhältniß zur zeitgenössischen Forschung hat Sachs in seiner Geschichte der Botanik (München 1875 p. 778 ff.) gegeben.

**) Wien (Braumüller) und Leipzig (Brockhaus) 1876.

***) Innsbruck 1879.

über deren functionelle Bedeutung man bisher nichts auszusagen wußte, die man beschrieb und in der Systematik zur Unterscheidung der Pflanzenformen benutzte, ohne aber über ihr Verhältniß zum Leben der Gewächse nachzudenken, eine so wichtige biologische Rolle spielen, daß viele dieser Gewächse existenzunfähig wären, wenn ihnen solche morphologische Eigenschaften nicht zukämen. Kerner zeigt nämlich, daß selbst jene Pflanzen, welche ohne Insectenbesuch nicht befruchtet werden können, in Insecten und anderen Thieren sehr hartnäckige Gegner haben, die ihr Laub abfressen, ihre Blüthentheile ruiniren ꝛc. Solche Pflanzen haben im Kampf um's Dasein Eigenthümlichkeiten erworben, durch welche sie sich der unwillkommenen Gäste erwehren. So gestalten sich die Blüthenspindeln und Blüthenstiele der Silene nutans durch Ausscheidung klebriger Substanzen zu wahren Leimspindeln, welche die der Blüthe schädlichen, ankriechenden Insecten von ihr fern halten. So wehrt sich diese Silene gegen ihre Feinde, während sie durch lieblichen Duft, der ihren Blüthen nur in der Dunkelheit entströmt, jene nächtlichen Insecten anlockt, welche ihre Befruchtung ermöglichen. Ich glaube, das dieses einzige Beispiel genügt, um an der ganzen Frage Interesse zu gewinnen und ihre Lösung im Einzelnen zu verfolgen. Kerner's Schrift ladet hierzu nicht nur durch die darin enthaltenen Entdeckungen von fundamentaler Bedeutung ein, sondern auch durch eine meisterhafte Darstellung, welche in der heutigen botanischen Literatur ihres Gleichen sucht. Die in dieser Abhandlung niedergelegten Thatsachen hat der Autor auch zur Begründung der Descendenztheorie ausgewerthet, indem er zeigt, wie die Pflanzen durch Veränderung des Verbreitungsbezirkes und durch Ausbildung von Schutzmitteln gegen neue Feinde morphologische Veränderungen erleiden, welche ihren Typus so sehr umzugestalten vermögen, daß sie zu sogenannten neuen Arten werden. Es wird dies namentlich an einem Beispiele klar dargelegt, nämlich an Soldanella alpina, welche durch Einwanderung in tiefere Regionen zur S. montana geworden ist.

Ein eigenthümliches Schicksal hat die Jedermann bekannten Flechten in neuerer Zeit getroffen. Ihre Aehnlichkeit mit Pilzen und Algen ist schon vor langem aufgefallen und man hat sie häufig den einen oder den anderen untergeordnet, dann aber stets als besondere Gruppe in den Rahmen der genannten Klassen eingefügt. Von de Bary wurde zuerst die Vermuthung ausgesprochen, daß die Flechten im Grunde genommen beides sind, nämlich eine organische Combination von Pilz und Alge: die grüne Innenschichte (Gonidien) entspreche der Alge, das umspinnende, nichtgrüne, die Fruchtkörper ausbildende Gewebe dem Pilz. Die Idee wurde weiter verfolgt und sowohl analytische als synthetische Belege für ihre Richtigkeit beigebracht. Die Begründung der sog. Flechtentheorie auf analytischem Wege ist ein Verdienst von Schwendener, während Reeß und Andere, ganz besonders aber Stahl*) auf synthetischem Wege, nämlich durch combinirte Cultur von Flechtensporen (Pilzsporen) mit Algen (Nostoc ecl.) Flechten — wenn es erlaubt ist, zu sagen — künstlich erzeugte. Reeß brachte blos die Erzeugung von Gallertflechten zu Stande, während es später Stahl gelungen ist, auch für echte Flechten (nämlich für Flechten mit geschichtetem Thallus) dieselbe Entstehungsweise experimentell festzustellen. Damit ist aber die sog. Flechtentheorie nicht mehr als eine Hypothese, sondern als thatsächlich begründet anzusehen.

*) Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der Flechten II. Leipzig 1877.

Die Systematiker unter den Lichenologen sträubten sich und sträuben sich wohl noch, in den Flechten eine bloße Association von Pilz und Alge zu erkennen. Ist dies heute wohl nicht mehr wissenschaftlich berechtigt, so bildet es doch einen — freilich unwillkürlichen — Ausdruck der merkwürdigen Thatsache, daß durch die Verbindung von Pilz und Alge zu einer Flechte eine organische Combination geschaffen ist, welche sich an die Lebensverhältnisse so angepaßt hat, daß diese Doppelorganismen den Charakter von stationär erscheinenden Formen (sog. Arten) erlangten. Diese wollen die Lichenologen aufrechterhalten und die werden durch die neue Theorie im Grunde auch nicht erschüttert.

Das Verhältniß von Alge zu Pilz in einer Flechte ist häufig wie das von Wirth und Parasit aufgefaßt worden, was offenbar — wenigstens im Hinblick auf den im Pflanzenreiche vorkommenden Parasitismus — nicht richtig ist, denn beide in Combination getretene Organismen befinden sich im gegenseitigen Verhältnisse sehr wohl. Die eigenthümlichen Beziehungen zwischen Pilz und Alge in den Flechten hat de Bary vor Kurzem in einem bei der Casseler Naturforscherversammlung gehaltenen Vortrage, der eben selbstständig und mit erläuternden Noten versehen, erschienen ist *), klargelegt. Es gelang ihm, den Nachweis zu führen, daß im Pflanzenreiche zahlreiche Formen des Zusammenlebens verschiedenartiger Organismen existiren, die sich unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt bringen lassen, von dem aus die bei den Flechten auftretende „Genossenschaft" verständlich, weil nicht mehr vereinzelt, und so gewissermaßen nur als Ausnahme auftretend erscheint.

De Bary unterscheidet mehrere Arten des „Zusammenlebens ungleichnamiger Organismen" (Symbiose). Die bekannteste Form ist der echte Parasitismus. Der Schmarotzer befällt eine Pflanze oder ein Thier und entwickelt sich auf oder in dem „Wirthe", oft nur in bestimmten Organen desselben. Der Parasit lebt entweder nur auf einem bestimmten Organismus, z. B. die Peronospora infestans nur in der Kartoffelpflanze, oder er ist in der Wahl des Wirthes nicht wählerisch, wie z. B. Botrytis Bassii, der die Seidenraupenkrankheit (Muscardine) hervorrufende Pilz, welcher auf den verschiedensten Insecten sich zu ihrem Verderben entwickeln, ja selbst ohne Wirth, auf leblosem organischem Substrate sich vermehren kann, um dann in noch verstärktem Maße der Insectenwelt schädlich zu werden. Diese Form der Symbiose kommt in der Regel dem einen Theil — dem Schmarotzer — zu statten, während der andere Theil darunter leidet, ja zu Grunde geht.

Eine andere Form der Symbiose, mit dem vollständigen Parasitismus durch Uebergänge verbunden, ist die epiphytische Vegetation. Als deutlichste Repräsentanten dieses Typus zeigen sich viele tropische Orchideen und Aroideen, welche auf der Borke der Bäume leben, ohne störend in das Leben der letzteren einzugreifen.

Ganz merkwürdig ist aber die Genossenschaft ungleichnamiger Formen, welche Azolla und Anabaena eingehen. Diese von den beiden früher scizzirten Typen der Symbiose völlig verschiedene Association ist von Strasburger eingehend studirt und von de Bary herangezogen worden, um die merkwürdige Lebensweise der Flechten unserem Verständnisse näher zu rücken. Azolla ist eine tropische auf der Wasseroberfläche schwimmende Pflanze, welche vielleicht am besten mit einem großen

*) Die Erscheinungen der Symbiose. Straßburg 1879.

beblätterten Lebermoos im Habitus verglichen werden kann, die aber ihrer Entwickelungs- und Fortpflanzungsweise nach zu den farnartigen Gewächsen gehört. Jedes Blatt dieser Pflanze besteht aus zwei übereinanderliegenden Hälften, die sich in einer dem Wasserspiegel parallelen Ebene berühren. An der unteren Fläche jeder oberen Blatthälfte befindet sich ein Loch, welches zu einer mit Haaren ausgekleideten Höhlung führt. In diesem Hohlraum lebt die oben genannte Anabaena, eine kleine blaugrüne Alge aus der charakteristischen Familie der Nostocaceen, aus reihenweise angeordneten in Gallerthüllen eingeschlossenen Zellen bestehend. Bei der Anlage des Blattes ist die Alge schon von dem jüngsten Stammtheile aus in dasselbe eingewandert und sie bleibt dem Blatte treu, so lange es lebt. Beim Absterben des Blattes geht auch die Alge zu Grunde. Jedes Blatt, ohne alle Ausnahme, hat seine Höhlung, und jede Höhlung ist mit der Anabaena erfüllt. Azolla hat sich seiner Genossin angepaßt, wird in ihrer Entwickelung durch die Anaboena gar nicht beeinträchtigt und bietet der letzteren eine ihr völlig zusagende Entwickelungsstätte. Merkwürdig ist es, daß — Europa ausgenommen — jeder Welttheil eine spezifische Azolla führt, deren Blätter in der genannten Organisationseigenthümlichkeit übereinstimmen; jede dieser Azollen beherbergt die Anabaena, und es scheint, daß die auf den verschiedenen Arten von Azollen lebenden Algen von einander specifisch nicht verschieden sind. Diese Thatsache hat man benutzt, um die Formen der bekannten Azollen auf eine Grundform zurückzuführen, von der man annimmt, daß sie schon vor ihrer Spaltung in mehrere Arten das genannte Genossenschaftsverhältniß schloß.

In neuester Zeit wurden mehrere ähnliche Symbiosen entdeckt, welche die Algenart Nostoc mit Cycadeen und verschiedenen Moosen eingeht.

Den letztgenannten Typen der Association sehr nahe verwandt, ist jene schon oben berührte Genossenschaft, welche sich in den Flechten ausgeprägt findet. Der Pilz, oder richtiger die Pilze, welche sich mit Algen zu Flechten vereinigen, sind ganz ausgesprochen Ascomyceten, da sie bis auf die Lebensweise mit diesen lange bekannten selbstständigen Pilzen vollkommen übereinstimmen. Die grünen Theile der Flechte (Gonidien) sind Algen und gehören häufig der die Association so liebenden Familie der Nostocaceen an, aber auch anderen Familien, so z. B den Oscillarien. Wie Azolla sich der Anabaena accomodirte, so passen sich zahlreiche Ascomyceten verschiedenen Algen an und gehen mit ihnen ein Genossenschaftsverhältniß ein, welches für keinen Theil schädlich, erwiesenermaßen aber für einen Theil, oder sogar für beide nützlich ist. So gehen die Flechten-Askomyceten, wenn sie aus Sporen gezogen werden, zu Grunde, wenn sie nicht die Algenformen finden, an die sie sich im Laufe der Zeit angepaßt haben.

Die biologische Bedeutung jener Association, welcher die Flechten ihr Dasein verdanken, ist von de Bary, vielleicht absichtlich, nicht dargelegt worden; er begnügte sich, dieses Genossenschaftsverhältniß als eine Form der in der Welt des Organismus weitverbreiteten Erscheinung der Symbiose darzulegen, was zum Verständniß jener lange verkannten Pflanzenformen wesentlich beitragen und nicht verfehlen wird, der hart angefeindeten sog. „Flechtentheorie" zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen.

Die in den Flechten repräsentirte Genossenschaft ist eine biologische Auffindung von epochemachender Bedeutung, deren Consequenzen noch nicht gezogen sind.

Daß in diesem, den Symbiosen zusagenden Associationsverhältniß der Natur eine reiche Quelle neuer Formen fließt, liegt auf der Hand, und die tausende von Species, welche die Lichenologen uns beschreiben, sind ein Ergebniß dieser nützlichen Associationen. Welche Wichtigkeit die Flechten für die Urbarmachung des Bodens haben, ist hinlänglich bekannt. Auf nackten Felsen entwickelt sich langsam aber allmälig die Flechte und producirt organische Substanz, deren Zersetzungsproducte (Humuskörper) gemengt mit den Verwitterungsproducten der Gesteine einen Vegetationsboden liefern, auf dem bereits Gewächse mit höheren Ansprüchen an den Boden fortkommen können. Weder der vergängliche Pilz noch die Alge können am nackten Felsen gedeihen; associirt werden sie zur Flechte. Damit ist eine kurze Andeutung über die biologische Bedeutung jener Symbiose gegeben, welcher de Bary den sehr bezeichnenden Namen Lichenismus gegeben hat.

---

# Die Gesteinslehre in der heutigen Geologie.

Von
**A. v. Lasaulx.**
Breslau.

Als mich vor einigen Jahren ein Führer durch die schönen Thäler der venetianischen Alpen abwärts zu den Reihen vulcanischer Berge geleitete, die die Ebene nördlich von Vicenza durchziehen, und er manches Handstück von Gesteinen sich auf die Schulter legen mußte, die der eifrige Hammer des Geologen an den Thalwänden gewann, sagte er häufig mit zweifelndem Kopfschütteln, es scheine ihm wohl begreiflich, daß Jemand Pflanzen sammele, aber daß man Steine auflese, um sie über die Alpen nach dem fernen Norden zu tragen, das halte er doch für seltsam und unverständig. Denn dort gebe es doch gewiß ebenso gute Steine in Menge! Und diesen Standpunkt des braven Gervasio aus Roveredo theilt mit ihm fast der größte Theil der Gebildeten, auch wenn sie sonst den Naturwissenschaften ein gewisses Interesse und Verständniß entgegenbringen. Man hält sich so ziemlich allgemein an die Worte Mephisto's im Göthe'schen Faust:

„Da liegt der Fels, man muß ihn liegen lassen!"

Es ist das eigentlich eine auffallende Erscheinung. Nichts tritt dem Menschen alltäglicher auf Schritt und Tritt entgegen, als das Gestein, in irgend einer seiner Formen. Aber wenn man über eine treffliche, mit Basalt angelegte Straße fährt, wer weiß dann etwas anderes von dem Materiale, das er in seiner Verwendbarkeit für Chausseen vollkommen schätzt, als daß es schwarz und hart ist? Selbst unter den Technikern, die vorzüglich Gesteine zu ihren Arbeiten zu verwenden haben, ist die eigentliche Kenntniß, das volle Verständniß derselben nur sehr vereinzelt zu finden. Man kennt so im Großen und Ganzen die Hauptvertreter der Gesteine, man weiß, daß der Granit treffliche Sockel für monumentale Bauten liefert und daß der Dachschiefer das beste Material ist, des Menschen Obdach zu bilden. Selbst der Bergmann, der sich in mühevoller Arbeit den Weg durch die Gesteine zu den Schätzen der Metalle meißelt, kennt von ihrem eigentlichen Wesen kaum mehr, als die Eigenschaften und Unterschiede, die sie seinem Meißel bieten.

Woher kommt diese geringe Kenntniß der Gesteine? In der Natur treten sie uns doch keineswegs unscheinbar entgegen. Die höchsten landschaftlichen Reize sind durch ihr Auftreten, durch die mit ihrem inneren Wesen enge zusammenhängenden Formverschiedenheiten bedingt. Welch ein Unterschied zwischen der flach und einförmig verlaufenden sandigen Küste und den aus Felsenmauern, aus vielgestaltigen Gesteinsmassen bestehenden Steilwänden des Meeres! Nicht anderswo tritt uns so unmittelbar vor Augen, wie es der Felsen, das Gestein ist, das alle Großartigkeit der Scenerie bewirkt, als gerade an der Meeresküste. Und wessen Auge erfreut nicht das Gestein der Hochgebirge? Aber wenn man auf dem Domplatze zu Botzen die Dolomite im Abendscheine in rother Gluth ihre reich gestalteten, unvergleichlichen Gipfel emporragen sieht, wer denkt dann an das Wesen der Felsenriesen, die dort im Osten leuchten! Wie wenige beachten, wenn sie die Thäler der Alpen durchwandern oder die unnahbarsten Gipfel ihrer Kämme mit kerniger Ausdauer besiegen, die Natur der Felsen, auf denen der Fuß haftet!

Das Lebendige reizt und erregt das Interesse. Die Gesteine erscheinen als Etwas todtes. Sie sind der Ausdruck des unwiderruflich Fertigen, des Unwandelbaren:

„Gebirgesmasse bleibt mir edel — stumm,
Ich frage nicht woher und nicht warum!“

Und doch sind die Gesteine nicht leblos, wenn auch kaum äußere Wahrnehmung es errathen läßt, daß das ewige Wechselspiel der Kräfte, welche die ganze Natur beleben, auch in den Gesteinen fort und fort sich wiederholt. Denn auch die Gesteine wachsen, wie es der Bergmann von den Erzen sagt, sie lösen sich auf und sie verwesen. Und so hat jedes Gestein seine eigene Geschichte und verschieden sind die Wechsel ihrer Schicksale. Reichen Stoff zum Nachdenken bietet diese Geschichte. Wie der Stamm des Baumes, in zahlreichen Schichten, die übereinander wachsen, sein Alter untrüglich aufzeichnet, so sind die Gesteinsschichten die Jahresringe in der Geschichte der Erde, und das Welt-Jahr in diesem Sinne ist eine Epoche, die nach tausenden der menschlichen Jahre zählt. Aber die Geologie ist ohne die Gesteinslehre nicht denkbar.

Die **Undefinirbarkeit** der Gesteine dem nicht mit besondern Hülfsmitteln geschärften Blicke gegenüber ist wohl einer der Hauptgründe, daß ihr Verständniß nur in den eigentlichen Fachkreisen zu finden ist. Selbst den Geologen von Fach sind die Schwierigkeiten der scharfen Characteristik eines Gesteines, der bestimmten Entwicklung vor allem auch seiner Genesis nur zu bekannt.

„Der Philosoph, er weiß es nicht zu fassen,
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen lassen,
Zu Schanden haben wir uns schon gedacht.“

Die Gesteine sind Aggregate von Mineralien der verschiedensten Zusammensetzung und Gestalt, oft mehrere zusammen, oft nur eines in der vielfachen Vereinigung seiner Individuen. Das Gestein ist der Wohnsitz der Mineralien. Aber auch hier gedeiht nur das Individuum zu einer vollkommenen Gestalt und einer schönen Entwicklung aller der ihm innewohnenden Eigenschaften, das eine günstige Sphäre für seine Ausbildung, freien Raum für sein Wachsthum findet, das nicht beschränkt wird in dem Kampfe um's Dasein durch andere widerstrebende Mineral-

wesen und störende Einflüsse. Nur in den Hohlräumen der Gesteine erscheinen die Mineralien mit vollkommener Formentwicklung. Wo sie dicht gedrängt des Gesteines Masse bilden, da geht die äußere Form mehr oder weniger verloren; unscheinbar, oft dem Blicke sich ganz entziehend, ist das Mineral in dem engen Gedränge mit Seinesgleichen oder mit Andern. Nur die Eigenschaften seines inneren Wesens sind ihm unverändert geblieben. Auch im Gesteine tritt es auf, beherrscht von den Gesetzen der Crystallform, die wir die Physik der Crystalle nennen, und von den Gesetzen der Atome, die sich nach strenger Regel zu dieser Form vereinigen, die wir die chemische Zusammensetzung heißen. Und je mehr den gesteinsbildenden Mineralien die augenfälligste Erscheinung, die schön und glänzend gebildete äußere Form fehlt, um so wichtiger ist für die richtige Erkenntniß derselben das sorgsame Studium der verborgeneren Eigenschaften, der physikalischen und chemischen Beschaffenheit. Und so liegt denn in jedem Gesteine ein ganzer, reicher wissenschaftlicher Schatz verborgen, der erst gehoben werden muß, ehe sich uns das Buch der Gesteine mit lesbarer Schrift öffnet. Die Mineralogie ist die nothwendige Basis der Gesteinslehre, und zwar nicht die Mineralogie, als die blos beschreibende, systematische Wissenschaft, sondern die Mineralphysik und die Mineralchemie.

Auf dem Boden der letzteren sind schon seit den Arbeiten des unermüdlichen Klaproth viele wichtige Errungenschaften für die Gesteinslehre erwachsen, aber der Natur der Gesteine nach, hat noch keine chemisch-analytische Methode zu einer vollkommen zutreffenden Bestimmung der Zusammensetzung eines Gesteines ausgereicht. Erst die Mineralphysik hat hierzu sicherere Hilfsmittel geboten und erst damit, etwa seit 2 Jahrzehnten, ist die Gesteinslehre eine neue, eigene Wissenschaft geworden, werth der Arbeit der Besten und des Interesses Aller.

Das Gesteinsmaterial ist ein spröder Stoff zur Untersuchung. Nur wenige Gesteine zeigen dem bloßen Auge die Mineralien, aus denen sie bestehen, und selbst diese nur zum Theil. Vielfach sind die einzelnen Bestandtheile im Gesteine in so feinkörnigem, dichtem Verbande, daß man auch mit der Loupe sie nicht mehr von einander zu trennen vermag. Solche Gesteine, z. B. die meisten Basalte, sehen fast wie homogene Massen aus. Aphanite hat man recht passend solche aus unsichtbaren Gemengtheilen zusammengesetzte Felsarten genannt, die weitverbreiteten Grünsteine, die hornsteinartigen Felsite bieten dafür die besten Beispiele dar. Hier gewährt auch die schärfste Loupe nicht ausreichende Vergrößerung mehr. Der Botaniker, der Histologe greift zum Microtom, um die Objecte in durchsichtigen dünnen Scheibchen zur Beobachtung unter dem Mikroskope geeignet zu machen: zu Pflanzenschnitten dient schon ein einfaches Rasirmesser. Nicht so leicht ist es, bei den harten und ungleich körnigen Gesteinen ähnliche Präparate zur mikroskopischen Untersuchung zu bereiten. Die Einführung des Mikroscopes in die Gesteinslehre bereitete sich daher erst ganz allgemach durch eine Reihe von Fortschritten vor; mit der Herstellung von Gesteinsdünnschliffen war die Mechanik der mikroskopischen Untersuchung gefunden, die Methode bildete sich nun von selbst und in schneller Entwicklung aus.

Schon in den Tagen der ersten Mikroskope wurden auch Mineralien mit den neuen Wundergläsern untersucht und manche Wunderdinge in ihnen gefunden, schon Boyle (1672) erwähnt die Einschlüsse von Flüssigkeit in Edelsteinen. Auch

wurden Mineralien schon längst zu Platten geschnitten, aber der erste Versuch der mikroskopischen Untersuchung von Gesteinen bestand doch nur in der Prüfung gepulverten Materiales. Das Studium versteinerter Hölzer führte dann auf die Herstellung von bis zur Durchsichtigkeit dünn geschliffenen Plättchen. Es war der berühmte Optiker Nicol, der im Jahre 1831 zuerst Dünnschliffe zum Studium der auch in den versteinerten Hölzern mit überraschender Subtilität erhaltenen Gewebe und Gefäße anfertigte. Von diesen bis zu den Dünnschliffen von Gesteinen war nunmehr nur ein Schritt. Der Engländer H. Sorby veröffentlichte im Jahre 1853 zuerst eine Arbeit über Gesteine unter Benutzung solcher Dünnschliffe. Sein Name wird mit Recht in der Geschichte der Gesteinslehre die Epoche der glänzenden Entwicklung einleiten, die nun begann. Deutsche Forscher waren es vor Allem, die dem englischen Beispiele folgten und die mikroskopische Gesteinsuntersuchung ausdehnten: sie blieb nun über ein Jahrzehnt fast die ausschließliche Domäne deutscher Forschung, aus den deutschen Schulen ging sie dann in alle anderen Länder über. Und wenn sie auch heute noch nicht auf der Höhe dieses Entwicklungsstadiums angekommen ist, die Lehrbücher*), die die Resultate der neueren Gesteinslehre zusammengefaßt haben, geben Zeugniß von der wachsenden Zahl fleißiger Arbeiter auf diesem Gebiete und verzeichnen die bedeutungsvollen Resultate in allen Theilen der Gesteinslehre, Resultate, die zum großen Theile auch Nicht-Fachgenossen verständlich sind und die bei der manchmal überraschenden Ueberzeugungskraft der winzigsten historischen Reste in einem Gesteine, für die Geschichte und Entstehung derselben, jedenfalls einem allgemeineren Interesse zu begegnen verdienen.

Als eine der wichtigsten Aufgaben der mikroskopischen Gesteinsuntersuchung stellte sich nun sehr bald die sichere Bestimmung der Mineralien heraus, die als Gemengtheile der Gesteine, oft von sehr winzigen Dimensionen, im Mikroskope sichtbar wurden. Vorzüglich die optischen Kennzeichen schienen als das zuverlässigste Mittel dieser Bestimmung gelten zu dürfen. Das verschiedene Verhalten einfach- und doppel-brechender Mineralien, ihre Einwirkung auf polarisirte Lichtstrahlen und die scharf charakterisirten Interferenzerscheinungen, endlich auch die mit der Doppelbrechung im Zusammenhang stehende Erscheinung an vielen Mineralplättchen, wie sie in den Dünnschliffen der Gesteine hergestellt waren, in verschiedenen Richtungen verschiedene Körperfarben auszusenden (Dichroismus), das alles waren solche Kennzeichen, die bei der Beobachtung im durchfallenden Lichte, wie sie im Mikroskope geschieht, unmittelbar hervortraten. Die Mineraloptik wurde die wesentlichste Grundlage der Gesteinslehre. In fruchtbarer Wechselwirkung gab sie der letzteren Sicherheit und diese jener neue, werthvolle Resultate. Zu den wenigen, schon früher bekannt gewordenen Mineralien, die ein anderes optisches Verhalten zeigen, als man es nach der ihnen zugeschriebenen Krystallform voraussetzen durfte, kamen immer neue hinzu und die optischen Anomalien erwiesen sich als Regel und Gesetz. Die bloße mathematische Bestimmung der äußeren Form hatte in vielen Fällen zu trügerischer Auffassung über das Krystallsystem geführt, dem ein Mineral angehören

*) Rosenbusch: Mikroskopische Physiographie der Mineralien und Gesteine. I. und II. Schweizerbarth, Stuttgart 1874—1877. — Zirkel: Die mikroskopische Beschaffenheit der Mineralien und Gesteine. Leipzig, Engelmann 1873. — v. Lasaulx: Elemente der Petrographie. Bonn, Strauß 1875.

sollte: das optische Verhalten gab den Schlüssel zur richtigen Deutung der täuschenden Form.

Die mit der Mineraloptik nun in engem Verbande zu so interessanten Forschungen schreitende Gesteinslehre bedurfte aber auch sorgsam vorbereiteter Mittel zur Untersuchung. Neben der chemischen Arbeitsstätte wurde ein Laboratorium für optische Untersuchung Bedürfniß; mit verbesserten Vorrichtungen werden die Instrumente versehen, die Mikroskope, die vor allem zur Durchforschung der Gesteine dienen. Nicht eine der großen Fabriken von Mikroskopen gibt es wohl heut zu Tage mehr, die nicht in ihren Katalogen jetzt auch „petrographische Mikroskope" aufführt. Wie so ganz anders sieht nun der Apparat aus, dessen ein Forscher nothwendig bedarf, als zu den Zeiten, wo Hammer und Loupe fast als alleinige Hülfsmittel zur Gesteinsuntersuchung dienen mochten! Ist das Gestein erst in die Arbeitsstätte gebracht, so bedarf es von der Herstellung der Dünnschliffe an, zu welcher gleichfalls maschinelle Schneide- und Schleifvorrichtungen verschiedener Art construirt werden, bis zur vollendeten Untersuchung einer ganzen Reihe mechanischer Hülfsmittel, von den chemischen Untersuchungen dabei noch ganz abgesehen. Wenn man ein mit all den wunderbaren Hülfsmitteln der neueren Technik ausgestattetes chemisches Laboratorium mit den Arbeitsräumen vergleicht, in denen noch vor fünfzig Jahren die Grundlagen der Chemie gefunden und gelehrt wurden, so ist der Unterschied nicht viel größer, den Verhältnissen der beiden wissenschaftlichen Disciplinen natürlich hierbei Rechnung getragen, als er sich im Arbeitszimmer eines Petrographen ausspricht. Hier wie dort aber darf die Unvollkommenheit und die Armuth der Einrichtungen, auf die uns ein Rückblick um wenige Jahrzehnte stoßen läßt, nur das bewundernde Erstaunen erregen, wie viel und wie Großes dennoch auch damals schon erreicht worden ist.

So herrscht nun heute auf dem Gebiete der Gesteinslehre in allen Ländern ein eifriges Schaffen und Forschen. Je reichlicher die Resultate strömen, um so bestimmter und sicherer treten die einzelnen, scharf definirten Gesteinsgruppen überall auf der Erde mit überraschender Uebereinstimmung ihrer mineralogischen Ausbildung hervor; während die Verschiedenheiten der durch geologisches Alter getrennten Gesteine gleichfalls in ihren Einzelheiten sich aufklären. Denn auch die Umwandlungs- und Zersetzungserscheinungen lassen sich im Mikroskope auf Schritt und Tritt verfolgen. Und so ist nicht nur in Bezug auf die Beschaffenheit und die Zusammensetzung der Gesteine das Mikroskop ein trefflicher Führer, sondern auch der Schlüssel zu ihrer Genesis.

In allerneuester Zeit wurde dann noch ein anderer Weg zur Erkenntniß der Gesteinsbildung mit Erfolg wieder betreten, der gleichfalls früher zwar oft versucht worden war, aber eigentlich nie zum gewünschten Ziele geführt hatte: der Versuch, Gesteine künstlich darzustellen. Wohl ist es für eine große Zahl von Mineralien gelungen, sie künstlich nachzubilden, wenn auch oft mit complicirteren Mitteln, als sie der Natur gedient haben mögen, die dafür ein über menschliches Leben weit hinausgreifendes Zeitmaß zur Verfügung hat. Aber es war noch nicht möglich gewesen, ein Gestein, mit allen charakteristischen Eigenschaften eines natürlichen Gesteins künstlich zu erhalten. Gerade die Gesteine, die nach Art der Laven aus dem Schmelzflusse, in verhältnißmäßig schneller Erstarrung sich bilden, schienen,

da man die Mischungsverhältnisse derselben ganz genau kannte und die Processe des Schmelzens durchaus in den Grenzen künstlich leicht erreichbarer Temperaturen lagen und im Allgemeinen nicht besonders complicirte Vorgänge erkennen ließen, am meisten geeignet, durch künstliche Nachahmung hervorgebracht zu werden. Aber alle früheren Versuche hatten immer nur glasige Producte ergeben, nie war es gelungen, eine Schmelzmasse in ein aus verschiedenen wohl charakterisirten Mineralien zusammengesetztes wirkliches Gestein erstarren zu sehen. Während man bei den früheren Versuchen immer das Hauptaugenmerk auf eine möglichst langsame, verzögerte Abkühlung der erstarrenden Masse richtete, haben die neueren, überraschend resultatvollen Experimente der Pariser Petrographen F. Fouqué und Michel Levy*) gezeigt, daß es vorzüglich darauf ankommt, die in Schmelzfluß übergeführte, der bestimmten Mischung eines Gesteines entsprechende Masse, längere Zeit in einer dem Schmelzpunkte sehr nahe liegenden Temperatur zu erhalten. In dieser Zeit, in der also die Schmelzmasse eine leichte Beweglichkeit der einzelnen Theile bei zähflüssigem Verhalten behält, vollzieht sich die Theilung der Masse in die einzelnen Mineralien, sowohl dem Stoff, als auch der Form nach. Sie kristallisiren nun mit allen Charakteren, die sie in einer echten Lava zeigen. So stellten die genannten Forscher Gesteine dar, die den basaltischen Laven des Etna und andere, die den Leucitreichen Gesteinen der Albaner Berge so vollkommen ähnlich sind, daß man im Mikroskope sie von den natürlichen Gesteinen nicht zu unterscheiden vermag. Die große Leichtigkeit, mit der auf diese Weise ein künstliches Gestein erhalten wird, läßt fast vermuthen, daß auch früher schon bei solchen Schmelzversuchen ähnliche Produkte erhalten wurden, die man aber nicht als solche erkannte, da die Mittel der mikroskopischen Untersuchung und genaueren Mineralbestimmung fehlten. Denn auch die künstlichen Gesteine entziehen ihre Gemengtheile, wie so viele natürliche, dem unbewaffneten Auge.

Ein neues Feld der Forschung eröffnet sich in diesen schönen Experimenten der Gesteinslehre. Es ist kaum zu bezweifeln, daß auch die Darstellung weiterer Gesteine gelinge. Dann sondert die Vergleichung der künstlichen mit den natürlichen Gesteinen für diese Ursprüngliches von Nachgebildetem, alle Vorgänge der Bildung und Umbildung werden nun in ganz anderer Weise verständlich, und die großen geologischen Processe in ihren chemischen und physicalischen Ursachen mehr und mehr aufgeklärt. Es wird sich dann, wie schon auf andern Gebieten, herausstellen, daß die Natur immer mit natürlichen, mit einfachen Mitteln gearbeitet hat, und daß die gleichen Kräfte, die das erste Gestein der erstarrenden Erdrinde schufen, noch jetzt in ewiger Jugend wirken. Nur die Bedingungen, unter denen sie obwalten, haben sich geändert und mit ihnen die Produkte, aber die Kräfte sind geblieben:

„Sie bilden regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt."

*) Comptes rendus 1878. November und Dezember.

# Ueber moderne Plastik.

Von
Franz Reber.
München.

Wenn man die Plastik das Stiefkind der modernen Kunst nennt, so pflegt man zu übersehen, daß sie schon seit dem Anfange der christlichen Aera aus ihrer bei den Griechen und Römern bevorzugten Stellung verdrängt worden ist. Sieht man von decorativer Plastik ab und nimmt das Cinquecento aus, so wird man sogar finden, daß unsere Zeit in der statuarischen Kunst ein weit regeres Leben entwickelte, als irgend eine Zeit von Constantin bis zum Anfang dieses Jahrhunderts.

Immerhin aber ist es zu wenig, um die Kunst des Meißels in Blüthe, oder was nach gewisser Seite hin dasselbe sagen will, in Thätigkeit zu halten. Die riesige Ausbreitung der Malerei, selbst die lebhafter gewordene architektonische Thätigkeit lassen die keineswegs gesteigerte Schwesterkunst um so zurückgetretener erscheinen. Stellt man sich daher mit Recht die Frage, was hier zu thun sei und welche Wege man eingeschlagen habe, um mehr Lebhaftigkeit in das Gebiet des Meißels zu bringen, so erscheint es vorerst unumgänglich, sich zu vergegenwärtigen, welche Bahnen die Plastik in diesem Jahrhundert durchlaufen, welche Ziele sie angestrebt, und welche sie erreicht hat, um daraus ersehen zu können, welche Wege jetzt die rechten und die kürzesten sind.

Betrachten wir die Plastik des 19. Jahrhunderts ganz im Allgemeinen auf ihre Existenzbedingungen hin, so ist klar, daß eine erotische Lebensfristung, wie sie der despotische Luxus des vergangenen Jahrhunderts gepflegt hat, nun unmöglich wurde. Mit dem plastischen Puppenspiel der Louis XIV. und XV. hatte es ein Ende. Ebenso wenig konnte die Plastik etwa noch vorwiegend dazu verwendet werden, die Kranzgesimse der Gebäude belebend „Silhouette zu machen", wobei vordem in Bezug auf Erfindung und Durchführung um so mehr Concessionen zulässig schienen, als anderes denn ein flüchtiger „Coup d'oeil" weder angestrebt noch ermöglicht war, und ein entsprechendes Linienspiel der Contouren allein genügte.

Aber auch die bedingungslose Wiederbelebung der Antike, wie sie sich durch Canova und reiner noch durch Thorwaldsen vollzog, vermochte dem Geiste des 19. Jahrhunderts noch nicht tonangebend zu entsprechen. Der Classicismus war nicht viel mehr, als eine academische Vorschule. Man entwöhnte sich durch ihn der saloppen Sudelei auf den Effect hin, indem man sich dem hellenischen Ideal, welches in den vergangenen Jahrhunderten unter manieristischer Ausbeutung der jeweiligen Tradition sich unerträglich verflacht hatte, wieder unmittelbar zu nähern strebte. Damit war an die Stelle einer falschen und affectirten oder höchstens buhlerischen Grazie wieder die normale Schönheit des hellenischen Typus getreten.

Der schulende Werth war deshalb keineswegs gering, denn die allgemeine ideale Schönheit, mit welcher die Plastik, wenn auch nur rein formal, zu beginnen hat, bietet die hellenische Kunst wie keine andere. Was übrigens schon Diderot sagt, daß die Antike richtig sehen lehrt, hat namentlich für die Plastik seine volle Wahrheit, und war damals um so wichtiger, als es nach einem Jahrhundert von

Unnatur und gefälschter Schönheitsvorstellung der strengen Zucht, wie sie die Antikenschule übt, doppelt dringend bedurfte. Hatte man doch in zunehmender Verwilderung die Antike nicht mehr blos zur Nachahmung für ungeeignet, sondern selbst nicht mehr für schön gehalten, wie denn der preußische Hofbildhauer Tassaert behauptete, daß es nur etwa acht bis neun gute Antiken gebe, und daß auch diesen „la grace“ fehle.

Dazu war die Consequenz unschätzbar, in welcher sie mit der classicistischen Architectur der napoleonischen wie unmittelbar folgenden Zeit Hand in Hand ging, wodurch der Classicismus allerdings im Stande war, dem Kunstbedürfniß des fürstlichen Luxus in Monumentalschöpfungen zu entsprechen. Allein es entsprach nicht dem des Volkes in öffentlichen Denkmälern.

Die classicistische Plastik konnte nicht populär werden, denn das Volk dachte nicht antik. Der altrömische Anlauf, den die französische Republik genommen, war ebenso eine vorübergehende Ueberreiztheit, wie der Imperialismus Napoleon's; Anschauungen eines Brutus und Collatinus konnten um 1800 v. Chr. ebenso wenig wahrhaft wiederkehren, wie die eines Cäsar und Augustus.

Waren etwa noch die Italiener durch angeborene Eingewöhnung in die Antike in der Lage es zu begreifen, wie aus Napoleon ein nackter antiker Gott (Hof der Brera in Mailand) werden konnte, so vermochten z. B. die Nordamerikaner durchaus nicht, sich ihren Washington in einen römischen Feldherrn zurückzuübersetzen, mit welchem sie der Meister jenes Napoleongottes, Canova, beschenkt hatte. Es half auch nichts, daß der König von Preußen decretirte, die Statue des großen Friedrich müsse in antikem Costume dargestellt werden, „weil, wie es in dem Erlaß hieß, das jetzige Costume sich für die Statuen nicht schicke“. Es half sogar nichts, wenn ein Riesengeist wie Goethe sich gegen die gesunde Forderung des Volkes, seinen Blücher im Standbilde ebenso zu sehen wie im Leben, zu Gunsten einer classicistischen Auffassung erhob; die Forderung war zu berechtigt, die Helden des Schwertes wie des Geistes auf Grundlage ihrer wirklichen Erscheinung verkörpert zu schauen. In erster Linie aber verlangte man damals, bei der Wiedergeburt aus dem langen Marasmus des öffentlichen Lebens, nicht Prunkgestalten, Mythen und Allegorien, sondern die gewaltigen Vorkämpfer jenes Aufschwunges selbst zu sehen, und der Bildnißstatue eröffnete sich ein Feld, wie es seit dem classischen Alterthume nicht mehr erschlossen gewesen war.

Es war daher nicht Canova oder Thorwaldsen, sondern Gottfr. Schadow der Bahnbrecher der Monumentalplastik des 19. Jahrhunderts. 1764 zu Berlin geboren, hatte er von seiner Tassaert'schen Schule wohl nichts anderes gewonnen, als den berechtigten Abscheu vor der Zopfrichtung seines Meisters wie vor der Verkommenheit seiner Kunstgenossen. Nach Rom gelangt, wußte er sich nicht blos ferne von dem plastischen Pöbel zu halten, der noch immer auf der Engelsbrücke saß und die verrenkten Passionsengel Bernini's copirte, sondern selbst unabhängig von ausschließenden Classicisten, wie er denn im Antikenstudium mehr Aufmerksamkeit der römischen Porträt- als der griechischen Idealbildnerei widmete und bei Pferdestudien die Gallapferde römischer Kardinäle nicht minder berücksichtigte als das Bronzepferd des Marc Aurel. Nach seiner Rückkehr waren seine ersten bestellten Arbeiten zwar noch classicistisch, sobald er aber Aufträge zu Porträtstatuen

erhielt, setzte er seine Ansicht glücklich durch, daß Zeitgenossen zeitgenössisch, wie frei von aller das Individuelle und Charakteristische zerstörenden idealistischen Verallgemeinerung dargestellt werden mußten.

Der Erfolg war durchgreifend. Schadow's künstlerische That würde bei den Standbildern der Generäle Zieten und Dessau schon bedeutend gewesen sein, wenn der Werth dieser Werke nur in der getreuen Darstellung der wirklichen Erscheinung der Gefeierten hinsichtlich Porträtartigkeit und Costüme bestanden hätte. Allein nichts steht ihnen ferner als leere Realität der Gesichtsbildung oder puppenhafte Gewandschaustellung; nicht blos Individuen, sondern Charaktere, ganze Männer vom Scheitel bis zur Sohle treten uns entgegen. Sie kamen auf denselben Wilhelmsplatz, auf welchen Schadow's Vorgänger Tassaert, Adam und Ränz die Statuen der Generäle Seidlitz und Keith, Schwerin und Winterfeld gesetzt hatten, und der riesige Contrast konnte daher um so weniger verfehlen, sich geltend zu machen. Doch erst in neuerer Zeit kam das längstgefaßte Urtheil zum äußeren Vollzuge: die Marmororiginale Schadow's wurden behufs besserer Conservirung in den Hof des Kadettenhauses übertragen und auf dem Wilhelmsplatz durch Bronzecopien ersetzt, während die Feldherrnstatuen Tassaert's und Genossen cassirt und ihre Stellen durch völlig neue Arbeiten von Kiß ausgefüllt worden sind.

Nichts wäre jedoch im Allgemeinen gefährlicher gewesen, als ein Durchsetzen dieses spezifisch realistischen Elementes auf allen Gebieten plastischer Thätigkeit. Schadow selbst war reiner Realist nur im Porträt, und flüchtete gerne in Mußestunden von der verhältnißmäßigen Prosa der Realität zur poetischeren Idealbildnerei. Diese aber ist die der Plastik unentbehrliche Basis. Die Kunst der Form im Gegensatz zur Kunst des Scheines (Malerei) verlangt als ihren Hauptgegenstand die Darstellung der wichtigsten Form, nämlich die des nackten menschlichen Körpers. Vertragen wir nun deren Darstellung auf dem Gebiete des Scheines, in der Malerei bis zu gewissen Grenzen in realistischer Wiedergabe, so niemals im Gebiete der Form selbst, in der Plastik. Nicht einmal in der zur Zeit in Italien beliebten Verkappung, wobei reale Scenen aus dem Mädchenleben mit Idealgestalten so verknüpft werden, daß die ganze oder theilweise Nacktheit durch die Zugabe eines mehr zeigenden als verhüllenden Hemdchens, das selbst wieder nach Stoff, Schnitt und Naht der modernsten Realität huldigt, motivirt und zugleich mit in's Gebiet des Realen gezogen wird. Treiben solche Experimente die Schamröthe ins Gesicht, so bleibt doch selbst die Prüderie von dieser peinlichen Empfindung frei, wenn die Nacktheit sich in den Schranken reiner Idealität hält. Denn nur das Individuelle, Wirkliche, Nichtabsolute ist reizend in materiellem Sinne, das absolut und gewissermaßen abstract Schöne erhebt über animalisches Empfinden.

Wird aber auch dadurch die Meißelkunst hinsichtlich der Darstellung des Individuellen, Persönlichen und Geschichtlichen etwas eingeengt, so erübrigt noch unerschöpflicher Raum zu ihrer Bethätigung auf dem Gebiete der Mythe, der Personifikation und Allegorie. Diese Gebiete aber befähigen uns gerade, Reales zu symbolisiren, Formunschönes zu umschreiben, Umfängliches zu abbreviren und das rein Menschliche, besonders Zuständliche in einen knappen Begriff zu bringen. Einer abkürzenden Concentration aber bedarf die Plastik schon deshalb, weil sie

nicht so leicht wie die Malerei in figurenreicher Composition sich ergehen kann, sondern im Runden am besten in einer Figur, und selbst im Relief nicht in perspectivischer Häufung, sondern in klarem Nebeneinander zu arbeiten hat. Wie ihr nun die classische Plastik die ewig gültigen Motive, so giebt sie ihr auch die unübertreffliche Formensprache, so daß sie wohl nimmermehr aufhören wird nach diesen beiden Seiten hin maßgebend zu sein bis ans Ende der Tage.

Es ist demnach klar: die beiden Angelpunkte der Plastik werden Natur und Antike sein, und zwar beides so verbunden, daß je nach Object das eine oder andere Moment überwiegt. Es mag zugegeben werden, daß das antike Element an die zweite Stelle gesetzt werden kann, wenn nicht der Ort des Kunstwerks das Gegentheil gebietet, wie das z. B. durch die classicistischen Schinkel'schen oder Klenze'schen Bauten in Berlin und München geschehen ist. Da war es aber am Platze, daß Fried. Tieck, der Schüler Schadows und der Bruder des romantischen Dichters, trotz Lehrer und Bruder weder realistisch noch romantisch, sondern classisch arbeitete, wie dies auch in München durch den gleichwohl romantisch gesinnten Schwanthaler, des Classicisten Martin Wagner nicht zu gedenken, geschah.

Die rechte Mitte gefunden und damit das Programm für die höhere moderne Plastik gelöst zu haben, ist das Verdienst Christian Rauch's, geb. 1777 zu Arolsen. Als Sohn eines fürstlichen Kammerdieners hatte auch er den väterlichen Weg als Hoflakai bereits betreten, und hatte es der Güte seiner Gebieterin, der unvergeßlichen Königin Luise zu danken, wenn er denselben mit Stipendium zum Studienaufenthalt in Italien wieder verlassen konnte. Sein erster größerer Auftrag sollte auch zugleich ein Denkmal seiner Dankbarkeit sein, nämlich das Grabdenkmal der Königin. Epochemachende Werke haben ihre eigenthümliche Geschichte: bekannt sind die Ergebnisse mit dem Thorwaldsen'schen Jason, nicht minder vielleicht die Schicksale der marmornen Sarkophagfigur Luisen's, welche 1814 auf dem Seeweg nach dem Norden von einem amerikanischen Kaper erbeutet, von einem englischen Schiffe aber wiedergenommen und an ihren Bestimmungsort abgeliefert worden ist. Gemüthvolle Wahrheit und Schönheit vereint wirkte wahrhaft erschütternd auf den königlichen Besteller, und eroberte sogleich in Berlin alle Herzen.

Man konnte auch nicht lange annehmen, daß die Darstellung edler Weiblichkeit eine besonders glückliche Specialität Rauch's sei; denn es folgten bald nicht minder bedeutende Darstellungen von Kriegshelden. Scharnhorst und Bülow an der Königswache zu Berlin, der Mann des Rathes und der Mann der That, wie sie im Leben sowohl als hier in ihren Portraitstatuen erscheinen, die Blücherstatuen in Breslau und Berlin, die erstere vom Kopf bis zur Sohle den anstürmenden Marschall Vorwärts, die letztere den unentwankten Vertheidiger des ihm anvertrauten Postens darstellend, bilden bleibende Muster für moderne Heldenstatuen. Wie traf er auch sonst überall das Rechte, Gehalt und Charakter in maßvoller Ruhe, ohne jene gewaltthätige Aufdringlichkeit und ohne jene für die Dauer so ermüdende Uebertreibung, die so manche andere Statue, je länger man sie sieht, desto unerträglicher machen! Ich erinnere an die milde, gütige und doch so imposante Gestalt des Königs Maximilian I. in München, oder an die Statue des Waisenhausstifters Hermann Francke in Halle. Die Angriffe aber, welche gegen das Hauptwerk seines Lebens, das Monument Friedrich des Großen in Berlin gerichtet

worden sind, haben nur insofern einige Berechtigung, als die Persönlichkeit des großen Königs entschiedener hätte zum Ausdruck gebracht werden können, nicht aber hinsichtlich der Composition des Ganzen und des figurenreichen Sockels, mit welchem die Zeit des sie beherrschenden Königs in ihren kriegerischen wie gelehrten Vertretern nicht passender und zusammenfassender hätte zur Darstellung gebracht werden können. Ein solches Ziel aber konnte sich Rauch nicht durch akademische Rücksichten verkümmern lassen.

Ebenso wie den Meister eine gewisse Classicität der Auffassung in Porträtstatuen vor der Prosa eines unmittelbaren Realismus bewahrte, so gab umgekehrt ein Hauch frischer Natur seinen Darstellungen aus dem Gebiete der Antike Neuheit und Lebendigkeit. Wen hätten nicht seine berühmten Victorien in der Walhalla, abgesehen von ihrer Idealschönheit, durch die ungezwungene und nicht nach der Antike copirte, sondern der Natur entnommene Wahrheit ihrer Stellungen und Geberden entzückt, wodurch uns das alte, fast abgedroschene Motiv einer Siegesgöttin wieder wie neu entgegentritt. Sie zeigen die ewige Lebensfähigkeit der Antike, wenn der Künstler sie ohne den Mechanismus leerer Wiederholung und Imitation zu nutzen weiß.

Kein Wunder, daß die Rausch'schen Kunstprincipien sich wenigstens über die Nordhälfte Deutschlands, und soweit überhaupt sein Schuleinfluß wie sein Vorbild reichten, verbreiteten. Denn wenn auch einzelne norddeutsche Künstler, besonders jene, denen langer Aufenthalt in Rom beschieden war, dem Classicismus Tieck's ergeben blieben, wie die Gebrüder Wichmann, Rud. Schadow, Emil Wolff, Aug. Wredow, Ferd. Aug. Fischer, J. Troschel, sämmtlich aus Berlin, C. Steinhäuser aus Bremen, H. Kümmel aus Hannover u. a., so überwogen doch im Ganzen die dem Rauch'schen Geiste huldigenden Fried. Herm. Schievelbein aus Berlin, Fried. Drake aus Pyrmont, Gust. Bläser aus Cöln, H. Hagen und Alb. Wolff aus Berlin. Von den Genannten möchte ich besonders Drake, geb. 1805, hervorheben, dem es wie keinem von den übrigen gelang, seinen Werken auch jene ansprechende Empfindung zu verleihen, wie sie selbst Rauch's Schöpfungen selten eigen ist. Ich erinnere nur an eines der schönsten Standbilder Berlins, die Statue des Königs Friedrich Wilhelm III. im Thiergarten, deren anspruchlos liebenswerther Gestalt er in dem berühmten die Freude am Naturleben darstellenden Sockelrelief ein unerschöpflich anmuthiges Beiwerk gegeben hat.

Sonst sind hier noch die Schlesier Aug. Kiß, der Schöpfer der Amazonengruppe an der Treppe des alten Museums in Berlin, und Theod. Kalide, durch die Brunnenfigur des Knaben mit dem Schwan populär geworden, anzufügen, als die Meister monumentaler Thierdarstellung mit Recht gefeiert.

Als der bedeutsamste und fruchtbarste Fortsetzer des Rauch'schen Programmes aber erscheint Ernst Aug. Rietschel aus Pulsnitz bei Dresden, geb. 1804, † 1861. Er hatte sich mit seinem Lessing für Braunschweig ebenbürtig neben Rauch gestellt, in der 1857 vollendeten Göthe-Schillergruppe für Weimar denselben sogar übertroffen, wenigstens im Entwurf über ihn gesiegt, und ebenso steht die herrliche Pietà in der Vorhalle der Friedenskirche bei Potsdam in der Concurrenz mit der gleichen Darstellung Michelangelo's weit weniger zurück als der Moses Rauch's. Anderseits bleibt Rietschel in dem Denkmal König Friedrich August's im Zwinger

zu Dresden weit hinter Rauch's König Max Joseph in München. Ebenso läßt Rietschel's umfänglichstes und über Gebühr gefeiertes Werk, das Luthermonument in Worms, nicht blos durch die unglückliche Idee der Anspielung auf „Unsere feste Burg" .... welche die Versammlung der Vertreter des Reformationswerkes zu einem Aggregat zersplittert hat, sondern auch im Einzelnen zu wünschen übrig. In solchen Aufgaben erreicht Rietschel den monumentalen Schwung und die classische Geschlossenheit Rauch's nicht.

Dafür ist ihm mehr anmuthsvolle Empfindung und mehr Poesie eigen als dem Heros der modernen Plastik in Berlin, eine Gefühlswärme, neben welcher der philosophische Geist Rauch's nicht selten kalt erscheint, wie immer Denken neben Empfinden. Die Gestalten Rauch's namentlich aus seiner späteren Periode erwecken als Charactere stets Ehrfurcht und Bewunderung, die Gestalten Rietschel's dagegen Sympathie, und wo der Gegenstand diese weniger einflößen kann, erscheint der Meister nicht ganz in seiner Sphäre. Daher bewegt sich Rauch am leichtesten im Gebiet des Sieghaften, der Könige, Helden, Victorien u. s. w., während Rietschel nicht Königs- und Feldherrndenkmälern, sondern eben mehr Pathetischem, den Dichtern, Künstlern und den Gebilden der Dichtung seinen Ruhm verdankt.

Dieser Gegensatz äußert sich auch in der Schule Rietschel's zu Dresden, welche bald an Bedeutsamkeit die Berliner Schule Rauch's erreichte. Ernst Hähnel hatte zwar durch längeren Aufenthalt in Italien und München zu viel classische Einflüsse erfahren, um deren Uebergewicht wieder ganz los werden zu können, doch drang das sympathische Element Rietschel's auch durch die classische Rinde und belebte den Idealismus des Künstlers vorwiegend nach der Empfindungsseite hin. Eine ähnliche Stellung erreicht Joh. Schilling noch jetzt an der Spitze der Dresdener Bildhauerschule, welche ihre Zöglinge als Lehrer an mehre bedeutende Akademien abgegeben, und dadurch großen Einfluß auf die gegenwärtige deutsche Plastik erlangt hat. Denn wie seit längerer Zeit H. Wittig in Düsseldorf und C. Kundmann in Wien, so wirkt neuerlich A. Donndorf in Stuttgart.

Natürlich konnte auch München während der Epoche Ludwig I. nicht hinter Berlin oder Dresden zurückbleiben, und zwar um so weniger, als eine ungleich reichere Monumentalbauthätigkeit als in Dresden, abgesehen von Ludwig's I. Vorliebe für Ehrenstatuen zu langjähriger Bethätigung reichliche Veranlassung gab. Allein Lud. Schwanthaler, geb. 1802 in München, erfüllte nicht ganz, was seine Anfänge versprachen. Ueberladen mit Aufträgen und in mehr als gewöhnlicher Künstlereifersucht nicht dazu angelegt, auf das eine zu verzichten, um dem andern mehr Hingebung widmen zu können, ließ er sich nur zu häufig ein oberflächliches Genügen an dem ersten besten Gedanken, wie Mangel an Durchführung zu Schulden kommen, so daß ihm sein unbestreitbar großes Talent in der Kunstgeschichte doch keine ebenbürtige Stelle neben Rauch und Rietschel verschaffte. Dafür war er der Mann für die Bedürfnisse an decorativer Plastik, erfindungsreich und gewandt wie keiner seiner Zeitgenossen und hierin schon deshalb genügend, weil derlei Arbeiten schon nach ihren Anbringungsstellen mehr formaler Thätigkeit als gänzlicher Hingebung bedurften, deren der durchaus romantisch gesinnte Künstler classischen wie modernen Aufgaben gegenüber nicht fähig war. Schwanthaler's

formale Begabung qualificirt ihn auch zur Begründung einer Schule, welche eine Reihe tüchtiger Kräfte hervorgebracht hat.

Neben Schwanthaler aber wirkte der 1820 geborene Halbig für sich, realistischer gestimmt als Schwanthaler, und in seiner Durchführung von Mädchengestalten in Marmor seine bedeutsamste Thätigkeit entfaltend. Als ein achtenswerther Sonderling stand dann der Schwärmer Conrad Eberhard auf der streng kirchlichen Seite.

Im übrigen Deutschland leistete um diese Zeit der Meißel weniger. Doch sind Ed. Schmidt v. der Launitz in Frankfurt a. M., J. Kopf in Stuttgart, der wunderliche E. v. Bandel in Hannover, Em. Cauer in Kreuznach zu nennen.

Wenn ich aber auch nicht den geringsten Anstand nehme, die Rauch-Rietschel'schen Kunstprinzipien als die richtigen für die moderne Plastik zu bezeichnen, so kann ich doch nicht in Abrede stellen, daß sie zwar noch vielfach in Kraft sind, wie sie es auch bleiben werden, daß sie sich aber jetzt gegen das Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr der allgemeinen Anerkennung zu erfreuen haben, wie um die Mitte desselben. Die realistische Auffassung hat sich verschärft, und nicht selten bis zu dem Grade, daß jeder Einmischung des Classicismus geradezu der Krieg erklärt worden ist. Classisch und langweilig wurde vielfach sogar als identisch bezeichnet. Wie in der Malerei, so soll auch in der Plastik die ungetrübteste Unmittelbarkeit nach der Natur das oberste Gesetz sein.

Es ist nun unleugbar, daß die Theorie eine gewisse Berechtigung hat, doch niemals in der gepredigten Ausschließlichkeit. Selbst in der Malerei nicht, obwohl hier der Realismus ungleich größere Chancen darbietet. Allein was ist selbst eine Landschaft, welche blos in photographischer Treue wiedergiebt, was das Auge von der Zufälligkeit aller Natur sieht, ohne die ordnende, combinirende, ausgleichende und bereichernde Zuthat der Phantasie, welche der Prosa der Wirklichkeit erst die Poesie hinzufügt, ohne die Stimmung, welche erst den Rapport zwischen dem beseelten Beschauen und der unbeseelten Natur darstellt? Was ist ein Bildniß, das blos die grauen Tinten einer Photographie in Farbe übersetzt? Was ist ein Historienbild, das im weitestgehenden Anschluß an den lebenden und todten Atelierapparat dem Einzelnen in seiner Erscheinung bis zur völligen Täuschung nachgeht, und dann unmöglich mehr dahin zu bringen ist, in seinem Gehalte mit dem für sich sprechenden Beiwerke gleichen Schritt zu halten. Was ist endlich ein Werk idealen Inhaltes, welches uns nur ein virtuos wiedergegebenes schnödes Modell veranschaulicht, von welchem nicht selten die in Wirklichkeit gewohnte Hülle ganz abgestreift oder durch Ateliertücher ersetzt erscheint. Spricht man dann von W a h r h e i t als dem obersten Gesetz der Kunst, so vergißt man, daß man daran ist, sich auf einen ganz falschen Boden zu begeben, nämlich auf den von Wissenschaft und Forschung, wo Wahrheit über Alles geht. Denn oberstes Gesetz der Kunst bleibt die S c h ö n h e i t, und wenn diese ohne Wahrheit nicht zu denken ist, so ist letztere nicht in der zufälligen Einzelerscheinung, sondern in der Gesammtheit zu suchen. Die Schönheit der Einzelerscheinung ist Stückwerk.

Noch weniger aber verträgt die ausschließliche Naturunmittelbarkeit die Plastik, welche die in der Natur durch den W e c h s e l sich mildernden Unschönheiten in der Form verfestigt, versteinert und dadurch zu unerträglichen Härten macht.

Selbst im Bildniß ist die Rücksicht darauf nicht ganz zu umgehen, unerläßlich aber erscheint sie im Idealgebilde. Giebt man auch zu, daß das Modellstudium Lebenselement des Künstlers sein und bleiben muß, so soll der Künstler doch nie Sclave desselben werden. Es diene seiner Formphantasie zur Bereicherung und zur Probe, werde aber nie selbst sein Ideal und der Born seiner Erfindung. Und zwar um so weniger, je höher der Gegenstand seiner Darstellung steht. Erlaubt doch die Thierdarstellung ein weit realistischeres Eingehen auf die Einzelerscheinung als die der Menschen, und unter den Menschendarstellungen die des wohlgebauten Kindes mehr Modellunmittelbarkeit als die des Erwachsenen. Die Einzelerscheinung des Thieres repräsentirt auch mehr die Gattung als das Individuum, ebenso ist die Individualität des Kindes noch nicht so bestimmt ausgeprägt; je mehr sich auch aber der Mensch entwickelt, desto schärfer sondert sich das Besondere von dem idealen Gattungsbegriffe.

Wie in der Malerei, so ist auch in der Plastik die überwiegende realistische Tendenz von Frankreich ausgegangen. Es waren dort David d'Angers, geb. 1793, und Fr. Rude, geb. 1784, welche sich in der Zeit der Reaction den classicistischen Ateliers von Pradier und Ramey gegenüberstellten, und mehr und mehr Schüler, darunter gerade die begabtesten, unter das Banner der Realität zogen. Es muß jedoch anerkannt werden, daß in der französischen Plastik der Realismus selten in jener fast abschreckenden Ausschließung aller idealen Schönheit erscheint, wie sie die Malerei vielfach angestrebt hat. Dagegen trägt die Ausführung oft den Stempel hastiger Leidenschaftlichkeit, so daß wir oft und besonders von öffentlichen Denkmälern den Eindruck erhalten, als habe der Künstler gleich den ersten flotten Entwurf, das Erzeugniß einer erregten Stunde, dem Gießer überantwortet.

Merkwürdig, daß der extremste Realismus gerade im Lande der Ideale, in Italien, Wurzel schlug. Nicht blos, daß der praxitelische Jugendtypus, das Ideal der Venus- und Erosgestalten mehr einer naiven Backfischschönheit Platz gemacht, sondern man konnte auch in allen übrigen Gebieten mit mehr Unmittelbarkeit und Ausschließlichkeit auf das Modell zurückgehen, da dieses in der That in Italien mehr plastische Schönheit besitzt, als nördlich von den Alpen. Zu welcher Bedeutung sich diese Richtung erheben konnte, hat namentlich Gius. Dupré in Florenz gezeigt (Pietà, Abel u. s. w.), während es wohl als eine Verirrung zu bezeichnen ist, wenn selbst modernes Genre (der erste Impfversuch von Giul. Monteverde) in statuarischer Ausführung der momentansten Naturwirklichkeit entnommen wird.

In Deutschland blieb die realistische Tendenz in ihrem vollen Umfange bis auf die neueste Zeit mehr vereinzelt, und gewann auch nicht entfernt den Umfang, über welchen die Rauch'sche und Rietschel'sche Schule, selbst die der beiden Münchener Altmeister zu gebieten hat. Doch ist sie, der realistischen und malerischen Strömung unserer Zeit entsprechend, unzweifelhaft im Wachsen. Reinhold Begas in Berlin, Hans Gasser in Wien und Mich. Wagmiller in München gehören zu ihren erfolgreichsten Vertretern. Sie zeigt, dem deutschen Charakter dem romanischen gegenüber entsprechend, nicht die Erhitztheit der gallischen Nachbarn, doch der flotte skizzenhafte Vortrag, die Koketterie mit einer affectirten genialen Flüchtigkeit des Modellirstabs besonders in Haaren und Gewändern ist auch ihr eigen, doppelt

empfindlich in Marmorarbeiten, an welchen deren Uebertragung vom Modell weg geradezu styllos ist, während im Guß, der unmittelbaren Reproduction des Modells, dieser Umstand nicht selten frisch und lebendig wirkt. Das eigentliche Feld dieser Richtung ist das Bildniß: die Idealbildnerei leidet stark an den obenberührten Gebrechen, wozu noch kömmt, daß sie in prononcirter Bedachtnahme auf malerischen wie inhaltlichen Effect an die beiden Klippen des schmalen Fahrwassers der Charakteristik, nämlich an Häßlichkeit und Carricatur streift.

Die feindselige Abkehr von der Antike bestimmt überdies bei Idealwerken leicht zu einer Anlehnung an Vorbilder anderer Epochen.

Diese Heranziehung von anderen geschichtlichen Idealen spielt eine große und nach gewissen Seiten hin wohlberechtigte Rolle. Zunächst kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die hier in Betracht kommenden Style sich auf die des gothischen Mittelalters und auf die Renaissance beschränken. Vom Romanischen ist in der modernen Plastik so wenig die Rede, wie von orientalischen Völkern aller Zeiten, sofern sie Figürliches überhaupt dargestellt haben. Auch bezüglich des gothischen Styles ist der Traum der romantischen Epoche wohl gänzlich vorüber, und die gothisirende Plastik hat sich jetzt darauf beschränkt, mit der Restauration gothischer Architekturen Hand in Hand zu gehen. Dahin gehört sie auch vollberechtigt, und sie wird daher gepflegt werden müssen, so lange es mittelalterliche Gebäude zu erhalten und zu ergänzen giebt. Selbst bei Neubauten mittelalterlichen Styles wird die Auffassung des Quatrocento auf den Bildhauer bestimmend einwirken müssen, jedoch nicht so, daß er all die Krüppeligkeit und Verknittertheit, all die Sentimentalität und gespreizte Goldseligkeit, all die Häßlichkeit der Züge und Extremitäten, all die Magerkeit und knöcherne Eckigkeit mit in den Kauf nähme.

Wichtiger ist übrigens die Frage wegen der Zugrundelegung der Plastik der Renaissance. Die entschiedene Fruchtbarkeit der Studien nach den Mustern der italienischen Renaissance von Ghiberti bis Sansovino steht wohl außer Zweifel. Sie haben ewig mustergiltig gezeigt, wie die Antike wieder belebt, mit neuer Naturauffassung verbunden werden und dadurch wieder das Gepräge der jeweiligen Zeit erhalten könne. Etwas anders aber verhält es sich mit den Ausläufern und mit den Ablegern der Renaissance. Was die ersteren betrifft, so ist das Anlehnen an die Barockplastik eine künstlerische Immoralität, welche verglichen werden kann mit jener Verirrung auf dem sittlichen Gebiete, die sich die Ausschweifung zum Vorbilde nimmt. Nicht Ueppigkeit, sondern Kraft, nicht Unlauterkeit, sondern ernste Reinheit soll in jener Kunst herrschen, die in Hammer und Meißel ihr Schaffenssymbol, im fleckenlosen Marmor ihr höchstes Material verehrt. Die Barockplastik aber sieht in der alternd-koketten Buhlerin ihr Ideal, nicht in der jungfräulichen Göttin. Wer zweifelt bei ernster Betrachtung, bei vergleichendem Zusammenhalt von Werken der Früh- und Hochrenaissance mit jenen der Barockzeit, daß die letztere trotz allem bestechenden Reichthum oder vielmehr gerade durch denselben den Verfall bedeute? Wer sich aber den Verfall zum Vorbilde wählt, ist demselben selbst geweiht.

Gilt dies von den Ausläufern und Auswüchsen der italienischen Renaissance unbedingt, so theilweise auch von deren Ablegern, der Renaissance Frankreichs und Deutschlands.

Was die erstere betrifft, so ist unsere Abhängigheit von Frankreich auf allen Gebieten der außerwissenschaftlichen Cultur leider seit Langem so groß, daß wir wahrlich nicht nöthig haben, über den Einfluß der unmittelbaren Gegenwart zurückzugreifen. Aus dem Schlepptau der französischen Mode loszukommen, ist wohl zur Zeit unmöglich, es kann auch nicht geleugnet werden, daß hierin, wie in Sachen des darauf bezüglichen Geschmacks unsern Nachbarn die Palme gebührt, und daß sie daher auch die tonangebende Rolle verdienen. Wenn aber die Franzosen selbst auf ihre Vergangenheit in künstlerischer und besonders plastischer Hinsicht zurückzugehen versucht haben, so kann dies nur als eine nationale That entschuldigt werden, auf die wir uns, wenn wir uns auf die französische Plastik des 17. und 18. Jahrhunderts einlassen würden, nicht berufen könnten. Denn nichts prägt die ganze Verrottetheit des Zeitalters Louis XIV. und XV. mehr aus,. als gerade die Plastik, welche die ganze Heuchelei, pompöse Phrase und lüsterne Geziertheit in die unverwischbare plastische Form verfestigt und vor Augen stellt. Denn selbst in den gefeiertsten Werken vom Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts steckt bereits der unverkennbare Keim der späteren Ausartung, und die Plastik des Rococo ist die consequente Entwicklung jener Anfänge.

Dagegen liegt es uns verführerisch nahe, der deutschen Plastik durch Heranziehung der Werke unserer Väter eine gewisse patriotische Bedeutsamkeit und ein eigenartiges Gepräge zu verleihen. Allein, wer denkt heutzutage daran, daß wir hierbei, wenn wir specifisch Nationales wollen, auf Werke wie die von Peter Vischer, zurückgreifen müssen. Denn solche allein dürfen selbständige deutsche Renaissance genannt werden, gerade diese, die wir in unserer Praxis mehr in's romantische Gebiet verlegen, wie wir auch keinen Anstand nehmen und nehmen dürfen, die herrlichen Apostel des Sebaldusgrabes plastischen Arbeiten für gothische Architectur zu Grunde zu legen. Unter deutscher Renaissance verstehen wir mit wenigen Ausnahmen Werke des 17. Jahrhunderts, an welchen die einheimische Tradition den bereits barock werdenden Einflüssen Italiens fast gänzlich gewichen ist. Wir haben es daher zumeist mit der Vergröberung eines Vorbildes zu thun, welches jenseits der Alpen gediegener, tüchtiger zu finden ist, weil jenseits die Antike den Bildner immer umschwebte, läuterte und adelte, während sie der deutschen Renaissance nicht zu Hülfe kommen konnte. Unsere Väter bezogen eben dieses Gebiet aus zweiter Hand, und wir können daher auch nicht erwarten, daß ihre Schöpfungen jene Vorbilder erreichten, und zwar um so weniger, als die monumental-bildnerische Thätigkeit in Italien der ausgedehntesten und förderlichsten Uebung genoß, während sich in Deutschland die Gelegenheit nur höchst selten darbot.

Allein in einem Gebiete der Plastik sind unsere Väter den Renaissancemeistern Italiens ebenbürtig und daher auch neben den letzteren für uns unbedingt vorbildlich geworden. Zwischen der Architectur und Monumentalplastik, die von Italien her auf unseren Boden importirt wurden, rankte die einheimische Vegetation empor, die Klein- und Zierplastik. Hierin reichte die Sinnigkeit der gothischen Schnitzer unverdrängt durch den neuen Styl herüber in's Cinquecento und fuhr fort, auch unter der Herrschaft neuer und fremder Architectur nach eigener Erfindung und Schaffenslust sich zu bethätigen; hierin wirkte Treibhammer, Bunzen

und Grabstichel der alten reichsstädtischen Gold- und Silberschmiede in unentwegtem Fleiße fort, in selbständigem Compromiß mit den neuen Formen den eigenen Styl auszubilden, hierin verfolgte selbst der einfache Töpfer seine eigene künstlerische Bahn. Mit gerechtem Stolze aber kann man in Nürnberg, Augsburg und München sagen, daß Medaillen wie hier, hinsichtlich der scharfen, packenden Portraitwahrheit und Characteristik wie der wunderbaren Ausführungsvollendung, die italienische Renaissance selbst von der Hand eines Benvenuto Cellini nicht aufzuweisen habe, und daß man aus diesen Städten hervorgegangene Prachtgeschirre in Edelmetallen, wie sie z. B. die k. Schatzkammer oder die Reiche Kapelle in München besitzen, in Italien vergebens suchen würde. Klein- und Zierplastik, überhaupt die decorative Plastik wird auch aus den Arbeiten der deutschen Renaissance den größten Nutzen ziehen können.

Noch vor zwei Jahrzehnten hätte man aber sagen können, die Zierplastik sei nebensächlich, stehe auf dem Standpunkte des Handwerks und habe keinen Anspruch an künstlerische Plastik im eigentlichen Wortsinne. Diese Anschauung ist entschieden gefallen. Sie bedeutete gerade so viel, als der Meißelkunst vier Fünftheile ihrer Existenz zu nehmen, und ihre Vertreter zu entmuthigen. Was war dem jungen Künstler geboten außer der voraussichtlich unfruchtbaren Concurrenz an den wenigen Denkmälern, welche Fürsten oder Gemeinden errichteten, und zu deren Ausführung doch nur bewährte Namen oder durch Coterien begünstigte Bewerber gelangten. Das Angebot stand in gar keinem Verhältniß zum Bedarf, und es war Thorheit, sich auf diese brodloseste aller Künste weiter einzulassen oder es zu befördern, daß sich ihr neue Kräfte zuwandten.

Da trat das Kunsthandwerk rettend dazwischen, und die nur zu lange isolirten Künste reichten sich unter Vermittelung der Tectonik die Hand. Man darf vielleicht sagen, daß die Tafelmalerei quantitativ ihren Höhepunkt erreicht hat und daß ihre Production abnehmen muß. Sie muß sich bequemen, einer mehr decorativen Haltung Platz zu machen Nur in der Erkenntniß dieser Aufgabe hat die Historienmalerei noch eine Zukunft. Damit ist nicht gesagt, daß sie deshalb degeneriren, coulissenhaft und oberflächlich werden müsse, aber sie hat sich wieder mehr an die Architectur anzuschließen, als sie in der letzten Zeit für nöthig hielt. Sie kann in größerer Ausdehnung nicht mehr betrieben werden, wenn sie sich nicht entschließt, mit weniger Prätension für sich selbst und mit mehr Rücksicht auf passenden Schmuck der Räumlichkeiten zu arbeiten. Die ausschließliche Herrschaft der Goldrahmen und namentlich großer Rahmenbilder ist vorüber.

Noch größeren Einfluß aber als auf die Malerei hat die neuerwachte tectonische Lust auf die Plastik. Seit der Baukünstler der tectonischen Ausstattung wieder das gebührende Augenmerk zuwendet, braucht er den Bildhauer bei jedem Schritte, um seine Räume wahrhaft künstlerisch gestalten zu können. Plafonds, Gesimse, Friese, Kamine, Mobiliar in Holz und Metall erfordern künstlerisch plastisches Eingreifen in das Handwerk. Wie alle Style, so werden nun alle Kräfte verwendbar, die höchsten wie die geringeren, je nach Geschmacksrichtung, Stellung und Mittel der Auftraggeber. Wird dadurch die Kunst wieder Bedürfniß, so werden es auch die Künstler. Ihr Schaffen erhält wieder seine feste Bestimmung, durch das gesicherte Erträgniß erhöhte Freudigkeit und dadurch ungeahnte Impulse.

Geht auch vielleicht etwas von der unbedingten Freiheit der Stoffwahl verloren, so doch selten die eigentliche künstlerische Freiheit. Man erinnere sich dessen, daß Goethe das Gelegenheitsgedicht das eigentliche Gedicht nennt, und an die Wahrheit des Satzes, daß sich in der Beschränkung der Meister zeige. Steigt aber auf diese Weise die vorher zu stolze Göttin der Plastik von ihrer bisher einsamen und nur kühler Bewunderung zugänglichen Höhe herab in's Privatleben, so wird sie wieder der populaire Liebling, wie in den besten Zeiten der Kunst.

---

# Rundschau über die Revuen des Auslandes.

## Frankreich.

„Revue des deux mondes." 1. April. Das Uebernatürliche in der Pflanzenwelt. Von der Prinzessin Dora d'Istria. — Die Versammlungen der Geistlichkeit in Frankreich unter dem alten Königthum. II. Die Kirchenversammlungen unter Heinrich IV. und unter Louis XIII. Von Alfred Maury. — Die Statistik des höheren Unterrichts. Von Albert Duruy. — Die Taufpathin. Schluß. Von George Vautier. — Die Monroe-Doctrin und Kanada. Von C. de Varigny. — Die großen maritimen Werke. I. Bordeaux, die Gironde, Royan. Von F. Vidalin. — Fürst Bismarck und die Theorien des Doctor Klee. Von G. Valbert. — Litterarische Rundschau. 2c.

„Revue Scientifique de la France et de l'Etranger." (Nr. 38 bis 40 März, April.) Medicinische Gesellschaft in Berlin. Virchow: Die Pest von Astrachan. — Naturgeschichtliches Museum von Paris. Zoologie. Ed. Perrier: Der Transformismus und die physischen Wissenschaften. — Die Zulu's und die englischen Kolonien. Die Anfänge des Krieges. Von Van den Berg. — Die Freiheit des höheren Unterrichts. Von Em. Alglave. — Universäre Revue: M. Vernes: Die heilige Geschichte für die Laien bearbeitet und deren Stelle beim Primär-Unterricht. — Französisches Collège. Schützenberger: Das Leben einer Zelle vom chemischen Standpunkte. — Die Pest-Ausbrüche in Rußland. Von Bouchardat. Das ackerbauende Griechenland. Von Em. Alglave. — Maritime Revue: Der Perroy'sche Destillirapparat. — Die Wanderungen der Thiere. Von C. Vogt: Die Erd- und Meerwanderungen. — Die Vorfahren des Pferdes. Das wilde Pferd Europa's und seine Verwandtschaft mit dem einheimischen Pferde, nach Ecker. Von Viguier. — Indien's Finanzen. Von H. Fawcett. — Geologische Revue. 2c.

„Revue politique et littéraire." (Nr. 38—40 März, April.) Portraits von Akademikern. Von Désiré Nisard. — Sorbonne. A. Bouché-Leclercq: Ursprung des Stimmrechts im alten Rom. — Die Metaphysik, die Religion und die Wissenschaft. Von Barthélemy Saint-Hilaire. — Neue Studien über das achtzehnte Jahrhundert. Gabriel Compayré: Die Jesuiten-Vertreibung von 1762. — Bulgarische Litteratur: Die Volksdichtung. Von Courrière. — Der Protestantismus im sechszehnten Jahrhundert. O. Douen: Clément Marot und der hugenotische Psalmensänger. — Portraits von Akademikern. Ernest Renan. Von Charles Bigot. — Die Geschichte in der Provinz. Max Quantin, P. Salomon, Demay, Jolivot. 2c.

„Revue historique." (März-April.) P. Gaffarel: Peyrot Monluc. — J. Tessier: Die Schlacht von Hohenlinden und die ersten Beziehungen Napoléon's zum General Moreau. — Vermischtes und Urkunden: Unveröffentlichte Notizen über das Kaiserreich und die hundert Tage. — Korrespondenz: J. Destrem: Notiz über Bonaparte's religiöse Politik in Guiana. 2c.

## Schweiz.

„Bibliothèque Universelle et Revue Suisse.“ (April.) Toskanische Ammenmärchen. Von Marc-Monniez. — Die katholische Bewegung in Frankreich. Von Arvède Barine. Schluß. — Die guten Leutchen vom Croset. Erzählung. Von T. Combe. Schluß. — Edmond de Amicis bei Zola. Von J. des Roches. — Mirabeau's Familie. Nach einem neuesten Buche. Von August Blondel. — Lilienblüthe. Erzählung von E. C. Grenville-Murray ꝛc.

## Belgien.

„Revue de Belgique.“ (15. März.) P. A. F. Gérard: Unsere nächste klerikale Revolution. — Dr. Vanden Corput: Die Pest. — Graf Maurice du Chastel: Der Bucklige. Erzählung für die Jäger. Schluß. — Em. de Laveleye: Briefe aus Italien. — Anatole Durand: Der Religionsfriede. Nach einem katholischen Geschichtsschreiber aus der Revolutionszeit des sechzehnten Jahrhunderts. ꝛc.

## Italien.

„Rivista Europea. Rivista internationale.“ (Februar-März.) Aufklärungen über den Einundzwanzigsten in Piemont. Von Antonio Manno. — Guicciardini und seine unveröffentlichten Werke. Von Carlo Gioda. — Die italienischen Universitäten im Mittelalter. Von Ettore Coppi. — Bemerkungen zu dem Thema der italienischen Auswanderung, deren Ursachen und Wirkungen. Von F. G. A. Campana. — Theodorich, König der Gothen und der Italiener. Von G. Garollo. — Die englische Malerei auf der Pariser Ausstellung. Von Alberto Róndani. — Die Denkwürdigkeiten-Bücher der Republik Venedig. Von Carlo Cipolla. — Schöne Künste. Vom Dr. Marrai da Fosciano. — Ein neuer Prätendent für das Dichtwerk: „Spirto gentil.“ Von Francesco Labruzzi di Nexima. — Pippo da Fiesole. Brief an Prof. Pampaloni. Von G. Palagi. — Die wissenschaftliche Erziehung in den Primärschulen. Von Settimo Cipolla. — Die italienischen Universitäten im Mittelalter. Von Ettore Coppi. — Parlamentarisches Leben der Abruzzen-Deputirten im neapolitanischen Parlamente der Jahre 1820, 1821. Von Pasquale Castagna. — Der Felsen von Spoleto. Von Pellegrino Prampolini. — Das russische Theater. Alexander Ostrowski und seine Lustspiele. Von F. R. — Ueber die Getreide zerstörenden Insekten in den Gefilden von Aci-Reale, Giarre und in den angrenzenden Gegenden. Vom Prof. Benedetto Destefani-Amato. — Bücherschau. ꝛc.

„Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti.“ Die Philosophie in Italien. Von Giacomo Barzellotti. — Giacomo Leopardi will aus dem elterlichen Hause fliehen. Von G. Piergili. — Die Kunst in Paris. (Forts.) Von Tullo Massarini. — Die Herrschaft von Canada. Reisenotizen. Von Enea Cavalieri. — Die konservative Partei. Von Ruggero Bonghi. — Die Anfänge des Menschen. Von Niccola Marselli. — Lord Byrons Childe Harold und Don Juan. Von Giovanni Boglietti. — Ueber das Leben und die Werke Simon Porzio's. (Schluß.) Von F. Fiorentino. — Mein Sohn studirt. Erzählung. Von Salvatore Farina. — Das Pflanzenleben. Von T. Caruel. — Die Akademie der Lincaer. Von C. Giambelli. — Rundschau der ausländischen Litteratur. — Musik. — Politik.

„La Civiltà Cattolica.“ (März.) Die jüngsten Ereignisse in Frankreich. — Kapital und Arbeit. — Ueber die Vollkommenheiten Gottes. Die göttliche Voraussicht und die menschliche Freiheit. — Die transformistische Wissenschaft und Entstehungsgeschichte. — Die asiatische Pest in Europa. — Caldaea und Assyrien in den ersten Zeiten. — Die wissenschaftlichen Forschungen in der Unermeßlichkeit der Schöpfung. ꝛc.

## Spanien.

„Revista de Espana.“ (März.) Ueber die Frauenerziehung. Von Segismundo Moret y Prendergast. — Der Scharfrichter. Von Victor Balaguer. — Spanien's Antheil an der Entdeckung, Eroberung und Kolonisirung der neuen Welt. Von Manuel G. Lana. — Die Bevölkerung der Philippinen. Von J. Jimeno Agius. — Der moderne Naturalismus. Von U. Gonzalez Serrano. — Populäre Astronomie. Von J. Genaro Monti. — Ein Ausflug nach Estremadura. Von José Beterra Armesto. — Mari-Perez. Von Teresa de Arroniz. — Politische Chronik. Von J. Ferreras.

## England.

„The Nineteenth Century.“ (April.) Widmungsgedicht für Prinzeß Alice. Die Vertheidigung von Lucknow. Von Alfred Tennyson. — Vergangene und zukünftige Politik in Süd-Afrika. Von Earl Grey. — Ueber Empfindung und die Gefühlsorgane. Vom Prof. Huxley. — Die Thätigkeit des Oberhauses. Von Lord Zouche. — Einige Worte an Mr. Freeman. Von J. A. Froude. — Gegenseitigkeit, der wahre Freihandel. Von Alfred R. Wallace. — Die Romane vom Grafen Leo Tolstoy. Von W. R. S. Ralston. — Die egyptische Krise. Von Edward Dicey. — Die Herrschaft des Lebens. Vom Prof. St. George Mivart. — Ist heutzutage eine Hochschule für die Kunst möglich? Von Frau E. J. Barrington. — Eines Detailkaufmann's Ansicht über cooperative Läden. Von Thomas Lord. — Die politische Lage in Birmanien. Von Archibald Forbes.

„The Contemporary Review.“ (April.) Die Berufsstudien der englischen Geistlichkeit. Vom Geistl. R. F. Littledale. — Fleischfressende Pflanzen. Von Ellice Hopkins. — Phidias in Oxford. Vom Geistl. R. St. John Thyrwitt. — Ueberproduktion. Vom Prof. W. Steadman Aldis. — Zur anglikanischen Kirchenfrage. Von T. R. Pretyman. — Die Hospitäler-Reform. Von W. Fairlie Clarke. — Das alte Aegypten. IV. Von R. Stuart Poole. — Die Handelsungunst und ihre Ursache. I. Die Discreditirung des Silbers. Von Stephen Williamson. — II. Der Orienthandel und die edlen Metalle. Von R. H. Patterson. — Die Schlacht von Isandúla. Von Robert Buchanan. — Modernes Leben und Anschauungen in Rußland. Von T. S. aus St. Petersburg. 2c.

„The Fortnightly Review.“ (April.) Die Auswahl von Büchern. Von Frederic Harrison. — Ein Kapitel über Sozialismus. (Schluß.) Von John Stuart Mill. — Italienische Politik. Von Emile de Laveleye. — Weitere Betrachtungen zu dem Zulukriege. Von John Morley. — Was ist Geld? Von Henry Sidgwick. — Spielregeln beim Whist. Von B. Pole. — Schwarz und Weiß in den Südstaaten. II. Von Sir G. Campbell. — Die Bright'schen Klauseln zur irländischen Land-Akte. Jon W. T. Thornton. — Burma. Vom Generallieutenant Albert Fytche. 2c.

„Fraser's Magazine.“ (April.) Die Handelsgilden der Stadt London. — Die Flucht Prinz Louis Napoléon's aus der Festung Ham. Von Joseph Orsi. — Residuelle Phänomene. Von M. M. Pattison Muir. — Die Bankerutt-Gesetze und die merkantile Korruption. — Mauritius II. Von W. E. Montague. — Die Krankenpflege als Frauenberuf. Von George Barraclough. — Der Vezier und sein Pferd. Gedicht. Von R. Garnett. — Die Handelskrisis, ihre Ursachen und ihre Heilung. Von E. A. Ryder. — Metastasio und die Oper im achtzehnten Jahrhundert. (Forts.) Von Vernon Lee. — Die Squatter und bäuerlichen Wirthe im Victoriastaate. Von Robert Niven. — Wagner als Dramatiker. Von Edward Rose. — Worte und Thaten. Gedicht. Von William Allingham.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. O. Janke in Berlin.

# Verzeichniss

der

# Mitarbeiter der „Deutschen Revue".

---

## Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Reg. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **v. Buhl** (München), Prof. Dr. **Carrière** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Reichstagsabgeordneter Prof. Dr. **Gareis** (Giessen), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Giessen), Dr. **Otto von Leixner** (Berlin), Prof. **Merkel** (Straßburg), Prof. **Jürgen Bona Meyer** (Bonn), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Dr. **Max Wirth** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München).

## Mitarbeiter des allgemeinen Theils:

**B. Auerbach, E. v. Bauernfeld, J. v. Bebber, F. Bodenstedt, Brugsch-Bey, A. Dochow, K. E. Franzos, Jac. v. Falke, Em. Geibel, v. d. Goltz, R. Hamerling, Ed. v. Hartmann, C. Hennig, Paul Heyse, Wilhelm Jensen, G. A. v. Klöden, F. v. Köppen, F. Kürnberger, F. v. Lesseps, Herm. Lingg, M. v. Pettenkofer, Rich. Pohl, Jos. Rank, Georg Rosen, Daniel Sanders, Daniel Schenkel, Oskar Schmidt, Levin Schücking, K. v. Thaler, J. v. d. Traun, H. Vambéry, H. Viehoff, C. v. Vincenti, F. Wöhler, Robert Zimmermann, K. A. Zittel** rc. rc.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.

# Deutsche Revue

über das

## gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

**Richard Fleischer.**

Dritter Jahrgang.

Heft 9. Juni 1879.



Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

# Inhaltsverzeichniß.

## III. Jahrgang. Heft 9. Juni 1879.

### Allgemeiner Theil.



### Rundschau über das gesammte nationale Leben der Gegenwart.

# Allgemeiner Theil.

I.

## Formstudien.

### Hinkende Jamben an Wilhelm Lübke.

Von
Otto Roquette.

Für würdigen Inhalt ging ich heute formsuchend
Hoch in der Musen vollgestopfte Dachkammer,
Wo die Modelle stehn von allen Versmaßen.
Unübersehbar schien der Wirrwarr mir.
Hier standen der Antike Metra reih'nweise:
Gewichtiger Chorgesänge schwere Grundrythmen,
Dann Odenkrams verhundertfachte Nachbildung,
Senare dort; daneben gleich, zur Abschreckung,
Des zopfigen Alexandriners Pfuschmachwerk;
Ganz Rom und Hellas, bis zum letzten Sechsfüßler.
Nach diesem, mittelalterlich mit Vierstabung
Allitterirenden Urgesangs Granitblöcke;
Dann Nibelungenstrophenbauwerks Spitzbogen,
Voll gothisch hoch erhabner Heldensteinbildung;
Dazu der ganzen Minnedichtung Verskränzlein
Und Sprachfigürchen in reizumblühter Vielfachheit.
Dann kam handwerklichen Meistersangs Holzschnitzwerk,
Sehr eulenspiegelscheckig, aber grundbehrsam,
Durchgängig doch urvätermöbelwurmstichig.
Und immer mehr! Dort stehn in Renaissancegrazie
Romanischen Geistes zierlich feine Formspiele.
Hier des Terzinengangs Reliefbild, friesartig
Dahingedehnt; dort der Ottaverime schalkhaftes
Amorettenbüstenvölkchen; endlich unzählbar
Sonnettengefäß und Schalen höchster Formfeinheit.

Sogar des maurischen Stils Gaselenbauwerk war
Einreimig ausgestellt zur Wahl mir. — Da stand ich,
Und sah und sah, und weilte, gänzlich unschlüssig,
In welch Gehäus des tausendfachen Formreichthums
Ich kneten sollte die Gedankenthonmasse
Zum Wiegenlied dem formverständigen Kunstfreunde.
Bis endlich, unten tief im letzten Staubwinkel
Die mächtige Form ich sah von Pindars Festhymnen.
Entschlossen, scheu' ich nicht das schwierige Durchkriechen
Durch aufgestapelt tausendjährige Verstrümmer,
Hervorzuziehn den Fund. Da — bricht, der Hauptstütze
Beraubt, von allen Brettern des Parnaßgiebels
Das ganze Formeninventar mit Staubwolken
Und Krachen über mir zusammen! Todähnlich
Erschrocken, halb erdrückt, erstickt, voll Quetschungen,
Tauml' ich bei Seit', erreich' die Thür, zurückgreifend
Nach einem Ersten Besten, um doch nutzlos nicht
Und völlig beutelos zu fliehen, komm' hinkend
Hinab — was hab' ich? Ach, ein Bündel Hinkjamben!
Von all der Herrlichkeit den letzten Ausschuß nur!
O Freund, so kommt der Inhalt meines Festliedes,
Erdrückt von Formvollendungsstudien, nachhinkend!
Nun, mag's! Und hinkte gleich die ganze Bildreihe —
Sind Bild doch und Vergleiche selten zutreffend!
Du aber, der aus halbverlornen Formtrümmern
Des Grundgedankens Urgestalt und Ausprägung
Weißt zu ergänzen auf historischer Grundlage,
Wirst auch aus diesen Hinkejamben freundschaftlich
Zusammenconstruiren dir die Fest-Ode.
Schlag' in die offne Hand, die sich dir darbietet,
Und laß es unter uns beim Alten stets bleiben!

---

II.

## Virtuosität.

An Ad. Friedr. von Schack.

Von

**Otto Roquette.**

Wen Trieb und Fleiß zu jener Stufe trugen,
Wo Stoff und Form sich beugen unwillkürlich,
Der baut sein Kunstgebild in festen Fugen,
Auf deren Grund kein Höchstes unausführlich.
Und die mit Blicken staunend überschlugen
Des Ganzen Ordnung, finden nur gebührlich
Den Schmuck und Schimmer, der bis zur Verschwendung
Das Werk umgiebt in festlicher Vollendung.

Am schwersten wird des Dichters Form die Massen
Ergreifen, die doch sonst so leicht bezwingbar.
Wenn Hörer auf ein Tongeriesel passen,
Das nur des Geigers Zauberhand erschwingbar;
Wenn Stimmen trillernd sich vernehmen lassen
In einem Kreuzgewirr, das kaum noch singbar,
Dann juckt's und kribbelt's in den Händen Allen,
Dem wohlverdienten Beifall beizufallen.

Sie nennen's Virtuosität, und schelten,
Und loben auch, wenn Einer Virtuos ist.
Man schelte den, der sonst in allen Welten
Nichts ist, wenn er die Prunkeffecte los ist.
Doch lassen gern das Krauseste wir gelten,
Wenn unterm Schmuck der Inhalt schön und groß ist.
Um freies Spiel hat nie umsonst geworben
Die Kunst, bei der das Können unverdorben.

Der Dichter freilich, der sich in den Kopf setzt
Mit Form und Reimspiel sich einmal zu putzen,
Hat Wenige nur für sich. Jeder Tropf setzt
Sich gleich parat, den Putz ihm aufzumutzen,
Und sagt, wer an den Rock den simpeln Knopf setzt
Braucht nicht mit Nestelband das Kleid zu stutzen.
Der Kenner nur folgt mit geheimer Spürung,
Vielleicht vergnügt, dem Gang der Formenführung.

Denn stets mit der gewohnten Reime Ticktack
Eintönig klingt zu oft der Strophen Uhrwerk.
Recht hat der Dichter, wenn in lust'gem Tricktrack
Er spielend zwingt des spröden Reims Naturwerk.
Wer kühnlich wagt, der fährt auch wohl im Zickzack,
Und bringt zum Ziele sein poetisch Fuhrwerk.
So widm' ich Dir, o Freund, dies Bündel Schnickschnack,
Der formend Du so viel gebracht in Schick, Schack!

---

# Gesucht und Gefunden.

Novelle
von
**Golo Raimund.**
(Schluß.)

## Viertes Kapitel.

Die Myrthen- und Granatbäume auf dem Balcon des Märzdorf'schen Hauses waren lange verschwunden, dafür hatte der Winter die Arabesken des eisernen Geländers mit zartem, flockigem Schnee umsäumt und von der Brüstung

hingen glitzernde Eiszacken. Wenn auch die Sonnenstrahlen an den kurzen, grauen Wintertagen nur flüchtig in das hohe Zimmer grüßten, dessen seidene Vorhänge erst so spät am Morgen geöffnet wurden, so schmückte sie Abends doch Kerzenglanz um so öfter und diese Umgebung hob Hortense's Erscheinung nicht weniger vortheilhaft hervor, als jene Morgenscenerie, in der Erwin sie zuerst gesehen hatte.

Noch immer weilte er in seiner Vaterstadt; die beabsichtigten Reisen nach anderen großen Städten des Continents waren aufgeschoben oder abgekürzt, er schien wirklich heimisch zu werden in dem Hause seiner Tante. Hier und da hatte er neue Bekanntschaften angeknüpft und von allen Seiten kam man ihm entgegen. Es war nicht nur das Martyrium seiner hochfliegenden Jünglingspläne, und seine stolze männliche Schönheit, die ihn für die Frauen zu einer interessanten Persönlichkeit stempelten, seine vielseitigen Erlebnisse, die vollkommene gesellschaftliche wie pecuniäre Unabhängigkeit, die er errungen, machte ihn auch gesucht in Männerkreisen. Das Gerücht seines Reichthums war ihm voraufgegangen, und wenn er für sich selbst einfachen Gewohnheiten huldigte, so war er doch splendide, wo immer es sich um gemeinnützige Bestrebungen oder um Wohlthun handelte und Kunst und Wissenschaft fand einen allzeit bereiten Gönner und Förderer in ihm.

Die Herzen der Frauen flogen ihm zu, obwohl, oder vielleicht gerade weil er sie nicht suchte, weil seine ruhige, verbindliche Weise, die so ziemlich gegen alle Damen dieselbe war, für die einzelnen wenig Auszeichnendes hatte. Es schien, als ob alles Feuer seiner Jünglingsjahre in der einen großen Freiheitsidee verdampft und er großer Emotionen nicht mehr fähig sei, oder als ob er sich wohl dagegen gerüstet habe.

Auch Frau von Märzdorf hatte nach der ersten Begegnung auf einen schnellern Fortschritt von verwandtschaftlicher Freundlichkeit zu bedeutsameren Huldigungen für ihre Tochter gerechnet und zuweilen beschlich sie die heimliche Sorge, ob der Aufwand von Mühe, Zeit und Geld auch im richtigen Verhältniß zu dem Erfolge stehen werde. Der Reichthum eines Schwiegersohns, der für sie selbst ein verwandtschaftliches Interesse und eine liebenswürdige Duldung ihrer Schwächen, mit denen er von Jugend auf vertraut war, mitbrachte, wäre ihr sehr werthvoll gewesen, denn Frau von Märzdorf war eine glanzliebende Frau, die in dem bedeutenden Aufwande, den sie trieb, die ewig kränkelnden Finanzen ihres verstorbenen Gatten nicht gesunder gemacht hatte und ihren Söhnen kein nachahmenswerthes Beispiel gab in der leichtsinnigen Lebensweise, welche dieselben führten. Auf die Schönheit ihrer Tochter waren ihre vornehmsten Pläne gebaut, die um so gesicherter erschienen, als Hortense, genußbedürftig wie ihre Mutter, trotz ihrer Jugend, noch um Vieles kühler und berechnender war, als diese.

Aber die Natur hatte mit der wunderbaren Schönheit und dem siegesgewissen Uebermuth derselben, der so täuschend wie Kindlichkeit und übersprudelnde Lebenslust aussah, einen goldenen Schleier über jene Herzensmängel gebreitet, der in seinem blendenden Glanz auch ein schärferes Auge täuschen konnte, und nur Jene hatten ihn gehoben, die in sehnsüchtigem Verlangen einmal die Hand nach diesem kühlen Herzen ausgestreckt hatten.

Nur vereinzelt wagte ein Zweifel an der Wahrheit und Lauterkeit ihres Gemüths sich hervor und hier und da scheute auch ein Courmacher, der nicht minder

klug und berechnend war, als Hortense selbst, in eine Familie einzutreten, deren materieller Wohlstand schon bedenkliche Schwankungen erfahren hatte.

Von den vielen Berufenen schien Erwin der einzige Auserwählte, niemals hatte Hortense bewußter und eifriger einem Ziele zugestrebt, als der Verbindung mit diesem Manne, der allen Ansprüchen ihrer Eitelkeit gerecht wurde. Weil sie diesmal nicht wankelmüthig war in ihren Wünschen, weil er keinen Nebenbuhler fand, der mit ihm wetteifern konnte, so fiel diesmal auch die Gelegenheit zu Laune oder Unvorsichtigkeiten hinweg; so oft er kam, er sah sie immer gleich kindlich und froh, stets von derselben Liebenswürdigkeit, die ihren äußeren Reiz so wirksam unterstützte und manchmal blitzte unbewußt oder unbewacht ein tieferes Gefühl durch diese täuschende Natürlichkeit, die sie scheinbar auf die Grenze zwischen Weib und Kind führte und sein eigenes Herz höher aufwallen ließ.

Stillschweigend war er ihr Begleiter und Beschützer geworden auf den Bällen und Festlichkeiten, zu denen er mit den Damen ging, und dies nahe verwandtschaftliche Verhältniß zu ihnen, das ihm so manche kleine Rechte und Vertraulichkeiten einräumte, die Hortense klug und geschickt bemerklich zu machen wußte, zwang ihn fast dazu, gleich einem Sohne des Hauses, die Honneurs desselben zu machen.

Die Ankunft der beiden wirklichen Söhne befestigte allerdings nicht gerade das innige Verhältniß, da sie weniger fein spielten, als Mutter und Schwester; indessen ließ die Bereitwilligkeit, womit er ihnen aus momentanen Verlegenheiten half, wenigstens keine Zweifel über seine großen Mittel und seine Generosität aufkommen.

Langsam, aber sicher, so hoffte Hortense, trieb dies Herz ihr zu, wenn auch nur in dem breiten Strome süßer Gewohnheit; denn daß keine Leidenschaft ihn beherrschte, das konnte sie sich nicht verhehlen. Aber von ihm wog jeder Blick und jedes Wort auch schwerer wie von Andern — ein Moment, wo er ihr tiefer ins Auge sah, oder, wo er, ihre Schönheit betrachtend, ihre Hand etwas länger als nöthig in der seinen hielt, war für sie schon eine Liebeswerbung, der nur noch das belebende Wort fehlt.

In That und Wahrheit brachte er seine Abende, wenn er den Tag über sich ernstlich beschäftigt hatte, gern im Hause seiner Tante zu; die langentbehrte europäische Geselligkeit war ihm neu und mit den vielfachen Fäden, die in seine Jugendzeit zurückreichten, auch interessant.

Daß Hortenses Persönlichkeit dieser Geselligkeit eine erhöhte Anziehungskraft verlieh, das stand außer Frage, allein der ernste und tief empfindende Mann schied dies glänzende Außenleben streng von dem stillen und befriedigenden Glück der Häuslichkeit.

Das eigne Heim, Weib und Kind — es war ein unklarer Traum, der ihm vorschwebte und der doch manchmal ihn erfüllte, wenn er Morgens Stunde um Stunde schweigend gelesen und dann sein Mittagsmahl draußen einnehmen mußte, unter fremden, gleichgiltigen Menschen; oder wenn er aus den glänzenden Gesellschaftsräumen der Tante Abends in seine leere, einsame Wohnung zurückkehrte.

Aber niemals erschien ihm in diesen Träumen Hortenses Bild; wenn je er ihnen nachhing, dann geschah es wol, daß er das Tagebuch hervornahm, das so zufällig in seinen Besitz gekommen war und der Gedanke an die Schreiberin

erfüllte alsdann so vollständig seine Phantasie, daß die Eindrücke seiner täglichen Freuden und Zerstreuungen davor in den Hintergrund traten.

Noch immer lag das Buch unter seinen eigenen Papieren, kein Weg schien ihm sicher und discret genug, die Eigenthümerin zu ermitteln und um die Welt würde er zu Niemand von diesem Funde geredet oder gar Jemand einen Einblick in denselben verstattet haben. Er wußte selbst kaum, bis zu welchem Grade die Unbekannte sein Interresse erregt hatte, erst ein unwillkürlich und raschgesprochenes Wort aus seinem eigenen Munde klärte ihn darüber auf.

Es war bei einem jener Plauderstündchen, die er bei seiner alten Freundin, mehr zu ihrer als zu seiner Zerstreuung zu verbringen pflegte, wo ein Scherzwort von ihren Lippen plötzlich den Vorhang von seinen Wünschen und Gedanken hob. Die alte Frau scherzte gern; nachdem sie nach und nach in dem bärtigen Männergesicht, das die Kämpfe und Erfahrungen des Lebens strenger gezeichnet, die Züge ihres Lieblings wiedergefunden hatte aus einer Zeit, wo die Jugend ihnen noch Weichheit verlieh, da forschte sie, kühn gemacht, auch nach dem Herzen, das ihn in stürmischer Begeisterung nicht über die Grenze des Erreichbaren hinausgerissen und sie fand auf dem Grunde desselben die alte Güte und Treue, die früher Jedem auf der Oberfläche sich zeigte. Mit der Erkenntniß, daß er für sie der Nämliche geblieben war, wenn auch sein Verhältniß zum Märzdorffschen Hause sich anders gestaltet hatte, kehrte ihr die alte Vertraulichkeit zurück, und sie wagte hin und wieder eine Frage oder eine Bemerkung, die auf seine künftigen Pläne hinzielte.

„Du bist noch immer ein Gast auf vaterländischem Boden, Erwin", sagte sie einst, „drängt es Dich nicht, heimisch zu werden?"

„Ich bin bei Tante Märzdorf wie zu Haus," sagte er.

„O Kind", erwiderte die alte Frau mit dem leichten Spottlächeln, das sie sich zuweilen über die Verwandten ihres Lieblings erlaubte, „Tante Märzdorf hat elegante Salons, aber ein Haus — ein Haus, wo man froh oder traurig das durchleben kann, was Gott eben schickt, wo man schafft und wirkt — denn irgend ein Pflichtkreis ist doch Jedem zugetheilt — und wo man mal eine stille, gemüthliche Stunde zubringt, solch ein Haus hat doch Deine Tante nicht."

Er nickte nachdenklich mit dem Kopfe; „in einem solchen Salon dürfte allerdings mein Leben nicht verrinnen; aber auch das Haus, das Du mir schilderst, ist traurig, wenn nicht Weib und Kind darinnen wohnt."

„Sicherlich, mein guter Erwin, aber hoffentlich hindert Dich nichts, Weib und Kind zu erwerben?"

„Nichts, als die großen Ansprüche, die ich an meine künftige Frau stelle," erwiderte er lächelnd. „Du wirst mich, im Gegensatz zu der Bescheidenheit, die Deine Parteilichkeit zuweilen an mir entdeckt, anmaßend nennen, wenn ich Dir bekenne, daß ich noch niemals einem weiblichen Wesen begegnet bin, das dem Bilde meiner zukünftigen Gattin entspricht."

Frau Charlotte schüttelte den Kopf; „einem Bilde? Das ist allerdings schlimm; ich dachte Du hättest den alten Idealisten ausgezogen. Hast Du es selbst entworfen, oder hast Du von den Vollkommenheiten gelesen, die Du bis jetzt noch nie und nirgend auf der Welt angetroffen hast?"

„Errathen," sagte er, obwohl er sich nicht enthalten konnte, zu der bedenklichen Miene seiner alten Freundin zu lachen, „ich fand das Bild in einem Buche. Mein Ideal, wenn Du es so nennen willst, ist die Heldin einer Geschichte, aber einer wahren, Tante Charlotte."

„Ach geh" sagte sie abwehrend, „das sagt man, um den Kindern die Geschichte werth zu machen. Fehler haben wir Alle, auch die Heldin Deines Buches, und die größte Schönheit deckt sie nicht zu."

„Die Frau, die ich meine, hat keine äußere Schönheit, um sich dahinter mit den kleinen Teufeleien zu verbarricadiren, die, wie Du sagst, Alle haben. Sie besitzt keine körperlichen Reize, sie ist häßlich."

„Häßlich" rief die alte Dame fast entsetzt, „und das sagst Du so ruhig, als wöge das Wort rein garnichts? Ich halte die Männer für Narren, die ihr Herz dahin geben für ein schönes Lärvchen, aber einer Häßlichen nachzujagen, ist mindestens ungewöhnlich."

„Und wenn sie nun alle übrigen Vollkommenheiten besäße, die ein Weib schmücken, wenn sie statt der schönsten Augen anmuthige Talente hätte, wenn sie sanft und großmüthig, edel und aufopferungsfähig wäre, wenn sie einen klaren Verstand, ein weiches Gemüth und ein tapferes Herz besäße?"

Die alte Frau sah ihn über ihre Brille hinweg einen Augenblick scharf an, als wolle sie ergründen, ob er den Charakter, den er mit so viel Wärme zeichnete, wirklich nur aus einem Buche kenne, dann sagte sie mit Ueberzeugung: „aber eine Frau von diesen Eigenschaften, wenn sie vereinigt sind, kann nicht häßlich sein — niemals! Häßlichkeit beruht im Ausdruck, nicht in der Form und der Adel einer solchen Seele prägt den Zügen seinen Stempel auf."

Was sie sagte that ihm offenbar wohl, obgleich er nicht darauf antwortete, denn er lauschte auf ein leises Klopfen, das draußen an der Thür hörbar wurde, da Frau Charlotte keine ständige Bedienung besaß, die das Anmelden hätte übernehmen können.

Es war noch hell genug, um zu erkennen, daß es ein weiblicher Kopf war, der zur Thür herein schaute, und der herzliche Gruß seiner alten Freundin sagte ihm, daß die Eingetretene ein willkommener Gast war.

„Du hast meine liebe, junge Freundin schon gesehen," sagte sie, an Erwin sich wendend, „aber es ist bereits so dunkel, daß Du sie nicht erkennen wirst, wenn ich Dir ihren Namen nicht nenne; es ist Fräulein Elbing, zu der Du Dich bei Deinem ersten Besuche verirrtest."

Es war das erste Mal in den drei Monaten, die er in seiner Vaterstadt war, daß sie einander trafen; wahrscheinlich hatte sie aus Discretion vermieden, die vertraulichen Ergüsse der lange Getrennten zu stören und da seine Besuche sonst regelmäßig des Vormittags stattfanden, so war sie auch häufig beschäftigt. An diesem Tage war er verhindert gewesen, seiner Gewohnheit zu folgen, er hatte die Plauderstunde in die Dämmerung hineinverlegt und ließ es sich gefallen, daß seine alte Freundin dieselbe verlängerte, indem sie eine Lampe anzündete und ihn nöthigte, wieder in dem Lehnstuhl Platz zu nehmen, in dem er schon als Knabe gesessen.

Er war dem jungen Mädchen, das er nie wieder gesprochen hatte, dann und wann auf der Straße oder auf der Treppe begegnet und dann, aber auch

nur dann, erinnerte er sich ihres glockenreinen Organs und ihrer sanften anmuthigen Weise, die ihn so wohlthuend berührt hatte. Frau Charlotte hatte wol oft von ihrem eignen stillen Leben erzählt, und dann dankbar erwähnt, wie viel Freude und Liebe diese junge Freundin hineintrage, allein er hatte nicht mit vollem Interesse zugehört, hatte niemals wieder daran gedacht und noch weniger sich nach ihren Verhältnissen erkundigt.

Jetzt saß er ihr gegenüber — die Höflichkeit hieß ihn noch ein wenig bleiben, und er lauschte mit einem gewissen Vergnügen ihrer melodischen Stimme.

Sie plauderte liebenswürdig und unbefangen, erzählte von dem Wohlthätigkeitsbazar, der in den nächsten Tagen eröffnet werden solle, von den zweckmäßigen Arrangements, die getroffen seien, und von der Fülle und Pracht der Verkaufsgegenstände, und war erstaunt, ihn im Allgemeinen dieser Art der Wohlthätigkeit abgeneigt zu finden.

„Es ist ein Liebeswerk vereinter Kräfte," sagte sie.

„Aber es hat seine bedenklichen Schattenseiten," erwiderte er, „und ohne die mancherlei Schädigung in Betracht ziehen, die gerade um die Weihnachtszeit diese epidemisch auftretende Krankheit der Bazars für die Geschäfte hat, will ich mich auch nur darauf beschränken, von den moralischen Nachtheilen für unsere Frauen und Töchter zu reden. Man wählt selbstverständlich, so weit nur immer gesellschaftliche Rücksicht es erlaubt, die Jüngsten und Schönsten, denn eben Jugend und Schönheit sollen die Anziehungsmittel sein. Damit sie sich aber wirksam erweisen, wird die liebe Unerfahrenheit gehörig instruirt, das Zünglein naiv, kokett, mit süßer Bitte — je nach dem — in Bewegung zu setzen. Es lernt sich in einer solchen Verkaufsbude an einem Tage mehr, als in zehn Ballabenden. Da wird die Tagestoilette in allen Lichteffecten studirt; da erwacht der Wunsch und der Eifer, den Genossinnen durch eine reich gefüllte Kasse den Triumph der Schönheit zu zeigen und dadurch ein für alle mal den Beweis derselben festzustellen; da kommen kleine Chicanen und Intriguen, Neid und Mißgunst. Und das Alles für die Armen! Ich wette, unter zehn von diesen jungen Damen, die zu Gunsten der Bedürftigen ihre Liebenswürdigkeit verwerthen, denkt kaum eine der Unglücklichen und Elenden; die andern neun erfreuen sich des ungewohnten, reizenden Vergnügens und denken an sich selbst.

Ich habe in Amerika, wo alle unsre gesellschaftlichen Mängel in stärkeren Farben aufgetragen sind, diese Schaustellungen herzlich satt bekommen; wenn ich persönliche Opfer bewundern soll, so müssen sie in anderer Weise gebracht werden."

Das junge Mädchen sah ihn nachdenklich an, offenbar dachte sie nur über das Gehörte nach, das nicht ganz ihren eigenen Ansichten entsprach, aber Erwin mißverstand dies Schweigen.

„Ich hoffe, ich habe Sie mit meiner unumwundenen Meinung nicht verletzt," sagte er begütigend, „es giebt selbstverständlich Ausnahmen, die in einem solchen Bazar mehr sehen, als nur eine neue Art geselligen Amüsements."

Sie lachte; zwischen den etwas zu vollen Lippen wurden zwei Reihen schneeweißer Zähne sichtbar. „Geniren Sie sich nicht; ich agire nur hinter den Coulissen."

„Sie verkaufen also nicht?"

Sie wurde plötzlich wieder ernst. „Nein."

„Und womit, wenn die Frage erlaubt ist, beschäftigen Sie sich hinter den Coulissen?" fragte er.

„Fräulein Veronica hat ein herrliches Bild gemalt, für die Abtheilung der Gemälde, Kupferstiche und Photographieen," fiel Frau Charlotte voll Eifer ein.

„Herrlich! — Wie leicht sind Sie befriedigt, Frau Räthin," sagte das junge Mädchen, das Lob abwehrend.

„Der Preis, der für das Bild kommt, wird es beweisen," beharrte die alte Frau.

Jetzt lachte die junge Malerin mit dem silbernen Ton, der Erwin so sympathisch berührte. „Der Preis beweist — nach Herrn von Märzdorf — nicht den Werth des Bildes, sondern die Anmuth der Verkäuferin," sagte sie. „Darin hat er Recht," fuhr sie mit innigem, fast sehnsüchtigem Tone fort. „Schönheit hat etwas unwiderstehlich Gewinnendes, sie fliegt den übrigen menschlichen Eigenschaften voraus und hat den leichten Sieg schon errungen, ehe noch andere Vorzüge sich entfalten können. Sie ist eine Gottesgabe, wie alles Andere, was den Menschen schmückt und weil sie das ist, sollen wir sie nicht schelten, wenn sie ihre Macht benutzt, Gutes zu thun."

Es lag etwas unendlich Wohlthuendes in diesem Lob der Schönheit aus dem Munde eines Wesens, das sich selbst nicht zu den Auserwählten zählte; sie gehörte jedenfalls zu den Ausnahmen ihres Geschlechts, und um dieser Wahrnehmung willen betrachtete Erwin sie nicht ohne Interesse.

Er hatte seinen Besuch weit über das gewöhnliche Maß hinaus ausgedehnt, er wurde erst inne, wie spät es sei, als die junge Dame sich erhob, um hinabzugehen.

„Das ist ein angenehmes, liebenswürdiges Wesen," sagte er mit Anerkennung, als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, „kommt sie oft zu Dir?"

„Wie Du, fast täglich; nur wählt sie stets die Dämmerstunde, wo ihre Thätigkeit unterbrochen wird."

„Ist sie so fleißig? Du sagtest mir, wenn ich nicht irre, sie sei Lehrerin; da sie dem Bazar ein Bild geschenkt hat, unterrichtet sie wohl im Malen?"

„Ja, aber sie ist so talentvoll, daß sie das sicherlich auch in anderen Künsten und Wissenschaften thun könnte. Sie spielt hinreißend schön und hat eine Stimme, so süß und rein, wie ein Klosterglöcklein."

„Du hast mir das nie gesagt, Tante Charlotte."

Die alte Frau sah ihn verwundert an. „Hörst Du immer so wenig zu, wenn ich Dir etwas erzähle?" fragte sie dann schalkhaft. „Wie oft habe ich wohl von ihr gesprochen, denn weß das Herz voll ist, deß fließt der Mund über, pflegt man wohl zu sagen."

„Muß sie so fleißig sein?" fragte er weiter, „ist es eine zwingende Nothwendigkeit?"

„Das weiß ich nicht; so herzlich und liebenswürdig sie ist, ihre Vertraulichkeit ist nicht groß und sie versteht es, jede Frage abzuwehren. Ich glaube nicht, daß sie in dürftigen oder gar sorgenvollen Verhältnissen lebt, dazu ist ihre Wohnung zu geräumig und nett, ihre Lebensweise, wenn auch einfach, doch zu

gediegen. Ihre Bilder sind gesucht, und ich denke mir, sie giebt Unterricht, um sich ein wenig anregenden Verkehr zu schaffen, vielleicht auch, um eine ganz bestimmte und geregelte Zubuße zu ihren Einkünften zu haben."

Unten wurde eine Klingel gezogen — der Ton schallte hell herauf und Erwin neigte lauschend den Kopf.

„Da wird das Zimmer für den Abend hergerichtet," sagte er lächelnd, „eine trauliche Lampe, ein schönes Buch, aus dem sie mit ihrer weichen Stimme vorliest, das paßt ganz zu der Persönlichkeit."

„Aber nicht zu den Verhältnissen," erwiderte Frau Charlotte, „denn mit dem Vorlesen ist es nichts, da sie keine Zuhörer hat; sie lebt ganz allein."

„Ganz allein?" wiederholte er in einer Art von Bedauern.

„Ganz allein. Aber Erwin, Du hast rein gar nichts gehört von dem, was ich Dir über sie erzählt habe, und das thut mir eigentlich leid, denn ich möchte es gern Jedem sagen, welch ein Engel an Güte und Aufopferung sie für mich war und wie sie noch immer bestrebt ist, meine einsamen Stunden zu erheitern — vielleicht weil sie weiß, was es auf sich hat mit dem Alleinstehen in der Welt. Ich wohne hier ja erst seit einigen Monaten, seit Deine Liebe mich in den Stand gesetzt hat, so angenehm zu leben, und ich war kaum eingezogen und noch ganz fremd im Hause, als mich der Schlaganfall vor Fräulein Veronica's Thür traf. Oder hast Du auch das überhört, daß ich so krank war?"

„Tante Charlotte!" rief der junge Mann vorwurfsvoll, „Du bist doch keine Fremde für mich, deren Erlebnisse mir gleichgültig sein könnten. Gewiß weiß ich, daß Du krank warest und nun fahre nur fort."

„Ja, nun ist es eigentlich aus, Kind; ich müßte Dir denn alle die unerschöpflichen Liebesdienste aufzählen: wie sie Nachts selbst bei mir gewacht hat, nachdem sie mich mit ihrer Dienerin heraufgetragen; wie sie mich gepflegt hat in jeder Stunde, die sie erübrigen konnte, und in ihrer Abwesenheit die alte Sabine schickte; wie sie mir vorlas und mich Morgens fast mit Gewalt herunterholte, weil mein Zimmer nach Norden liegt und der Arzt einen sonnendurchwärmten Raum für mich haben wollte. Seit der Zeit sind wir gute Freunde und noch immer bringe ich ab und an eine Morgenstunde bei ihr zu, wenn sie zu Haus ist, trinke auch wohl mal Abends ein Täßchen Thee bei ihr, was gar gemüthlich ist und bei aller Einfachheit etwas unleugbar Vornehmes hat."

„Und wer sind ihre Eltern oder Verwandten?" fragte er sichtlich interessirt.

„Das kann ich Dir nicht sagen. Sie vermeidet in gar nicht zu mißverstehender Art und Weise, von ihren persönlichen Verhältnissen zu reden; sie hat ein gewisses Etwas, über das man nicht hinüber kommt und jeder Frage einen Damm setzt. Du weißt, wie eingezogen ich seit langen, langen Jahren lebe, ich kenne kaum noch Jemand in der Stadt und meine wenigen alten Bekannten konnten mir keine Auskunft über sie geben. Nur mein Hauswirth sagte mir, sie sei fremd hier und erst vor einigen Jahren hergezogen. Einmal wagte ich zu fragen, ob sie eine Tochter oder Verwandte des Obersten Elbing sei, der in Berenthal das Husarenregiment commandirt und den Dein Großvater wol mal als eines Bekannten erwähnte. Eine ganz entfernte Verwandte, sagte sie, und als ich weiter fragte, ob sie auch aus Berenthal sei, beschied sie mich mit einem freundlichen „Nein,"

das jeder Fortsetzung oder Erneuerung meiner Erkundigungen ein Ziel setzte. Ich bin überzeugt, die Dauer unseres freundschaftlichen Verhältnisses beruht zum großen Theil auf der Vorsicht und Discretion, die ich ihr gegenüber beobachte."

„Jedenfalls ist sie in dieser Zurückhaltung eine Ausnahme, eine wohlthuende Ausnahme ihres Geschlechts," sagte er, „Du kannst Dir zu einer so liebenswürdigen Bekanntschaft gratuliren. Aber es ist spät geworden — ach zu spät," bemerkte er, die Uhr hervorziehend, „um Tante Märzdorf und Hortense zur Oper abzuholen. Sie werden fort sein und ich werde gescholten werden. Leb' wohl, Tante Charlotte; es war eine ganz gemüthliche Dämmerstunde, ich komme bald wieder."

Er ging eilig dem Mittelpunkt der Stadt zu; das große Haus am Brunnenplatz lag in tiefer Dunkelheit, zum ersten Male hatte Hortense ihn vergeblich erwartet.

## Fünftes Kapitel.

So genau Frau von Märzdorf von dem Thun und Lassen ihres Neffen unterrichtet war, so sichere Kunde sie hatte von jeder Bekanntschaft, die er anknüpfte oder erneuerte, von jeder Auszeichnung, die er erfuhr, oder irgend wo erwies, die Besuche bei seiner alten mütterlichen Freundin, die keinen Platz einnahm in der eleganten Welt, unterlagen ihrer Controle nicht. Und Erwin erwähnte sie niemals; er kannte die tief eingewurzelte Abneigung der beiden Frauen gegen einander, die Beide nur seinetwegen äußerlich beherrschten. Frau Charlotte aus Herzenstact, um ihm nicht wehe zu thun, nun er sich offenbar wohl im Märzdorf'schen Hause zu fühlen schien und für Hortense vielleicht ein wärmeres Gefühl in seinem Herzen aufkeimte, als er eingestehen mochte oder wollte; Frau von Märzdorf, um sich nicht in Opposition gegen ihn zu setzen und nicht den Schein einer milden nachsichtigen Frau zu verlieren, die früher falsch von ihm beurtheilt worden war.

Aber indem Erwin es vermied, von seiner alten Freundin zu sprechen, fiel damit auch die Erwähnung der neuen Bekanntschaft hinweg, die er dort angeknüpft hatte. Ein Gefühl, von dem er sich nicht klare Rechenschaft ablegte, ließ ihn schweigen über Veronica, es kam ihm wie ein Mißbrauch der zufälligen Begegnung vor, dieselbe zum Gegenstand von Erkundigungen und Erörterungen zu machen, denen die junge Dame geflissentlich auszuweichen schien.

Aber ihre Begegnungen wurden häufiger. Erwin verlegte wieder und wieder seinen Besuch auf den Nachmittag, wo er Fräulein Veronica zu treffen pflegte und wenn das einmal nicht der Fall war, so war sie es, welche fehlte, nicht er.

Die nächste Woche eröffnete den vielbesprochenen Bazar; er hatte Gelegenheit seine Bemerkungen in vielen Punkten bewahrheitet zu sehen. Wenn Hortense bis jetzt geglaubt hatte, ein weises Maß beobachten zu müssen, das nur hie und da auf Kosten einer ausgesprochenen Kindlichkeit und Naivetät überschritten werden konnte, so sah sie diesmal fast eine Verpflichtung darin, sich nicht ängstlich an die pedantischen Ansichten eines Einzelnen zu binden.

Sie war sehr schön, sehr liebreizend und es war gewiß eine herrliche Wahl, sie unter den Flor herrlicher Blumen und Sträußchen zu stellen, die sie mit so holdem Lächeln dem beglückten Käufer in's Knopfloch zu stecken verstand. Sie konnte von ihrem Verkaufsstande, der dicht umdrängt war, die Eintretenden nicht

sehen, und Erwin zog es vor, sich seitwärts auf einen der Ruhesitze niederzulassen und sich das Schauspiel etwas anzusehen, bevor er einer der Mitspielenden wurde.

Zwei hinter ihm stehende Officiere, deren Achselklappen die Regimentsnummer einer benachbarten Garnison zeigten, thaten wie er, und Erwin wurde Zeuge des halbleise begonnenen Gesprächs.

„Ja, reizend ist sie," sagte der Aeltere, „aber das ist nichts für Dich, mein Junge. Hier kommt es auf das Meistgebot an und Dein Portemonnaie, o weh, o weh!"

„Leider!" tönte ein melancholischer Seufzer. „Uebrigens sollte eine solche Art gezwungener Anleihe, denn das ist doch eine Geldheirath, Privilegium der Männer bleiben, dem zarten Geschlecht steht das garstig."

Der Andere äußerte nicht seine Ansicht darüber, sondern sagte hastig: „Siehst Du den alten Knaben, der sich da heran drängt, seufzend und zitternd wie die Lotosblume? Sieh, der hat Chancen, der hat Hunderttausend baar, und ein schuldenfreies Gut. Aber sieh auch diesen Blick, dieses Lächeln von ihr! Ah, er hat es auf die Rose abgesehen, die sie selbst am Busen trägt, — voilà, voilà; aber sie wird theuer sein, wie Alles, was die schöne Hortense gewährt."

„Hat sie wirklich so wenig Herz?" fragte der jüngere Officier, der fremd in der Gesellschaft zu sein schien.

„Es geht eine Sage, daß das Minimum, was sie daran besitzt, dem Neffen des alten Seladons gehört, dem Regierungsrath von Schlieben. Kennst Du ihn? Nicht? Ein bildhübscher, flotter Kerl, sage ich Dir und ein Gentleman dazu. Er war der offenkundig Bevorzugte, denn er hatte den Onkel zu beerben und es kam nur darauf an, denselben günstig zu stimmen. Fräulein Hortense übernahm das, spielte sich aber, wie alle guten Schauspieler, in Feuer und der alte Esel verliebte sich selbst in sie. Viel Pech für den armen Schlieben, der damit zwei Chancen auf einmal verlor."

„Wieso zwei Chancen?"

Der Andere tippte mit dem Zeigefinger auf die Stirn. „Aber Moriz? Wenn der Alte freien will, ist er doch kein Erbonkel mehr und wenn der Regierungsrath keinen Erbonkel hat, kann er doch nicht freien, wenigstens nicht um Hortense von Märzdorf. Das sah das kluge Mädchen auch ein und sie gab ihm schleunigst den Laufpaß. Ich weiß das aus Schlieben's eigenem Munde, als ihm in der ersten Bitterkeit das Herz überlief."

„Teufel auch," sagte der junge Officier, „die versteht's. Nun, und dieser Zitterer, will der vielleicht warten, bis die letzten Marabouts auf dem kahlen Schädel sich empfohlen haben? Mich dünkt, er hat nicht viel Zeit zu verlieren!"

„Ja, wenn es auf ihn ankäme," lachte der Aeltere der Beiden. „Er hat einen gefährlichen Concurrenten bekommen und Hortense hält ihn einstweilen am sicheren Fädchen. Sie ist viel zu schlau, den Vogel in der Hand fliegen zu lassen, ehe sie den im Baum gefangen hat."

„Wer sitzt denn im Baum?" fragte der junge Officier, „ein Bekannter?"

„O, nein; da ist irgend ein Vetter oder Freund aus den amerikanischen Goldfeldern glaube ich, angekommen. Jedenfalls ist er reicher als der Baron, selbst wenn er unser beider Schulden bezahlt hätte. Dabei, und als Zugabe ist das selbst für Fräulein Hortense etwas, soll er noch jung und stattlich sein. Aber

nun komm, Moriz, sieh die kleine hübsche Windheim präsidirt in der Würfelbude, das ist nicht so sentimental wie Rosen und Vergißmeinnicht."

Die beiden Herren erhoben sich und Erwin verlor sie aus den Augen. Das Gespräch hatte eine unangenehme Empfindung in ihm zurückgelassen, eine Erbitterung, sich zum Gegenstand einer Speculation gemacht zu sehen und ein plötzlicher Widerwillen ergriff ihn gegen das schöne Mädchen, das unter dem Lächeln der Kindlichkeit so viel niedrige Berechnung barg. Wie war es nur möglich gewesen, daß er von der Tante plumpen Kunstgriffen sich täuschen ließ und wie sehr stimmte diese plötzliche Erkenntniß mit seinem frühern Urtheil.

Indessen gebot die Höflichkeit den freundlichen Ton festzuhalten, den sie gewohnt war und außerdem warnte ihn sein Billigkeitsgefühl, der plötzlich erwachten Empfindung ohne weitere Beweise nachzugeben. Er trat an den Blumenstand heran und begrüßte Hortense und sie dankte mit ihrem süßesten Blick, als er eine reiche Gabe in ihre Hand legte.

„Du bist in Anspruch genommen, ich will Platz machen," sagte er, „plaudern läßt sich's angenehmer zu Haus am Kamin."

Ein flüchtiger Triumph blitzte aus ihren Augen; es klang ihr wie der erste Ton der Eifersucht, ein Ton, auf den sie als Symptom wachsender Leidenschaft ungeduldig gewartet hatte. Sie hütete sich, dies aufkeimende Gefühl zu stören und entließ ihn ungehinderter, als sie es wohl sonst gethan hätte.

Unwillkürlich dachte er Veronica's — wie einfach, wie schlicht, wie wahr gab sie sich.

Er ging zu der Bilderbude, wo eine ihm bekannte Dame die Verkäuferin spielte. Die junge Comtesse, deren Bruder das Majorat bekam, hatte sammt ihren Schwestern nur bescheidene Aussichten und war, wie die Mutter sich ausdrückte, auf eine reiche Partie angewiesen. Aber das junge Mädchen war bei höchst einnehmendem Aeußern natürlich und liebenswürdig, es war nicht unwahrscheinlich, daß die mütterlichen Projecte sich erfüllen würden und Erwin, der ein häufiger und bevorzugter Gast des Hauses war, hatte der jungen Dame hie und da kleine Aufmerksamkeiten erwiesen, welche das Herz der Mutter in gesteigerter Erwartung schlagen ließen.

Er bewunderte die ausgelegten Sachen, dann deutete er auf ein schönes Oelbild, in dessen einer Ecke sein scharfes Auge den Namen: „Veronica Elbing" entdeckte. Ein unsäglicher Reiz war über die Landschaft ausgegossen, der ganze poetische Zauber eines stillen Sonntagmorgens, der um die kleine Dorfkirche sommerlichen Duft und Glanz wob.

„Wie ein ruhiges, klares Gemüth," sagte er, es betrachtend und der Künstlerin gedenkend — „ich möchte es haben."

„Das Bild oder das Gemüth?" fragte die junge Comtesse schalkhaft.

„Beides," erwiderte er mit einem leichten Seufzer; „geben Sie mir wenigstens das Eine, was käuflich ist, Comtesse."

Die Augen der jungen Dame blitzten. „Wirklich Herr v. Märzdorf? Es ist ein Prachtstück und doch gebe ich es so gern fort."

Sie nannte eine ziemlich hohe Summe, die Erwin verdoppelte und ihr überreichte. Ein helles Roth freudigen Schreckens flammte in ihrem Gesicht auf.

„Wie herrlich," sagte sie, „Sie erfreuen dreifach: die Armen, die Geberin des Bildes und mich."

„Kennen Sie die Künstlerin, Comtesse?"

„Ja, sie ist meine Lehrerin und" — —

„Weiter doch nichts, Melanie," sagte die Mutter, welche daneben stand, in hochmüthig verweisendem Ton.

Erwin schwieg und empfahl sich den Damen, machte noch einige kleine Einkäufe und verließ den Bazar.

Selten, vielleicht niemals hatte ihn ein Kauf mit solcher Freude erfüllt; es war eine stille Huldigung für die junge, fleißige Künstlerin, die bescheiden im Hintergrunde stehend, mit persönlicher Aufopferung so Schönes schuf und es dann als ein Scherflein ihrer Liebe bot.

Am Abend empfing ihn Hortense mit schlecht verhehlter Erregung; sie nahm garnicht die Möglichkeit an, daß sein Kauf etwas Anderes sein könne, als eine persönliche Auszeichnung der hübschen Comtesse und sie hatte deshalb Stunden des Mißmuths und der Sorge verlebt.

„Geh', geh'," sagte sie, „Du bist ein treuloser Verbündeter. Wie konntest Du meiner Concurrentin zu einem so glänzenden Siege über mich verhelfen?"

Er sah sie groß und erstaunt an; „zu einem Siege? ist dieser Bazar denn ein Kampf- oder Rennplatz?" fragte er ironisch. „Es ist den Armen unendlich gleichgültig, welcher Verkaufsstand die größte Einnahme macht, liebe Hortense, Du hast bei ihnen keine Niederlage erlitten."

Sie biß trotzig in die frischen Lippen. „Wie objectiv Du die Angelegenheit besprichst, die Du doch so subjectiv behandelt hast. Die ganze Stadt bespricht sie und die eclatante Aufmerksamkeit, die für Melanie darin liegt."

Er zuckte die Achseln. „Das Urtheil der ganzen Stadt ist mir gleichgiltig, Hortense, aber das Deine wünsche ich zu berichtigen. Sieh, ich bin und bleibe in gewisser Hinsicht ein Egoist und verbinde gern das Nützliche mit dem Angenehmen. Als ich die Summe gab, die ich für die Armen bestimmte, tauschte ich das dafür ein, was einen wirklichen Werth für mich hatte, und ich würde es von jeder Verkäuferin, ob jung oder alt, unter allen Umständen erworben haben, ich gebe Dir mein Wort darauf. Soll durchaus eine persönliche Auszeichnung damit verbunden sein, so könnte sie höchstens der Künstlerin gelten."

„Und diese Künstlerin ist?" fragte Frau von Märzdorf gespannt.

„Eine junge Dame, die ich bei Tante Charlotte kennen lernte und die sich der alten Frau außerordentlich liebevoll annimmt."

Ein erleichternder Seufzer hob Hortense's Brust. „Ich kenne sie — schade, daß ihre Bilder so viel schöner sind, als sie selbst", sagte sie mit einem Bedauern, das aufrichtig war.

Er lächelte nur; „sind sie das — ich wußte es kaum."

Zu derselben Zeit klopfte es an die Thür der alten Räthin, Fräulein Veronica erschien auf der Schwelle.

„Wollen Sie eine rechte Freude mit mir theilen?" fragte sie. „Denken Sie nur, mein Bild ist um den doppelten Preis verkauft, den das Comité doch

ohnehin schon hoch genug angesetzt hatte. Ich bin ganz glücklich, daß der Zufall sich mir so gütig erweist und mir zu einer so schönen Gabe verhilft."

„Ei, ei, da gratulire ich, mein Kind, und wer ist der Käufer?"

„Herr von Märzdorf, und wir werden ihn tüchtig necken, Frau Räthin, denn es war doch ein gar schöner Mund, der ihm mein Bild angepriesen hat. Es war meine liebe kleine Comtesse Melanie, die es verkauft hat; die Schönheit, ich habe Recht, bleibt immer siegreich."

Die alte Frau wehrte ab. „Nein, nein, Kindchen, Sie kennen ihn nicht, er ist anders, wie andere Männer. Nicht der Schönheit erweist er die Ehre, sondern dem Verdienst. Nein, Erwin ist eben ein feiner Kenner von guten Bildern und von —"

„Wovon?" fragte Veronica unbefangen.

Die mütterliche Freundin verschluckte das unbedachte Wort; „von echten Perlen", sagte sie lächelnd.

## Sechstes Kapitel.

„Nichts auf der Welt ist so schwer zu tragen, als eine Reihe von guten Tagen", pflegte Erwin entschuldigend anzuführen, wenn seine alte Freundin ihn zuweilen still oder zerstreut schalt, und in der That fing der fortdauernde Genuß ohne Arbeit oder regelmäßige Beschäftigung an, auf seinen thatkräftigen Geist ermüdend zu wirken. Der Zeitpunkt seiner früher in Aussicht genommenen Abreise war längst vorüber und dennoch zögerte er, in die alten Verhältnisse zurückzukehren.

Wenn er seinen Aufenthalt in Europa übersah, so geschah es mit einer Unbefriedigung, die einer Enttäuschung nicht unähnlich sah; ihm war, als habe er gesucht und nicht gefunden, oder als warte seiner eine noch ungelöste Aufgabe.

War es die Sehnsucht nach dem Vaterlande gewesen, die war gestillt; dem persönlichen Gefühl gegen seine Familie war Genüge geleistet und die alten Freunde hatte er wiedergesehen. Was denn war es, was ihn hielt und ihm doch das Behagen der erst verlebten Tage und Wochen raubte?

Kein Verlangen und keine Nothwendigkeit zog ihn zurück nach dem fernen Lande seiner früheren Mühen und Entbehrungen, wenn jemals er ein eigenes Heim sich ausmalte, so war es auf deutscher Erde und wenn er sich die Frau vorstellte, die es mit ihm theilte, so war es keine Weltdame voll blendendem Reiz, sondern ein Weib voll Innigkeit und Tiefe, wie die unbekannte Schreiberin des Tagebuchs und sie sprach zu ihm mit Veronicas glockenreiner Stimme. Wie hell und lieblich sie war, wie süß die Lieder, die sie sang, denen er zuweilen, ungesehen von ihr in dem Stübchen seiner alten Freundin mit Entzücken lauschte.

„Ein Heim", sagte er endlich, „das ist es was mir fehlt und mich unbehaglich macht, ja ein Heim auf deutscher Erde; ich will mich ankaufen."

Schneller als er gedacht, konnte er den Wunsch befriedigen, denn nachdem Frau von Märzdorf seinen Entschluß mit glückstrahlendem Lächeln vernommen, waren alsbald mehr gute Freunde mit Rath und Vorschlägen zur Hand, als er brauchte. Der Zufall kam dabei seinen Wünschen zu Hilfe, ein herrliches, der Stadt nicht fern gelegenes Rittergut stand wegen Erbschaftstheilung zum Verkauf und der große Landbesitz versprach Erwins Thätigkeit ein genügendes Feld.

Schon die Besichtigung, der Erwerb und die damit verbundenen Geschäfte, die Baupläne und Veränderungen, die er zu treffen beabsichtigte, gaben ihm Frische und Rührigkeit zurück und dieser Eifer und Schaffensdrang, der doch nur seine eigentliche Natur zur Geltung brachte, ließ ihn in einem neuen, liebenswürdigen Lichte erscheinen.

Man legte zwar dieser plötzlich entfalteten Thätigkeit besondere Zwecke und Ziele unter und interessirte sich nicht allein für das Haus, welches er baute, sondern auch für die Frau, die er hineinführen werde.

Wenn Hortense selbst im Stillen auch nicht bangte für die Verwirklichung ihrer Pläne, wenn sie im Gegentheil eine Bestätigung ihrer Hoffnungen darin fand, daß Erwin erst eine ihrer würdige Stätte schuf, ehe er um ihre Hand warb, so gab es doch Leute, die an ihrem Siege zweifelten.

Sie hatte der Auffassung ihres Bekanntenkreises nur einen etwas verstärkten Ausdruck verliehen, wenn sie in jenem Bilderkauf eine Niederlage für sich sah und die Mutter der jungen Comtesse glaubte sich berechtigt, Erwin wegen dieser Liebenswürdigkeit in den allernächsten Kreis ihrer Bekannten zu ziehen.

Allerdings gab es darüber auch praktischere Ansichten, da man wie im geselligen so auch im gewerblichen Eifer dem Wohlthäthigkeitssinne durchaus noch ein anderes Motiv beigesellen wollte. Der Kunsthändler, der hier und da ein Gemälde von Veronica ausstellte, sah in dem reichen jungen Herrn von Märzdorf einen Kunstfreund, der die Schöpfungen des jungen Mädchens besonders schätzte.

„Es kommen nicht viele Bilder von ihr auf den Markt,“ sagte er, als Erwin eines Tages bei ihm einkehrte, „die Dame läßt es sacht angehen, denn sie lebt in guten Verhältnissen. Aber wenn Sie Liebhaber sind, Herr von Märzdorf, ich habe ein ganz exquisites Blatt von ihr, ein reizendes Aquarell, das einzige freilich, womit ich Ihnen in diesem Augenblicke dienen könnte.“

Es war so viel über den Ankauf des großen Bildes gesprochen — und wenn auch Niemand das eigentliche Interesse errieth, mit dem er es als ein theures Andenken erworben, so war seinem Zartgefühl doch schon das Deuteln und Reden lästig, mit dem man an seinem verborgensten Gefühle rüttelte. Das Motiv, das ihm der Kunsthändler unterschob, war ihm bequem, das unnütze Geschwätz zu entkräften; erfreut ging er auf den Vorschlag ein.

Es war ein Aquarell, ein Blumenstück voll Zartheit und köstlicher Frische, so täuschend, daß der krystallhelle Tropfen auf dem Lilienblatt zu zittern schien.

„Ja es ist wirklich ein werthvolles Blatt,“ sagte der Kunsthändler, sich an Erwins Entzücken erfreuend, „schade, daß sie dergleichen selten malt. Das heißt in einigen Wochen habe ich doch etwas Aehnliches zu erwarten, sie hat mir das fest zugesagt und sie ist eine Dame von bewundernswerther Zuverlässigkeit, voll äußerster Rücksicht. Es wird aber ein Geschenk und daher ist es noch ein Geheimniß und natürlich nicht käuflich.“

Erwin war angenehm erregt; das Aquarell war reizend und der Gedanke an das junge Mädchen versetzte ihn stets in eine wohlthuende harmonische Stimmung. Er ging, diesem Gedanken nachhängend, dem Hause der Vorstadt zu, ohne zu bedenken, daß es doch eine ungewohnte Besuchszeit sei und er hörte zu seinem Verdruß, daß Frau Charlotte ausgegangen sei.

Unten sang Veronica weich und hell, der innige Laut lockte ihn mit wunderbarer Macht. Einige Augenblicke, als er lauschend auf ihrem Vorplatz stand, überlegte er, ob er sich bei ihr melden lassen solle, dann fiel ihm ein, daß sie diesen ersten Besuch wunderbar, vielleicht verletzend finden könnte, wenn er mit einiger Absichtlichkeit in Abwesenheit der alten Freundin gemacht wurde. Er war in Europa, nicht in Amerika und hielt fast eifersüchtig für sie die Formen fest, welche die Mütter der deutschen Gesellschaft für ihre Töchter beanspruchten. Der Klang ihrer Stimme wirkte noch nach in seiner Seele, als er sein Zimmer betrat; obgleich es hoch und hell mit Comfort ausgestattet war, schien es ihm öde und einsam.

„Es ist die uralte Junggesellenkrankheit," sagte er zu sich selbst, „ich muß treiben, daß mein Haus fertig wird, und dann, ja dann — — —"

Auf dem Tische lag Veronicas Aquarell, das unterdessen geschickt war; die Blumen, von ihrer Hand gemalt, erschienen ihm wie ein freundlicher Gruß. Er nahm es und betrachtete es lange, dann schrieb er einer plötzlichen Eingebung folgend auf die Rückseite:

Zart wie Maien dein fröhlicher Scherz,
Keusch wie Lilien dein jungfräulich Herz,
Warm wie Rosen dein innig Gemüth,
Lieblich wie Glocken dein wunderbar Lied!

Wie in Spielerei setzte er seinen Namen darunter; und als dann diese Huldigung, die so lange unausgesprochen in seiner Brust gelebt, plötzlich in Worten gefaßt, schwarz auf weiß vor ihm stand, war es ihm, als habe ein Anderer ihm plötzlich die Augen geöffnet, und als müsse er das neu entdeckte Geheimniß hüten. Er legte das Bild in eine kleine Mappe, um es in seinen Schreibtisch zu verschließen, und das Tagebuch, das so wundebar in seinen Besitz gekommen, fiel ihm in die Augen. Er legte die Mappe dazu; gehörten sie nicht zusammen, glich die geheimnißvolle Schreiberin nicht Veronica?

Wie eine plötzliche Offenbarung kam es über ihn und so mächtig wirkte die Ueberraschung seines eigenen Gedankens auf ihn, daß ihm das Blut siedend heiß in die Schläfen stieg und er in einem plötzlichen Bedürfniß nach Luft, trotz der strengen Kälte den Fensterflügel aufstieß.

Wenn sie es wäre, dachte er unruhig auf- und abschreitend und doch frohlockend, daß er nun eine Spur gefunden, die sich verfolgen ließ. Er wäre am liebsten gleich am Nachmittag wieder zu seiner alten Freundin gegangen, um wo möglich Veronica zu begegnen und sie zu fragen, ob sie während jenes Brandes in dem betreffenden Hotel gewesen sei, allein er war zu Mittag bei Frau von Märzdorf und sollte die Damen am Abend zu Melanies Eltern begleiten, wo zur Geburtstagsfeier der Gräfin lebende Bilder gestellt wurden, in welchen Hortense einen hervorragenden Platz einnahm.

Zum ersten Mal sollte er Veronica in einem fremden Hause begegnen. Hortense hatte ihm gesagt, daß dieselbe, aus Gefälligkeit gegen Comtesse Melanie, die Bilder stellen würde, die in vielfachen Proben bereits als vollkommen gelungen zu betrachten seien.

Er war still und zerstreut bei Tisch, die Frage, ob Veronica die Schreiberin sei, drängte sich immer in seine Gedanken und erschwerte ihm die Aufmerksamkeit auf

Hortense's Geplauder. Aber auch dieser Mittag verging und der Abend kam, der ihm die Lösung des Räthsels bringen sollte.

Er wurde im Hause der Gräfin, wie immer, von den Damen mit der gewinnenden Vertraulichkeit empfangen, die Anderen so bedeutungsvoll erschien und an ihm selbst spurlos vorüberging. Er ließ die Bilder still an sich vorüberziehen, gleichgiltig fast gegen die Summe weiblichen Liebreizes und echt künstlerischer Anordnung, die sich darin entfaltete. Ueber all die Schönheit hinweg zogen seine Gedanken hinter die Scene, wo Veronica, neidlos und gütig wie immer, den bevorzugten Schwestern mit fröhlicher Geduld dienstbar war.

Eines der Bilder war unter dem lebhaften Beifall der Versammlung zweimal zur Ansicht gekommen, es blieb nur ein letztes zu zeigen, eine reizende Kindergruppe. Aber, noch ehe die kleine Schaar sich um Veronica sammelte, ertönte unten auf der Straße in raschem Tempo das Feuersignal. Eine augenblickliche Stockung in der Festesfreude entstand. Es war eine natürliche Aufregung unter den Gästen, man schickte Diener hinab, um nach dem Orte des Feuers zu fragen und im Nebenzimmer wurde ein Fenster geöffnet, um hinauszuspähen.

Die beiden ersten Mittheilungen lauteten einander widersprechend, aber es wurden dadurch zwei Familien beunruhigt, deren Wohnungen in der Nähe lagen und die nach Haus verlangten. Die Gräfin war trostlos über die ominöse Unterbrechung, aber mit all der liebenswürdigen Gastlichkeit, die sie zu entfalten verstand, gab sie den Befehl zum Anspannen, damit keine Verzögerung entstehe, falls eine der Nachrichten sich bewahrheiten sollte.

Einige der Herren, unter ihnen Erwin, waren inzwischen selbst hinabgeeilt, da der Lärm sich mehrte, das Feuersignal unabläßig ertönte und eben die erste Feuerspritze vorbeirasselte. Von den aufsitzenden Feuerwehrleuten erhielt man sichere Nachricht; die Brandstätte war weit entlegen in der Marienvorstadt, keiner der Anwesenden wurde dadurch bedroht, wie die Gräfin mit befriedigtem Lächeln unter den Gruppen verkündete.

„Keiner!“ — an Veronica hatte sie entweder nicht gedacht oder sie nicht in Betracht gezogen, sie wurde erst aufmerksam, als sie im Nebenzimmer eine lebhaft gesticulirende Gruppe junger Herren und Damen, letztere noch in ihren malerischen Costümen, bemerkte, die ein junges Mädchen in einem dunklen Seidenkleide umstanden, das in der Einfachheit ihrer Toilette garnicht in die glänzende Versammluug zu passen schien. Alle überragend fiel Erwins hohe Gestalt in die Augen, der so lebhaft zu der jungen, anspruchslosen Dame sprach, daß die Gräfin voll Interesse näher trat.

„Ach Mama, denke nur das Unglück, das Feuer ist Haus an Haus mit Fräulein Elbings Wohnung“, rief die kleine Melanie ihr entgegen, „wir sind ganz bestürzt und rathlos.“

„Ich nicht, liebe Comtesse“, versetzte Veronica sehr gefaßt, „ich muß aber auf der Stelle fort.“

„Fort?“ rief die Gräfin in einem wenig liebenswürdigen Tone, der ihr Erstaunen ausdrücken sollte, „aber mein bestes Fräulein, das ist doch unmöglich Ihr Ernst! Sie sind doch gewiß assecurirt, — was hat eine Dame in Ihren Verhältnissen — ich meine eine alleinstehende,“ — verbesserte sie den kleinen Hoch-

muthsfehler, „denn zu verlieren, was ihr die Assecuranz nicht ersetzte? Nein, Fräulein, von Fortgehen darf wirklich keine Rede sein; es restirt ja noch das letzte Bild, und sie werden es begreiflich finden, daß ich nach aller Mühe, die Sie uns mit den Costümen verursacht haben, nun auch im Interesse meiner Gäste, das Bild dargestellt wünsche."

Ein flüchtiges Roth bedeckte einen Augenblick Veronicas bleiche Wangen, ein bittender Blick aus den sammetdunklen Augen schloß Erwin den Mund, der die Lippen schon zu einer scharfen Entgegnung geöffnet hatte.

„Es hat mir eine besondere Freude gemacht, Comtesse Melanie eine Gefälligkeit zu erweisen, Frau Gräfin", sagte sie ruhig, „ich bedaure sie nicht weiter ausdehen zu können. Ich muß fort und zwar auf der Stelle, mir fehlt die Ruhe und selbst das Recht hier zu bleiben."

„Aber mein Gott, wen und was haben Sie denn zu Haus?" rief die Gräfin auf's Höchste piquirt, es gänzlich übersehend, daß sie auf ein vagues Gerücht hin für ihre Standesgenossen den Wagen hatte in Bereitschaft setzen lassen, um keine Zeit zu verlieren.

„Eine treue, hochbetagte Dienerin und mein Hab und Gut, Frau Gräfin," erwiderte sie.

„Sie kommen ja garnicht durch das Gedränge, Fräulein Elbing; eine Dame allein, und in dieser späten Abendstunde! Ich muß Ihnen nämlich zu meinem Leidwesen bemerken, daß ich in diesem Augenblick keinen von den Dienern entbehren kann und —"

„O, ich bitte, Frau Gräfin", fiel Erwin ein, der seine zornige Erregung nicht länger zu bekämpfen vermochte, „thuen sie nicht mir und meinem Geschlecht zu nahe; wie können Sie denken, daß auch nur ein Einziger unter uns, unter diesen besonderen Umständen, den Schutz eines Dieners als ausreichend für die Dame erachten würde? Ich werde mir die Ehre nicht nehmen lassen, sie selbst zu geleiten."

Die Gräfin war über diese unvermuthete Wendung, die ihr Erwin entführte, so sehr bestürzt, daß die gewandte Frau einen Augenblick um eine passende Erwiderung verlegen war. Sie hatte sich so viel von dem Erfolg dieses Abends für Melanie versprochen, und nun ließ ihn eine übertriebene Galanterie sich dieser obscuren Malerin annehmen.

„Nein, nein, Herr von Märzdorf, unmöglich," bat sie; „der Entschluß des Fräuleins, wenn er denn nicht zu hindern ist, darf keine weiteren schlimmen Folgen für mich haben. Ich habe auch schon einen Ausweg, — der Wagen ist ja glücklicher Weise noch angespannt und er wird Fräulein Elbing wohlbehalten hinbringen."

„Bitte, bitte, mein Fräulein, säumen Sie nicht, und vor allen Dingen thun Sie mir nicht weh durch einen Einwand, den ich nicht gelten lasse", drängte Erwin, als Veronica sich mit einem ablehnenden Dankesworte einmischte, „die Frau Gräfin hatte sehr Recht, auf das Gedränge aufmerksam zu machen, der Wagen würde nicht weit vordringen und selbst die Obhut eines solchen ist mir ungenügend. Die Dame wird an meinem Arm am schnellsten und sichersten vorwärts gelangen."

Die Gräfin trat, halb beleidigt, halb befremdet, zurück; befremdet, weil

sie durchaus kein Motiv für die Freundlichkeit fand, die Erwin diesem bescheidenen und keineswegs schönen Mädchen erwies, das nicht einmal zur Gesellschaft gehörte.

„Wir werden aber doch auf das Vergnügen rechnen dürfen, Sie zu Tisch wieder hier zu sehen, da der Weg nicht allzuweit ist?“ fragte sie etwas verstimmt.

„Ich werde zu meinem Bedauern mir wahrscheinlich diese Freude versagen müssen, Frau Gräfin. Wenn ich Fräulein Elbing sicher heimgeleitet habe, so wird mich eine andere Pflicht dort festhalten. Meine treue, alte Freundin, die Beschützerin meiner Kinderjahre, wohnt nämlich in jenem Hause und sie hat unzweifelhaft das Recht, in diesen Stunden der Angst auf mich zu zählen.“

Er nahm sich nicht die Zeit zu weitern Auseinandersetzungen, da ein Diener eintrat und meldete, daß Fräulein Elbing bereit sei.

„Es ist zwar ein etwas weit getriebenes Attachement an die alte, prätensieuse Freundin, aber immerhin ist es eine Erklärung“, äußerte die Gräfin zu Frau von Märzdorf, die trotz des eigenen Aergers eine gewisse Schadenfreude nicht unterdrücken konnte. „Wäre diese junge Person, die er so empressirt in seinen Schutz nimmt, nicht so häßlich, man hätte glauben können, er fände Geschmack an ihr.“

Unterdessen schritt das junge Paar auf der belebten Straße schnell und schweigend dahin. Der Lärm hatte aus diesem Stadttheil sich hinübergezogen in die Vorstadt, die Feuersignale waren verstummt, aber bei einer Biegung durch die Straßen sahen sie rothen Gluthschein am Himmel und Erwin fühlte den Arm des jungen Mädchens, der in dem seinen lag, leicht erschauern. Unwillkürlich zog er ihn fester an sich. „Es liegt ein Streif Garten zwischen den Häusern, der sie trennt,“ tröstete er, „die Hilfe nach dem ersten Alarm war prompt zur Hand. Sie dürfen nicht so zittern, bevor Sie nicht wissen, ob Sie denn wirklich bedroht sind. Allerdings hat Feuer etwas Aufregendes und Verwirrendes, aber ich glaube, Ihre Besonnenheit wird doch Stand halten, selbst wenn die Gefahr größer sein sollte, als ich sie schätze. Haben Sie jemals ein Feuer in der Nähe gesehen?“

„O, in allergrößester“, antwortete sie, „ich war gewissermaßen einmal persönlich davon bedroht. Es ist noch ein ziemlich neues Erlebniß; es war vor wenigen Monaten in Hamburg, wo das Hotel in Brand gerieth, in welchem ich mich auf der Durchreise befand.“

Er zuckte so merkbar zusammen, daß sie es fühlte. „Traten Sie fehl?“ fragte sie besorgt.

„Nein, o nein“, sagte er, den Jubellaut unterdrückend, der sich Bahn brechen wollte. „Aber wie seltsam, auch ich war in jener Nacht dort und so weit ab von der Stätte, wo Noth und Gefahr uns gemeinsam betraf, hat der Zufall uns hier zusammengeführt. Hoffentlich hatten Sie keinen Verlust zu beklagen durch diesen Brand?“

„An Effekten wenig; aber ich büßte Papiere ein, die mir werthvoll waren,“ sagte sie mit einem leichten Seufzer. „Ich hatte genug zu thun, meine alte Sabine, die eine Treppe höher im Hinterhause schlief und vor Schrecken vollständig den Kopf verloren hatte, hinabzubringen und unterdessen hatte man meine Koffer auf's Straßenpflaster spedirt. Es ist natürlich, daß auf diesem Wege manches verloren ging. Deshalb war es ein Gebot der Nothwendigkeit für mich, heimzukehren, und ich bin dem Zufall sehr dankbar, daß die Pflicht Sie denselben Weg führte.“

Der Zufall? War es ihr denn so unangenehm, ihm etwas zu schulden, oder war sie so bescheiden, daß sie gar nicht die Möglichkeit annahm, daß er ein Interesse an ihr nahm. Ach und welches und wie lange schon!

„Die arme Frau Räthin", begann sie wieder, nach ihrer Weise immer der Andern gedenkend, „wie gut, daß Sie nun mitkommen. Ich hoffe, wenn sie uns Beide sieht, wird sie Muth schöpfen."

Sie waren jetzt der Brandstätte so nahe gekommen, daß sie, trotz der Menschenmenge, die den abgesperrten Raum begrenzte, sehen konnten, daß das Feuer sich auf das zuerst ergriffene Haus beschränkt habe, das allerdings der Vernichtung preisgegeben schien. Mit Mühe nur gelang es Erwin, sich bei der wachthabenden Schutzmannschaft zu legitimiren und die Dame an seinem Arm als eine Anwohnerin glücklich durchzubringen.

Bis dahin hatte ihr Arm wohl mit Aufgebot aller Willenskraft ruhig in dem seinigen gelegen, jetzt flog sie, sich losmachend, die Treppe hinauf auf den Vorplatz, wo die alte Sabine rathlos und zitternd inmitten eines Haufens von Kleidungsstücken und Glasgeschirr stand, für welches sich kein Retter fand, da die Hilfreichen Werthvolleres fortschafften.

Jetzt gebot Erwin dem Allen Einhalt und wenn er seine alte Freundin auch um Vieles ruhiger fand, als er gedacht, so wirkte doch sein Erscheinen wie das Eintreffen des Feldherrn auf dem Kampfplatze. Er befahl und ordnete an, überall, und die oft geprüfte Selbständigkeit des jungen Mädchens schwand diesmal dahin, in dem süßen langentbehrten Gefühl, einen Schützer und Berather zu haben.

Als die hoch auflodernden Flammen endlich in sich zusammensanken und nur noch hier und da aus den rauchenden Schutthaufen züngelten, kehrte auch in dem gefährdeten Nachbarhause die Ruhe zurück. Die Menge auf der Straße verlief sich, nur die Wachtposten blieben auf der Brandstätte und es wurde still.

Erwin war der letzte, der ging, und zum ersten Male lag eine Innigkeit und Weichheit in dem Ton, womit er Veronica gute Nacht wünschte und ihr nun Ruhe anempfahl nach der Aufregung, der ihr Herz wie ein langvergessener Klang aus schöner Zeit traf.

Wie beglückend war solch ein Schutz in der Stunde der Gefahr, wie hebt die Hand des Mannes spielend die Last, die das Weib zu Boden drückt.

Veronica erschrak über ihre eigenen Gedanken; war die Selbständigkeit die nach so herben Täuschungen und Verlusten ihr so köstlich erschien, ihr nichts mehr — hätte sie sie hingeben mögen?

## Siebentes Kapitel.

So war es denn gelöst, das Räthsel, das ihn so lange beschäftigt hatte und es war der Instinct des Herzens gewesen, der ihn bereits zu der jungen, einsamen Künstlerin zog, noch ehe er die Aehnlichkeit ihres Wesens mit dem geistigen Bilde vergleichen konnte, das sie ahnungslos von sich entworfen, als sie ihre geheimsten Gedanken und Gefühle den Blättern ihres Tagebuchs anvertraut hatte. Wie ein köstlicher Schatz, den er zu heben berufen war, lag diese reine, jungfräuliche Seele vor ihm — das eine, das letzte Ideal seines Lebens hatte sich ihm treu erwiesen.

Hatte früher eine gewisse Gleichgültigkeit der Frische seines Wesens Abbruch gethan, so brach sich jetzt eine Lebhaftigkeit und Elasticität des Geistes bei ihm Bahn, die bewies, daß diese Kraft nur geschlummert habe und jetzt einem bewußten, wenn auch verschwiegenen Ziele zustrebte.

So keck und kühn hatte er einst den Kampf mit dem Leben aufgenommen, so siegreich war er hervorgegangen aus Schmerzen und Irrthümern, Verfolgungen und Entbehrungen, er war innerlich und äußerlich ein freier Mann geworden und nun er ihr Aug' in Auge gegenüberstand, überkam ihn ein Zagen, zu gestehen: „ich habe Dich gesucht!"

Wollte sie sich denn auch finden lassen, — würde dieses bitter getäuschte, leicht verletzbare Herz zum zweiten Mal sich vertrauend hingeben, um unter den Strahlen echter, warmer Liebe auf's Neue zu erblühen?

Niemals färbte die Freude ihre bleichen Wangen höher, niemals leuchteten die sanften Augen heller, wenn er erschien, und weder Ermuthigung noch Hoffnung sprach aus ihrem ruhigen Wesen, sondern nur die Freundlichkeit, die sie Jedem spendete, dem Höchsten, wie dem Niedrigsten.

Aber stiller wurde sie in dem Maße, wie er zuversichtlicher und froher schien und Frau Charlotte erzählte, daß ihre Lieder verstummten. Sie kam viel seltener in den Dämmerstunden zu seiner alten Freundin, die er so regelmäßig einhielt, aber immer, wenn er sich beklagte, hatte sie einen glaubwürdigen Vorwand.

Indessen betrieb er seinen Bau auf dem Gute draußen mit auffallendem Eifer; mit dem Frühling, mit Blüthenduft und Vogelsang wollte er dort einziehen, wie Frau von Märzdorf lächelnd und mit geheimnißvoller Beziehung ihren Bekannten vertraute.

Veronica war es, deren künstlerischer Geschmack ihm überall Rath ertheilen mußte.

„Helfen Sie mir," bat er einmal, „schonen Sie meine Kasse nicht, wählen Sie für mich, was immer einer Frau schön und anmuthend erscheinen könnte."

„Einer Frau?" hatte seine alte Freundin frappirt gefragt, während es um des Mädchens Lippen wie still verhaltener Schmerz zuckte.

„Nun ja — einer Frau! Wer baut, soll weit hinaus sorgen," erwiderte er, „selbst in der inneren Einrichtung."

„Schon recht, aber wie kann man den Geschmack einer Frau treffen, die man nicht kennt, Erwin?"

„Eben, weil das schwer ist, bitte ich Fräulein Veronica, zu entscheiden. Nehmen wir an, sie hätte gleiche Neigungen und Bedürfnisse, wie die einstige Bewohnerin."

„Erwin," sagte Frau Charlotte ernsthaft, als das junge Mädchen etwas später hinabgegangen war, „Du solltest Acht auf Dich haben. Du hast da spielend etwas sehr Kostbares, sehr Zerbrechliches in die Hand genommen: ein junges, weiches, demüthiges Herz! Leg' es hin, Erwin, und zerbrich es nicht."

Der junge Mann erfaßte ungestüm ihre welken Hände; „Tante Charlotte, ich weiß, was dies Herz werth ist und Du irrst, wenn Du glaubst, ich halte es in meiner Hand. Es ist die Geschichte vom verborgenen Schatz; wer zu früh, oder wer das unrechte Wort spricht, der kann ihn nicht heben, sondern hat ihn verloren für immer!"

Einen Augenblick sah die alte Frau ihn erstaunt und ungläubig an, dann lächelte sie schalkhaft und legte den Finger auf den Mund.

„Weißt Du auch, daß man sagt, sie sei nicht schön?“ fragte sie nach einer Weile.

„Ja, aber ich glaube es nicht.“

Wieder nickte sie zufrieden und damit ruhte das Gespräch.

Einige Zeit später erzählte sie ihm, daß Veronica auf drei Tage verreist sei, um sich in einem benachbarten Orte ein Rendezvous mit einer Jugendfreundin zu geben. „Ich habe ihr zugeredet,“ fügte sie hinzu, „sie sieht bleich und müde aus; eine Erfrischung thut ihr gut auf dem beschwerlichen Wege, den sie durch's Leben geht und von dem sie nicht weiß, wie lang er noch ist.“

Es war am Vorabend ihrer Rückkehr, als Erwin wieder bei seiner alten Freundin anklopfte. „Heute mußt Du mir hülfreich sein, Tante Charlotte, denn morgen ist ein wichtiger Tag, vielleicht der entscheidende. Morgen ist Veronica's Geburtstag und —“

„Das hast Du der strengen Zurückhaltung des Mädchens abgelockt?“ unterbrach sie ihn erstaunt.

Er wehrte ab; „o nein, ich erfuhr das auf ganz besonderem Wege und ich erzähle es Dir ein anderes Mal. Ich weiß, daß dieser Tag nicht ohne schmerzliche Erinnerungen für sie ist und ich möchte morgen Alles, ach, Alles auslöschen, was sie betrübt! Ich habe unten zwei Gärtnerburschen mit schönen blühenden Töpfen, wie Veronica sie liebt, und habe, um das Aufsehen zu vermeiden, zum Transport die Abendstunde gewählt. Kannst Du mir den Eintritt in ihre Zimmer verschaffen, da die alte Sabine, wie Du sagtest, mit ihr fort ist?“

„Nichts leichter, mein guter Erwin, und wenn es auf eine so liebe freundliche Ueberraschung abgesehen ist und ich dabei die Oberaufsicht führe, da wird es keine Indiscretion sein, wenn ich Dich einlasse“, meinte Frau Charlotte.

Mit einem eigenthümlichen, fast an Ehrfurcht grenzenden Gefühl betrat er den Raum, der die stille Welt des jungen Mädchens abschloß.

Die hübsche, gediegene Einrichtung, aus besserer Zeit stammend, war wohlerhalten, man sah auf den ersten Blick, daß hier die Wohnung einer Frau sei, deren Schönheits- und Ordnungssinn in gleicher Weise ausgebildet war. Es war das Zimmer, das er bei seinem ersten Eintritt in das Haus irrthümlich betreten, wo er Veronica am Fenster malend getroffen und er fragte zweifelnd, ob dies ihr Atelier sei.

Frau Charlotte verneinte und öffnete eine zweite Thür, während die Gärtnerburschen, die inzwischen heraufgekommen waren, ihre Blumen und Blattpflanzen in Gruppen vor den Fenstern arrangirten, oder die Ecken des großen Zimmers damit ausfüllten.

„Dies ist ihr Atelier“, sagte Frau Charlotte mit einem gewissen Stolz, „es muß eine besondere Veranlassung gewesen sein, daß sie an jenem Morgen hier gemalt hat; bei Staffeleibildern würde das unmöglich sein, des Lichtes wegen. Du hast nun zwar im Atelier nichts zu thun, aber in Ansehung, daß ein solches einem Fremden eher zugänglich ist, als ein Wohngemach, will ich mir die Erlaubniß nehmen, Dir etwas Schönes zu zeigen, was meiner Besorgung anvertraut

ist. Sieh diese Azaleen", sagte sie, auf ein reizendes Aquarell zeigend, das noch uneingerahmt in einer Mappe lag, „sind sie nicht wie lebend, ist man nicht versucht, das trockene Blättchen dort herauszupflücken? Du kamst gerade noch zu rechter Zeit, um es zu bewundern; der Kunsthändler, dem zu Gefallen es Veronica in dieser vielbeschäftigten Zeit gemalt, weil sie sich ihm verpflichtet glaubt, muß es jeden Augenblick zum Einrahmen abfordern lassen, da das Bild morgen an irgend Jemandes Geburtstag ein Geschenk abgiebt. Ist das nicht eine wahrhaft köstliche Gabe, ist sie nicht mit unendlichem Fleiß gemalt? So gewissenhaft sind wohl Wenige; Veronica ist nicht eher abgereist, als bis der letzte Pinselstrich dem Bilde die Vollendung gegeben hatte, und lieber ließ sie eine von den wenigen Erholungsstunden schwinden, als daß sie ihr Versprechen nicht in vollem Umfange erfüllt hätte."

Erwin's Augen leuchteten. „Ja, sie ist groß in Allem, was sie denkt und thut."

Er beugte sich nieder auf das Blatt, um es genauer zu betrachten, und Frau Charlotte kam ihm diensteifrig zu Hilfe.

„Warte, Kind; das Licht fällt schlecht und Du siehst nicht gut", sagte sie, zur Seite tretend; „sieh so!"

Sie kam nahe heran, aber in diesem Augenblicke zitterte die Hand, die die Wachskerze hielt, und zwei Tropfen, glühend heiß, fielen in den Kelch der Azalee.

Die alte Frau schrie auf im Tone höchsten Schreckens — sie war so bestürzt über das Unglück, das sie angerichtet, daß sie wie vernichtet auf einen Stuhl sank.

„O, mein Gott, mein Gott, was habe ich gethan!" rief sie im Tone völliger Verzweiflung, „was wird Veronica sagen, sie, der ich so vielen Dank schulde! Mir hat sie dies kostbare Bild anvertraut, und ich, ich mißbrauche dies Vertrauen und vernichte ihre Mühe!"

Der tiefe Kummer der alten Frau rührte Erwin, der selbst in peinlicher Verlegenheit stand. Dazu kam die unangenehme Wahrscheinlichkeit, daß der Tag, welchen er zu einem frohen und festlichen für Veronica zu machen hoffte, dem er die Entscheidung seines eigenen Lebens anheimgeben wollte, nun von vornherein eine Mißstimmung in seinem Schooße trug. Sein unerlaubter Eintritt in ihr kleines Heiligthum, das die Veranlassung zu dem Unfall gab, wurde schwerlich im richtigen Lichte angesehen und ihm lag doch Alles daran, ihr ein Lächeln der Freude abzugewinnen, ehe der gerechte Verdruß ihre Stirn umwölkte.

„So hilf mir doch wenigstens mit einem Rath", bat die alte Frau fast weinend. „Veronica ist dem Kunsthändler so sehr verpflichtet, er hat so großen Werth gerade auf dieses Bild gelegt, das ein Geburtstagsgeschenk sein soll — wie komme ich da heraus, Erwin, ohne Veronica vielleicht ernstlich in ihren Beziehungen zu diesem Herrn zu schädigen?"

„Ich wüßte vielleicht eine Auskunft", unterbrach er die Pause peinlichen Nachdenkens — „ich müßte den Kunsthändler in's Vertrauen ziehen, und dann sehen, was sich machen läßt. Die Pointe dieses Geschenkes ist doch, daß das Aquarell von Veronica gemalt ist und morgen auf dem Geburtstagstisch liegt?"

„Nun wohl", fuhr er fort, als Frau Charlotte stumm und angstvoll nickte, „ich besitze ein ähnliches Blatt von Veronica, nicht minder schön und zart wie

dieses und vom Kunsthändler selbst mir als ein kleines Meisterwerk angepriesen. Wenn er einverstanden ist, so gehen wir einen Tausch ein, da der Empfänger ja gar nicht geschädigt wird. Veronica werde ich später selbst die kleine Täuschung beichten. Aber nun ist keine Zeit zu verlieren — gieb mir das Blatt und laß mich sehen, was zu thun ist."

„Gott sei gepriesen, Erwin," sagte Frau Charlotte, sich erleichtert erhebend, „sieh, ich hätte ihr gar nicht unter die Augen treten mögen mit der Unglücksnachricht. Es ist mir so in alle Glieder gefahren, ich zittre noch; ich werde mich ordentlich ruhen müssen, wie nach einer großen Strapaze, wenn Du fort bist. Und nun noch eins, Erwin — Du kommst morgen doch sicher?"

Er deutete lächelnd auf die Blumenpracht. „Da ist ja meine Anmeldungskarte; die Blumen können sie doch nicht fragen, was ich zu wissen wünsche. Zu Mittag bin ich bei Märzdorf, aber der Abend ist mein."

Sie nickte vergnügt und er ging. Zu Haus, als er das Aquarell in die Hand nahm, das er vor Wochen gekauft, fielen ihm die Worte in die Augen, die er damals, in überwallendem Gefühl auf die Rückseite geschrieben hatte, und die ihm jetzt einige Verlegenheit bereiteten. Einmal eingerahmt würde allerdings Niemand etwas von ihnen ahnen und er ging deshalb selbst in die Kunsthandlung, um dies Geschäft in seiner Gegenwart vornehmen zu lassen, und so die Worte auf der Rückseite einer genaueren Durchsicht zu entziehen. Er fand den Kunsthändler, dem er von dem unangenehmen Vorfalle Mittheilung machen wollte, nicht zu Haus; ein Commis ließ das Bild durch einen Arbeiter des Geschäfts in Erwin's Gegenwart einrahmen und schien es für eine Copie desjenigen zu halten, das hier vor einiger Zeit verkäuflich gewesen war.

So schien denn das Unheil abgewandt und der junge Mann gab allein noch der Freude Raum, der Hoffnung auf den morgenden Tag. Die kurze Zeit, die er Veronica nicht gesehen hatte, schien ihm öde und lang, warum es verlängern dies Scheiden und Meiden, warum sollte es nicht Tag werden, heller, sonniger Tag? Er hatte seine mütterliche Freundin errathen lassen, welchen Schritt er zu thun beabsichtigte, — sie, die Veronica kannte und beobachtete, sie würde ihn zurückgehalten haben, wenn sie gefürchtet hätte, daß demselben eine Enttäuschung folgen könne.

Er erwachte früh am Tage, früher, als der schlimme Apriltag es werth war, aber er erinnerte sich, was er so lange vergessen in fremdem Lande, daß heute, an Veronica's Geburtstag, auch der seinige war. Es waren viele, viele Jahre, daß keine liebe, freundliche Stimme ihm einen guten Wunsch gesagt hatte zu diesem Tage und weil die andern ihn vergaßen, vergaß auch er ihn und er ging verloren im Strome der übrigen. Nun war er neu erstanden in Festesglanz, er strahlte im lichten Schein erglühender Hoffnung und Erwin zählte die Stunden, wo er das Glück nehmen würde aus ihrer Hand.

Hatte er die Erwartung gehegt, man würde im Märzdorf'schen Hause vergessen, daß dieser Tag eine festliche Bedeutung für ihn habe, so hatte er sich getäuscht, man erinnerte ihn und Andere mit einer gewißen Ostentation daran, indem man der kleinen Feierlichkeit, die Frau von Märzdorf veranstaltete, den Charakter intimster Familienbeziehung gab, die mehr errathen ließ, als sie aussprach.

Nur wenige, dem Hause nahestehende Personen waren zu dem auserlesenen Diner geladen, das den Tag verherrlichte und sinnige Gaben von Frau von Märzdorf bewiesen ihm, daß man wirklich darüber studirt hatte, ihn zu erfreuen.

Auch Hortense brachte ein Geschenk, das sie aber noch mit dem Tuche verdeckt hielt. „Nicht kritisiren," sagte sie, mit dem Finger drohend, ehe sie es ihm überreichte, „der Schelm thut mehr als er kann."

Sie zog die Hülle hinweg und — Erwin sah sich vor Veronica's Aquarell. Vergebens suchte er nach einer passenden Entgegnung; Widerwillen und Erstaunen über die kecke Lüge, die mit so viel unschuldiger Sicherheit vorgebracht wurde kämpften in ihm um die Herrschaft. Er hielt das Bild sprachlos in den Händen und Frau von Märzdorf, die ihn beobachtete, deutete dies Erstaunen fälschlich zu Hortenses Gunsten.

„Betrachte es nicht so lange, Erwin, sage lieber der kleinen Dilettantin ein gütiges Wort," sagte sie mit mütterlicher Bescheidenheit, „ich sehe es ihr an, daß sie doch ein wenig Angst hat."

Er wandte sich rasch um; „hast Du das, Hortense? Dann kennst Du selbst den Werth dieses Bildes nicht — laß Dir sagen, daß es ein vollendetes Kunstwerk ist und daß der Besitz desselben mich sehr, sehr glücklich macht. Man sagte mir, daß Du ein wenig maltest, ich ahnte nicht, daß Du eine wirkliche Künstlerin seiest."

Sie lachte und zeigte die Perlenzähne; „nun geh'; Du bist ein Schmeichler. Es ist ein leidlich gelungener Versuch; nicht mehr und nicht weniger. Oder rechnest Du mir die Zeit so hoch an, die ich darauf verwendet habe? Dann wisse, daß ich mich oft eben so lange mit Dir beschäftige, ohne zu malen, ja, ohne nur irgend etwas zu thun," sagte sie scherzend und als er die herausfordende Artigkeit überhörte, fuhr sie in einen andern Ton übergehend fort:

„Und nun noch eine kleine Bedingung, Erwin; ich wähle den Platz, wo Du dies sogenannte Kunstwerk aufhängst."

„Mein ganzes Haus steht ihm zu Verfügung," erwiderte er.

„Dann soll es das Zimmer Deiner künftigen Frau sein, um mich gleich bei ihr einzuführen."

„Das Zimmer ist fertig," sagte er, „und die Frau" —

„Doch wenigstens in's Auge gefaßt," unterbrach ihn das junge Mädchen, unbefangen neckend, wenn auch nicht ohne freudiges Herzklopfen, als er stockte.

„Ja Hortense, das ist sie," erwiderte er mit ungewöhnlicher Wärme.

„Und warum, wenn Dir doch das Herz auf der Zungenspitze liegt, Erwin, warum legst Du der Auserkorenen es nicht endlich zu Füßen? Gewiß, sie hebt es auf," sagte sie, noch immer lächelnd.

Er schwieg, und sie, in athemloser Spannung neigte das reizende, erglühte Gesicht näher zu ihm, um das erlösende Wort zu vernehmen. Da wurde rasch die Thür geöffnet; ein Diener meldete den ersten Gast und der Zauber zerriß, in dem sie Erwin befangen wähnte.

War nun das Ziel auch für einen kurzen Moment hinausgeschoben, dennoch war sie ihm nahe und diese Gewißheit versetzte sie in eine glückselige, übermüthige Stimmung. Bei Tisch saß Erwin an ihrer Seite und wenn er so still war, daß

es den Uebrigen auffiel, so fand sie das natürlich; die unausgesprochene Frage lag ja noch immer auf seinem Herzen.

Indessen blieb den Gästen die Veranlassung zu diesem kleinen festlichen Diner nicht verschwiegen; Frau von Märzdorf konnte sich die Andeutung nicht versagen, daß sie ganz besonders berechtigt sei, diesem Tage eine feierliche Bedeutung beizulegen und nebenbei prickelte sie die Eitelkeit, Hortense mit dem Aquarell glänzen zu lassen, welches für das ihrige ausgegeben war.

Es geschah sehr zufällig, sehr unabsichtlich, daß darauf die Rede kam und keinenfalls gab Erwin die Veranlassung dazu. Allein, als das Bild einmal erwähnt war, gebot schon die Höflichkeit, daß man es zu sehen wünschte und als in Frau von Märzdorf's Zimmer der Kaffee eingenommen wurde und Hortense selbst es herbeiholte, war die Bewunderung wirklich echt.

„Es ist in der That die reine Natur," sagte einer der Herren, „man sollte glauben, die Blumen seien nach dem Leben gemalt und doch — wo fänden Sie in diesem Augenblicke Lilien!"

„Ich habe die einzelnen Blumen — nennen Sie sie immerhin Studien — in der Jahreszeit gemalt, wo sie blühten," versetzte sie keck, „und habe sie erst jetzt zu diesem Blatt benutzt. Deshalb auch — Sie mögen sagen was sie wollen — ist das Arrangement etwas steif, denn da fehlt eben die Natur, ich fühle es recht gut. Ich hatte ein wenig spät damit begonnen und selbst die erkannten Mängel konnte ich nicht bessern, weil das Bildchen erst gestern fertig wurde."

Der Herr, der das Bild bewundert hatte, legte es mit einer artigen Gegenbemerkung vor sich auf den Tisch — es fiel peinlich auf, daß Erwin ganz stumm blieb, ohne ein einziges Wort der Anerkennung, und das Gespräch wandte sich andern Gegenständen zu.

Aber über Veronicas Bildern schien ein böses Verhängniß zu schweben, der Diener, der in dem etwas engen Kreise den Kaffee reichte, verwickelte sich mit dem Fuße in Hortenses weiter Schleppe und es geschah, was einem wohlgeschulten Diener, nach Frau von Märzdorf's Ausspruch, nie und unter keinen Umständen passiren sollte: er stolperte. Allerdings rettete der Arme mit bewundernswerther Gewandtheit seine Tassen, die braune, verheerende Fluth ergoß sich nur über das Theebrett, statt über die gefährdeten Kleider der Gäste, allein indem er einen Stützpunkt suchte, riß er die Tischdecke herab und das Glas des Bildes, das mit derselben fiel, zersplitterte auf dem vorspringenden Tischbein in viele Stücken.

Ein Schrei des Schreckens wurde hörbar; während unter dem stummen Zornesblicke seiner Dame der erschrockene und verwirrte Diener sich entfernte, hob man das verletzte Kunstwerk vom Boden auf.

Einige Glassplitter waren nach innen gefallen und drohten die Malerei zu beschädigen, weshalb man rieth, das bis jetzt unverletzte Bild schnell und behutsam dem Rahmen zu entnehmen. Unglücklicher Weise befand sich Erwin in jenem Augenblicke mit einer der anwesenden Damen in einem Nebenzimmer, er trat erst herein, gerade, als eine geschickte Hand das Blatt herauslöste und sein angsterfülltes: „Halt", erregte nur Aufmerksamkeit, ohne das Werk zu hindern.

„Es hat keinen Schaden gelitten" tröstete der Herr, der sich dem Rettungswerke unterzogen, und das Blatt nach allen Seiten wendete, „ach — und da ist auch eine Inschrift zu Tage gekommen!"

Ehe Erwin, der wie erstarrt dastand, es hindern konnte, hörte er von fremden Lippen schon seine eignen Worte laut und klar vorlesen, die er einst auf die Rückseite geschrieben und dann setzte der Leser mit grausamer Deutlichkeit hinzu: „Erwin von Märzdorf, den achtzehnten Januar achtzehnhundert fünf und siebzig."

Die tiefste Stille herrschte einen Augenblick in der Gesellschaft, die stummen und doch so beredten Blicke, die gewechselt wurden, waren der einzige Gedankenaustausch der Versammlung. Auch Hortense sprach nicht, sie vermochte das Räthsel so wenig zu lösen, wie die Uebrigen, nur das wußte sie, daß sie in Erwins Augen entlarvt sei und daß er wahrscheinlich der Einzige war, der den Zusammenhang begriff.

Die kleine Comtesse Melanie, die geladen war, um eine Zeugin der Triumphe zu werden, die ihre Freundin feiern wollte, fand in ihrer natürlichen Neugier und Arglosigkeit zuerst die Sprache wieder.

„Wie sonderbar", sagte sie, „wie konnten Sie vor drei Monaten ein Blatt beschreiben und auf eine Darstellung Bezug nehmen, die erst jetzt geschaffen ist? Sind Sie ein Hellseher?"

Er stotterte etwas Unverständliches, während Hortense bleich mit zornfunkelnden Augen dastand und die kleine Lebhafte plauderte weiter: „Nein — ein Hellseher doch nicht; Hortense singt ja garnicht. An wen haben Sie denn gedacht, Herr von Märzdorf, und wie kamen Ihre Gedanken drei Monate vorher auf dies Blatt?"

„Das ist ein Geheimniß," sagte er, sich gewaltsam zu einem Scherze zwingend „eines jener kleinen Kunststücke, wie Bosco sie machte."

Aber es ließ sich Niemand täuschen, wenn auch Keiner den wahren Zusammenhang errieth; die höfliche, geflissentliche Eile, mit der man von dem interessanten Thema zu einem andern Gespräch überging, bewies deutlicher als Beileidsbezeugungen, daß Hortense eine furchtbare Niederlage erlitten hatte.

Das Fest, das so fröhlich begonnen, endete in peinlichster Stimmung, man verabschiedete sich früh und nur Erwin blieb.

Jetzt, jetzt erst brach Hortense's dreiste Fassung zusammen — sie zerriß das herrliche Blatt in tausend Stücke und sank schluchzend vor Zorn und Beschämung in einen Stuhl.

Vergebens bat Erwin, in dem Gefühle, daß auch er einen geringen Antheil der Schuld durch die Fälschung des Bildes trage, um Gehör; Hortense wollte weder Aufklärung noch Vertheidigung. Allein Frau von Märzdorf war trotz der eigenen Erregung etwas besonnener, es war doch vielleicht möglich, wenn Erwin Licht in die Sache brachte, in etwas den Schatten zu mildern, der auf Hortense's Ruhm und Wahrheitsliebe gefallen war und sie sah ein, daß es besser war, ihn zum Verbündeten als zum Feinde zu haben.

„Du siehst, mein lieber Erwin, daß die kleine Ueberraschung, die Hortense Dir bereiten wollte, sehr traurig für sie ausgefallen ist," sagte Frau von Märzdorf, „doppelt traurig, wenn man erwägt, daß sie wirklich nach Kräften Zeit und Mühe für Dich verwandt hat. Ihr eigenes Blatt war nahezu vollendet, als die Ungeschicklichkeit des Dieners, der im Zimmer abstäubte, es verdarb, aber es ist sicher keine mütterliche Eitelkeit von mir, wenn ich behaupte: es stand in keiner Hinsicht

hinter dem vor uns liegenden zurück. Hortense hatte sich so herzlich auf diesen Tag gefreut, den Du zum ersten Male seit so langen Jahren im Kreise der Deinigen verlebst — es wäre gar zu traurig für sie gewesen, wenn sie trotz Fleiß und Mühe, ohne jedes Zeichen ihrer Liebe vor Dir hätte erscheinen sollen und ich selbst gab ihr den Rath, das durch fremde Schuld verunglückte Bild durch ein anderes zu ersetzen. Denn immerhin — wenn das überhaupt einigen Werth für Dich hat — durfte sie behaupten, daß sie voll freudigen Eifers Dir Zeit und Streben gewidmet habe, und es war also nur der sichtbare Beweis dieser Behauptung, mit dem sie sich eine kleine, unschuldige Täuschung erlaubte, die sich nun so furchtbar an ihr rächt. Wir baten einen Kunsthändler, uns irgend ein passendes Bild zu geben, das im Werthe Hortense's Arbeit gleichstehe und heute Morgen ist dasselbe in unsere Hände gekommen.

„Da hast Du unsere Aufklärung; eine Täuschung mag darin gefunden werden können, aber keine Bosheit, keine Perfidie — nun gieb die Deine, Erwin."

Obwohl er sich erinnerte, daß der Kunsthändler ihm schon vor Monaten gesagt, er habe ein zum Geschenk bestimmtes Bild von Veronica's Pinsel in Bestellung, und Erwin daraus ersah, daß diese Erzählung seiner Tante eine nicht minder kecke Lüge sei, als die erste, trotz des würdigen Tones, in dem sie vorgebracht wurde, so fühlte er selbst doch zu voller Wahrheit sich verpflichtet. Ohne den Zweck seines Besuches bei Veronica einzugestehen und damit sein Herzensgeheimniß preiszugeben, erwähnte er nur, daß er bei seiner Anwesenheit dort das bereits fertige Bild beschädigt und durch ein gleich schönes in seinem Besitz befindliches ersetzt habe, da er der Meinung gewesen sei, daß gerade Veronica's Meisterschaft den Werth desselben habe bilden sollen. Uebrigens sei er gewillt gewesen, sobald er den Namen des Empfängers erfahren, die Täuschung einzugestehen und als Provisorium zu erklären, bis ein Ersatz geschafft sei.

„Du siehst, Hortense, auch ich bin nicht so schuldig als es scheint," sagte er, ihr die Hand reichend, „ich konnte ja nicht ahnen, daß ich selbst der Empfänger sein würde und daß Du meiner mit so viel Güte gedacht hattest. Komm, laß uns die kleine Niederlage wie zwei gute Bundesgenossen zusammen tragen," fügte er mit der chevaleresquen Gutmüthigkeit hinzu, die er einer Frau gegenüber niemals verläugnete, „wir werden uns davon erholen."

Allein sie verschmähte die Hand, die er ihr bot, sie schluchzte wie ein zorniges, trotziges Kind in ihr Tuch und erst nach einer Weile sagte sie aufspringend: „Und welche Satisfaction wirst Du mir vor der Welt geben? Es ist sehr leicht, den Namen eines Mädchens der Lächerlichkeit preisgeben, wenn sie keinen Schützer hat und — —"

„Hortense," rief er in aufflammender Heftigkeit, „nimm das zurück!"

„Bist Du denn mein Schützer, Erwin?" rief sie mit weicherer Stimme und neu hervorbrechenden Thränen. „Ach, ich wußte es nicht, sag' es mir, sag es mir noch einmal, damit ich Muth fasse."

Hätte er sie nicht so vollkommen durchschaut, vielleicht wäre diese Situation ihm gefährlich geworden; jetzt antwortete er ruhig: „Gewiß, Hortense, überlaß es mir, Dich in dieser Sache zu vertreten. Und nun sollst Du Ruhe haben, ich werde jetzt gehen und Dich morgen hoffentlich so heiter finden wie gewöhnlich."

Frau von Märzdorf begleitete ihn bis zur Thür. „So wären wir also d'accord, Erwin," sagte sie mit ihrem freundlichsten Lächeln, „die ganze Veranlassung war eigentlich doch nur Dein Besuch bei der jungen Künstlerin." Sie drohte mit dem Finger und als sie seine Betroffenheit bemerkte, fügte sie lachend und begütigend hinzu: „Du brauchst Dich nicht zu vertheidigen, sie ist zu häßlich, um gefährlich zu sein."

Als Erwin draußen auf der Straße war, bemerkte er erst wie ungewöhnlich früh man in Folge der peinlichen Scene, die sich abgespielt hatte, aufgebrochen war. Veronica konnte noch nicht angekommen sein. Er ging in ein Kaffeehaus und versuchte bei einer Zeitung die Aufregung zu dämpfen, die sich seiner bemächtigte, wenn er an die nahende Entscheidung dachte, die dieser Abend ihm bringen sollte.

Er saß nicht lange allein; nach einer halben Stunde trat einer der Herren ein, die am Mittag Gäste der Frau von Märzdorf gewesen waren.

„Sieh doch — versprengte Truppentheile," lachte er, „guten Abend, Märzdorf."

Erwin grüßte stumm und der Andere fuhr fort: „Das war ein ganz piquantes kleines Intermezzo, es sind Wetten gemacht, wer eigentlich der Angeführte sei."

„Wirklich?" sagte Erwin, „das war sehr unweise, lieber Legationsrath, vielleicht waren wir es Beide."

„Ah, bah, Märzdorf, machen Sie mir nichts weiß; sagen Sie mal ehrlich die Wahrheit, wie hängt die Geschichte zusammen?"

„Sie beruht auf einer kleinen Indiscretion von mir," entgegnete Erwin, „ich habe das Bild vorher gesehen und das kleine Gedicht dahinter geschrieben."

Der Legationsrath zwinkerte mit den Augen. „Comteß Melanie meinte, Sie seien ein Hellseher. Haben Sie Hoffnung, daß Fräulein Hortense musikalisches Gehör bekommt, was ihr leider bis jetzt vollständig fehlte?"

Erwin stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf. „Lassen Sie mich ungeschoren, Pringsheim, ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich es war, der etwas that, was besser ungeschehen geblieben wäre und damit lassen Sie es genug, und den Angeführten sein wer da will."

„Nun, nun, ereifern Sie sich nicht," lachte der Legationsrath belustigt, „meinetwegen mag es das Publicum sein — ich habe nicht mitgewettet. Ihre Tante fuhr schon, als ich hierher kam, zur Gräfin Buttlar; da wird der Sache schon Façon gegeben werden ohne uns Beiden. Kommen Sie her, lassen Sie uns eine Partie Domino spielen, da schweigt der Zorn sich aus."

Erwin stimmte zu und als das Spiel um halb neun Uhr beendet war, schien es ihm endlich an der Zeit, den Gang zu wagen, der über seine Zukunft entscheiden sollte.

Veronica's Fenster waren erhellt, sie mußte um länger als eine Stunde da sein und wissen, daß ein Herz ihrer liebend und sehnsüchtig gedacht hatte und ihr war Zeit geblieben, dieser ersten offenen Huldigung die rechte Deutung zu geben.

Zum ersten Mal zog er an ihrer Wohnung die Schelle, um sich direct bei ihr melden zu lassen; war die Stunde ungewöhnlich, so konnte auch der besondere Zweck des Besuches denselben rechtfertigen.

Die alte Sabine erschien in der Thür, und sah ihn befremdet und wie er bemerkte auch verdrießlich an. „Die Frau Räthin ist oben in ihrer Wohnung," kam sie seiner Frage zuvor.

„Ich möchte bei Fräulein Elbing gemeldet sein," erwiderte er."

Die Alte sah ihn mißtrauisch an von oben bis unten. Dann kam sie schweigend seinem Befehl nach. Sie kehrte sogleich mit dem Bescheide zurück, daß Fräulein Veronica überhaupt keinen Besuch empfange.

„Sie ist doch nicht krank?" fragte er besorgt.

„Nein, aber auch nicht froh," versetzte die Alte mit einem finstern Seitenblick, „hinein können Sie nicht."

Irgend etwas, er sah das an der Miene der alten Dienerin, war vorgefallen; er suchte betroffen Frau Charlotte auf.

Sie stand, da sie seinen Schritt erkannt hatte, mit offenen Armen auf der Schwelle. „Gott grüße Dich, mein Junge, an Deinem Festtage," rief sie gerührt, „und lasse ihn gesegnet sein."

Er drückte ihr die Hand, „er läßt sich verzweifelt schlecht an als Glückstag," sagte er verdrießlich; „ich kann Dich versichern, er verlief sonst, wo man ihm nicht so viel Ehre anthat, glatter für mich. Erst Unannehmlichkeit und nun, — ja nun eine ernste Enttäuschung, Veronica will mich nicht sehen!"

„Nicht sehen?" fragte Frau Charlotte erstaunt. „Ach Kind, das muß auf einem Irrthum beruhen; sie war eitel Freude und Ueberraschung, als sie die Blumenpracht sah und als ich sie den Geber errathen ließ, ohne ihn zu nennen, da sah ich doch deutlich, daß ihre Hand zitterte, die die Blätter der großen weißen Camelie zurückbog. Da müßte seit der Stunde, wo ich sie verlassen habe, böses Wetter eingetreten sein. Sieh nicht so finster aus, laß mich mal hinabgehen und sehen woher der Wind weht; es ist April, und Du weißt, da spielt die Sonne wohl mal Verstecken."

Sie ließ sich nicht halten und ging hinab und kam auch schon nach wenigen Minuten zurück. „Das ist doch eine Abscheulichkeit," rief sie entrüstet, „das arme Ding hat einen empörenden Brief von Frau von Märzdorf erhalten, der Dich in ein schlimmes Licht stellt, Erwin. Ich habe ihr aber begreiflich gemacht, daß die Billigkeit verlangt, Deine Rechtfertigung zu hören. Geh also hinab und vertheidige Dich und dann komm zurück."

„Als Sieger," rief er frohlockend und stürmte die Treppe hinab.

Sie stand mitten im Zimmer unter ihren Blumen, als er eintrat, bleicher als gewöhnlich und die schönen traurigen Augen leicht geröthet von vergossenen Thränen. Als er ihr die Hand entgegenstreckte mit dem vollen Ausdruck der Liebe, trat sie zurück.

„Was habe ich Ihnen gethan," sagte sie mit ihrer melodischen Stimme, die im Schmerz des Augenblicks leicht erbebte, „daß Sie mich verachten und verläumden?"

Sie wartete auf keine Vertheidigung, sie reichte ihm als Erklärung ihrer Anklage einen offenen Brief, der auf einem Seitentisch lag.

Die Handschrift zeigte, daß er von Frau von Märzdorf war und die bitteren Worte lauteten:

Mein Fräulein!

Da heute, bei Gelegenheit eines Diners in meinem Hause, zur Sprache gekommen, daß junge Männer, wie unter andern Herr von Märzdorf, Ihre Wohnung besuchen, in der Sie, soweit es bekannt ist, allein und ohne genügenden Schutz leben, so sehen wir unter diesen Umständen uns veranlaßt, die Stunden für unsere Töchter, die in strengeren Anstandsregeln erzogen sind, aufzugeben und Sie zu ersuchen, auf jedes Zeichen einer früheren Bekanntschaft mit denselben zu verzichten.

Frau von Märzdorf,
Gräfin Buttlar.

Erwins Augen flammten, während Veronica sich abwandte. „Nein, nein," rief er leidenschaftlich und ihre Hand ergreifend, „blicken Sie mich an, — sehe ich aus wie ein feiger, ein elender Verläumder?"

Sie hob schüchtern die Augen zu ihm empor und er fuhr fort — „Ich werde diese Lüge zertreten, aber ich will, ich muß den Glauben an mich haben nicht als ein abgezwungenes Geschenk, ich fordere es als mein Recht."

Er streckte ihr die Hand hin und zögernd legte sie die ihre hinein.

„Veronica," sagte er innig, sie an sich heranziehend, „willst Du mir vertrauen, so fest, so innig, daß Du Dein liebes Haupt an mein Herz legst und alle Sorgen und alle Gedanken dazu?"

Er fühlte, wie sie zitterte und fuhr fort: „Ja ich war hier, ich habe einen Blick in Dein stilles Heim geworfen, nachdem ich tausend Mal in Deinem Herzen gelesen, — ich habe Dich gesucht und gefunden! So treu, so tapfer bist Du gewesen, so ungebeugt im wildesten Sturm.

„Willst Du Dich nun bergen in meinen schützenden Armen für immer und ewig, soll ich Dein Führer werden, Dein Gatte, Dein Geliebter?"

Sie stand einen Augenblick wie im Traum — dann sagte sie leise: „Es ist so schön, so schön — Gott verzeihe, wenn ich schwach bin" und legte aufweinend den Kopf an seine Brust.

Er küßte die Thränen von ihren Wimpern, „nicht weinen, Veronica, nicht weinen, es ist ja so süß."

„So süß" wiederholte sie, „und so sicher — ich habe nichts zu geben als mich selbst."

---

Am nächsten Tage durchlief die Kunde dieser unerwarteten Verlobung wie ein Lauffeuer die Kreise, in denen Erwin bekannt war. In Frau Charlottens bescheidenem Stübchen fand die Verlobung und der gemeinsame Geburtstag die stille, frohe Feier und unter den kostbaren Geschenken der Braut, die den bescheidenen Raum mit ungewohntem Glanz füllten, lag das Tagebuch.

„Dich habe ich gesucht" sagte er innig, „und Dich habe ich gefunden."

---

# Unzeitgemäße Reflexionen über den Begriff des Zeitgemäßen.

Von

**H. Ulrici.**

Es giebt wohl kaum ein Wort der deutschen Sprache, das heutzutage so häufig gebraucht und mit solchem Nachdruck betont würde, wie das Wort „Zeitgemäß". Es ist das allgemeine Losungswort, es steht auf den Fahnen aller socialen und politischen Parteien, ist die Parole aller der großen und kleinen Arbeiter am Webstuhl der Zeit. Zeitgemäß ist das größte Lob, das einer Schrift, einer Erfindung, einer Tracht oder Mode, einem Erzeugniß der Industrie ꝛc. ertheilt werden kann. Alles soll zeitgemäß sein und soweit es das nicht ist, zeitgemäß erneuert, formirt und reformirt werden. Nicht nur die socialen Zustände und Verhältnisse, die staatlichen Institutionen und Verwaltungsformen, sondern auch Religion und Kirche, Recht und Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft unterliegen diesem Anspruche. Zahlreiche Propheten mit und ohne Nimbus verkünden daher einen neuen zeitgemäßen Glauben; ebenso zahlreich sind die Vorschläge für Reform des Rechts, der Sitte und Sittlichkeit nach zeitgemäßen Principien; daß die Kunst dem zur Zeit herrschenden Geschmack unweigerlich zu huldigen habe, versteht sich von selbst, sie würde ja sonst nicht gefallen, was doch ihre alleinige Pflicht sei. Aber auch die Wissenschaft hat dem Principe der Zeitgemäßheit sich zu fügen, wenn sie zur Geltung kommen will; und — sie fügt sich bereitwillig. Journale wie „Unsere Zeit", „Die Gegenwart" u. a. bekunden schon durch ihre Titel, daß sie das Princip rückhaltlos anerkennen; aber auch die zahllosen Zeitungen, Tages- und Wochenblätter, Monatshefte, Vierteljahrsschriften, Jahrbücher, kurz alle die verschiedenen Schriften, die sich Zeitschriften nennen, versprechen implicite, daß sie der Zeit folgen und über deren Gang berichten wollen. In ihnen werden auch über die allgemein interessanten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung summarische Mittheilungen gemacht, und früher begnügte man sich mit solchen bloßen Berichten; denn man nahm allgemein an, daß die Wissenschaft nicht für irgend eine bestimmte Zeit zu arbeiten, noch um die Zustände, Richtungen und Tendenzen, Ansichten und Meinungen eines einzelnen Volks oder Zeitalters sich zu kümmern habe. Man glaubte, sie dürfe sich nicht darum kümmern, weil sie sonst ihren Beruf und Zweck verfehlen würde und berief sich dafür auf die historische Thatsache, daß die naturwissenschaftliche Forschung, wo sie in die Dienste des s. g. praktischen Lebens sich begab, aufhörte, wissenschaftliche Erfolge zu haben. Heutzutage dagegen wird auch die Wissenschaft „zeitgemäß" bearbeitet. In einer Fluth von s. g. populär-wissenschaftlichen Werken, Abhandlungen, Vorträgen werden die Ergebnisse und Theorien der Naturwissenschaften dem Verständnisse, den Interessen und Tendenzen der vom Zeitgeiste beherrschten großen Masse des Volks wohl oder übel angepaßt. In demselben Geiste wird die Geschichte, die politische wie die Cultur- und Literatur-Geschichte behandelt; und die Kunstgeschichte, die Poetik und Aesthetik müssen es sich sogar gefallen lassen, ganz vom Standpunkt des herrschenden Zeitgeschmacks beurtheilt und umgemodelt zu werden. Ja wir haben bereits „zeitgemäße" Philosophiesysteme, und es steht zu erwarten, daß nächstens auch eine zeitgemäße Mathematik und Rechnenkunst erscheinen wird.

Fragen wir nun aber, was ist denn zeitgemäß, was bedeutet das so gewichtige, inhaltschwere, folgenreiche Wort? so finden wir in dem weiten Umfange der zeitgemäßen Literatur merkwürdiger Weise keine Antwort: bis jetzt wenigstens, so viel ich weiß, ist die Frage noch nicht einmal aufgeworfen, geschweige denn beantwortet. Vielleicht erklärt sich dieser auffallende Umstand daraus, daß man meint, die Frage sei überflüssig, weil es sich von selbst verstehe, daß nur das, aber auch alles das zeitgemäß sei, was den Bedürfnissen, Interessen, Tendenzen und Bestrebungen der Gegenwart entspreche und was daher die von ihnen bestimmte öffentliche Meinung fordere, was mit ihr übereinstimme. Aber so lange wir nicht wissen, worin die Bedürfnisse, Interessen, Tendenzen der Gegenwart bestehen, wissen wir ja noch nicht, was der Zeit gemäß sei. Und doch fehlt auch auf diese Frage noch die Antwort. Sie fehlt wahrscheinlich aus dem einfachen Grunde, weil es nicht eben leicht ist, sie zu geben. Jede Zeit hat ihre eigenen besonderen Bedürfnisse, Interessen, Strebungen und Zielpunkte, und sie bilden vorzugsweise die charakteristischen Merkmale, durch die ein Zeitalter vom anderen sich unterscheidet. Um festzustellen, worin dieselben momentan bestehen, bedarf es also nicht nur einer gründlichen Kenntniß der Gegenwart, sondern auch eines ebenso gründlichen historischen Studiums der vergangenen Zeitalter; nur dadurch ist eine Unterscheidung jener von diesen möglich.

Die Durchführung einer solchen Vergleichung würde das Maaß eines Journalartikels weit überschreiten; sie würde ein dickleibiges Buch erfordern. Wir überlassen sie daher den Vertretern des Princips der Zeitgemäßheit. Wir begnügen uns mit dem Versuche, das charakteristischste und zugleich am meisten in die Augen springende Hauptmerkmal des gegenwärtigen Zeitalters darzulegen und zu zeigen, daß aus ihm die übrigen Kennzeichen sich ergeben, wie Consequenzen aus einem aufgestellten Princip. Dies entscheidende Hauptkriterium ist nun aber, meinen wir, gerade die allgemeine Forderung, daß Alles ohne Ausnahme „zeitgemäß“ formirt und reformirt werden müsse. Diese Forderung beweist zunächst, daß unserer Zeit jeder allgemein gültige Maaßstab, jede feste Norm für die Beurtheilung und Werthschätzung menschlicher Dinge abhanden gekommen ist. Früher meinte man, daß wir an den Grundbegriffen des Rechts und der Sittlichkeit, den Ideen des Wahren, Guten und Schönen, den Grunddogmen der Religion und den Principien und Errungenschaften der wissenschaftlichen Forschung solche unwandelbare Normen, solche feste Werthmesser für die Zeit und die ihren Gehalt bildenden Ereignisse, Zustände, Tendenzen besitzen. Jetzt ist es die Zeit selber, die, zu einer für sich bestehenden autokratischen Macht hypostasirt, sich selbst als Maaßstab und Norm einsetzt, nach der alle Dinge wie alle Menschen sich zu richten haben. Aber die Zeit ist thatsächlich in beständigem, unaufhaltbarem Fluß begriffen, ein continuirliches Werden und Anderswerden, Entstehen und Vergehen. Und wollte man auch annehmen, daß dies Werden kein bloßes Werden, sondern eine fortschreitende, aufsteigende Entwickelung sei, so sinkt ja offenbar die Entwickelung zu einer vagen, leeren, nichtssagenden Bewegung herab, wenn wir nicht wissen, was sich entwickelt und wozu es sich entwickelt, oder was der Ausgangs- und Zielpunkt der Entwickelung sei. Das aber weiß die Zeit nicht nur nicht, — es ist wenigstens durch die verschiedenen „Evolutionstheorien“ noch keineswegs festgestellt, — sondern es ist sogar zeitgemäß, alle Zielstrebigkeit und Zweckmäßigkeit zu leugnen und es unserer Zeit zum hohen Ruhm

anzurechnen, daß es ihren Wortführern gelungen sei, „alle Teleologie aus der Welt zu schaffen." Dann aber kann von einem Zielpunkt der Entwicklung nicht die Rede sein, weil das Ziel einer Bewegung (Kraftäußerung) im Grunde nur ein anderer Name für deren Zweck ist. Früher war es die allgemeine, wenigstens die s. g. öffentliche Meinung, die auch noch jetzt wohl die Majorität der Stimmen für sich haben dürfte, daß das naturgemäße, im Wesen jedes Menschen liegende Ziel seines Strebens auf sein volles, ungetrübtes Wohlbefinden gerichtet sei, und daß daher allgemein Zweck des menschlichen Wollens und Handelns nur die Herstellung eines Zustandes allgemeiner Glückseligkeit sein könne. Allein abgesehen davon, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, endgiltig darzuthun, wie dieser Zustand, in welchem jeder Einzelne sich vollkommen wohl befinde, beschaffen sein müsse und sich herstellen lasse, so erhebt ja bekanntlich heutzutage der s. g. Pessimismus, der die Möglichkeit menschlicher Glückseligkeit schlechthin leugnet, entschieden Anspruch, die wahre d. h. zeitgemäße Lebensansicht zu sein; und wenn er auch noch nicht allgemein als wahrhaft zeitgemäß anerkannt ist, so findet er doch bei den Wortführern der Zeit großen Anklang. Ist nun aber die Herstellung allgemeiner Glückseligkeit ein fragliches, noch erst zu lösendes Problem, so ist es nur consequent, wenn die Anhänger des Glückseligkeitsprincips sich vorläufig damit begnügen, jeder für sich so viel Glückseligkeit sich anzueignen als er zu erlangen vermag. Und da es ebenso problematisch und ungewiß ist, ob das Ziel des Pessimismus, die allgemeine Selbstvernichtung der Menschheit (die „Nirwana") sich jemals wird erreichen lassen, so ist es wiederum nur consequent, wenn auch die Pessimisten von Profession, statt vergeblich auf jenes Ziel hinzuarbeiten, das Elend des Daseins dadurch zu mildern suchen, daß jeder von den flüchtigen Momenten des Wohlbefindens, die das Leben bietet, so viele wie möglich für sich zu erhaschen bemüht ist. Daher die allgemein herrschende Genußsucht, das principielle Streben jedes Einzelnen sich selber ohne Rücksicht auf seinen Nachbar oder auf das s. g. allgemeine Wohl, sein Leben so angenehm wie möglich zu machen. Daher die allgemeine Meinung, daß jeder nicht nur berechtigten Anspruch auf das gleiche Maaß von Glückseligkeit habe, sondern auch berechtigt sei, aller Mittel zu dessen Erlangung rücksichtslos sich zu bedienen.

Unerläßliche Bedingung für die Erlangung desselben, weil Bedingung des menschlichen Wohlbefindens überhaupt, ist anerkanntermaaßen die Freiheit, zunächst in dem negativen Sinne der Beseitigung alles Zwanges, aller Knechtschaft, sodann in dem positiven Sinne der Selbstständigkeit und Selbstbestimmung nach eignem Ermessen. Ich muß frei wollen, frei wirken und handeln können, um zu größtmöglichem Wohlbefinden zu gelangen, weil ja das, was den verschiedenen Individuen Genuß bereitet, ein sehr Mannichfaltiges, Verschiedenartiges ist; ich muß also das, was mir Genuß gewährt, frei wählen und verfolgen können. Daher die Freiheit, die größtmögliche Ausdehnung derselben, die Beseitigung aller Schranken und Hemmungen, das Schiboleth der Zeit, das Streben danach zeitgemäß par excellence. Indeß auch hier wieder zeigt sich der auffallende Widerspruch, daß gerade die Wortführer des Zeitgemäßen dem Menschen die Voraussetzung aller Freiheit, die Willensfreiheit, die Selbstbestimmung und Selbstentscheidung über sein Wollen, Thun und Lassen, schlechthin absprechen. Nach den Ergebnissen der modernen Philosophie und

Wissenschaft ist es nur eine Selbsttäuschung, wenn der Mensch wähnt, nach eigenem freien Ermessen seine Willensentschlüsse zu fassen, sein Thun und Lassen zu regeln. In Wahrheit beherrscht die allgemeine Naturnothwendigkeit mit eisernem Scepter auch das menschliche Leben. In Wahrheit giebt es keine Freiheit und mithin auch keine Freiheiten. Denn gemäß der zeitgemäßen Philosophie und Wissenschaft ist der menschliche wie jeder Organismus eine zwar sehr künstliche, sehr complicirte, aber doch nur eine Maschine, die, wie alle unorganischen Körper, theils durch die äußeren Einwirkungen anderer Dinge, theils durch die physikalisch und chemisch wirkenden Anziehungs- und Abstoßungskräfte der sie constituirenden Atome, also rein mechanisch in Bewegung gesetzt wird. Die Annahme einer s. g. Seele, einer von den materiellen Atomen verschiedenen, sich selbstbestimmenden und die Bewegungen ihres Leibes dirigirenden Centralmonade, ist ein leeres Hirngespinnst der alten Metaphysik, die alle Geltung verloren hat. Von Unsterblichkeit, von leitenden Ideen oder gar Idealen, nach denen der Mensch sein Wollen und Thun zu bestimmen habe, kann mithin keine Rede sein. Das materielle, durch die Sinne sich uns kundgebende Dasein ist das allein Reelle, Wirkliche, weil das allein Wirkende. Der moderne Mensch wird daher von dem Strom der dies sinnlich materielle Dasein constituirenden Ereignisse, d. h. von der Zeit, in der er lebt, sich treiben lassen. Sein Streben wird mit Recht einzig und allein darauf gerichtet sein, die ihm angenehmen, Genuß gewährenden Ereignisse zu verfolgen und zu ergreifen, die unangenehmen zu fliehen und abzuwehren.

Im letzten Resultate stimmen sonach die Freiheitsleugner mit ihren Gegnern vollkommen überein. Denn die modernen Freiheitsstreber wollen ja auch die Freiheit nur deshalb, weil ihnen ein möglichst unbeschränktes und ungestörtes Thun und Wirken, eine Lebensführung nach ihrem Belieben, Genuß gewährt. Nur wissen sie immer noch nicht, wie die unvermeidliche Lebensgemeinschaft der Menschen, die s. g. bürgerliche Gesellschaft, Staat und Commune, einzurichten, zu gestalten und umzugestalten sei, um jedem Einzelnen die gewünschte, volle Freiheit zu gewähren und zu sichern. Die Meinungen über diesen Cardinalpunkt gehen wenigstens noch weit auseinander. Daher der heftige Kampf der politischen und socialen Parteien gegen einander, der unsere Zeit charakterisirt. Daher die Fluth von Vorschlägen und Theorien, die das Problem lösen wollen und gelöst zu haben meinen, die es aber nur noch mehr verwirren als aufklären.

Ebenso wirr und verworren sieht es im Reiche der Kunst aus. Natürlich soll die Kunst dem Zeitgeschmack sich fügen und folgen. Aber die Zeit hat keinen bestimmten Geschmack, sondern variirt, wie die herrschende Mode zeigt, nur die Geschmacklosigkeit in verschiedenen Graden und Formen. Gebaut wird in allen möglichen Stilen, meist aber in gar keinem Stil, sondern in willkürlich gestalteten oder willkürlich combinirten Bauformen. In der Malerei ist zwar ein einseitiger Naturalismus und neben ihm ein prunkendes Virtuosenthum, das alles Gewicht auf die Technik, insbesondere auf die Vollkommenheit des Colorits legt, entschieden zeitgemäß — es giebt daher fast nur noch gute Genrebilder und Landschaften; — aber einerseits zieht die rein realistische, die gemeine Wirklichkeit möglichst exact copirende Naturnachahmung die Kunst auf den Standpunkt ihrer ersten kindlichen Versuche herab; andererseits bekämpft die alte ebenso einseitig idealistische Richtung, wenn auch vergeblich, den siegreichen Realismus, und nur wenige streben nach einer Ver-

mittelung der Gegensätze. Die Skulptur durchzieht ein ebenso schroffer Gegensatz zwischen der rein plastischen, antiken und der mehr malerischen Auffassungs- und Behandlungsweise des Renaissance- und Barockstils. — Ebenso schlimm, vielleicht noch schlimmer, steht es um die moderne Musik. In ihrem bisher so ruhigen friedlichen Reiche waltet ein ähnlicher Streit und Zwiespalt wie auf dem politischen Gebiete, zwischen einer conservativen und einer fortschrittlich-revolutionären Partei, zwischen den Verehrern der alten großen Meister von Bach und Händel bis auf Beethoven und Schubert, und den Anhängern der s. g. Zukunftsmusik R. Wagner's, — ein Kampf, der leider der Musik nicht zum Vortheil zu gereichen scheint. — Das größte Gedränge verschiedener, widerstreitender Richtungen und Bewegungen zeigt sich endlich auf dem Gebiete der Poesie. Nur soviel läßt sich in diesem Wirrwarr unterscheiden, daß der Zeitgeschmack den Roman in seiner modernen Form als Spiegelbild der Gegenwart bevorzugt und unter den dramatischen Werken wiederum die dramatisirten Romane (Zeitbilder) und die die Lachmuskeln reizenden Possen begünstigt.

Und so sehen wir: Verwirrung, Zwiespalt, Zerfahrenheit auf allen Gebieten des Lebens. Dieses Wanken und Schwanken, diese oscillirende Bewegung, die es zu keinen festen Ergebnissen kommen läßt und den Menschen aller ihm leiblich wie geistig nothwendigen Ruhe beraubt, ist recht eigentlich die Signatur unseres Zeitalters, ebenso sehr der Grund als die Folge des allwaltenden Princips der Zeitgemäßheit. — Sollte es da nicht im Grunde wahrhaft zeitgemäß sein, das Princip fallen zu lassen, und statt seiner die alten „Ideen“ d. h. die Idealbegriffe des Wahren, Guten und Schönen in ihre Herrschaft wieder einzusetzen und nur auf tiefere Begründung und schärfere vollkommenere Definition derselben hinzuarbeiten?

---

# Paulus und die Korinther.

Von
**Lic. Hoßbach,**
Prediger zu St. Andreas in Berlin.

Wenn ich der Aufforderung der Redaction dieser Zeitschrift folgend ein Bild aus der Anfangszeit des Christenthums zu zeichnen versuche, so bestimmt mich dazu ein doppelter Gesichtspunkt. Zunächst die Erfahrung, daß auch dem Gebildeten unserer Tage das neue Testament vielfach noch immer ein Buch ist „verschlossen mit sieben Siegeln.“ Erst aus der Kenntniß der Zeitverhältnisse heraus können die neutestamentlichen Schriften uns verständlich, ihre Worte Geist und Leben werden. Aber auch abgesehen davon finde ich immer wieder, daß in den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart die Versenkung in die ersten Anfänge des Christenthums dem erfrischenden und reinigenden Bad gleicht, in welchem wir, die wir in diesen Kämpfen mitten inne stehen, von dem Staub des Kampfes uns reinigen und neue Kraft

*) Man vergleiche zu dem folgenden Aufsatz: Hausrath, neutestamentliche Zeitgeschichte Bd. II., Hausrath und Vier-Kapitel-Brief; Holtzmann, die Artikel über Korinth und die Korintherbriefe in Schenkel's Bibellexikon Bd. III.; Heinrici's Grundsätze in Hilgenfeldt's Zeitschrift 1876/77; Lang, Religiöse Charakterbilder; Schenkel, das Christusbild der Apostel.

und Frische erlangen können. Beobachten wir dort die Lebenskräfte, welche das junge Christenthum entfaltet, sehen wir dort seine urkräftige Religiosität alle entgegenstehenden Hindernisse überwinden, so werden auch wir mit neuer Zuversicht auf die weltüberwindende Kraft des Christenthums erfüllt. Sehen wir, wie es von seinem Entstehen an nur unter den schwersten inneren Krisen sich Bahn bricht, so werden wir auch nicht den Muth verlieren, wenn wir eine solche Zeit der Krisis durchzumachen haben.

Paulus hatte in der tiefen Erfassung des Geistes des Christenthums zu dem neuen Messiasreich auch die Heiden berufen erkannt. Mit kühnem Tritt den Zaun des Mosaischen Gesetzes, welches bisher die unüberwindliche Scheidewand zwischen Juden und Heiden war, niederstoßend, hatte er dem neuen Lebensstrom, der in Palästina entsprungen bisher im engen Bett jüdischer Formen dahinfloß, die Schleusen geöffnet, daß er seine Wasser über die Völker der Erde ergießen konnte. Als Apostel der Heiden hatte er damit begonnen, Kleinasien zu durchziehen und an nicht wenigen Orten kleine Gemeinden, aus Juden und Heiden gemischt, gebildet. Aber die bisher durchzogenen Landschaften waren abgelegen von den Brennpunkten der Cultur; die neuen Christen waren Asiaten gleich den Juden. Mit der Gründung dieser entlegenen asiatischen Gemeinden hatte das Christenthum noch nicht bewiesen, daß es dem Culturleben des Abendlandes, Europa's, gewachsen sei. Ein unauslöschlicher Drang trieb den Apostel hinüber nach Europa, nach Griechenland, um an den Stätten der höchsten Cultur sein Evangelium zu verkündigen. Er durchzog Macedonien, in Philippi, in Thessalonich zwar kleine Gemeinden gründend, aber auch leidenschaftlich verfolgt und in seinem Leben bedroht von Juden und Heiden. So betrat er, ein verfolgter und gehetzter Mann, den klassischen Boden Griechenlands. Nach kurzem Aufenthalt in Athen, wo er wenig Boden gefunden zu haben scheint, wandert er über den Isthmus nach Korinth, der damaligen Hauptstadt und dem Mittelpunkt alles griechischen Lebens und Treibens. Hier müssen die Würfel fallen, hier muß es sich entscheiden, ob das junge Reis des Christenthums, auf semitischem Boden entsprossen, auch auf hellenischem Boden Wurzel fassen kann, ob es die Kraft hat, Weltreligion zu werden, oder ob es ein semitisches Gewächs bleiben und als solches allmälig verdorren muß. Das ist die inhaltschwere Bedeutung des Auftretens Pauli in Korinth.

Das Korinth, welches Paulus ungefähr im Jahre 54 betrat, war freilich nicht das klassische Korinth, das Pindar's Harfe einst gefeiert. Vor 200 Jahren von den Römern zerstört, war die Stadt 100 Jahre lang ein wüster Trümmerhaufen gewesen, bis sie von Julius Cäsar neu gegründet, schnell wieder zur höchsten Blüthe gelangte und eine Weltstadt im vollen Sinne des Wortes ward. In glücklicher Lage an dem nur eine deutsche Meile breiten Isthmus gelegen, dehnte sie sich zwischen zwei Meeren aus. Im Besitz zweier Häfen, Kenchreae am ägäischen, Lechaeon am jonischen Meer, war Korinth ein Hauptstapelplatz des Welthandels. In Kenchreae landen die Kauffahrer Egyptens, Syriens und bringen die Producte des Orients, von Babylon und Arabien. In Lechaeon ankern die Schiffe Italiens, Spaniens, um die Erzeugnisse des Abendlandes gegen jene auszutauschen. Hier treffen sich die reichen Handelsherrn des Orients und des Occidents. In den Straßen der Stadt, unter den Ruinen von klassischer Schönheit, tummelt sich ein Heer von Matrosen

aus allen Ländern der Welt, nach den Entbehrungen der Seefahrt schwelgend in den Genüssen der Großstadt. Eine Fülle von Sclaven bildet die unentbehrliche Bedienung der Reichen, neben dem blonden Sohn der germanischen Wälder der Neger Nubiens. Ein Jahrhundert später zählt man in Korinth eine Sclavenbevölkerung von einer halben Million Seelen. Hier residirt mit aller Pracht des kaiserlichen Stellvertreters der Römische Statthalter Gallio, des Philosophen Seneca Bruder, mit seinem zahlreichen Gefolge römischer Beamten und Soldaten. Die Isthmischen Spiele sind erneuert, und wieder strömt zu ihnen ganz Griechenland. Ein Gewirr der verschiedensten Sprachen umschwirrt den Reisenden, der die Straßen der Stadt betritt, auf welchen alle Genüsse der Welt feilgeboten sind. Mit den Erzeugnissen der ganzen Welt strömen aber auch die Laster der ganzen Welt hier zusammen. Neben Poseidon, dem Meeresgott, dessen altes Heiligthum hochoben auf der weithin sichtbaren Burg Akrokorinth die Zerstörung überdauert hat, wird vor allem Aphrodite, die Göttin der Liebe, verehrt und in so schamlosen Orgien gefeiert, daß die Stadt wegen ihrer Sittenlosigkeit und Unzucht weit und breit auch bei den Heiden berüchtigt ist. Ueberhaupt war die Korinthische Bevölkerung im übelsten Ruf. Bei einem dem Griechen angeborenen feinen Sinn für Anmuth und Schönheit, waren die Korinther eitel und geckenhaft. Juvenal spottet über „das gesalbte Korinth", über „die geschniegelte Jugend." Zungenfertig, waren sie stets bereit zu disputiren, ernste Arbeit überließen sie lieber anderen. Der Korinther stand im Ruf besonderer Schlauheit; er galt als stets geneigt im Handel zu übervortheilen. So verbreitet endlich war das Laster der Trunksucht, daß der Korinthische Trunkenbold sprüchwörtlich war.

In diese üppige Stadt kommt Paulus mit der Predigt von dem Kreuze Christi, und dem Verlangen „das Fleisch zu kreuzigen sammt den Lüsten und Begierden"; ein Mann, körperlich schwach, mit einem schweren Leiden behaftet, er nennt es „den Pfahl im Fleisch, den Satansengel, der ihn mit Fäusten schlägt", man schließt daraus auf epileptische Anfälle, die er gehabt habe; ein Mann, der den redegewandten, auf Anmuth der Form Werth legenden Griechen an Anmuth der Rede nicht gewachsen ist, dazu ein Jude, dem Volk angehörig, welches den Griechen ein Gegenstand des Hohnes und der Verachtung ist, ein Mann, der bei aller griechisch-alexandrinischen Bildung, die er sich angeeignet, die Rabbinische Schule niemals verleugnen kann, der viel mit Rabbinischen Syllogismen operirt, welche den an hellenischer Philosophie, an Plato und Aristoteles, gebildeten Griechen unverständlich sind. So schien Korinth der denkbar ungeeigneteste Boden für ihn. Wir begreifen es, daß er, wie er den Korinthern später schreibt, „zu ihnen kam mit Zittern und großer Bangigkeit", daß er bangen Herzens Korinth nahte auf jener alten Straße über den Isthmus „durch Poseidons Fichtenhain", welche vor ihm die Dichter und Sänger Griechenlands gezogen waren

„Zum Kampf der Wagen und Gesänge
Der auf Korinthos Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint."

Welches war nun der Erfolg seiner Wirksamkeit? Zunächst ein sehr geringer. Die Juden verlangten „Zeichen", die Griechen „Weisheit"; seine Predigt von dem gekreuzigten Messias war „den Griechen eine Thorheit, den Juden ein Aergerniß."

Letztere, hier wie überall von leidenschaftlichem Haß gegen den Mann erfüllt, der das väterliche Gesetz für aufgehoben erklärte, erregten sogar einen Tumult gegen Paulus und schleppten ihn vor das Tribunal des Gallio, der sich aber weigerte, sich in diese Religionshändel zu mischen. Dennoch war die Wirksamkeit des Paulus nicht ganz erfolglos. Der erste Christ Griechenlands, „der Erstling Achaias“ ist Stephanas, der Sclave einer vornehmen Griechin Chloë. Andere Sclaven derselben Dame folgen. Paulus findet ein jüdisches, aus Rom ausgewiesenes Ehepaar Aquila und Priscilla, das in Jesus von Nazareth den Messias erkannt hat, der Mann ist Teppichmacher, welche Kunst Paulus früher auch erlernt hat; bei ihnen wohnend, am Webstuhl sich seinen Unterhalt verdienend, sammelt Paulus die kleine, wenige Köpfe starke Gemeinde in den Sclavenräumen der Chloë, als sie größer wird, im Hause eines jüdischen Proselyten Justus. Vorwiegend rekrutirt sie sich aus den „kleinen Leuten“, Handwerkern, Sclaven, Frauen. „Nicht viel Weise nach dem Fleisch“, sagt Paulus, „nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen, sondern was thöricht ist vor der Welt und was schwach ist, das Unedele, das Verachtete, was Nichts ist, das hat Gott erwählt.“ Ja zu einem Theile entstammen diese Christen der tiefsten Hefe der Großstadt, in die Paulus hinabgestiegen ist. „Etliche von euch waren Unzüchtige, Ehebrecher, Lustknaben, Knabenschänder, Diebe, Betrüger, Trunkenbolde und Räuber.“ Allmälig aber findet das Evangelium auch in den besseren Ständen Eingang. Der jüdische Synagogenvorsteher selbst tritt über; von den Griechen finden wir Wohlhabende und Gebildete, Korinthische Hausbesitzer, den Rentmeister der Stadt unter den Gliedern der Gemeinde. Noch freilich sind diese „Heiligen“ in der großen Stadt ein verschwindendes Häuflein; ein Haus genügt, um die ganze Gemeinde zur Feier des Liebesmahles zu vereinigen. Aber von Korinth breitet sich die Gemeinde aus durch Achaia. In Korinth selbst erblüht ein reges Gemeindeleben, das seine Formen nicht von der jüdischen Synagoge, sondern von den religiösen Genossenschaften der Griechen entlehnt. Paulus kann von der Gemeinde rühmen, „daß die Predigt des Evangeliums in ihr kräftig geworden ist, daß sie reich ist in aller Lehre und Erkenntniß, daß sie keinen Mangel hat an irgend einer Gabe.“ In ihren Versammlungen vereinigen sich — so groß ist die sociale Wirkung der Predigt Pauli — Juden und Griechen, Sclaven und Freie zum einmüthigen Preise Gottes, zum gemeinsamen Genuß des Liebesmahles. Propheten stehen auf und weissagen, die Sclaven predigen, ekstatische Zustände treten ein; sie reden „in Zungen“, d. h. der glühend erregte Zustand ihres Innern macht sich Luft in unartikulirten Lauten, in krampfhaftem Stammeln, Schluchzen, Weinen, Jauchzen. Dem Schwung der religiösen Erregtheit entspricht der Umschwung im sittlichen Leben. Der heidnische Grundsatz, sich den natürlichen Trieben schamlos und harmlos zu überlassen, wird in diesen Christen überwunden von dem christlichen Grundsatz, die Natur durch den Geist zu heiligen. Auf dem Sumpfboden Korinths erblüht so eine Pflanzstätte der christlichen Tugenden, der Keuschheit, der Sittenstrenge, der Zucht, der brüderlichen Liebe, die sich grell abhebt gegen die heidnische Umgebung. Das Licht ist angezündet, das hineinscheint in die Finsterniß.

Es ist hier wohl die Frage am Ort, was denn wohl diesen mächtigen Umschwung verursachte. Paulus sagt: „ich kam zu euch nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkünden die göttliche Predigt; ich hielt mich nicht dafür,

daß ich etwas wüßte unter euch, denn allein Jesum Christum, den Gekreuzigten." Ohne Zweifel war der Kern seiner Predigt der damals von den Christen allgemein getheilte Glaube, daß der Gekreuzigte in aller Kürze in sichtbarer Herrlichkeit in den Wolken des Himmels wiederkommen werde, um sein messianisches Reich aufzurichten, mit der Paulinischen Nüance, daß nicht durch Beobachtung des Gesetzes, sondern durch den Glauben an diesen Jesus als den Messias die Theilnahme an diesem Reich der Herrlichkeit erlangt werde. Diese Verkündigung des nahen Weltendes fiel auf einen sehr empfänglichen Boden in der damaligen Welt, welche bei der Trostlosigkeit aller Zustände von einer bangen unklaren Ahnung bevorstehender furchtbarer Katastrophen durchzittert war. Wir müssen uns aber hüten bloß in der Furcht vor dem nahen Weltende das Geheimniß der Kraft der Paulinischen Verkündigung zu suchen. Nicht die Furcht war das treibende Element in dem glühend erregten religiösen Leben der ersten Christengemeinden, sondern das Bewußtsein der Gnade, der Erlösung. Die Predigt von der Wiederkunft des Gekreuzigten hätte solchen Eindruck auf die Gemüther nicht hervorgebracht, wenn nicht die Predigt von dem Gekreuzigten selbst die Herzen ergriffen hätte. Im letzten Grunde war es die ideale Gestalt des Menschensohnes, welche sich vor Pauli Augen verklärte zur Gestalt des „himmlischen Menschen", welche diese ideallosen Menschenherzen so mächtig anzog; es war der Inhalt seines Evangeliums, die Botschaft von der Liebe des Vaters gegen seine Menschen, von der Gotteskindschaft, von der Seligkeit der Armen, der Mühseligen und Beladenen, welche grade die Niedrigen, die Sklaven, die Frauen in ihrer gedrückten Stellung begierig aufnahmen; und diese Verkündigung rief, dem Frühlingsregen gleich, alle Keime des Guten wach, welche in den Herzen schlummerten. Die Wiederkunftshoffnung war die Schaale, in welcher die ewige Wahrheit des Christenthums von der Liebe Gottes, von der Erlösung, von der Gotteskindschaft als der Trank des Lebens einem Geschlecht dargereicht ward, welches in allem hochgestiegenen Culturleben nach Frieden lechzte.

Freilich dürfen wir auch andere Momente nicht unterschätzen, welche das erfolgreiche Wirken Pauli in Korinth wesentlich bedingten. Vor Allem: hätte Paulus mit seiner Predigt vom Gekreuzigten die Predigt vom mosaischen Gesetz verbunden, hätte er die Griechen, indem er sie zu Christen machen wollte, zugleich zu Juden machen wollen, er hätte in Korinth keinen Erfolg gehabt. Sein Erfolg war wesentlich dadurch bedingt, daß sein Evangelium das „des Geistes und der Freiheit" war, dadurch, daß er unbekümmert um die jüdische Hülle, in der das Christenthum zuerst auftrat, und von den Aposteln in Jerusalem überliefert ward, es von dieser Hülle löste und den Geist des Christenthums geltend machte. In der Erfassung des innersten Wesens des Christenthums als der Botschaft von der Liebe Gottes gegen alle Menschen, von der Versöhnung des Menschen mit Gott nicht durch die Werke des mosaischen Gesetzes, sondern durch den Glauben, bringt er es nicht als eine Abart des Judenthums, sondern als ein völlig neues Lebensprincip, als Menschheitsreligion, an kein anderes Gesetz gebunden, als an das in ihm liegende „Gesetz des Geistes". In innerer Freiheit vom Gesetz wird er selbst wie den Juden ein Jude, so den Griechen ein Grieche, in alle Lebensformen, Sitten und Gewohnheiten der Griechen eingehend; das neue Leben, welches er in der Gemeinde wachruft, wird nicht gestellt unter den Zwang äußerlicher Satzung, oder dem griechischen Geist

fremder Formen, sondern gestaltet sich frei von innen heraus aus dem neuen Geist, der in den „Heiligen" von Korinth mächtig ist. — So gewiß ferner nicht das theologische System des Paulus mit seinen oft rabbinischen Beweisführungen, sondern das Evangelium Christi die Korinther überwand, so gewiß dürfen doch auch nicht die mannichfachen Anknüpfungspunkte unterschätzt werden, welche sein System den griechischen Anschauungen bot. Auch ist nicht gering anzuschlagen, daß Paulus, ein scharfer logischer Denker, die ihm auf dem Wege nach Damaskus aufgegangene Offenbarung zu einer einheitlichen Weltanschauung verarbeitet hat. So tritt er auch der griechischen Weisheit gegenüber in dem stolzen Bewußtsein, ihr gewachsen zu sein: „Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht menschlich schwach, sondern göttlich stark; ich werfe nieder Vernunftgründe und jedes Bollwerk, das gegen die Erkenntniß Gottes aufgeworfen wird, und jeden Gedanken nehme ich gefangen unter den Gehorsam Christi," Worte, die (wie Baur bemerkt) so wenig gegen den Gebrauch der Vernunft in Sachen des Glaubens gerichtet sind, daß vielmehr Paulus so nur im Vertrauen auf seine ihres Sieges gewisse Kraft des Denkens sprechen konnte.

Nicht zum mindesten endlich werden wir in Anschlag zu bringen haben, die gewaltige Persönlichkeit des Apostels selbst. In diesem schwachen Körper wohnt der mächtigste Geist. Was er ist, ist er ganz, wie einst ein Pharisäer, so jetzt der Apostel Christi. Ein Feuereifer beseelt ihn, „die Liebe Christi dränget ihn," für den Jesus, den er einst verfolgt, Seelen zu gewinnen. „Den Juden bin ich geworden als ein Jude, damit ich die Juden gewinne; denen, die ohne Gesetz sind, bin ich geworden als ohne Gesetz, damit ich die, die ohne Gesetz sind, gewinne; den Schwachen bin ich geworden als ein Schwacher, damit ich die Schwachen gewinne; ich bin jedem allerlei geworden, damit ich allenthalben etliche selig mache." Mit der Schärfe seines Denkens geht Hand in Hand eine tiefe Mystik. Er ist „in Christus", „Christus lebt in ihm", er ist „mit Christo gestorben", „mit Christo auferstanden". In der Gluth seines religiösen Empfindens redet er „in Zungen", er hat Ekstasen, Visionen; „er wird entzücket bis in den dritten Himmel und höret unaussprechliche Laute, die kein Mensch reden kann." In dem sicheren Bewußtsein der ihm zur Seite stehenden Gotteskraft steht er unerschütterlich da in allen Stürmen: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht; wir werden verfolgt, aber wir sind nicht verlassen; wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um." Von Natur leidenschaftlich, kann er aufbrausen, wenn der heiligen Sache, der er dient, Widerstand wird; aber in seinem Herzen wohnt zugleich die größte Zartheit, die schonendste Geduld, die selbstverleugnendste Liebe. Mächtig kann der Donner seines Zornes rollen, und ebenso entströmen dieser Brust die ergreifendsten Töne eines reichen und weichen Gemüthes. Mit dem ganzen Selbstbewußtsein einer durchgebildeten Persönlichkeit verbindet er tiefste Demuth vor Gott. Die sittliche Energie, welche er in den Korinthern wecken will, wendet er gegen sich zuerst an: „Ich betäube meinen Leib und bezähme ihn, daß ich nicht Andern predige und selbst verwerflich werde." In steter Heiligung will er sein Leben verklären zu dem Bilde Gottes, das er in Christo geschaut hat. Es ist begreiflich, daß eine so ausgesprochene, charaktervolle, religiös-sittliche Persönlichkeit gerade in der korinthischen Bevölkerung den tiefsten Eindruck zu machen im Stande war. —

Anderthalb Jahre weilte Paulus in Korinth, um dann auch in der asiatischen Großstadt Ephesus den Samen des Evangeliums auszustreuen. Bei seiner Abwesenheit zeigte sich recht deutlich, wie viel von seiner Persönlichkeit abhing. Es war an sich ja ganz erklärlich, daß eine so gewaltige Umwandlung, wie sie in den korinthischen Christen vor sich gegangen war, nicht ohne Rückschläge und Krisen bleiben konnte, noch dazu, wenn diese Christen nicht an eine bestimmte Satzung, sondern an das Gesetz des Geistes gebunden waren. So scheint denn bald nach Pauli Weggang eine bedenkliche sittliche Laxheit eingerissen zu sein. Bei einem kurzen zweiten Aufenthalt in Korinth ist Paulus „in Traurigkeit" anwesend; und hält es nach seinem Weggange für nöthig, in einem verloren gegangenen Briefe die Heiligen von Korinth zu warnen vor allzu innigen Beziehungen zu Unzüchtigen und Götzendienern. Bald aber kam schlimmere Post. Paulus erhielt Nachricht von einem ganz besonders abscheulichen Unzuchtsverbrechen eines Gemeindegliedes, welches gleichwohl die Gemeinde ruhig trägt. Christen übervortheilen sich im Handel und bringen ihren Streit vor den heidnischen Richter. In den Gemeindeversammlungen kommen ärgerliche Unordnungen vor. Hier wie überall sind mit der Freiheit auch Zügellosigkeiten, Ausschreitungen verbunden. Propheten weissagen zu zweien und dreien zu gleicher Zeit durcheinander; die ekstatischen Zustände werden zu einer krankhaften Manie. Die Frauen geben ihrem Emancipationsgelüst Ausdruck, indem sie gegen alle griechische Sitte und Anstand ohne Schleier in den Versammlungen erscheinen, indem auch sie predigend und weissagend ihre Stimme in der Gemeinde erheben. Ja bei den gemeinsamen Liebesmahlen, in welchen zur Erinnerung an das letzte Mahl Jesu mit seinen Jüngern das gesegnete Brod und der gesegnete Kelch gereicht wird, schwelgen die Wohlhabenden und fröhnen dem korinthischen Laster des Trunkes. Dazu kommt eine beginnende Zerklüftung der Gemeinde in vier Parteien. Nach Korinth war Apollos gekommen, ein Christ, wesentlich auf dem Standpunkt des Paulus gegenüber dem Gesetz stehend, aber ihm überlegen an Beredsamkeit, ein Schönredner, darum dem griechischen Geschmack besonders zusagend, dem, wie Cicero sagt, nicht darauf ankommt, was, sondern wie geredet werde. In alexandrinischer Religionsphilosophie gebildet, scheint er der Neigung der gebildeten Gemeindeglieder zum Philosophiren Anregung gegeben und in einem gewissen Gegensatz gegen Paulus eine Richtung ins Leben gerufen zu haben, welche im Christenthum weniger ein religiöses Heilsbedürfniß befriedigen wollte, als darin eine neue Philosophie sah, in der man der griechischen Neigung zum Speculiren nachhängen konnte. So ertönte bald der Ruf: „ich bin des Apollo," „ich bin des Paulus." Die christliche Gemeinde an einem so bedeutenden Ort hatte aber auch schon die Aufmerksamkeit in der Ferne erregt. Aus Palästina kamen Judenchristen von der Richtung des Petrus, welche den jüdisch-gesetzlichen Standpunkt geltend machten und bei dem jüdischen Theile der Gemeinde umsomehr Anklang fanden, als die eingerissene Laxheit die Gefahren der Paulinischen Lehre von der Freiheit vom Gesetz zu zeigen schien. Die Reaction gegen diese Freiheit zeigte sich bei den Einen in der Strenge, mit welcher sie den Genuß des von Götzenopfern herrührenden Fleisches, welches auf den Märkten verkauft ward, als Betheiligung am Götzendienst verwarfen, bei den Anderen in der Verwerfung des ehelichen Lebens. Nehmen wir dazu noch eine vierte sich nach Christus selbst nennende Partei, über die wir jedoch nur auf Vermuthungen an-

gewiesen sind, so haben wir ein ziemlich unerfreuliches Bild der Korinthischen Gemeindezustände. Im Weizen schoß das Unkraut empor; das alte griechische und jüdische Wesen reagirte gegen den neuen Geist und versetzte die Gemeinde in einen Zustand der Gährung. Noch aber war das Ansehen des Paulus so fest gegründet, daß die Gemeinde alle in ihr entstandenen Fragen dem Apostel vorlegt, der sich beeilt, ihnen bündige Antwort zu geben. So entsteht das im Neuen Testament als erster Brief an die Korinther bezeichnete Sendschreiben, ein leuchtendes Denkmal der Weisheit des Apostels.

Des Paulus größter Schüler, Luther, hatte 1500 Jahre später, erschreckt durch die Unordnungen, zu welchen die neue Freiheit mißbraucht ward, dem Geist der Freiheit, welchen er gerufen, wieder Fesseln angelegt. Paulus bleibt völlig fern von solchen reactionairen Velleitäten. Nirgend versucht er, dem Mißbrauch der Freiheit mit dem Zwang eines äußeren Gesetzes entgegen zu treten; der ganze Brief ist vielmehr ein Appell an die Ueberzeugung, an das Gewissen der Korinther. Allerdings auch Paulus kann nicht verleugnen, daß er ein Kind seiner Zeit ist. Ich denke nicht blos an die wunderlichen Auslassungen, mit denen er die Emancipationslust der den Schleier abwerfenden Frauen zurückweist; ich denke vor allem an seine Erörterungen über die Ehe, welche zeigen, daß er von der hohen sittlichen Bedeutung der Ehe sehr ungenügende Vorstellungen hat, Vorstellungen, welche mit logischer Consequenz auf das Priestercölibat in der Römischen Kirche führten. Aber mit welchem sichern Takt weiß er dann doch immer wieder das Richtige zu treffen, so wenn er den ekstatischen Frauen zuruft: „Das Weib schweige in der Gemeinde“, oder wenn er die Fragen der zwischen Christen und Heiden gemischten Ehen, wegen des Genusses des Götzenopferfleisches in weitherzigster, von jeder Rigorosität freien Weise regelt. Welche Nüchternheit zeigt er gegenüber den ekstatischen Zuständen in der Gemeinde. Mochten die Korinther in dem confusen Durcheinander der Weissagenden und in Zungen Redenden den Drang des Geistes erkennen, er urtheilt: „Der Propheten Geister sind den Propheten unterthan; Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern der Ordnung.“ Obwohl er selbst „in Zungen“ redet, achtet er diese „Gabe“ doch gering; obwohl er selbst ekstatische Zustände hat, urtheilt er doch: „wenn Ungläubige in eure Versammlungen kämen, und sähen diese Ekstasen, würden sie nicht denken, ihr wäret verrückt?“ Statt dessen will er ihnen eine viel köstlichere Gabe zeigen, und nun folgt das hohe Loblied auf die Liebe: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle“.

Mit schweren Sorgen erfüllen ihn die Spaltungen in der Gemeinde. Ihnen entgegen zu arbeiten, ist sein Hauptaugenmerk in diesem Brief, und er zeigt sich hierbei in seiner ganzen Größe. Hoch erhaben steht er da über gekränkte persönliche Eitelkeit, über die ihn herabziehenden Urtheile der Anhänger des Petrus und Apollo: „Mir ist es ein Geringes, ob ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage; Gott ist es, der mich richtet.“ Er redet zu ihnen als zu „Kindern“, bald mit der Ironie des überlegenen Geistes, bald mit der innigen Liebe des Vaters. Mit ganzer Entschiedenheit tritt er der Auffassung des Christenthums als einer neuen Philosophie, tritt er dem Wahn entgegen, als ob es durch Philosophiren sich ausbreiten könne. „Das Wort vom Kreuz ist eine Gotteskraft“; „der Glaube

beruht nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft", auf innerer Offenbarung Gottes an dem Menschenherzen. Aber daneben läßt er neidlos des Apollo andere Begabung gelten. Er weist die Korinther darauf hin, wie sie sich selbst im Lichte stehen, wenn sie gegenseitig sich ihre Lehrer herabziehen, statt des Reichthums der verschiedenen Gaben sich zu freuen. „Wer ist Paulus? wer ist Apollo? Diener sind sie, durch welche ihr seid gläubig geworden, je nachdem Gott es jedermann von ihnen gegeben hat. Ich habe gepflanzt, Apollo hat begossen, Gott aber hat das Gedeihen gegeben: So ist weder der da pflanzet, noch der da begießet, etwas, sondern allein Gott, der das Gedeihen giebt. Darum rühme sich niemand eines Menschen: Alles ist euer, es sei Paulus oder Apollo, es sei Petrus oder die Welt: Alles ist Euer, ihr aber seid Christi." Das sind doch Worte von unvergänglicher Größe. Wie viele Wirren und Hader wären der Christenheit erspart geblieben, wenn dieser weitherzige Geist sie beseelt hätte! Wie stände es auch jetzt besser um die zerklüftete Kirche, wenn die Parteien und die irdischen Lenker der Kirche von diesem Geiste beseelt wären!

Zum höchsten Affect steigert sich des Paulus Rede gegen die Unzuchtssünde, die unter ihnen vorgekommen ist, die ja auch gerade auf dem schlüpfrigen Boden Korinths der ernstesten Abwehr bedurfte. Hier verlangt er gebieterisch die Ausstoßung des Schuldigen aus der Gemeinde. „Wisset ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig durchsäuert?" „Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist?" In dunkeln Worten, die vielleicht andeuten, daß Paulus sich die Kraft zutraut, an dem Schuldigen ein Strafwunder zu vollziehen, droht er demselben, „daß er ihn dem Satan übergeben wollte zum Verderben des Fleisches, damit der Geist selig werde am Tage des Herrn Jesu."

Die Wirkung dieses Briefes war jedoch nicht die gewünschte. Der Gegensatz gegen Paulus nahm vielmehr einen immer schrofferen Character an. Des Paulus Gegner hatten inzwischen Zuzug aus Palästina erhalten. Je größer seine Erfolge in der Heidenwelt waren, um so erbitterter wurden die Judenchristen, die sich um die Apostel in Jerusalem sammelten, gegen den Mann, der sich vom Judenthum so völlig losgesagt hatte. Daß sie an einem so wichtigen Punkt, wie Korinth war, dem Apostel das Feld nicht allein überlassen wollten, war erklärlich. So kamen Emissäre aus Palästina, offenbar klug genug, um einzusehen, daß der heidenchristlichen Gemeinde nicht sofort das Gesetz über den Hals geworfen werden könne, aber um so mehr beflissen, ihr Werk mit der Untergrabung des Ansehens des Apostels zu beginnen. Wie überall, so machen sie auch hier geltend, er habe ja gar nicht den Herrn gesehen, habe gar nicht mit ihm verkehrt wie die hohen Apostel in Jerusalem; er sei ein falscher Apostel, ein Betrüger. Als nun jener Brief ankam, statt des von den Korinthern in Person erwarteten Paulus ein Brief, in welchem er noch dazu ankündigt, er habe seine Reise nach Korinth aufgeschoben, findet die Verdächtigung fruchtbaren Boden. Den strengen Worten seines Briefes über den Blutschänder begegnet die höhnische Rede: „Seine Briefe sind stark, aber wenn er bei uns ist, ist er demüthig und seine Rede ist verächtlich;" „abwesend ist er stark, anwesend ist er schwach." Ja, man versteigt sich zu den ehrenrührigsten Verleumdungen. Um der Noth der armen palästinensischen Gemeinden abzuhelfen, sammelt Paulus in seinen heidenchristlichen Gemeinden für

jene eine Collecte, offenbar in der Hoffnung, durch solchen thatsächlichen Beweis der brüderlichen Liebe aus heidenchristlichen Gemeinden das Band der Gemeinschaft zwischen Judenchristen und Heidenchristen enger zu schürzen. Auch in Korinth hatte Paulus diese Sammlung ins Leben gerufen und viele Willigkeit gefunden. Jetzt wird der Verdacht ausgestreut, er übervortheile sie, oder verfolge damit seine eigenen Zwecke. Wenn er bisher ganz gegen die in ihren heidnischen religiösen Genossenschaften übliche Sitte nichts von ihnen angenommen, sondern sich mit seiner Hände Arbeit ernährt habe, so sei das nur eine schlaue Berechnung gewesen, um sie auf andere Weise um so mehr zu schröpfen. „Da ich schlau bin, habe ich euch mit List gefangen," so resümirt Paulus die Vorwürfe seiner Feinde in dieser Beziehung. Bei den kleinen Leuten von Korinth, welchen christliche Wohlthätigkeit noch etwas völlig neues war, fand die Meinung nur zu leichtes Gehör, sie würden durch diese wöchentliche freiwillige Steuer zu Grunde gerichtet; und wenn man in Korinth gewohnt war, beim Handel zu prellen, lag es nicht nahe, ähnliches auch bei dem Apostel zu vermuthen?

Es ist erklärlich, daß die Kunde von diesen Vorgängen den Paulus tief erschütterte. War doch Korinth sein Schooßkind unter den Gemeinden, die er gegründet, galt ihm doch die Bildung dieser wichtigen Gemeinde als die Beglaubigung seiner apostolischen Mission an die Heiden. „Ihr seid unser Lobebrief," sagt er, „unser Empfehlungsbrief, der erkannt und gelesen wird von allen Menschen." Und jetzt war diese Gemeinde auf dem besten Wege, sich von ihm abzuwenden! In tiefster Erregung, nach seinen eigenen Worten „in Herzensangst und unter Thränen" schreibt er an sie einen offenbar geharnischten, leider ebenfalls verloren gegangenen Brief. Gleich darauf scheint auch in Ephesus über ihn eine schwere Katastrophe hereingebrochen zu sein, eine Verfolgung so schlimmer Art, daß er sein Leben schon verloren gegeben hatte. Mit knapper Noth dem Tode entronnen, wie es scheint mit einer schweren körperlichen Verletzung, war Paulus dann nach Troas gegangen, um hier seinen Schüler Titus mit Nachrichten aus Korinth zu erwarten. Da sich dessen Ankunft verzögerte, trieb ihn seine Unruhe und Ungeduld hinüber über den Hellespont nach Macedonien, wo ihm endlich Titus entgegen kommt. Die Nachrichten, die er bringt, lauten über Erwarten befriedigend. Die Wirkung des letzten Briefes ist im allgemeinen eine tief erschütternde gewesen. Der Blutschänder ist von tiefer Reue zerknirscht, die Gemeinde in ihrem überwiegenden Bestandtheile von tiefer Scham und Trauer erfüllt. Noch freilich suchen die judenchristlichen Gegner des Paulus den gewonnenen Boden zu behaupten; die bösen Reden gegen Paulus sind noch nicht verstummt; aber die besseren Elemente der Gemeinde sind zur Besinnung gekommen; die Krisis ist im wesentlichen zu Gunsten des Apostels entschieden. So ungefähr werden wir uns die Situation bei Abfassung des sogenannten zweiten Korintherbriefes zu denken haben, welchen Paulus unmittelbar nach Empfang jener günstigen Nachrichten nach Korinth schickt, um das neue Feuer zu schüren, um dann, sobald es sein körperlicher Zustand erlaubt, dem Briefe persönlich zu folgen.

Dieser Brief ist wohl die ergreifendste Schrift, die wir von Paulus haben, nicht das Product langer Reflexionen, sondern der unmittelbare volle Erguß eines tief bewegten Gemüthes; die wechselnden Stimmungen seines Innern spiegeln sich

in ihm wider, je nachdem vor seinen Augen die Gestalten seiner Gegner oder seiner Anhänger auftauchen, rührende Liebe und schneidende Ironie, herzliche dankbare Freude und die ganze Empörung eines schwer beleidigten Mannes. Ich möchte die Stimmung dieses Briefes mit einem wogenden Meere vergleichen; der Sturm hat sich gelegt, es nahen sanfte Winde, aber das Meer braust und brandet noch; — oder mit einer Landschaft, über die ein schweres Gewitter dahingezogen ist, die Sonne hat die Wolken schon durchbrochen, aber in der Ferne rollt noch der Donner und zucken die Blitze des abziehenden Gewitters. In zartester liebevollster Weise deckt Paulus die Vergangenheit zu. Wenn die Korinther durch seinen Brief traurig geworden, so freue er sich doch jetzt, da sie „göttlich betrübt" seien, und „die göttliche Traurigkeit wirke zur Seligkeit eine Reue, die Niemand gereuet." Jetzt sollen sie sich auch seinetwegen nicht mehr betrüben; er sei nach aller Trübsal, die er zu überstehen gehabt, durch sie mit Trost erfüllt und reichlich erquickt. Er giebt ihnen das Zeugniß, daß sie im Glauben stehen, versichert sie, daß er sich alles Guten zu ihnen versehe. Er vergiebt dem Blutschänder und ermahnt sie, daß auch sie ihm nun ihre Liebe beweisen und ihn trösten, damit er nicht in allzu große Traurigkeit versinke. — Der leitende Gedanke des Briefes ist offenbar, die Hoheit und Herrlichkeit seines apostolischen Amtes den Verdächtigungen seiner Gegner gegenüber zu vertreten. Gott selbst hat ihn tüchtig gemacht, „das Amt des neuen Testamentes" zu führen, welches er im Gegensatz gegen jene judenchristlichen Eindringlinge mit ihrem Festhalten am Gesetz Mosis bezeichnet als „das Amt nicht des Buchstabens, welcher tödtet, sondern des Geistes, der lebendig macht." Mögen jene Christum gekannt haben nach dem Fleisch, „wir kennen ihn nicht mehr nach dem Fleisch; der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit." Jenen hängt die Decke Mosis vor den Augen, er aber „schaut des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht; und wir werden verklärt in dasselbe Bild von einer Klarheit zur anderen von dem Herrn, welcher der Geist ist." In ergreifenden Worten ruft er die Korinthischen Christen auf, als seine Mithelfer, diesem Amte Ehre zu machen. „Lasset uns Niemand Aergerniß geben, damit unser Amt nicht verlästert werde, sondern in allen Dingen lasset uns erweisen als die Diener Gottes, in Trübsal, in Noth, in Angst, in Schlägen, in Gefängnissen, im Aufruhr, in dem Worte der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, durch Ehre und Schande, durch gute Gerüchte und durch böse Gerüchte, als die Verführer und doch wahrhaftig, als die Sterbenden und siehe wir leben, als die Gezüchtigten und doch nicht ertödtet, als die Armen, die doch viele reich machen, als die Nichts inne haben und die doch Alles haben." Mit dem Bewußtsein des guten Gewissens, das nichts zu scheuen hat, drängt er jetzt von Neuem auf die Fortsetzung der Sammlungen für die armen Judenchristen Palästina's; um allen Anstoß zu vermeiden, hat er von den macedonischen Gemeinden zwei Männer wählen lassen, welche eine Art Control-Instanz bilden, „damit Alles redlich zugehe, vor Gott und vor Menschen." Freilich, die Erwähnung dieses Punktes läßt von Neuem das Feuer seiner Entrüstung auflodern gegen Diejenigen, welche seiner apostolischen Würde und persönlichen Ehre zu nahe getreten sind. Hatte er schon in dem Bisherigen seinen Gegnern den Boden für ihre Anklage unter den Füßen weggezogen, hatte er durch sein Eintreten für die Judenchristen Palästina's seine

judenchristlichen Ankläger in eine schiefe Position gebracht, so wendet er sich jetzt (in den vier letzten Capiteln) mit wuchtigen Worten, die auch heute noch, nach 1800 Jahren, einen ergreifenden Eindruck machen, gegen die „Etlichen" in der Gemeinde, welche ihn beschuldigen, „er wandle fleischlicher Weise." Wo habe er Einen übervortheilt? Wo habe er Einen zu Grunde gerichtet? Wo sei er Einem beschwerlich gefallen? „So gewiß die Wahrheit Christi in mir ist, so soll mir dieser Ruhm (der Uneigennützigkeit) in den Ländern Achaias nicht geraubt werden!" Den Verdächtigungen seines Apostelamtes antwortet er mit dem selbstbewußten Wort: „ich denke, ich sei nicht weniger, als die hohen Apostel sind; und wenn ich auch im Reden schwach bin, so bin ich doch nicht schwach in der Erkenntniß." Er zieht eine glänzende Vergleichung zwischen sich und den judenchristlichen Emissären, welche in fremde Arbeit kommen, die sich nähren lassen von der Gemeinde: „Sie sind Hebräer, auch ich; sie sind Abrahams Saame, auch ich; sie sind Diener Christi, — ich redete thöricht, ich bin wohl mehr. Ich habe mehr gearbeitet, ich habe mehr Schläge gelitten, ich bin öfters gefangen, oft in Todesnoth gewesen." Die ganze Kette seiner Leiden und Gefahren läßt er an ihnen vorübergehen; er schildert seine Visionen und Ekstasen. Ja, wohl ist er ein gebrechlicher, kranker Mann; er hat den Pfahl im Fleisch, den Satansengel, der ihn mit Fäusten schlägt, damit er sich der hohen Offenbarungen nicht überhebe; vergeblich hat er zum Herrn gefleht, daß er ihn von ihm nehme, aber er hat das Wort gehört: „Laß Dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig." Darum will er sich am liebsten seiner Schwachheit rühmen, „denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark." In einem irdenen Gefäß hat er einen reichen Schatz, damit die Kraft als von Gott und nicht von ihm sich zeige. Zum Schluß kündigt er drohend an, wenn er jetzt nach Korinth komme, so werde er nicht schonen; wenn er auch schwach sei, so werde er doch in der Kraft Gottes unter ihnen sein; er beschwört sie, dafür zu sorgen, daß er nicht nöthig habe, Schärfe walten zu lassen.

Es war nicht mehr nöthig. Als Paulus ungefähr im Jahre 59 zum dritten Male nach Korinth kommt, räumen die Gegner das Feld. Die Macht seiner Persönlichkeit war zu groß, als daß seine Feinde ihre Ränke gegen ihn anders als hinter dem Rücken des Abwesenden spinnen konnten. In Frieden kann er jetzt die Gemeinde befestigen. Der große Wurf ist gelungen; auf griechischem Boden erblüht eine judenchristliche Gemeinde, der Sauerteig Achaias. Wir können diese Sicherung seiner Position mit Sicherheit aus der Thatsache schließen, daß der nie rastende Geist des großen Mannes von hier aus seine Netze weiter auswirft. Auch Korinth, die große Welthandelsstadt, ist ihm nur eine Etappe auf seinem Wege, auf dem Wege nach der Welthauptstadt, nach Rom. Von Korinth aus schreibt er, offenbar in einer friedlichen Situation, den Brief an die Römer, um sich durch ihn den Boden für eine Wirksamkeit in Rom vorzubereiten. Er schreibt ihn nicht mehr mit jener Bangigkeit, mit der er vor etwa 5 Jahren nach Korinth kam, sondern mit der festen Zuversicht, „daß die Fülle der Heiden in das Reich Gottes eingehen werde." Freilich Gottes Gedanken waren andere als seine Gedanken. Nur in Ketten, ein Gefangener Nero's, sollte er die Straßen Rom's betreten, um in der Neronischen Verfolgung spurlos unterzugehen. Aber das Christenthum, durch ihn entbunden von den Schranken der Satzung, befreit von

seiner jüdischen Hülle, hatte seine Lebensfähigkeit auch auf dem Boden des europäischen Culturlebens erwiesen, hatte sich bewährt als „die Gotteskraft, welche selig macht Juden und Griechen," Asiaten und Europäer. Das ist die weltgeschichtliche Bedeutung der Korinthischen Gemeindebildung.

Paulus sagt einmal: „Was geschehen ist, ist uns zum Vorbild geschehen." Das gilt doch wohl auch von den geschilderten Vorgängen. Wenn in Korinth auf dem Boden des antiken Culturlebens die „thörichte" Predigt des Apostels Wurzel faßte, wenn sie gegenüber der Rohheit einer Sclavenbevölkerung und der Weisheit griechischer Bildung, gegenüber griechischer Zuchtlosigkeit und jüdischer Gesetzesstrenge ihre Kraft beweisen konnte, so werden wir damit auch für die Gegenwart auf die weltüberwindende Kraft des Christenthums hingewiesen. Ja, wir leben in anderen Zeiten, die Wiederkunftshoffnungen der ersten Christen sind erloschen, die ekstatischen Zustände derselben erscheinen uns als krankhafte Ueberreiztheit des Nervensystems, in unser aller Denken und Vorstellungen hat sich der gewaltigste Umschwung vollzogen. Aber gerade in Korinth hat das Christenthum den ersten glänzenden Beweis geführt, daß es an den verschiedenartigsten nationalen Eigenthümlichkeiten, an den verschiedensten höheren oder niederen Bildungsstandpunkten kein Hinderniß findet. Was ihm in Korinth Boden gewann, war das, daß Paulus es brachte nicht als ein neues, nur dem Gebildeten verständliches philosophisches oder theologisches System, oder als eine dem griechischen Wesen unverständliche Satzung, sondern als Botschaft von der Erlösung und Versöhnung des Menschen mit der Gottheit, als Religion der Gotteskindschaft. Das aber ist eben der unveränderliche Gehalt, die ewige Wahrheit des Christenthums, durch allen Wechsel der Zeitvorstellungen hindurch, in welchen diese ewige Wahrheit den dem Bildungsstand der Zeit entsprechenden Ausdruck findet. Darum befriedigte es die tiefsten Bedürfnisse der Zeit, die Bedürfnisse nach Erlösung von aller Sünde und Schuld, von dem Elend des Vergänglichen, Irdischen. Aber gerade diese tiefsten Bedürfnisse des Menschenherzens sind dieselben zu allen Zeiten und bei allen Völkern. Wie sich deshalb auch die Auffassung des Christenthums vergeistigt, wie es die Hülle der Zeitvorstellungen vergangener Tage abstreift, um die geistige Wahrheit in neuen Formen zum Ausdruck zu bringen, mit dieser Botschaft von der Erlösung, von dem Frieden mit Gott, den es darbietet, wird es doch immer wieder der Labetrank und Lebenstrank für alle unter dem Jammer des Endlichen schmachtenden und seufzenden Menschenherzen sein.

Und noch eins. Wenn wir an den Korinthischen Wirren sehen, wie das Christenthum von früh an die schwersten inneren Krisen durchzumachen hat, aber sie glücklich überwindet, so brauchen auch wir nicht zu erschrecken, wenn unsere Zeit wieder einmal eine solche Zeit der Krisis ist; sondern in solcher Zeit wollen wir uns aufrichten an der großen Gestalt des Apostels. Die Gegensätze in Korinth sind ja doch nur das Spiegelbild der Gegensätze, die immer wieder hervortreten, in deren Kampf auch wir augenblicklich stehen. Wie Paulus die bisherigen von den Aposteln Jesu selbst überlieferten, also recht eigentlich, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, orthodoxen Formen des Christenthums aufgab, so haben auch wir — der sogenannte kirchliche Liberalismus — die aus den vergangenen Zeiten stammenden orthodoxen Formeln aufgegeben. Wie Paulus in dem Festhalten an jener ursprünglichen

jüdischen Form ein Hinderniß erkannte für die Ausbreitung des Christenthums in der antiken Culturwelt, so erkennen wir in dem Festhalten an diesen ein Hinderniß für die Ausbreitung des Christenthums in der modernen Culturwelt. Auf Paulus können wir uns getrost berufen, wenn wir gegenüber der überkommenen Ueberlieferung, gegenüber dem Festhalten an dem Buchstaben eines kirchlichen Lehrsystems den Geist des Christenthums geltend machen. Von ihm können wir lernen die rechte Weitherzigkeit und ihre Grenzen, eine Weitherzigkeit, welche in das „Alles ist euer" auch die Partei des Petrus, auch die Anhänger der alten Satzung einschließt, welche aber sofort ein Ende hat und nachdrücklichster, schonungslosester Abwehr Platz macht, sobald von jener Seite sein apostolisches Recht zu seinem Evangelium des Geistes und der Freiheit in Abrede gestellt wird. Wenn wir aber in unseren Tagen zu ähnlichem Kampf um unser Recht, um das Recht des Geistes, der geistigen Auffassung des Christenthums gegenüber dem Buchstaben genöthigt sind, so dürfen wir nicht vergessen, daß Paulus ebenso nachdrücklich den Anhängern des Apollos gegenüber, welche in dem Christenthum vorwiegend eine neue Philosophie, eine neue Weltanschauung sahen, den religiösen Charakter des Christenthums vertritt. Indem wir genöthigt sind, das Recht unserer modernen Anschauungen innerhalb der evangelischen Kirche zu vertheidigen, liegt die Versuchung nicht so fern, daß wir uns bloß als Vertreter der modernen Weltanschauung geriren und vergessen, daß das Christenthum Religion ist. Welchen besseren Lehrmeister könnten wir da haben als Paulus unter den Korinthern. In unerschütterlicher Standhaftigkeit der Apostel der christlichen Freiheit gegenüber allem Satzungs- und Formelwesen, durch Ehre und durch Schande, durch gute Gerüchte und durch böse Gerüchte, legitimirt er diese Freiheit als Tochter des Himmels durch seine ganze von innigster Religiosität durchtränkte Persönlichkeit. Aus diesem göttlichen Feuer, von welchem er durchglüht ist, entspringt seine Liebe und sein Zorn, seine Milde und seine Strenge, seine Sanftmuth und sein Ungestüm; in diesem Feuer liegt das Geheimniß seiner unwiderstehlichen Kraft. Meiner Meinung nach hat gerade unser sogenannter „kirchlicher Liberalismus", wenn er sich gern und mit Recht auf Paulus, als den Apostel der Freiheit, als den Feind alles Satzungswesens beruft, alle Ursache, auch diese Seite seines Wesens in's Auge zu fassen und sein ebenfalls an die Korinther geschriebenes Wort auch in dieser Beziehung zu beherzigen: „Seid meine Nachfolger, gleich wie ich Christi."

# Rundschau über das nationale Leben.

## Die conservativen und die liberalen Parteien und deren Einfluß auf Staat und Gesellschaft.*)

Von
Professor Dr. A. Merkel.
Straßburg i./E.

I.

„Wer sich täglich" bemerkt Herr Klee in seiner Schrift über Fürst Bismarck und unsere Zeit „mit politischen Fragen beschäftigt, geräth leicht in die Gefahr, mit den Handlungen und Ereignissen auf politischem Gebiete wie mit Buchstaben und Ziffern zu rechnen, ohne sich ihres Werthes und ihrer Bedeutung für die Geschichte und ihrer Beziehungen zu den höchsten Lebensfragen der Menschheit bewußt zu werden." Dieser Gefahr entspricht ein Bedürfniß immer erneuerter Prüfung jenes Werthes und dieser Beziehungen;**) ein Bedürfniß, das den verwickelten und verworrenen Verhältnissen des heutigen Parteilebens gegenüber als erhöht erscheint.

Vor einigen Decennien war es für einen Deutschen, der auf dem politischen Kampfplatze Stellung nehmen wollte, nicht besonders schwierig, sich zu orientiren. In den meisten Ländern sah er zwei Parteigruppen, liberale und conservative nämlich, sich gegenübergestellt, mit politischen Programmen und Bekenntnissen, welche alt, verhältnißmäßig einfach und jedem ganz und halb Gebildeten bekannt und verständlich waren. Unterdessen sind die Parteiverhältnisse stetig complicirter geworden. Neben jenen alten Parteigruppen haben sich andere gebildet, welche eine steigende Bedeutung in Anspruch nehmen, und innerhalb jener sind wichtige Aenderungen und Umbildungen erfolgt. Die Umwälzungen, welche sich im Bereiche des öffent-

*) Anmerkung der Redaction. Der Herr Verfasser wird über „die politischen Parteien" noch mehrere für sich abgeschlossene Abhandlungen in der „Deutschen Revue" veröffentlichen.

**) Anmerkung. Das citirte Schriftchen unternimmt dieselbe von einem conservativen Parteistandpunkte aus, und bemüht sich, den Liberalismus durch Ausführungen, welche „auf wissenschaftliche Erkenntniß gegründet" sein wollen, zu überreden, baldmöglichst seinen Geist aufzugeben. Bis dahin wo dies geschehen ist, lohnt es sich wohl, diesen Geist, sowie denjenigen des Conservatismus auf ihre Herkunft zu untersuchen. Dazu hier einige Beiträge, welche an andrer Stelle ihre Vervollständigung finden sollen.

lichen Rechts unter dem Einfluß der Parteien vollzogen haben, sind an diesen selbst nicht spurlos vorübergegangen. Ausscheidungen, neue Gliederungen und Einigungen haben auf beiden Seiten stattgefunden. Die conservativen Parteien unterlagen unter dem Einfluß der Bismarckschen Politik einem vollständigen Auflösungsproceß, dem erst jüngst der Beginn eines Processes neuer Consolidirungen gefolgt ist. Gegenwärtig sehen die liberalen Parteien sich von der Gefahr einer Zersetzung bedroht. In dem raschen Wechsel der Ereignisse schwindet das Bewußtsein des Zusammenhangs zwischen den heutigen Kämpfen mit denjenigen der Vergangenheit, und mit der Sicherheit in Bezug auf das „Woher"? wird auch diejenige in Bezug auf das „Wohin"? erschüttert. Neigt sich die Geschichte dieser Parteien etwa ihrem Abschluß zu, haben sie „abgewirthschaftet", wie Manche meinen? Zur Beantwortung dieser Fragen und zur Orientirung über den geschichtlichen und psychologischen Zusammenhang, dem die beiden Parteigruppen ihren Gründen, Erfolgen und Wandlungen nach angehören, sollen hier einige Materialien beigebracht werden.

Aber es tritt uns hier sofort die Meinung entgegen, daß eine zusammenfassende Charakteristik der in Aussicht genommenen Art gar nicht möglich sei, weil ein einheitlicher Gegenstand der Untersuchung, wie er dabei vorausgesetzt werde, gar nicht existire. Es soll keine conservativen Parteien schlechtweg und ebensowenig liberale Parteien schlechtweg geben. Man weist auf die Verschiedenheit der politischen Ziele und Ueberzeugungen der sich so nennenden Parteien verschiedener Länder und Perioden, sowie auf den geringen Inhalt der Begriffe „conservativ" und „liberal" hin, um darzuthun, daß sich über Conservative und Liberale nichts allgemein Gültiges aussagen lasse, und daß theoretische Arbeiten, welche uns über deren Charakter und Bedeutung im Allgemeinen unterrichten wollten, nur eitel Hirngespinnste zu Tage fördern könnten. Wir würden uns danach zu bescheiden haben, und etwa auf Einem Blatte von unseren Nationalliberalen, auf einem anderen von den alten Gothaern, auf einem Dritten von den Constitutionellen des 4. und 5. Decenniums ꝛc., nirgend aber von gemeinsamen Ueberzeugungen, Existenzgründen oder Bestrebungen dieser liberalen Parteien zu handeln haben.

Bei einigem Besinnen ergiebt es sich indessen von selbst, daß wir es hier mit einer übereilten Folgerung aus den veränderlichen Gestaltungen unseres Parteilebens und aus der Individualität seiner Träger, und bezw. aus den Parteinamen zu thun haben. Die Begriffe „liberal" und „conservativ" ergeben freilich, wenn wir die bestimmten Beziehungen, welche sie in der Entwickelungsgeschichte unserer öffentlichen Zustände angenommen haben, von ihnen abstreifen, einen ziemlich dürftigen Inhalt, aus welchem sich eine brauchbare Parteitheorie nicht ableiten läßt. Allein welchen Sinn hat es, aus den ihrer geschichtlichen Bedeutung entkleideten Namen Folgerungen hinsichtlich der gemeinsamen Natur und Bedeutung der diese Namen tragenden geschichtlichen Parteien abzuleiten? Dies ist doch nur möglich von dem wahrhaft kindlichen Standpunkte einiger Schriftsteller aus, welchen es als selbstverständlich gilt, daß die Natur und Bedeutung eines Gegenstandes vollkommen in seinem Namen ausgedrückt und folglich aus ihm heraus zu bestimmen sein müsse!

Halten wir uns aber an jene geschichtlichen Beziehungen, so ergiebt sich zunächst, daß ein innerer Zusammenhang in der Geschichte der deutschen liberalen und conser-

vativen Parteien bestehe, so gewiß ein solcher Zusammenhang in der neueren Geschichte des deutschen Volks, von welcher jene ja eine wesentliche Seite bildet, für Jeden erkennbar zu Tage tritt. Ein Blick auf diese unsere jüngste nationale Geschichte läßt ohne Weiteres erkennen, daß eine Continuität bestehe in der Rolle, welche die auf liberaler Seite auftretenden Parteien unter wechselnden Zuständen gespielt haben und daß ein einheitliches Ergebniß in der Aufhebung gewisser ehedem bedeutsamer Einrichtungen und Verhältnisse und in der Ausbildung gewisser Seiten unserer heutigen öffentlichen Zustände vorliege; desgleichen, daß eine Continuität in der von den conservativen Parteien durchgeführten Rolle existire. Aber eine solche allgemeine Bedeutung kommt den genannten Parteien nicht blos bezüglich der neueren deutschen Geschichte zu. Wer die zahlreichen gleichartigen Ausgangspunkte der modernen staatlichen und gesellschaftlichen Entwickelung bei den europäischen Culturvölkern und die vielfach verwandten Zustände, auf welche jene hinausgeführt hat, sowie die Verhältnisse gegenseitiger Beeinflussung, welche darin hervortreten, ins Auge faßt, dem kann es nicht zweifelhaft bleiben, daß eine Verwandtschaft auch zwischen den Parteien bestehen müsse, welche als bestimmende Factoren an dem Uebergang vom mittelalterlichen Staatsleben zum modernen bei diesen Völkern sich betheiligt haben.

Den meisten politischen Schriftstellern ist denn auch in der That diese allgemeine Bedeutung der beiden Parteigruppen hinsichtlich der modernen Geschichte nicht verborgen geblieben. Manche sind sogar weiter gegangen und haben in vollkommenem Gegensatze zu der soeben abgelehnten Ansicht den liberalen und conservativen Parteien eine schlechthin universelle Bedeutung in Bezug auf die Geschichte der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse überhaupt zugesprochen. Man machte die Beobachtung, daß in jeder zur Verhandlung über öffentliche Angelegenheiten berufenen Körperschaft sich unter normalen Verhältnissen eine Scheidung vollziehe, welche in gewisser Weise der Gliederung unserer parlamentarischen Versammlungen in eine „Rechte" und eine „Linke" entspreche. Dabei übersah man nicht, daß dieser Gliederung eine Bedeutung nicht etwa bloß in Bezug auf die äußeren Formen der Abwickelung parlamentarischer Geschäfte, sondern zugleich in Bezug auf den wesentlichen Charakter der Ergebnisse zukomme, sowie, daß dieselbe regelmäßig über betreffende Versammlungen hinaus in die Bevölkerung hinein sich fortsetze und hier in heftigen Kämpfen Interessen, Ueberzeugungen und Leidenschaften verschiedener Gesellschaftsgruppen in einen Gegensatz zu einander treten lasse. Man schloß hieraus mit Recht auf tiefliegende Gründe dieser Gliederung, und meinte die betreffenden Parteien als „die natürlichen Parteien" als welchen eine unvergängliche und durchaus allgemeine Bedeutung zukomme, charakterisiren zu können.

Gegen die Aufstellung dieses Begriffs der natürlichen Parteien zu polemisiren, liegt kein Grund vor. Auch kann man die Anwendung desselben auf die modernen Conservativen und Liberalen unter einem Vorbehalte gelten lassen. Sie erscheint als zutreffend, insofern gewisse dabei vorschwebende Eigenschaften auch bei den genannten Parteien vertreten sind, als verfehlt dagegen, wenn man die letzteren damit allseitig charakterisirt zu haben meint. Dieselben gehören ihrem Gesammtcharakter nach einer bestimmten Geschichtsperiode an und werden mit dieser ihr Ende finden. Neben Eigenschaften von allgemeinerer Bedeutung zeigen sie eigenthümliche Merkmale, welche mit dem besonderen Lebensinhalte dieser Periode zusammenhängen.

Immerhin nehmen diese allgemeineren Eigenschaften unser Interesse vor Allem in Anspruch. Ihr Verständniß allein gewährt uns die Möglichkeit, einen über das Niveau der Parteigegensätze und -Kämpfe sich erhebenden Standpunkt der Beurtheilung einzunehmen; ohne dieselbe giebt es kein Fundament einer wissenschaftlichen Betrachtung . . .

In allem geschichtlichen Leben wiederholen sich gewisse Vorgänge von typischem Charakter. Auf allen Gebieten und auf allen Stufen geistiger und gesellschaftlicher Entwickelung treten immer aufs Neue gewisse elementare Gegensätze hervor, welche in Kämpfen zwischen Einzelnen, zwischen Parteien, Gesellschaftsclassen, Völkern und beliebigen Mächten des öffentlichen Lebens, jetzt in friedlichen auf dem Boden des Rechts sich vollziehenden, jetzt in kriegerischen Kämpfen einen Ausgleich suchen, der, so lange das Leben im Flusse bleibt, stets nur ein provisorischer sein wird. Letzteres, weil der Fortgang der Bewegung selbst von dem fortdauernden Einflusse solcher Gegensätze abhängig ist. Nicht eine die Entwickelung blos begleitende Erscheinung liegt in der Erneuerung der Gegensätze und Conflicte, sondern eine für dieselbe entscheidende Bedingung.

Wir können eine Mehrheit solcher in immer neuen Formen zum Vorschein kommender Gegensätze unterscheiden, welche sich jedoch Einem umfassenden und einen einfachen Ausdruck zulassenden Gesichtspunkte subsumiren lassen. In jedem lebensvollen Ganzen, in jeder Gemeinschaft, sei es politischer, kirchlicher oder anderer, gleichviel wie benannter Art, läßt sich ein Selbstständigkeitsstreben der Theile erkennen, welches sich in mannigfacher Weise den auf die Einheit und Macht des Ganzen gerichteten Kräften gegenüber geltend macht. Die Bildung des Ganzen selbst, der Bestand desselben unter wechselnden Verhältnissen, die Wahrung, Erhöhung und Befestigung seiner Einheit und Macht sind abhängig von einer stetigen Wirksamkeit der letzterwähnten Kräfte, die Entwickelung eines in mannigfaltigen Formen auseinandertretenden, in immer größerem Reichthum aufblühenden und sich periodisch verjüngenden Lebens ist abhängig von jenem Selbstständigkeitsstreben. Beiderlei Kräfte nehmen daher im Allgemeinen in Bezug auf einen erfreulichen Fortgang des Lebens die gleiche Bedeutung in Anspruch. Fiele die Wirksamkeit der einen weg, so würde die Auflösung der Gemeinschaft, fiele die der anderen weg, Stagnation, Erstarrung, vollkommene Ruhe in Aussicht stehen. Der Gegensatz zwischen ihnen ist daher kein absoluter, da wir von ihnen sagen können, daß sie an der Lösung der nämlichen Aufgabe sich betheiligen; nur geschieht dies nicht, ohne daß sie sich an einander messen und bald zu Accomodationen, bald zu gesteigerter Wirksamkeit nöthigen. Wo sie unter glücklichen Verhältnissen in dieser Weise zusammen- und gegeneinanderwirken, da erhebt sich das Leben auf eine höhere Stufe, indem es unter Wahrung seiner Einheit einen größeren Reichthum sich entfalten läßt.

Die Anwendung auf das politische Leben eines Volkes macht sich von selbst. Den Kräften, welche auf die Wahrung oder Herstellung einer möglichst vollkommenen Einheit desselben, einerseits in dem Nebeneinander des gegenwärtigen Lebens, andererseits in dem Nacheinander der Generationen und Zustände, und auf die Macht und Autorität seiner centralen Organe gerichtet sind, sehen wir überall entgegenwirken den Selbstständigkeitstrieb der Individuen, der Corporationen, der

mannigfachsten gesellschaftlichen Interessen und Factoren, sowie jeder jungen Generation, welche unbekümmert um den Zusammenhang der Zeitalter und die Einheit des in der Aufeinanderfolge der Geschlechter fortexistirenden Volkes das Leben von vorn beginnen und nach eigenem Belieben gestalten möchte.

Was aber das Verhältniß der politischen Parteien zu diesem vielumfassenden Gegensatze betrifft, so ist dasselbe kein einfaches und unveränderliches. Derselbe kann seine Vertretung niemals vollständig und exact in zwei einander geschlossen gegenüberstehenden Parteien finden. Es hat nie eine Partei gegeben, und wird nie eine solche geben, welche in allen ihren Bestrebungen, den verfolgten Zwecken und den angewendeten Mitteln nach, die Selbständigkeit aller Glieder und Elemente des Gemeinwesens verträte. Ist dies in bestimmten Richtungen der Fall, so begründet sich darin für eine betreffende Partei in der Regel die Nöthigung, in bestimmten anderen Richtungen Repräsentantin synthetischer Interessen und Forderungen zu sein. So sind z. B. die Parteien der individuellen Freiheit allwärts zu Gunsten des Schulzwangs und damit einer Erweiterung der Gebundenheit des Einzelnen dem Staate gegenüber eingetreten, ohne daß sich darin eine Inconsequenz finden ließe. Die complicirte Natur der im Staate zu lösenden Aufgaben, der für diese Lösung in Bewegung zu setzenden Mittel und der bei dieser Lösung betheiligten Interessen bringt es mit sich, daß in dieser Hinsicht principiell einfache und ungemischte Parteien sich nicht bilden oder jedenfalls nicht behaupten können. Gleichwohl ist die Frage, wie sich eine Partei nach ihren zuhöchst maßgebenden Tendenzen zu jenem fundamentalen Gegensatze in seiner Anwendung auf das Verhältniß des Staates zu seinen Gliedern mit den von ihm vertretenen Interessen stelle, für deren Beurtheilung bedeutsam. Die Beantwortung derselben weist uns auf wichtige Verwandtschaftsverhältnisse, sowie auf Interessen und Mächte hin, in welchen die Partei gegebenenfalls für sich Stützen finden und bezw. in welchen sie feindlichen Kräften begegnen wird. U. A. würde man, wenn man hierüber besser orientirt gewesen wäre, in der Geschichte des modernen Socialismus geringere Ueberraschungen zu erfahren gehabt haben.

Für die Rolle nun, welche die liberalen und die conservativen Parteien in der neueren Geschichte gespielt haben, ist es charakteristisch, daß sie inmitten gewaltiger, alle Lebensgebiete umfassender Kämpfe jenen fundamentalen Gegensatz allseitiger, als es jemals zuvor geschehen ist, zur Erscheinung gebracht haben. Die Conservativen sind ihren wesentlichsten Tendenzen nach als die Parteien der Einheit zu betrachten, indem sie in der Hauptsache, gleichviel durch welche besonderen Interessen getrieben, als ein Organ von Bestrebungen erschienen, welche dem synthetischen Zuge des menschlichen Geistes auf politischem, kirchlichem und socialem Gebiete Befriedigung verheißen konnten, sie haben sich in den verschiedenen Sphären des Volkslebens jeder Auflösung vorhandener Verbände und jedem Bruche mit der Vergangenheit entgegengesetzt und sind überall für die einheitlichste Staatsform (Monarchie im Gegensatz zur Republik, monarchisches Princip im Gegensatz zum parlamentarischen &c.) und für diejenige Begründung obrigkeitlicher Rechte eingetreten (Theokratische, legitimistische Staatsauffassung &c.), welche für deren Kraft, Umfang und Unverletzlichkeit sich am günstigsten erweisen mochte u. s. f. Die Liberalen erschienen ihnen gegenüber im Wesentlichen als die Vertreter des Selbstständigkeitsstrebens der Individuen, der

gesellschaftlichen Kräfte, der Elemente des geistigen Lebens 2c. und, im Zusammenhange damit, der Differencirung der überkommenen Organisation des gesellschaftlichen Lebens auf allen dessen Gebieten.

Es soll dies im Folgenden in Betreff der Hauptbeziehungen unseres Gegensatzes näher dargelegt werden.

Zunächst wende ich mich dem geschichtlichen Ausgang dieser Parteien zu. Dabei wird alsbald Eine Seite jenes großen Gegensatzes bedeutsam hervortreten, indem die eine Partei als die Vertreterin des Selbstständigkeitsstrebens einer neuen Generation, die andere als die Vertreterin überlieferter Gestaltungen in Recht und Sitte und der Wahrung des Zusammenhanges mit der Vergangenheit in diesem Bereiche auf der Bühne unseres öffentlichen Lebens erschienen ist.

---

Die Keime, welche sich in unserem Jahrhunderte zu den beiden großen Parteien entwickelt haben, sind in den Zuständen, welche auf socialem und politischem Gebiete sich im Laufe des 18. Jahrhunderts herausgebildet hatten, leicht zu erkennen. Diese Zustände schlossen einen tiefen Widerspruch in sich. Im deutschen Volke machten sich neue Stimmungen und Bedürfnisse mit wachsender Kraft geltend. Die geistige Verfassung, welche sich als ein unmittelbares Ergebniß der Ereignisse des Reformationszeitalters festgestellt und während eines Jahrhunderts in der Hauptsache unverändert erhalten hatte, vermochte wichtigen Theilen des Volkes fortan keine Befriedigung mehr zu gewähren und unterlag im Stillen einer weitgreifenden Zersetzung. Zugleich regten sich Kräfte wieder, welche während eines langen Zeitraums unter schwerem Druck gebannt gelegen hatten und ein lenzartiges Knospen und Aufblühen kündigte eine neue Periode im geistigen Leben unseres Volkes an. Auch im Bereiche der äußeren gesellschaftlichen Verhältnisse hatten sich unmerklich wichtige Aenderungen vollzogen. Ein Mittelstand hatte sich gebildet, der in die alten Gliederungen des Volkes nicht hineinpaßte, und zeigte sich als ein Träger neuer Interessen und ausgestattet mit einem neuen langsam wachsenden Besitze. Diesen Verhältnissen hatten sich die Einrichtungen und Formen des staatlichen Lebens nicht angepaßt. Insoweit hier von einer Entwicklung die Rede sein konnte, hatte dieselbe in einer Richtung stattgefunden, in welcher eine solche Anpassung als ausgeschlossen erschien. Ihr Gesammtresultat war ein verworrener, undurchsichtiger, jeder Zusammenfassung und jeder freien Bethätigung der nationalen Kräfte entgegenwirkender, den Einheitsinteressen so wenig wie den Freiheitsinteressen entsprechender Zustand. In zahlreichen Punkten wies derselbe auf geistige Voraussetzungen hin, welche vorlängst hinfällig geworden waren, nirgend auf jene neuen Thatbestände, auf die mehr und mehr emporwachsenden neuen geistigen und gesellschaftlichen Mächte. Diese befanden sich nicht nur in einem inneren Gegensatze zu jenem, es war ihnen auch die Möglichkeit versperrt, irgend einen unmittelbaren Einfluß auf dessen Umbildung und auf die Erfüllung der alten Formen des öffentlichen Rechts mit einem neuen Inhalte auszuüben. Jener Zustand aber hatte, so sehr er auch als ein veralteter auf die Vergangenheit zurückwies, in der Gegenwart noch immer gewichtige Stützen und nicht bloß im Bereiche der äußeren Machtverhältnisse, sondern vor Allem in den Gewohnheiten und Vorurtheilen des Volks, in seiner Pietät gegen das Alte, Ueberlieferte, in seiner Treue und seiner Anhänglichkeit an die Reprä-

sentanten der bestehenden Ordnung. Dies letztere nicht bloß bei den durch diese Ordnung Begünstigten, sondern auch bei den durch sie Gedrückten und bei den Trägern der neuen Interessen.

Ein derartiger Widerstreit zwischen den Interessen und Ansprüchen einer sich verjüngenden Gesellschaft einerseits und dem überlieferten politischen Zustande und dessen Voraussetzungen andererseits existirte im vorigen Jahrhundert bekanntlich nicht blos in Deutschland, und eine nähere Vergleichung desselben sammt den Ereignissen, welche sich aus ihm entwickelten, mit den analogen Verhältnissen und Vorgängen in anderen Ländern, vor Allem in Frankreich, würde des Interesses nicht entbehren. Ich muß mich jedoch an dieser Stelle mit gelegentlichen Hinweisen auf diese letzteren begnügen. Im Allgemeinen bemerke ich nur, daß jener Gegensatz in Deutschland sich als ein complicirterer und vielseitigerer darstellt als in Frankreich trotz des gegentheiligen Scheins, der durch die friedlicheren Formen des Ausgleichs in Deutschland hervorgerufen wird. Der Gegensatz, in welchem das geistige Leben dieser Periode zu dem der vorausgegangenen stand, war in Deutschland tiefer und umfassender als in Frankreich, wie ein Vergleich der Literaturen des 18. und 17. Jahrhunderts bei beiden Völkern erkennen läßt. Das Leben unseres Volkes ging einer Erneuerung auf allen Gebieten, auf dem der Politik, der Wirthschaft und des Rechts nicht minder wie auf dem der Sitte, der Religion, der Wissenschaft, des Geschmacks und des Unterrichts entgegen, während in Frankreich auf manchem dieser Gebiete nur eine Fortbewegung in bisher schon und stetig verfolgten Wegen stattfand. So hatten die staatlichen Verhältnisse sich hier bisher schon in sehr entschiedener Weise in centralistischer Richtung, d. i. in einer Richtung entwickelt, in welcher die Revolution unter dem entscheidenden Einflusse des dritten Standes die Entwicklung weiterführte, sie zeigten sich also in einem wichtigen Punkte von Haus aus den Bedürfnissen der neuen Gesellschaftsclasse verwandt . . . Mit alledem hängt der complicirtere Charakter des späteren deutschen Parteiwesens zusammen.

Ausschließlicher als anderwärts übernahmen in Deutschland Repräsentanten des Mittelstandes die geistige Führung der Nation, und entwickelten eine Weltanschauung, welche trotz ihrer hohen allgemein menschlichen Bedeutung sich doch in vollkommenerer Harmonie mit den Existenzbedingungen gerade dieses Standes als mit denjenigen der anderen Gesellschaftsclassen befand. In Uebereinstimmung mit ihr verbreiteten sie, ohne im unmittelbaren Dienste praktisch-polemischer Tendenzen zu stehen, eine Summe von Anschauungen in Bezug auf die richtige Gestaltung des privaten und des öffentlichen Lebens, welche mit dem überlieferten Zustande nicht im Einklang standen und diesem eines Tages gefährlich werden mußten. Denn die ideale Welt, welche man sich entworfen hatte, und welche aus dem angegebenen Zusammenhange eine wachsende Lebens- und Expansionskraft schöpfte, konnte nicht dauernd einer mit ihr contrastirenden Wirklichkeit gegenüberstehen, ohne daß die letztere ernsten Experimenten im Sinne einer Ausgleichung des Widerspruchs unterworfen wurde. Es ist der normale Verlauf großer Umwälzungen, daß die socialen Triebe, welche in der überlieferten Organisation der Gesellschaft eine Befriedigung nicht finden, sich zunächst im Bereiche der Vorstellungen die Elemente und Formen eines in ihrem Sinne erhöhten Daseins hervorbringen. Diese gestalten sich dann zu einem Maßstabe, an dem das Bestehende gemessen wird, und verleihen dem

vorhandenen Mißbehagen und Unmuthe einen höheren Charakter. Was zuvor nur als ein factisches Uebel erschien, das gilt nun als Willkür und Unrecht, und wird in dieser Eigenschaft zwiefach schmerzlich empfunden. Auch verbindet sich mit der Vorstellung des Unrechts naturgemäß die weitere Vorstellung, daß dasselbe beseitigt werden könne und solle. Unter solchen Verhälnissen geschieht es wol, daß die sittlichen Kräfte eines Volkes in weitem Umfange mit dem Triebe der Selbsterhaltung und dem Verlangen nach einer Steigerung der Macht und Freiheit der zunächst betheiligten Gesellschaftsclassen sich verbünden und das Andrängen derselben unwiderstehlich machen.

Ein solcher Proceß hat sich in Deutschland wie in Frankreich, hier rascher dort langsamer, vollzogen; in beiden Ländern unter dem entscheidenden Einflusse der heimischen, durch die bisherige nationale Geschichte begründeten Zustände. Doch ist dasselbe in Deutschland begünstigt, beschleunigt und auch in einzelnen Beziehungen inhaltlich bestimmt worden durch den Vorgang Frankreichs, indem bald dessen mit dem gleichen Processe zusammenhängende Geisteserzeugnisse, bald dessen dem gleichen Ursprung angehörige politische Thaten und Schöpfungen in der bezeichneten Weise auf die Entwicklung der Anschauungen in Deutschland einwirkten.

Zu einem Einflusse auf die bestehenden Einrichtungen gelangten die neuen Vorstellungen und die zu Grund liegenden Interessen zuerst durch den „aufgeklärten Despotismus". Jene Vorstellungen erlangten in bestimmten Richtungen ihrer Entwickelung eine Herrschaft auch im Kreise der gekrönten Häupter, und diese Interessen trafen den Resten des mittelalterlichen Staatswesens gegenüber vielfach mit den fürstlichen Interessen zusammen. Auch war „die Kraft, welche das Todte begraben, das Lebendige groß ziehen" konnte, vorläufig nur hier zu finden. So geschah es, daß die unbeschränkte fürstliche Gewalt sich zum Träger einer Reformbewegung machte, welche in ihrer späteren Ausbreitung und Vertiefung über sie selbst hinwegführte. In ausgedehntem Maaße war jenes, was die deutschen Länder betrifft, im Staate Friedrich des Großen, und nach der Auflösung des Reichs in den Rheinbundstaaten der Fall. Durch die Beseitigung zahlreicher, die Wege des modernen Lebens sperrender Bestandtheile des alten Rechts, durch die Vereinheitlichung der politischen Verfassung und der gesammten Verwaltung, durch die Schaffung einheitlicher umfassender Gesetzeswerke, durch die Trennung der Justiz von der Verwaltung, durch die Milderung des geltenden Strafrechts, die Beseitigung oder Beschränkung des Zunftzwanges, die Emancipation des Bauernstandes, die Beförderung der Industrie, die Regelung des Unterrichtswesens, die grundsätzliche Ordnung der Verhältnisse des Staates zu den kirchlichen Gemeinschaften u. A. vervollständigte man die Grundlagen des modernen staatlichen Lebens und bereitete man zugleich die Scene für das Hervortreten und die Wirksamkeit der modernen Parteien vor.

Die Elemente der zuerst erscheinenden liberalen Parteien waren im vorigen Jahrhunderte auch in Deutschland bereits gegeben, aber die Verbindung derselben zu einer stetigen politischen Wirksamkeit war durch die staatlichen Zustände ausgeschlossen. Unter solchen Bedingungen sind die Formen der Secte und des Geheimbundes die natürlichen Einigungsformen für die Gesinnungsgenossen. Der Illuminaten-Orden bietet für Deutschland das Hauptbeispiel eines solchen Bundes. Erst am Ende des Jahrhunderts erhoben sich auf dem linken Rheinufer kurzlebige politische

Parteien, welche unter der Herrschaft der französischen revolutionären Regierung eine auf Umsturz des Bestehenden gerichtete verworrene Wirksamkeit äußerten. Ueberwog bei ihnen der Einfluß Rousseau's und der französischen Revolution, so hatten die patriotischen Vereinigungen zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft und ihres Sturzes ein entschieden nationales Gepräge. Es zeigen sich hier Ansätze zu einer politischen Partei, welche die berechtigten Reformbestrebungen der Zeit in einer dem deutschen Genius am meisten entsprechenden Weise zusammengefaßt und vertreten haben würde. Die Gesinnungsgenossen der Scharnhorst und Gneisenau forderten die Freiheit vom Standpunkte der Machtinteressen des neu zu gründenden deutschen Gemeinwesens aus, sie wollten alle geistigen und sittlichen Kräfte des Volkes mobilisiren im Dienste der nationalen Idee. Dies ist der Geist, dem die Stein'schen Reformen entsprangen, der Geist, der die Erhebung des Jahres 1813 erzeugt und ihr seine Züge geliehen hat. Aber die nachfolgende Reaction drängte diese Bewegung aus der geraden nur allzu kurz offen gewesenen Bahn heraus und verdarb ihren einheitlichen und großen Charakter. Für ein halbes Jahrhundert ward die Bildung einer den Intentionen der „Patrioten" entsprechenden Partei durch die Politik der Cabinete unmöglich gemacht. Von anderen Ausgangspunkten aus, als sie in den Bestrebungen jener Männer gegeben waren, beginnt die zusammenhängende Geschichte unserer deutschen liberalen Parteien. Sie eröffnen ihre folgenreiche Wirksamkeit als permanente politische Organe der neuen Ideen und Interessen nach den Freiheitskriegen in den ehemaligen Rheinbundstaaten, in welchen der geistige Einfluß Frankreichs beständig bemerkbar blieb. Die Affecte, welche die vorausgehende Zeit in Deutschland geweckt hatte, bilden auch hier ein Ferment der Bewegung, aber in veränderter Färbung und unter dem Einfluß anderer Ideenverbindungen. Die Hoffnungen, welche sich allerwärts in Bezug auf Reformen im liberalen und nationalen Sinne erhoben hatten, wandelten sich in Unmuth über die Vereitelung derselben um und begünstigten die Ausbreitung radicaler Bestrebungen.

Das nächste große Ziel, das die liberalen Parteien nun verfolgten, lag in der Einführung constitutioneller Verfassungen. Feierliche Verheißungen gaben ein werthvolles Fundament für diese Bestrebungen ab. Mit jenem Ziele erreichten die Parteien zugleich für sich den Besitz der Bühne, deren sie für eine größere und constante Wirksamkeit bedurften. Im constitutionellen Staate erscheint der Einfluß derselben nicht als etwas Zufälliges und dem Geiste des geltenden Rechts Fremdes, sondern als von diesem gefordert und damit zugleich als von ihm sanctionirt. Es ist die Eigenthümlichkeit der constitutionellen Verfassung, daß sie die Parteien zu legitimen Faktoren des politischen Lebens in dem Sinne, in welchem es in älteren deutschen Staatswesen die Stände waren, erhebt. In solcher Stellung nun ward es den liberalen Parteien möglich, den neuen socialen Elementen eine allseitige und immer actionsbereite Vertretung zu geben und trotz aller Schwankungen in Erfolgen und Niederlagen im Ganzen und Großen doch einen der natürlichen Macht dieser Elemente entsprechenden Einfluß auf die Gesetzgebung der einzelnen Staaten auszuüben. Daß unter diesen Elementen zunächst die neuen geistigen und materiellen Interessen, sowie die Anschauungen und Stimmungen des gebildeten Mittelstandes verstanden seien, ergiebt sich aus dem Bisherigen. Doch sind damit die Stützen der

liberalen Parteien durchaus nicht vollständig bezeichnet. An den von dem genannten Stande gebildeten Kern schloß sich von Haus aus der große Schweif aller mit den überkommenen Zuständen Unzufriedenen an, welche von einer Aufräumung mit diesen Zuständen, gleichviel von welchem Punkte aus der Beginn gemacht würde, irgend eine Besserung ihrer Lage erhofften. Endlich erstreckte sich der Einfluß der liberalen Theorien im Sinne des oben geschilderten Prozesses weit über jenen Stand hinaus und begünstigte in mannigfacher Weise die zunächst diesem zu gut kommenden Reformen.

Den Parteien der Reform gegenüber organisirten sich die conservativen Parteien. Den ersten Kern derselben bildeten die Interessenten der alten Zustände, gegen welche die königliche Gewalt den Kampf eröffnet hatte. Sobald die Reformbestrebungen eine bestimmtere Richtung gegen die bisherige Ausdehnung der letzteren nahmen, verbündeten sich mit jenen die aus sehr verschiedenen Elementen bestehenden weltlichen und kirchlichen Parteigänger fürstlicher Machtvollkommenheit. Diesen Gruppen schlossen sich in wechselndem Umfange Bevölkerungstheile an, in welchen die Anhänglichkeit an das Hergebrachte, die Ehrfurcht vor den Autoritäten in Kirche und Staat oder der Sinn für eine stabile Ordnung bestimmend wirkte. Die politischen und geistigen Strömungen der Restaurationszeit führten diesen Parteien noch andere Bundesgenossen und mancherlei Machtmittel zu. Sie lieferten ihnen zugleich die intellectuellen Waffen, deren sie bedurften, um unter den Bedingungen des modernen öffentlichen Lebens den liberalen Parteien gegenüber sich zu behaupten. Die allgemeine Reaction gegen die Einflüsse der französischen Revolution und die in ihr zu Tage getretenen Kräfte ließ conservative Interessen, Stimmungen und Anschauungen, welche in der bisherigen deutschen Literatur keinen entsprechenden Ausdruck gefunden hatten, im Bewußtsein der Gebildeten unseres Volkes hervortreten, und verhalf ihnen zu einer wissenschaftlichen Formulirung und Vertretung. Durch die letztere ward ein tieferes Verständniß für die überlieferten Einrichtungen und die sie tragenden Kräfte und für die alten Grundlagen unseres Gemeinlebens verbreitet. Im Zusammenhange damit traten denjenigen, welche die bestehenden Zustände um ihres besonderen Inhalts willen zu erhalten suchten, Männer zur Seite, welche auf Grund ihrer Einsicht in die Bedeutung der Continuität des Volkslebens und das Bedenkliche jeder willkürlichen oder nach allgemeinen Theorien erfolgenden Neuerung jene Zustände vertheidigten. Mit Hilfe dieser Elemente und im Bunde mit den Cabineten haben diese Parteien den Umbildungsprozeß, dem jene Zustände unterlagen, in einer nicht überall wohlthätigen Weise verlangsamt und das Ihrige dafür gethan, daß demselben nicht werthvolle Bestandtheile der überlieferten Einrichtungen zum Opfer fielen. Im Uebrigen blieb ihre Wirksamkeit im Wesentlichen unfruchtbar und unerfreulich. Es war ihr Loos, unhaltbare Positionen zu vertheidigen. Trotz jener Unterstützung, welche die Wissenschaft und die schöne Literatur ihnen liehen, bewegten sie sich doch in der Hauptsache außerhalb der Bahnen des modernen geistigen Lebens und befanden sich gleichmäßig im Widerspruch mit den freiheitlichen und mit den nationalen Interessen. Sie haben deshalb das Schicksal wol verdient, welches ihnen durch einen der Ihrigen bereitet worden ist. Erst nachdem der deutsche Staat gegründet und mit modernen und liberalen Einrichtungen unwiderruflich ausge-

stattet worden ist, findet sich in Deutschland ein Boden für die Bildung einer conservativen Partei von nationalem Gepräge und für eine fruchtbare Wirksamkeit derselben, für eine Partei, welche keine Verwandtschaft mehr zeigt mit jenen Coterien, welche der Haß gegen den ersten Repräsentanten einer groß gedachten deutschen Politik, der Haß gegen Stein, dereinst verbunden hatte.

Indessen handelt es sich hier nicht um eine allgemeine Würdigung der beiden Parteigruppen, da hier zunächst nur das formale Verhältniß derselben zu dem Ueberlieferten und dessen Reform ins Auge gefaßt worden ist, für jene Würdigung aber selbstverständlich der wesentliche Charakter der Einrichtungen und Zustände, welche die Einen zu erhalten suchten, und derjenigen, welche die Anderen zu begründen suchten und bezw. begründet haben, in Betracht kommt. Mit ihnen soll sich ein zweiter Artikel beschäftigen. Jenes formale Verhältniß aber verdient noch eine nähere Betrachtung, da ihm eine allgemeinere in der Natur der Gesellschaft und den Bedingungen ihrer Entwickelung begründete Bedeutung zukommt, und da ohne das Verständniß dieser Bedeutung das Verständniß einer wesentlichen Seite der Geschichte und der Wirksamkeit unserer Parteien nicht gewonnen werden kann.

---

Der Conflict zwischen dem Alten und dem Neuen, zwischen den Ablagerungen und Fixirungen der bisherigen Entwickelung und Interessen, Bedürfnissen, Trieben, welchen jene hemmend, den geforderten Spielraum sperrend, entgegenwirken, erzeugt sich immer aufs Neue — wenn er auch in einem gegebenen Momente häufig nur innerhalb begrenzter Kreise bemerkbar hervortritt, jetzt etwa auf dem staatlichen, jetzt auf dem kirchlichen Gebiete, jetzt im Bereiche des Herkommens und der sittlichen Gewöhnungen und Ueberzeugungen, jetzt im Bereiche des wirthschaftlichen Lebens 2c. und giebt damit immer aufs Neue Anlaß für eine Parteithätigkeit, welche, gleichviel, in welchen Formen sie sich bewegen möge, den Kämpfen zwischen den liberalen und den conservativen Parteien unter dem hier zunächst hervorgehobenen Gesichtspunkte verwandt ist.

In jede Gegenwart ragt die Vergangenheit als ein gewaltiges Erbe hinein, ohne welches jene nicht hauszuhalten vermöchte, dem gegenüber das lebende Geschlecht aber eine wenn auch beschränkte Selbstständigkeit zu erringen berufen ist, damit das Goethe'sche Wort: „wir alle leben vom Vergangenen und gehen an ihm zu Grunde“ sich nicht in seinem vollen Umfange an ihm erfülle. Diese Aufgabe aber ist nach den das gesellschaftliche Leben beherrschenden Gesetzen nicht ohne Kampf zu lösen.

Zu allen Zeiten tritt in der Gestaltung des gesellschaftlichen und des geistigen Lebens ein Zug zur Stabilität, zur Bewahrung einmal ausgebildeter Einrichtungen, Formen und Zustände hervor. Auch bedarf dieses Leben einer gewissen Summe wenigstens in einem relativen Sinne stabiler Elemente, soll es sich nicht in ein wüstes Chaos und einen Kampf aller Elemente unter einander auflösen. In tausend Formen bewußten und unbewußten Wirkens richtet sich der sociale Selbsterhaltungstrieb auf die Schaffung und Erhaltung solcher stabiler Verhältnisse und Formen und auf die Mehrung ihres Einflusses und der Bürgschaften für dessen Dauer. Unter seiner Herrschaft bilden sich und behaupten sich scharf bestimmte Verhältnisse der Ueber- und Unterordnung und breitet sich eine Macht vielnamiger Normen, Gewohnheiten und Vorurtheile über alle Lebensgebiete aus, durch welche

dem Gesammtdasein eines Volkes, trotz des Auseinanderstrebens der individuellen Kräfte und des vielseitigen Widerstreites unter ihnen, unter günstigen Bedingungen der Charakter eines einheitlichen, in harmonischen Formen und festen Rythmen sich bewegenden Lebens verliehen wird. Zugleich verbindet der Fortbestand dieser Macht des Lebens jeder neuen Generation mit dem der vorausgegangenen Geschlechter des nämlichen Volkes und giebt einer jeden die (freilich trügerische) Zuversicht, den einmal aufgesammelten geistigen und materiellen Besitz, wie sie ihn selbst von den Vorfahren ererbt hat, so den eigenen Nachkommen ungemindert und unverändert zu überliefern. Die einmal begründete Ordnung aber wird nicht blos durch die Macht der ursprünglich bei ihrer Begründung betheiligten Interessen getragen. Vielmehr gestalten sich ihre Bestandtheile unabhängig von solcher Betheiligung zu Stützpunkten materieller und idealer Interessen und gewinnt in diesen neue Vertreter ihres Fortbestandes. Dazu kommt der Umstand, daß die Macht der Gewohnheit eine natürliche Tendenz zu fortschreitendem Wachsthum hat, daß für die Autorität von Satzungen und Meinungen nicht blos die Zahl der gleichzeitig existirenden Menschen, welche ihnen eine Geltung beilegen, sondern ebenso die Zahl der einander folgenden Generationen, welche ihnen huldigten, maßgebend ist, daß ferner der Trieb zur Idealisirung beständig geschäftig ist, das Althergebrachte mit höheren Attributen auszustatten, und daß die Volksphantasie sich stets geneigt zeigte, den Ursprung von Einrichtungen, für dessen Erforschung die Volkserinnerung keine Anhaltspunkte bietet, auf das Eingreifen höherer Mächte zurückzuführen.

Jede gesellschaftliche Organisation aber, wie sie auch immer gestaltet sein möge, ist unvermeidlich von Hause aus in bestimmten Beziehungen unzweckmäßig und ungerecht und wird es in anderen Beziehungen unvermeidlich im Laufe der Zeit. Es schwebt mir dabei nicht das unbestimmte und triviale Argument der Unvollkommenheit aller menschlichen Schöpfungen vor, sondern eine doppelte Gruppe bestimmter und bedeutungsvoller Thatsachen.

Zunächst kommen hier in Betracht die inneren Gegensätze, welche jedes Volksleben wie jedes individuelle Leben einschließt, und der Widerstreit, welcher zwischen den Bedingungen einer vollen Entfaltung des menschlichen Lebens in verschiedenen Theilen des Volks und hinsichtlich der verschiedenen Seiten dieses Lebens in einem gegebenen Zeitpunkte besteht. Daher ist die Aufgabe, von welcher wir annehmen, daß sie für jene Organisation im Ganzen und für das Recht insbesondere gestellt sei, allen legitimen Interessen gleichmäßig gerecht zu werden, in ihrer Unlösbarkeit der Quadratur des Cirkels zu vergleichen. Ein Recht, welches allzusehr dem damit bezeichneten Ideale sich anzunähern strebt, ist nothwendig ein widerspruchsvolles und deshalb schwaches Recht, ein einheitliches und starkes Recht dagegen ist nothwendig in hohem Maaße einseitig und folgeweise in bestimmten Richtungen ungerecht und unzweckmäßig (summum jus summa injuria). Bezüglich anderer Theile jener Organisation gelten analoge Sätze.

Das Zweite ist, daß Recht, Sitte u. s. f. die Resultate der bisherigen geschichtlichen Entwickelung des Volkes fixiren und der erwähnten Tendenz gemäß zu Gunsten eines unveränderten Fortbestandes derselben wirken, während jene Entwickelung in ihnen bei einem lebenskräftigen Volke keinen natürlichen und definitiven Abschluß erreicht hat, sondern über sie hinausdrängt, und auch abgesehen davon die

Bedeutung und Wirkungsweise einer unverändert fortbestehenden Organisation sich unvermeidlich ändern. Der Inhalt des Volkslebens unterliegt stetigen Abänderungen, wenn auch vielleicht so geringen, daß sie sich dem Bewußtsein der Betheiligten völlig entziehen. Immer findet eine Erhöhung oder eine Abschwächung der dasselbe bestimmenden Kräfte oder, wie es der gewöhnlichere Fall sein dürfte, gleichzeitig in verschiedenen Richtungen ein Wachsen und ein Absterben statt, sowie eine Veränderung der Bedingungen, unter welchen die sich erhaltenden Kräfte bestimmte Leistungen zu vollbringen vermögen. Nun fordern wir wohl, daß Recht und Sitte ꝛc. jenen im Stillen sich vollziehenden Abänderungen entsprechend sich selbst fortbilden, aber es setzt sich dem im Allgemeinen keine geringe Kraft entgegen. Es ist ein normaler Fall, daß Einrichtungen sich behaupten, deren Ausbildung einem längst verschwundenen Zusammenhange angehört und welche den ursprünglichen Grund ihres Daseins überlebt haben, ohne daß ein anderer rationeller Existenzgrund an dessen Stelle getreten wäre. In immer neuen Formen wiederholt sich, was von den Parsen in Bombay hinsichtlich ihres Verhaltens zu dem Genuß des Fleisches erzählt wird. Vor Zeiten nämlich waren dieselben von den Hindufürsten geduldet worden unter der Bedingung, daß sie sich des Genusses von Ochsenfleisch enthielten. Später war ihnen von den muhamedanischen Eroberern eine gleiche Beschränkung hinsichtlich des Schweines auferlegt worden. Nun ist seit lange der Grund dieser zwiefachen Enthaltsamkeit weggefallen, aber die letztere behauptet sich unverändert als eine von der Sitte aufgenommene und geheiligte Maxime. Dieser Vorgang hat eine typische Bedeutung hinsichtlich der von Sitte, Religion und Recht gewissen Volkstheilen oder Gesellschaftsclassen oder auch sämmtlichen Volksgenossen auferlegten Beschränkungen. Aber der vorangestellte Satz gilt in gleichem Maaße bezüglich aller anderen Bestandtheile der Ordnung des gemeinsamen Lebens. Politische Verfassungen behaupten sich unter Verhältnissen, wo sie zu den gegebenen Zuständen und Bedürfnissen passen, wie Kinderkleider zum Körper eines Mannes oder Sommer-Anzüge zu den Bedürfnissen des Winters. So hielt Rom an Einrichtungen fest, welche dem Kleinstaat angepaßt waren zu einer Zeit, da es sich zur Weltbeherrscherin erhoben hatte. So behauptete sich das Verfassungsrecht des alten deutschen Reichs unter Verhältnissen, unter welchen es Sinn und Bedeutung im Wesentlichen eingebüßt hatte.

Ein Bild möge hier die abstracten Erörterungen unterbrechen.

In der Nähe eines dem russischen Kaiser gehörigen Palastes stand seit unvordenklicher Zeit an öder Stelle eine Schildwache. Den Zweck der Ausstellung des Postens wußte Niemand anzugeben, bis ein Zufall über den Zusammenhang Aufschluß gab. An jener Stelle nämlich hatte vor mehr als hundert Jahren eine wundervolle Rose geblüht und eine Schildwache war ausgestellt worden, um den Raub derselben zu verhüten. Die Rose verwelkte, der Garten, in welchem sie stand, verschwand sammt dem Rosenstrauche der sie getragen hatte, aber die Schildwache ward immer auf's Neue ausgestellt und behütete den leeren Platz . . . . Nun, die Schildwache, das sind im Sinne dieser Erörterungen die Machthaber und Privilegirten, die ein Volk erhebt, und die Aemter und Satzungen, welche es begründet, die Rose aber, das lebendige Interesse, welches durch jene gewahrt werden sollte. Gar häufig verschwindet die Rose sammt der Erinnerung an dieselbe, die Schild-

wache aber bleibt auf ihrem Posten. Ein Glück, wenn Institutionen, welche in dieser Weise ihren Zweck überlebt haben, bloß unnütz geworden sind. Meist aber ist das Gegentheil der Fall und nur damit haben wir es hier zu thun. Der in jenen liegende Ausdruck vergangenen Lebens setzt sich regelmäßig der Entfaltung neuen Lebens entgegen. Die Wiederholung dieses Vorgangs erfüllt die Geschichte des wirthschaftlichen wie die des geistigen Lebens. Kein Theil derselben aber ist mehr von ihm durchflochten als die Religionsgeschichte. Wenn die Völker von neuen Ueberzeugungen ergriffen werden, so sind sie bemüht, das in ihnen liegende ideale Gut sich in beharrenden Formen zu sichern und ihm in befestigten öffentlichen Institutionen einen greifbaren und imponirenden Ausdruck und die Gewähr für einen dauerden Einfluß auf das gemeinsame Leben zu verschaffen. Wenn dann der Geist, der die erste Botschaft gebracht hat, zur Erneuerung derselben wieder erscheint, so findet er sich den Mauern und Waffen des Rechts gegenüber. Von solchem Rechte gilt dann das Wort Mephisto's:

„es erben sich Gesetz und Rechte
wie eine ewige Krankheit fort . . . .
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,
Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist."

Jene Tendenz zur Stabilität aber umfaßt nicht bloß die Richtung auf **Bewahrung** der einmal zur Geltung gelangten Satzungen und Einrichtungen, sondern zugleich die andere auf **Erweiterung** ihres Herrschaftsgebietes und auf Fixirung der Entwickelung, insoweit von einer solchen die Rede sein kann, in der Richtung, welcher die Ausbildung jener Satzungen und Einrichtungen angehört. Zu der Beharrung bei den gegebenen Institutionen tritt hier die Beharrung in der Bewegung, welcher dieselben ihren Ursprung danken. Insbesondere die Geschichte des öffentlichen Rechts in Staat und Kirche bietet unzähligemal das Schauspiel, daß Principien, welche an einem entscheidenden Punkte eine gesicherte Geltung erlangt haben, über die Grenzen, in welchen dies ursprünglich geschehen war, allmälig vordringen und sich einer unumschränkten Herrschaft innerhalb des betreffenden Rechtsgebiets annäheren, daß Einrichtungen, welchen es im Laufe der Zeit gelang, feste Wurzeln zu fassen, in einen Proceß des Wachsthums und der Ausbreitung eintreten, welcher alle heterogenen Einrichtungen zu ersticken droht. Die Entwicklung ganzer Rechtstheile wird auf diese Weise in einer einseitigen Richtung bis zu einem extremen Punkte festgehalten, bis es den von ihr zurückgedrängten Kräften unter einem Uebermaße des Druckes gelingt, sich Luft zu schaffen und nun mit einer dem bisherigen Drucke entsprechenden Energie die Entwickelung in die entgegengesetzte Richtung zu drängen. Freilich ist es auch möglich, daß unter solchem Drucke eine Seite des Volkslebens völlig und für immer verkümmert. Es macht sich hierbei ein Zug zu einer widerspruchslosen Gestaltung des öffentlichen Lebens geltend, der auf allen Gebieten desselben constatirt werden kann. Aber jede Annäherung an das Ziel führt zu Unwahrheit und Einseitigkeit, weil die dabei vorausgesetzte innere Harmonie der Zustände und Interessen nicht existirt. So finden wir, daß die Rechtsentwickelung bei den modernen Völkern Jahrhunderte hindurch in der Richtung auf Ausprägung aller im Volksleben hervortretenden Unterschiede und Eigenthümlichkeiten, auf die Gruppirung und Gliederung der Gesellschaft in eine

Summe von durch Sonderrechte unterschiedenen Körperschaften beharrte, und daß sie dann in die entgegengesetzte Richtung auf Verwischung aller Sonderrechte und Auflösung der Gesellschaft in eine Summe von, der nämlichen Gewalt und den nämlichen Satzungen ausschließlich und gleichmäßig unterstellten, Individuen umschlug, um auch in dieser Richtung wenigstens in den meisten Ländern bis zu einem Extreme fortzuschreiten. So bewegte sich dieselbe Entwickelung in manchen Ländern in der Richtung auf die völlig uneingeschränkte Herrschaft Eines Menschen, um dann nach Erreichung dieses Ziels die Richtung auf eine unbeschränkte Demokratie einzuschlagen ꝛc. ꝛc. Ein solches Beharren in der einmal gegebenen Richtung wird keineswegs sofort dadurch ausgeschlossen, daß das Volksleben außerhalb der Sphäre des Rechts sich in einer geradezu entgegengesetzten Richtung entwickelt. So bildeten sich die Privilegien der oberen Stände in Frankreich in einer Periode vollständiger aus, wo die gesammte sonstige Entwickelung des öffentlichen Lebens sich in einer Richtung bewegte, welche die ganze Summe jener Vorrechte täglich mehr als „Unsinn und Plage“ erscheinen ließ. So bildete sich das Recht der deutschen Staaten Decennien hindurch in einer dem nationalen Gedanken entgegengesetzten Richtung weiter, nachdem dieser Gedanke im Bewußtsein des Volkes wieder erwacht und zu einem dies Bewußtsein mehr und mehr erfüllenden, durch die mannigfachsten Interessen getragenen Leben gelangt war. Der großen Schöpfung unserer classischen Literatur, in welcher dieser Gedanke eine gewaltige Stütze gefunden hatte, folgte die Auflösung des deutschen Reichs, die Constituirung des Rheinbundes, die Verdrängung des gemeinen Rechts durch die Gesetzgebung der einzelnen Länder . . . Betreffende Institutionen unterliegen hier gleichzeitig einem Processe der Fortbildung und des Absterbens. Jenes in Bezug auf ihren äußeren Körper, dieses hinsichtlich ihrer Stützen im sittlichen Bewußtsein und in den wesentlichen Interessen des Volkes.

Soviel hier über den Zug zur Stabilität, über seinen wohlthätigen Einfluß und die Kehrseite desselben.

Als Repräsentanten desselben in sämmtlichen hier unterschiedenen Beziehungen traten die conservativen Parteien in Deutschland wie anderwärts auf, und die hierin sich begründenden Eigenschaften dieser Parteien blieben lange Zeit hindurch die am meisten hervortretenden. Dem entspricht der Parteiname („Conservative“), welchen sie mit Erfolg für sich in Anspruch genommen haben. Die Kräfte, durch welche innerhalb der uns beschäftigenden Periode jene Tendenz sich geltend zu machen vermochte, sind von ihnen zu einer geordneten und concentrirten Wirksamkeit zusammengefaßt worden. Auf die verschiedene Beschaffenheit derselben ist oben hingewiesen worden. Neben solchen, welche, wie die Sonderinteressen der ehemals Privilegirten, nur in einem gleichsam zufälligen Verhältnisse zu dem Grundsatze der Beharrung bei gegebenen Einrichtungen und gegebenen Entwickelungsrichtungen stehen, finden sich die natürlichen Stützen jeder Politik der Beharrung darunter. Diese letzteren sind für die ethische Physiognomie dieser Parteien, von den an anderer Stelle erwähnten negativen Charaktermerkmalen abgesehen, in erster Linie bestimmend gewesen. Nicht minder haben sie auf die allgemeinen Parteibekenntnisse und Theorien einen wichtigen Einfluß ausgeübt.

Gleich diesen Parteien erscheinen ihre Gegner im Sinne unserer Ausführungen als Repräsentanten allgemeiner Principien einer besonderen geschichtlichen

Situation gegenüber. Sie haben innerhalb der in's Auge gefaßten Periode die Tendenz zur Ausgleichung der überlieferten Ordnung mit dem in beständigem Fluß begriffenen Leben und der Ueberwindung der in dieser Ordnung stets enthaltenen und unter dem Einfluß jener Tendenz zur Beharrung sich naturgemäß — falls die Gegenwirkung ausbleibt — häufenden Unwahrheit vertreten. Auch sie haben Kräfte in ihren Dienst gezogen, welche in einem nicht blos zufälligen und vorübergehenden Verhältniß zu jenen Tendenzen stehen, wie ex. c. die bei allen Völkern begegnende Sinnesart, welcher jeder Tag dafür gut zu sein scheint, um ein neues und besseres Leben zu beginnen, und die Schiffe, welche zu dem Punkte geführt haben, an dem man angelangt ist, zu verbrennen. Auch sie haben ferner Theorien ausgebildet, in welchen die allgemeine und dauernde Bedeutung des von ihnen eingenommenen Standpunkts einen entschiedenen und einseitigen Ausdruck gefunden hat.

Wenn es dem conservativen Standpunkt entspricht, den Werthmesser des Rechts in seiner Geschichte zu suchen und in der Größe der Rolle, welche seine Institute in dieser gespielt haben, gleichviel ob die dabei vorausgesetzte Bedeutung der Geschichte auf die in ihr gefundenen Offenbarungen des göttlichen Willens, oder des Volksgeistes zurückgeführt oder in anderer Weise begründet wird, so entspricht es dem liberalen Standtpunkte, dies Werthmaaß des Rechts in der Uebereinstimmung desselben mit den in der Gegenwart hervortretenden Bedürfnissen zu suchen und dem Rechte, das seine verpflichtende Kraft und seine Heiligkeit aus der eigenen Vergangenheit herleitet, das Recht entgegenzusetzen „das mit uns geboren."

Mit den letzten Worten ist auf einen Zusammenhang von Ideen hingewiesen, der uns noch einen Moment beschäftigen soll.

---

Der Autorität der überlieferten Lebensformen, welche für ihre Unantastbarkeit das Zeugniß der vorangegangenen Geschlechter geltend machen konnten, durfte man nicht lediglich eine Berufung auf unbefriedigte Interessen gegenüberstellen. Man bedurfte der Autorität gegenüber einer anderen Autorität, dem politischen Glauben gegenüber, der jene stützte, eines neuen Glaubens und den Idealen der alten Zeit gegenüber neuer Ideale. Als die Parteien der Reform auftraten, fanden sie alles dies bereits gestaltet vor in jener idealen Welt, von welcher ich früher geredet habe. Die Philosophie des Zeitalters hatte den alten Autoritäten die souveräne Vernunft gegenübergestellt und die Aussprüche derselben in Bezug auf Staat und Recht hatte nach der Meinung der Zeitgenossen die herrschende Rechtsphilosophie zusammengefaßt. Diese hatte es unternommen, den verwickelten geschichtlichen Zustand auf seine Elemente zurückzuführen und mit denselben von den natürlichen und ursprünglichen Ausgangspunkten des Rechtslebens aus einen rationellen Neubau herzustellen. Das geschichtlich Gewordene ward dabei als das Zufällige und Willkürliche, das Vernünftige zugleich als das Ursprüngliche und Natürliche betrachtet. Es schien sich gleichsam nur darum zu handeln, die Marschroute, auf welche Natur und Vernunft von Haus aus die Menschheit hingewiesen habe, und von welcher sie offenbar abgeirrt sei, sowie den von Natur und Vernunft entworfenen Grundriß für die Herstellung des Staates wieder aufzufinden, und man zweifelte nicht, daß man diese Aufgabe bereits gelöst habe.

Selbstverständlich befand man sich dabei in Bezug auf das Ursprüngliche und die angeblich allgemein giltigen Aussprüche der Vernunft im Irrthum. Der vermeintlich wiederentdeckte Grundriß entsprach den Bedürfnissen der modernen Gesellschaft und den in ihrer Geistesverfassung wurzelnden Idealen, stand aber dem Ursprünglichen so fern wie der geschichtliche Zustand. Aber jene Täuschung entsprach der allgemeinen Stimmung der gebildeten Gesellschaft vor der Revolution. Einrichtungen, welche ihren ursprünglichen Sinn verloren hatten, eine Tradition, welche den aufstrebenden Geist des Zeitalters überall beengte und hemmte, und der politische Zustand hatten überall eine Sehnsucht nach dem Natürlichen und Ursprünglichen erwachen lassen. Die einfache Rückkehr zu ihm schien Erlösung von mannigfachstem Drucke zu verheißen. Es schien nur darauf anzukommen, das Leben von vorn zu beginnen und die natürlichen Kräfte zwanglos walten zu lassen, um ein neues goldenes Zeitalter heraufzuführen. Als die Revolution in Frankreich sich erhob und daselbst jenem Verlangen gemäß die alten Fesseln sprengte, die künstlichen Abstufungen der Gesellschaft und die mannigfachen Satzungen beseitigte, welche den Einzelnen mit seiner Arbeit und seinen Genüssen überall in bestimmte Kreise und Formen zwang, da schien der erste Morgen dieses goldenen Zeitalters angebrochen zu sein, und dem trunkenen Sinne der besten Männer auch des deutschen Volkes erschien die Welt einen Augenblick lang eingetaucht in zauberisches Morgenlicht, wie sie dem Wanderer erscheint, der auf hohem Berge die Sonne erwartet, wenn das erste Licht Gebirg und Thal und das ausgebreitete Land für einen flüchtigen Moment in die Farben der Phantasiewelt kleidet.

Auch ist dies Zurückgreifen auf das wirklich oder vermeintlich Ursprüngliche typisch; es findet sich in Zeiten großer Umwälzungen, gleichviel auf welchem Gebiete des gesellschaftlichen und geistigen Lebens, regelmäßig bei den Parteien der Neuerung als ein Element des in anderer Richtung bereits charakterisirten Processes. Mit dem Ankämpfen gegen die Macht der Vergangenheit erneut sich periodisch das Bestreben, auf die lebendigen Quellen der Ueberlieferung zurückzugehen, und zu dem Wesen der Dinge, an deren Stelle für eine Weile in den Vorstellungen eines Volkes, eines Standes ꝛc. Dogmen des Rechts, der Sitte und öffentlichen Meinung, des Glaubens oder der Wissenschaft getreten waren, sich wieder in ein unmittelbares Verhältniß zu setzen. Auch ist dies Bestreben im Wesentlichen kein illusorisches. Es führt freilich nicht, wie die Zeitgenossen Rousseau's bezüglich ihrer Reformwünsche meinten, zu dem Ursprünglichen zurück, aber doch zu den Quellen des gegenwärtigen Lebens. Die Rechtsformen, welche unter dem Einflusse des Natur- und Vernunftrechts sich ausgebildet haben, zeigen eine geringe Verwandtschaft mit den Rechtszuständen der sog. Naturvölker, aber sie stehen in einem näheren Verhältnisse zu den thätigen Kräften der heutigen Gesellschaft, sie sind nicht dem ursprünglichen, aber dem heutigen Inhalte des geistigen Lebens besser angepaßt als die Rechtsformen, an deren Stelle sie getreten sind.

In einem gewissen Sinne führen übrigens jene Bestrebungen regelmäßig auch zu einem Alten, schon Dagewesenen zurück. Denn jene thätigen Kräfte, welche in ihnen zu Tage treten, sind nicht schlechthin neuen Ursprungs, sie haben vielmehr zu anderer Zeit, in anderem Zusammenhange, an anderer Stelle und vielleicht unter anderen Namen, bereits eine geschichtliche Rolle gespielt, welche von ihrem jetzigen

Hervortreten durch eine Periode gehemmter und zerstreuter Wirksamkeit getrennt ist. Daher zeigen die Gestalten, welche sich aus den revolutionären Bewegungen erheben, bei näherer Betrachtung dem Geschichtskundigen wohlbekannte Züge. Zugleich ergiebt sich ihm, wenn er deren Herkunft erforscht, eine Continuität des geschichtlichen Lebens auch in Bezug auf sie, trotz des von denselben im Bereiche der äußeren Einrichtungen und Formen des öffentlichen Lebens begründeten Bruchs mit der Vergangenheit. Dem Forscher, der den letzten Quellen einer betreffenden Bewegung nachgeht, geschieht es wol, daß er von einem Lebensgebiet auf das andere und aus einer Periode in die andere übergeführt wird, ohne daß es ihm gelingt, die ersten Ausgangspunkte festzustellen. Dies gilt auch für die geistige Bewegung, aus welcher die liberalen Parteien hervorgegangen sind. Ihre Geschichte führt uns, wenn wir die einzelnen Strömungen, welche in ihr zusammentrafen, rückwärts verfolgen, überall nur zu relativen Anfängen. Die geistigen Kräfte, welche den Charakter des Aufklärungszeitalters bestimmt haben, und welche zu einem Einfluß auf die Formen und den Inhalt der Staatsthätigkeit u. A. durch Vermittelung jener Parteien gelangten, zeigen sich vor Allem verwandt mit den Kräften, welche dem Zeitalter der Renaissance seine besondere Bedeutung verliehen haben. Manche für Dieses charakteristische Regungen und Bestrebungen verschwinden in der folgenden Zeit von der Oberfläche des öffentlichen Lebens, um nach einem langen unterirdischen Laufe in den Formen des Rationalismus und Liberalismus wieder zu Tage zu treten. Den Zeitgenossen, welche den zerstörenden Einwirkungen einer solchen gewaltsam hervortretenden Bewegung auf die überlieferten Einrichtungen unmittelbar nahe stehen, kann es scheinen, als wenn durch sie das geschichtliche Leben ganz aus der Bahn aller bisherigen Entwickelung herausgedrängt werde, während es den Späteren offen liegt, daß nur eine Bewegung innerhalb der Breite dieser Bahn stattgefunden habe. Dies gilt denn auch bezüglich der Revolution, welche sich mit Hilfe der liberalen Parteien bei uns und bei unseren Nachbaren in Staat und Gesellschaft vollzogen hat.

Ich rede von der Vergangenheit, denn diese Revolution ist abgeschlossen. Jener tiefgehende Gegensatz, in welchem dereinst die bestehende Organisation des politischen und socialen Lebens zu dem wesentlichen Inhalte des letzteren und den Bedingungen einer fortschreitenden Entwickelung desselben gestanden hatte und in welchem der Ursprung unseres modernen Parteiwesens gefunden wurde, existirt nicht mehr. Seine Ueberwindung aber bildet den Inhalt jener Revolution. Mit ihrem Abschluß büßten die liberalen Parteien diejenige Eigenschaft ein, welche hier zunächst in's Auge gefaßt worden ist. Sie hörten auf, Organe des Selbstständigkeitsstrebens der modernen Gesellschaft einer veralteten Organisation gegenüber zu sein. Wie viele der in ihren Programmen für einzelne Richtungen der inneren Politik aufgestellte Ziele auch unerreicht geblieben sein mögen, in der erwähnten Eigenschaft haben sie ihre Aufgabe im Wesentlichen gelöst. Das nationale Leben ist der Fesseln ledig, in welchen das Erbe einer unglücklichen politischen Geschichte es gefangen gehalten hatte, den thätigen Kräften des Volkes ist Spielraum für eine fruchtbare Wirksamkeit gegeben, das öffentliche Recht befindet sich im Einklang mit den Anforderungen der modernen Cultur und den Trägern der letzteren ist ein Einfluß auf die Verwirklichung und die Fortbildung desselben nicht verwehrt. Die liberalen

Parteien stehen im Zusammenhange damit den conservativen nicht mehr wie Besitzlose den Besitzenden gegenüber. Sie sind vielmehr auch ihrerseits in der Lage, gewonnene Positionen zu vertheidigen, wie die jüngsten Vorgänge im Bereiche der politischen, wirthschaftlichen und Strafgesetzgebung zur Genüge illustriren. Bezüglich derselben erscheinen sie daher ihrerseits als „Conservative" in dem engeren, buchstäblichen Sinne dieses Worts. Der Gegensatz zwischen ihnen und ihren Gegnern ist nicht mehr ein Gegensatz zwischen Innen und Außen Stehenden, sondern ein Gegensatz zwischen den Elementen und Trägern unseres Rechtszustandes selbst.

Durch den letzteren Umstand ist natürlich der materielle Charakter weder der liberalen noch der conservativen Politik geändert worden. Die Interessen, welche jene ehedem in den Formen des Angriffs, neuerdings in den Formen der Vertheidigung vertreten, sind die nämlichen, nur die Mittel und Wege dieser Vertretung erscheinen als modificirt.

In anderer Richtung hat sich allerdings auch der materielle Charakter ihrer Politik geändert. So lange nämlich die von ihnen in erster Linie vertretenen Gesellschaftsclassen und Interessen in dem erwähnten Gegensatze zur überlieferten Ordnung standen, mußte die Wahrung auch derjenigen Grundlagen dieser Ordnung, welche eine fortdauernde Bedeutung für das nationale Leben hatten, im Wesentlichen den antiliberalen Parteien und Mächten überlassen bleiben. Dies aber ist seit geraumer Zeit anders geworden, und es hat sich daher hinsichtlich der Wahrung dieser Grundlagen eine Solidarität zwischen den ehemaligen Gegnern, oder wenigstens zwischen Theilen der beiden Parteigruppen herausgebildet, welche zur Signatur des heutigen deutschen Parteiwesens gehört und für die Zukunft desselben wol noch eine höhere Bedeutung in Anspruch nehmen dürfte.

---

# Die Wiedergeburt des Deutschen Reiches.

Von
Prof. Dr. Richard Schröder.
Würzburg.

(Schluß.)

## III. Kaiser Friedrich II. und die Verfassung des Deutschen Reiches.

Neuere Untersuchungen haben dargethan, daß es nicht Kaiser Friedrich I., sondern sein Enkel Friedrich II. gewesen ist, den die Volkssage in den Kyffhäuserberg entrückt hat und von dessen Auferstehung man die Wiederherstellung der alten Herrlichkeit des Reiches erhoffte. Erst die Gelehrten der letzten Jahrhunderte haben der Sage durch Mißverständniß eine andere Richtung gegeben. Es lag scheinbar so nahe, daß das Volk alle seine Hoffnungen auf die Wiederkehr jenes gewaltigen Heldenkaisers setzte, der fern vom Vaterlande einen plötzlichen und vielen unfaßbaren Tod erlitten hatte, und schien dagegen unglaublich, daß man ihm jenen feinen, an geistiger Bildung seiner Zeit weit vorausgeeilten zweiten Friedrich vorgezogen haben sollte, dessen Interessen und dessen Kämpfe wol von den Gebildeten, aber nicht vom Volke verstanden wurden, der den Deutschen während der langen Zeit seiner Regierung kaum bekannt geworden war, sondern sich, Sohn einer normännischen Fürstin und selbst ein halber Italiener, fast nur in Wälschland auf-

gehalten und um wälsche Dinge bekümmert hatte. Und doch hatte die Volkssage Recht gehabt, wenn sie an diesen Diplomatenkaiser und nicht an jenen populären Heldenkaiser anknüpfte: ihr schwebte nicht sowol der Herrscher vor Augen, von dem man die Rettung des Vaterlandes am ersten hätte erhoffen dürfen, als vielmehr der, mit dem die große, glänzende Zeit des Reiches entschwunden war, — man hoffte des Reiches Herrlichkeit einst zurückzuempfangen von dem, der sie mit sich zu Grabe getragen, mit sich in den Zauberberg genommen hatte. Und in der That, so glänzend auch die Persönlichkeit und die Regierung Friedrichs II. nach vielen Richtungen hin gewesen ist, für Deutschland war sie eine der verhängnißvollsten. Und wenn wir heute jauchzen über die Schätze, die der wiedererschlossene Kyffhäuser unserm Volke zurückgegeben hat, so wollen wir doch auch dankbar anerkennen die weise Mäßigung der Männer, welche zwar jene Reichskleinodien wieder zu Tage gefördert, den römischen Kaiser aber im Berge gelassen haben. Denn heute haben wir einen d e u t s c h e n, nicht wie ehedem einen r ö m i s c h e n Kaiser, unser Reich ist nicht wie das vergangene ein heiliges r ö m i s c h e s Reich deutscher Nation. Unser Reich ist lediglich dazu bestimmt, dem deutschen Volke Raum zu freier Entfaltung der ihm von Gott verliehenen Kräfte zu gewähren und Volk und Land gegen jede Beeinträchtigung oder Gefährdung von innen oder außen zu schützen, während das weiland römische Reich deutscher Nation die Nachfolgerin des weströmischen Reiches sein wollte und für den Kaiser die Stellung als weltliches Oberhaupt der gesammten abendländischen Christenheit beanspruchte. Den Titel für diesen Anspruch gewährte der Besitz von Rom und Italien, der Kampf um Rom war demnach ein Lebensprinzip des alten Reiches, und damit war zugleich der Anlaß zu ununterbrochenem Kampfe mit dem Papstthum gegeben. Während wir heute in Frieden und Freundschaft mit Italien leben und ihm von Herzen gönnen, daß es nach tausendjähriger Bedrückung endlich Herr im eigenen Hause geworden ist, haben unsere Vorfahren ihre besten Kräfte geopfert und Ströme deutschen Blutes auf wälschem Boden vergossen, um den Besitz Italiens und mit ihm ihren Anspruch auf die Weltherrschaft festzuhalten. Es ist ja nicht zu leugnen, daß die Kaiseridee auch manche guten Früchte getragen hat, daß sie den Idealismus und das Selbstgefühl der deutschen Nation gewaltig förderte, daß sie den Zusammenhang des Mittelalters mit dem klassischen Alterthum wahrte, und heute, wo die Wunden, die uns jene Politik unserer Väter geschlagen, vernarbt sind, mögen wir uns ja wol jenes Gewinnes freuen, aber leugnen können wir nimmer, daß wir ihn unendlich kostbar, daß wir ihn mit unserm Herzblut haben bezahlen müssen. Vor allem waren es die Hohenstaufen, und unter ihnen wieder in erster Reihe Friedrich II., die mehr als billig ihre Blicke auf Italien richteten und in ihren Weltherrschaftsideen gar oft vergaßen, daß sie zunächst doch Könige von Deutschland waren. Für Friedrich II. waren die deutschen Dinge nur so weit vorhanden, als sie ihm Unterstützung in seinen italienischen Herrschaftsbestrebungen gewährten, und mit vollen Händen gab er nach einander die wichtigsten Rechte der Krone preis, um in seinem Kampfe gegen den Papst Freunde zu werben. Um die weltliche Herrschaft in Italien zu erringen, kam es ihm selbst darauf nicht an, dem Papste auf kirchlichem Gebiete die weitgehendsten Zugeständnisse zu machen, er scheute sich nicht einmal vor der grenzenlosen Frivolität, welche darin lag, daß er,

der selbst an seinem Glauben Schiffbruch gelitten hatte, dem Papste die Strafe des Scheiterhaufens für Ketzerei bewilligte, daß er mit verschränkten Armen zusah, wie die Inquisition in Deutschland ihren Einzug hielt und wie ein Konrad von Marburg und andere Fanatiker Hunderte und Tausende auf den Holzstoß lieferten. Für den Kaiser waren diese Ketzerbraten nur das Linsengericht, mit dem er dem Papste das Erstgeburtsrecht in Italien hoffte abkaufen zu können. Nicht viel anders war es mit der Confoederatio cum principibus ecclesiasticis von 1220, mit welcher Friedrich um die Gunst der geistlichen Fürsten buhlte, und mit dem Statutum in favorem principum, welches Friedrich's Sohn Heinrich (den er als römischen König in Deutschland eingesetzt hatte, während er in Italien lebte) im Jahre 1231 auf dem Wormser Reichstage zu Gunsten sämmtlicher Reichsfürsten erließ, um ihre Herzen für seine gegen seinen eigenen Vater gerichteten Umsturzideen zu gewinnen. Friedrich selbst wußte diesen Machinationen nicht anders zu begegnen, als indem er 1232 jenem Privileg auch seinerseits die Zustimmung ertheilte. Durch diese beiden und einige andere Privilegien wurden die wichtigsten Kronrechte preisgegeben, die Regierungsgewalt des Königs zu unheilbarem Siechthum verurtheilt, den Fürsten, die bis dahin Beamte des Reiches gewesen waren, durch die Begründung der Landeshoheit die Mittel an die Hand gegeben, sich auf Kosten des Reiches allmälig zu völliger Selbstständigkeit, der nur der Name der Souveränität fehlte, emporzuschwingen. Jene von Friedrich II. ruchlos verschleuderten Hoheitsrechte waren eben die unveräußerlichen Rechte des Reiches, die das Volk nun entrückt wähnte in den heiligen Berg, auf die Wiedergeburt hoffend:

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Rudolf von Habsburg, als die Wahl der Kurfürsten ihn auf den Thron berufen hatte, verkannte nicht, daß die Privilegien Friedrichs II. die Regierung des Königs vollständig lahm legten, und weigerte sich im Bewußtsein seiner Pflicht, jenen Verrath am Vaterlande zu besiegeln, er versagte jenen Privilegien die Bestätigung. Allein die Fürsten erfanden ein drastisches Mittel, ihn umzustimmen. Von Alters her war es üblich gewesen, daß die Könige ihre großen Hof- und Reichstage in den bischöflichen Städten abhielten, indem nach altem Reichsrecht der betreffende Bischof auf seine Kosten für die Aufnahme und den Unterhalt der Versammlung Sorge tragen mußte. Nun weigerten sich die Bischöfe, die während des Interregnums jener Verpflichtung entwöhnt waren, den König und seinen Hof fernerhin bei sich aufzunehmen; auf Reichsgut oder auf seinen Hausgütern einen Reichstag abzuhalten und selber den Wirth des Landes zu spielen, stimmte weder mit Rudolfs Mitteln, noch mit seinen persönlichen Neigungen — nothgedrungen hat er es einmal, in Nürnberg im November 1274, gethan, damit war aber alles erschöpft, die Bischöfe hatten ihn so zu sagen ausgehungert und im Jahre 1275 erreichten sie ihren Zweck: Rudolf bestätigte die Confoederatio cum principibus ecclesiaticis, und die Bischöfe erinnerten sich wieder ihrer Pflichten gegen das königliche Hoflager. Seitdem sind Friedrichs II. Zugeständnisse unangefochten geblieben und im Laufe der Zeit noch wesentlich vermehrt worden. Der Theorie

nach blieb das Reich freilich bis zu seinem Untergange ein Einheitsstaat, dessen Souverän der Kaiser war, während die Landesherren nur die ihnen ausdrücklich abgetretenen Befugnisse ausüben durften, — thatsächlich aber war ihnen eben fast alles abgetreten, und die nominelle Souveränität des Reichsoberhauptes hatte, abgesehen von dem ihm gegen jeden Reichstagsbeschluß zustehenden Rechte des Veto, kaum noch eine andere Bedeutung, wie das nominelle Eigenthum der kirchlichen Institute an den ihnen von Karlmann abgenommenen Besitzungen (vgl. Seite 259 f.). Unser heutiges Reich erhebt keinen Anspruch darauf, ein Einheitsstaat zu sein, der Kaiser ist nicht Lehnsherr und Oberhaupt der deutschen Fürsten, sondern nur das Haupt eines Bundesstaates, er hat gegen übereinstimmende Beschlüsse des Bundesraths und des Reichstags außer in militärischen und finanziellen Dingen kein Veto, die Souveränität steht nicht dem Reiche, sondern den Einzelstaaten zu, und das Reich übt nur diejenigen Machtbefugnisse aus, welche ihm von den Einzelstaaten ausdrücklich abgetreten sind. Die Sache hat sich also geradezu gewendet, und es ist nicht ohne Interesse, das, was Friedrichs II. engherzige und kurzsichtige Politik einst den Fürsten preisgegeben hat, mit dem zu vergleichen, was die deutschen Fürsten in unserer Reichsverfassung der Centralgewalt zurückgegeben haben.

Auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1231 wurde den deutschen Fürsten zwar nicht für sich allein, wol aber unter Mitwirkung ihrer Stände, ausdrücklich das Recht der Gesetzgebung zugestanden. Eine eigentliche Reichsgesetzgebung hatte es zwar weder im fränkischen, noch später im deutschen Reiche gegeben, die Fortbildung des Rechts im Wege der Gesetzgebung konnte nur in den einzelnen Provinzen erfolgen, aber die Provinzial- und Landesgesetzgebung war doch in kraftvollen Zeiten immer an die Mitwirkung des Reichsoberhauptes gebunden gewesen, und darin lag immerhin eine gewisse Gewähr der Rechtseinheit. Mit der unbedingten Anerkennung der Landesgesetzgebung wurde dies anders, dem heillosesten Rechtspartikularismus war jetzt Thür und Thor geöffnet, der Satz „Landrecht bricht gemein Recht“ schob das Reichsrecht ganz in den Hintergrund, und es war noch ein großes Glück, daß im 15. und 16. Jahrhundert durch die Rezeption des römischen Rechts als vermeintlichen Reichsrechts wenigstens wieder eine einheitliche Grundlage gewonnen wurde. Dagegen überweist Artikel 4, Nr. 13 der Verfassung des deutschen Reiches, in der ihm durch Gesetz vom 20. Dezember 1873 gegebenen Gestalt, dem Reiche „die gemeinsame Gesetzgebung über das gesammte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren“, also die gesammte Justizgesetzgebung, und zwar nach Artikel 2 mit der Wirkung: „daß die Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen“.

In der Confoederatio cum principibus ecclesiasticis und dem Statutum in favorem principum verzichtete der König zu Gunsten der Landesherren auf sein Münz- und Zollregal. Damit gingen dem Reiche nicht nur äußerst erhebliche Einnahmequellen verloren, sondern, was weit schlimmer war, es begannen jetzt die Münzverschlechterungen und officiellen Falschmünzereien, und überall im Reiche wuchsen neue Zollstätten aus dem Boden. Erst seit dem vorigen Jahrhundert wurde auf dem Gebiete des Münzwesens, seit Gründung des Zollvereins auch auf dem des Zollwesens, im Wege der Staatsverträge dem Unwesen gesteuert. Jetzt sind für Reichssache erklärt: „die Zoll- und Handelsgesetzgebung und die für

die Zwecke des Reichs zu verwendenden Steuern", „die Ordnung des Maaß-, Münz- und Gewichtssystems, nebst Feststellung der Grundsätze über die Emission von fundirtem und unfundirtem Papiergelde", „die allgemeinen Bestimmungen über das Bankwesen", „die Fluß- und sonstigen Wasserzölle." (Artikel 4, Nr. 2—4, Nr. 9.)

Durch die Confoederatio cum principibus ecclesiasticis verzichtete Friedrich II. in der Hauptsache, durch das Statutum in favorem principum vollständig auf das dem Reiche bis dahin vorbehaltene Recht der Anlage von Befestigungen. Was damals Landessache wurde, ist jetzt dem Reiche zurückgegeben durch Artikel 65: „Das Recht, Festungen innerhalb des Bundesgebietes anzulegen, steht dem Kaiser zu".

Das Statutum in favorem principum setzte fest, daß die Landstraßen keiner Veränderung unterworfen werden sollten „ohne Zustimmung der Vorübergehenden", d. h. der König verzichtete auf das uralte Hoheitsrecht, welches die Land- und Heerstraßen als „des Königs Straßen" erscheinen ließ, und erklärte die Ordnung des Straßenwesens für Territorialangelegenheit, während jetzt als Reichssache anerkannt sind: „das Eisenbahnwesen", „die Herstellung von Land- und Wasserstraßen im Interesse der Landesvertheidigung und des allgemeinen Verkehrs", „der Flößerei- und Schifffahrtsbetrieb auf den mehreren Staaten gemeinsamen Wasserstraßen und der Zustand der letzteren", „das Post- und Telegraphenwesen" (Artikel 4, Nr. 8—10).

Für Landessache wurde ferner das Geleitsrecht (ius conductus) erklärt, welches im wesentlichen den Schutz der Fremden, die Fremdenpolizei und das Niederlassungsrecht zum Gegenstande hatte. Dadurch ging der Begriff eines allgemeinen Reichsbürgerrechts verloren, den Landesherren eröffnete sich auf Kosten des Reiches eine wichtige Einnahmequelle, die für die Geleitsbriefe erhobene Abgabe, und den willkürlichsten Plackereien der kleinstaatlichen Polizeiorgane war ein für allemal die kaiserliche Sanction ertheilt. In moderner Gestalt finden wir das alte Geleitsrecht wieder in folgenden, dem Reiche nunmehr zurückgegebenen Gegenständen: „die Bestimmungen über Freizügigkeit, Heimats- und Niederlassungsverhältnisse, Staatsbürgerrecht, Paßwesen und Fremdenpolizei", „desgleichen über die Kolonisation und die Auswanderung nach außerdeutschen Ländern", „die Organisation eines gemeinsamen Schutzes des deutschen Handels im Auslande, der deutschen Schifffahrt und ihrer Flagge zur See und Anordnung gemeinsamer konsularischer Vertretung, welche vom Reiche ausgestattet wird" (Artikel 4, Nr. 1 u. 7). Dazu dann Artikel 3: „Für ganz Deutschland besteht ein gemeinsames Indigenat mit der Wirkung, daß der Angehörige (Unterthan, Staatsbürger) eines jeden Bundesstaates in jedem anderen Bundesstaate als Inländer zu behandeln und demgemäß zum festen Wohnsitz, zum Gewerbebetriebe, zu öffentlichen Aemtern, zur Erwerbung von Grundstücken, zur Erlangung des Staatsbürgerrechtes und zum Genusse aller sonstigen bürgerlichen Rechte unter denselben Voraussetzungen wie der Einheimische zuzulassen, auch in Betreff der Rechtsverfolgung und des Rechtsschutzes demselben gleich zu behandeln ist."

Fügen wir noch hinzu, daß Friedrichs II. Erklärung, die Gerichtsorganisation in den Territorien nicht anrühren zu wollen, durch die neuen Justizgesetze

des Reiches, und daß sein frevelhaftes Gesetz über das Verbrennen der Ketzer, durch das Reichsgesetz vom 3. Juli 1869, betreffend die Gleichberechtigung der Konfessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung, gesühnt ist, so dürfen wir wol als festgestellt erachten, daß unsere Reichsverfassung gegenüber den Verfassungsänderungen Friedrichs II. bis in's Einzelne hinein eine vollkommene Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, eine wahre Wiedergeburt darstellt.

Was sich vor mehr als sechshundert Jahren ein gewissenloser König von den nur auf ihre eigene Machterhöhung bedachten Fürsten hat aus den Händen winden lassen, der hochherzige freie Entschluß der deutschen Fürsten und freien Städte hat es jetzt wieder dem Reiche zurückgegeben, wol beherzigend die Worte des Dichters:

Immer strebe zum Ganzen, und kannst Du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes Dich an!

Bewundern aber müssen wir den großen Staatsmann, dem wir die Verfassung des Deutschen Reiches in erster Reihe verdanken, dem sein Genius bei der Erwägung, welche Machtbefugnisse der Centralgewalt unentbehrlich seien, so daß sie nicht ohne unheilbaren Schaden für das Ganze den Einzelstaaten überlassen bleiben konnten, genau dieselben Hoheitsrechte vor Augen führte, deren Preisgebung einst dem Reiche das Verderben gebracht hat. Bismarck's Reichsverfassung ist so zu sagen die Rückübersetzung des Statutum in favorem principum in unser heutiges Deutsch, und dies sicher, ohne daß er oder einer der mitbetheiligten Staatsmänner nur überhaupt daran gedacht hat!

Noch wollen wir daran erinnern, daß unter Friedrich I. und seinem Sohne Heinrich VI., dem Vater Friedrich's II., die Reichsregierung eine solche Kraft entfaltet hatte, daß Heinrich VI. den Versuch wagen durfte, den schlimmsten Krebsschaden in der alten Reichsverfassung, die Wählbarkeit des Königs, durch eine heilsame Reform zu beseitigen. Das Karolingerreich war ja eine Erbmonarchie gewesen, und auch im deutschen Reiche hielten sich die Wähler in der Regel an ein bestimmtes Geschlecht gebunden, aber wie man bei der Wahl Konrad's I. von den französischen Karolingern und dann nach seinem Tode von Konrad's Geschlecht abgegangen war, so hatte die Wahl Lothar's im Jahre 1125 neuerlich wieder die Bedeutung des Wahlrechts der Fürsten in den Vordergrund treten lassen. Heinrich VI. aber gelang es, sich von den meisten Reichsfürsten die Zusicherung der Erblichkeit der Krone im Hause der Hohenstaufen zu verschaffen, und es ist wol nicht daran zu zweifeln, daß er sein hohes Ziel erreicht haben würde, hätte ihn nicht ein vorzeitiger Tod dahingerafft. Die zwiespältige Königswahl nach seinem Hingange und sodann die genugsam von uns beleuchtete Regierungsmaxime Friedrich's II. machten jene Reform zu einer fernerhin undenkbaren. Jetzt fingen gerade die unwürdigen Händel an, in welchen die Wähler ihre Stimmen dem Meistbietenden verkauften, mochte der Preis nun in schnödem Golde, oder in einer schönen und reich ausgestatteten Gemahlin, oder in ferneren Abtretungen königlicher Hoheitsrechte festgesetzt werden. So mag man auch hier von einem der Reichskleinode sprechen, die mit Friedrich II. in den Berg entrückt wurden und die dem deutschen Volke wiedergewonnen zu haben der unvergängliche Ruhm Kaiser Wilhelm's des Siegreichen geworden ist.

## IV. Die Grenzen des Deutschen Reiches.

Bis zu dem Vertrage von Verdun im Jahre 843 bildete Deutschland einen Theil des großen Frankenreiches, und zwar im wesentlichen den Theil, der bei den mehrfachen Reichstheilungen der früheren Zeit als Austrasien bezeichnet zu werden pflegte. Als nun die drei Söhne Ludwig's des Frommen sich in das Reich ihrer Väter theilten, erhielt zunächst Lothar als der älteste Italien sammt der Kaiserwürde, das eigentliche Frankenreich aber wurde in drei Theile zerlegt, von denen Ludwig den östlichen (Ostfranken, Deutschland), Karl der Kahle den westlichen (Westfranken, Frankreich), Lothar aber Mittelfranken erhielt, d. h. einen schmalen Strich Landes, welcher sich von der Rhone an den Rhein entlang bis zur Nordsee erstreckte. Gegen Deutschland bildete im wesentlichen der Rhein die Grenze, doch erhielt Ludwig der Deutsche auf linksrheinischem Gebiete die Gaue von Mainz, Speier und Worms, während umgekehrt das Land der Friesen bis zur Weser zu Mittelfranken geschlagen wurde. Gegen Westen reichte Lothar's Reich bis über die Maas, weiter nördlich bis über die Schelde. Nach Lothar's Tode kam, bei der Erbtheilung seiner Söhne, jenes Mittelfranken an seinen Sohn Lothar II., nach welchem es Lotharingen (Lotharii regnum) benannt wurde. Als auch Lothar II. 869 starb, besetzte sein Oheim Karl der Kahle das Land und ließ sich feierlich zum Könige von Lothringen krönen, aber Ludwig der Deutsche rückte ihm mit Heeresgewalt entgegen und zwang ihn zu dem Vertrage von Meersen, welcher Lothringen in der Weise zwischen Deutschland und Frankreich theilte, daß ersteres alles Land bis zur Urte (Ourthe) und Maas, ferner das Elsaß und das ganze Moselgebiet bis über Metz hinaus erhielt. Der tausendjährige Gedächtnißtag dieses am 8. August 870 abgeschlossenen Vertrages sah die deutschen Heeressäulen auf dem Marsche von den blutgetränkten Schlachtfeldern bei Spicheren und Wörth nach Metz, um unserm Reiche die alten, in schwächlicher Zwischenzeit verlorenen Grenzen zurückzugewinnen. Und in der That fällt gerade die zu Meersen gezogene Moselgrenze, zumal in der Umgebung von Metz, in fast wunderbarer Weise mit der des Frankfurter Friedens von 1871 zusammen. Wie man meinen könnte, Bismarck habe das Statutum in favorem principum als negatives Muster für den Entwurf der Verfassung des Deutschen Reiches benutzt, so möchte es fast scheinen, als hätte unser große Stratege Moltke sich bei Ludwig dem Deutschen Raths erholt, um die beste Grenzlinie gegen Frankreich zu ziehen.

## V. Die Gründer des Reiches.

### Salische Franken und flämische Kolonisten.

In den ersten Jahrhunderten der deutschen Geschichte fehlte es unserem Volke an jeder politischen Einheit. Die zahlreichen germanischen Völkerschaften, welche die Römer, zumal Cäsar und Tacitus, uns nennen, erscheinen als geschlossene kleine Staaten, meist mit republikanischer, nur vereinzelt mit monarchischer Verfassung, zuweilen mit anderen Völkerschaften zu demselben Unternehmen vereinigt, häufiger einander befehdend. Erst der gewaltige Kampf um's Dasein, den wir die Völkerwanderung nennen, fegte jene kantonalen Scheinexistenzen hinweg und zwang die einzelnen Völkerschaften, sich unter Aufgebung ihrer politischen Selbstständigkeit mit verwandten Elementen zu größeren Stämmen zu verbinden. Allein auch

diesen Stammesreichen fehlte die nationale Einheit, mehrere von ihnen, zum Theil die edelsten, siedelten sich auf romanischem Boden an und verloren bald deutsche Art, andere trennte das Meer von der alten Heimat und veranlaßte sie, ihren Weg auch ferner für sich zu suchen. Da war es die gewaltige That der Franken, welche die im Lande gebliebenen Stämme vor gleichen Abwegen bewahrte und die oft heftig Widerstrebenden mit eiserner Faust zwang, sich einem gemeinsamen Staatswesen einzufügen. So danken wir ihrem großen Könige Chlodowech die Begründung des fränkischen Reiches, das, unter seinen nächsten Nachfolgern noch erweitert, unter den späteren Merowingern in die Gefahr kam, den centrifugalen Kräften des Stammesparticularismus zu erliegen, bis die Pippiniden, und vor allem der größte Sproß ihres Hauses, der Kaiser Karl, das in seinen Fugen zerrüttete Reich wieder festigten und die noch fehlenden Stämme dem Reichsverbande einverleibten. Mit der sinkenden Kraft des Karolingerreiches begann dann abermals ein Auflösungsprozeß, aber nun war der Particularismus der deutschen Stämme bereits derartig überwunden, daß ein abermaliger Zerfall in einzelne Stammesreiche nicht mehr zu fürchten war. Statt des Stammesparticularismus machte sich jetzt der Gegensatz der Nationalitäten geltend, und mit dem Vertrage zu Verdun im Jahre 843 schied das deutsche Reich aus dem Gesammtverbande des fränkischen Reiches, dem es seine Begründung verdankte, aus.

Die großen Frankenkönige hätten das, was sie vollbracht haben, nimmer erreichen können, hätte nicht ein ebenso kräftiges Volk unentwegt ihnen zur Seite gestanden. Die Stammväter der salischen Franken sind die Sugambern und die Chatten. Beide waren schon dem Cäsar, der die Chatten aber irrthümlicherweise als Sueven bezeichnete, wiederholt furchtbar geworden; glühender Haß gegen das Römerthum zeichnete sie gleichmäßig aus, und wiederholt wußten sie den Römern die schwersten Niederlagen zu bereiten. Die Sugambern saßen an der Sieg, doch hatte ihr Name, der fälschlich oft „Sigambern" geschrieben wurde, mit dem Namen jenes Flusses nichts zu thun; gambar bedeutet „schnell in Wort und That", und der Zusatz von su (griechisch εὐ) dient nur zur Verstärkung. Ihre Völkerschaft war aus mehreren kleineren Gauvölkern zusammengesetzt, von denen uns die Cugernen und die Marsen genannt werden. Seit Tiberius i. J. 8 v. Chr. die Cugernen auf das linke Rheinufer verpflanzt hatte (sie saßen seitdem unter römischer Oberhoheit zwischen Rhein und Maas, von Neuß bis Nymwegen), war die Kraft der Sugambern gebrochen, ihr gefeierter Name hatte jetzt jede reale Bedeutung verloren, erhielt sich aber als rhetorische Floskel bei den Römern und sodann im mittelalterlichen Latein bis zum 12. Jahrhundert zur Bezeichnung der Deutschen und später besonders der Franken; auch die Bezeichnung der in der alten Heimat verbliebenen Marsen als „Gambrivier" erscheint als ein Rest des ursprünglichen Volksnamens.

Die Chatten, die heutigen Hessen, saßen schon zur Römerzeit innerhalb ihrer heutigen Grenzen, vom Taunus zur Werra und Weser. Tacitus widmete ihnen in seiner „Germania" zwei ganze Kapitel. „Kräftiger", berichtet er, „sind die Leiber dieses Volkes, gedrungen ihre Glieder, drohend ihr Blick und größer die Regsamkeit ihres Geistes. Für Germanen besitzen sie viel Ueberlegung und Findigkeit: sie wählen sich ihre Obrigkeiten und sind denselben gehorsam, sie kennen

Rang und Ordnung und wissen den Augenblick zu benutzen, erwägen ihre Entschlüsse hin und her, ihre Zeit verstehen sie einzutheilen, Nachts sorgen sie für Wachen, das Glück zählen sie zu den ungewissen, die Tapferkeit zu den gewissen Dingen, und was äußerst selten und sonst nur unter römischer Zucht vorkommt: sie legen mehr Gewicht auf die Führung als auf das Heer". Auch die Chatten erscheinen gleich den Sugambern bereits als ein aus mehreren Gauvölkern zusammengesetzter Bund. So werden namentlich als zu ihnen gehörig die Mattiaken, die Bataven, Kanninefaten und Chattuarier oder Chattwaren bezeichnet. Die Mattiaken bewohnten den heutigen Rheingau, die heißen Quellen von Wiesbaden (fontes Mattiaci) entsprangen in ihrem Lande; der Name kommt her von Matte (Wiese), ebenso auch der Name des Hauptortes der Chatten, Mattium (das heutige Maden, zwischen Fritzlar und Cassel). Durch die von Drusus auf den Höhen des Taunus angelegten Befestigungen waren die Mattiaken aus dem politischen Zusammenhange mit den Chatten herausgerissen; sie standen seitdem unter der Oberhoheit der Römer, denen sie zwar keinen Tribut zahlten, aber zur Heeresfolge verpflichtet waren. Auf das chattische Gauvolk der Bataven weisen vielleicht eine Reihe hessischer Ortsnamen hin: Batten (östlich von Fulda), Stadt und Schloß Battenberg an der Eder und dicht dabei Battenfeld und Battenhausen. Aber schon geraume Zeit vor Christi Geburt waren die Bataven in Folge innerer Wirren aus der Heimat ausgewandert und hatten das damals von Einwohnern fast ganz entblößte Gebiet zwischen Niederrhein, Nordsee und Maas eingenommen; das Land wurde nach ihnen Batavia (d. h. Batavenau, Bataveninsel) genannt, auch hat sich der alte Name der Bataven bis auf die Gegenwart in Batenburg an der Maas, westlich von Nymwegen, Batestein bei Utrecht und Battenoort erhalten. Erst später beschränkte sich der Name Batavia oder insula Batavorum auf die von Lek und Waal eingeschlossene Rheininsel zwischen Nymwegen und Rotterdam, deren östlicher Theil noch heute Betuwe heißt. Cäsar fand die Bataven i. J. 55 v. Chr. bereits in ihren neuen Sitzen, die Auswanderung hatte wol schon mehrere Jahrzehnte früher stattgefunden, aber noch um das Jahr 100 n. Chr. war der chattische Ursprung des Volkes unvergessen. Die Stellung der Bataven zum römischen Reiche war dieselbe wie bei den Mattiaken, auch sie hatten den Römern Hilfstruppen zu stellen, waren aber im übrigen ihre eigenen Herren. Mit den Bataven zugleich hatte wol auch das Völkchen der Kanninefaten die gemeinsame Heimat verlassen, das in Sprache und Sitte völlig mit ihnen übereinstimmte. Die Kanninefaten (d. h. Kannin-Männer) waren die unmittelbaren Nachbarn der Bataven, mit denen sie auch in politischer Beziehung stets treu zusammenhielten; wahrscheinlich grenzten sie an das heutige Nordholland, dessen frühere Bezeichnung „Kinheim" oder „Kinnem" ebenso wie die heutige „Kennemerland" auf den gleichen Stamm hinweisen könnte; zu vergleichen sind auch Kenne und Kinnheim an der Mosel im hessischen Kolonisationslande auf dem linken Rheinufer, wo ebenso Battenberg bei Frankenthal und Battweiler bei Zweibrücken, vielleicht auch Bettenfeld in der Eifel, an die hessischen Bataven erinnern.

Mit der Verpflanzung der Cugernen auf das linke Rheinufer wurde, wie ehedem in der Heimat, wieder ein freundnachbarliches Verhältniß zwischen chattischen und sugambrischen Elementen hergestellt, Cugernen und Bataven grenzten

nun bei Nymwegen unmittelbar an einander, während auf der anderen Seite des Rheines, den ersteren gegenüber, alsbald die Chattuarier erschienen, deren Name (Chattenbewohner) schon auf die Verwandtschaft mit den Chatten hindeutet. Später verschwinden die Cugernen, dagegen tauchen im 4. Jahrhundert unmittelbar westlich von ihnen, in dem zwischen Maas und Schelde gelegenen Toxandrien, die Salier, von dem römischen Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus zugleich als „Franken" bezeichnet, auf, während in dem bisherigen Cugernenlande nunmehr die Chattuarier erscheinen. Die Cugernen hatten sich offenbar nach links gezogen und waren mit den Bataven und Kanninefaten zu einem Stamme, eben dem der salischen Franken, verschmolzen; mit dem batavischen Gebiete grenzten die letzteren unmittelbar an das Meer, und daher mag der Name Salier, d. h. Seeländer, entstanden sein, während die weiter oberhalb am Rheine gesessenen Franken Ripuarier, d. h. Uferbewohner, genannt wurden. Den Kern der letzteren bildeten die Ubier und auf dem rechten Rheinufer die Chamaven; ob die Chattuarier zu ihnen oder zu den Saliern gehörten, ist noch nicht festgestellt, doch spricht ihre chattische Abstammung eher für das letztere. Dagegen läßt sich die Zugehörigkeit der Bataven zu den Saliern nicht bezweifeln, und wenn gleichwol noch längere Zeit von Bataven, die im römischen Heere fochten, die Rede ist, so bezieht sich dies nicht auf das Volk, sondern auf die ursprünglich aus diesem rekrutirte batavische Legion, deren neunte Cohorte der Stadt Passau (Patavium) den Namen gegeben hat; in derselben Weise erklären sich die sugambrischen Cohorten, die den Namen beibehielten, als es längst kein Sugambernvolk mehr gab. Schon im Jahre 358 suchten die Salier über die Schelde hinaus vorzudringen; damals wurde ihnen dies noch durch Kaiser Julian verwehrt, im Laufe des 5. Jahrhunderts aber gelangten sie, während sie sich im Norden zurückzogen und das Land der Kanninefaten, die holländischen Seelande und den westlichen Theil der batavischen Insel den nachrückenden Friesen einräumten, bis an die Somme, von wo aus dann 486 Chlodowech seinen großartigen Siegeslauf begann. Um dieselbe Zeit waren auch die Chatten, die den politischen Zusammenhang mit ihrer batavischen Kolonie beständig aufrecht erhielten und auch jetzt zu dem Reiche der salischen Franken gehörten, bis an den Rhein, sodann rheinaufwärts bis tief in das alamannische Land und dann, links und rechts weit ausgreifend, in das Main- und Moselgebiet vorgedrungen.

Dieselbe Fähigkeit, durch welche sich die Chatten vor allen übrigen deutschen Völkerschaften auszeichneten, nämlich Kolonie auf Kolonie zu entsenden und dabei die heimatlichen Sitze dennoch festzuhalten, übertrug sich auf die salischen Franken und hat diesen im 12. Jahrhundert eine großartige Kulturaufgabe gestellt. Eben jene Gegenden, welche als die eigentlichen Sitze der salischen Franken erscheinen, nämlich Belgien und die benachbarten Gebiete Frankreichs und der Niederlande, die schon im Mittelalter durch ihre außerordentlich dichte Bevölkerung bekannt waren und heute die am dichtesten bevölkerten Theile Europas bilden, gaben im 12. und 13. Jahrhundert eine ungeheure Menge von Auswanderern ab, welche theils auf eigene Hand herbeigekommen, theils von den Landesherren unter freier Gewährung von Grund und Boden und unter Ertheilung der wichtigsten Privilegien eingeladen, sich als Kolonisten in den zahllosen Sumpf- und Moordistricten

der norddeutschen Tiefebene niederließen und dieselben durch die in ihrer Heimat erlernten Deichbauten mit Ent- und Bewässerungsanlagen der Kultur gewannen. Aber nicht blos den Landeskulturinteressen dienten diese niederländischen Kolonisten, sondern sie trugen vor allen Dingen Christenthum und deutsche Art in die den Wenden in furchtbaren, jahrhundertelangen Kämpfen abgerungenen Gebiete. Ganz besonders haben Albrecht der Bär und die ihm befreundeten Kirchenfürsten, Erzbischof Wichmann von Magdeburg und Bischof Anselm von Havelberg, ihr Augenmerk auf die Belgier und Niederländer gerichtet, und ihnen ist es zu danken, daß, von der Altmark beginnend, in überraschend kurzer Zeit die ganze Mark Brandenburg in ein völlig deutsches Land verwandelt wurde. In derselben Weise wurde Schlesien unter den Herzögen von Breslau und Oppeln und Preußen unter dem deutschen Orden durch niederländische Kolonisten germanisirt. Ueberall wurden die früheren Einwohner, soweit sie überhaupt nach allen den Kämpfen noch vorhanden waren, theils vertrieben, theils niedergemacht, und was übrig blieb, wußte seine Nationalität nicht zu bewahren gegenüber den kraftvollen Einwanderern, deren gewaltige Gestalten noch heute in der Erinnerung des Volkes leben, welches einen kräftigen, furchtlosen, auch wol etwas übermüthigen Menschen als „'nen flämschen Kierl" bezeichnet. Die Fläminger und Niederländer sind es ja nicht allein gewesen, denen wir die Germanisirung des nordöstlichen Deutschlands zuzuschreiben haben, auch Friesen, Westfalen und ostfälische Sachsen hatten sich ihnen angeschlossen, und in der Mark Meißen wie in Schlesien trafen sie mit zahlreichen Thüringern und mit ihren Stammvettern aus Hessen zusammen, aber als führender Stamm erscheinen die Nachkommen der salischen Franken doch auch hier nach allen Richtungen hin. Zumal die Altmark haben sie ganz besetzt, viele altmärkische Städte sind von ihnen angelegt, und wer mag zweifeln, daß unser Bismarck selbst ein Nachkomme jener flämischen Kerle sei! Die deutsche Mark Brandenburg verdanken wir ihnen durchaus, und so hat es ein eigenthümliches Schicksal gefügt, daß das Volk des großen Chlodowech, wie von ihm die Gründung des fränkischen Reiches ausgegangen ist, so auch den Kern abgegeben hat für die Gründung des preußischen Staates und damit weiter für die Wiedergeburt unseres gesamten Vaterlandes!

---

# Rentabilität der Cultur Afrikas.

Von

**Dr. Hübbe-Schleiden.**

Hamburg.

## I.

> Wie die Arbeit der Afrikaner in anderen Welttheilen productiv gewesen ist, trotz aller Nachtheile ihrer beschränkten Zahl und ihrer Herabwürdigung durch die Sklaverei, so würde auch die zahlreiche Bevölkerung Afrikas in ihrem eigenen Lande die Hilfsquellen der Welt ganz erstaunlich vermehren, sobald dort staatliche Ordnung aufrecht erhalten, persönliche Freiheit und Sicherheit garantirt und die dortigen Arbeitskräfte durch Energie und Capital der Europäer verwendet würden. — Für diejenige Macht, welche diese Aufgabe unternehmen will, bietet zweifellos Afrika ein größeres Feld als selbst Indien und überdies rechtfertigt sich dort eine Intervention unserer Cultur im Interesse der Menschheit mehr noch als in Indien. **Sir George Campbell** (*Fourtn. Rev.*, Febr. 1876).

Im Anfang dieses Jahres sind in Lancashire (Manchester, Preston und Blackburn) von einflußreichen Capitalisten Committees gebildet worden zur Begrün-

dung einer großen Handels-Gesellschaft in der Art der füheren East-India-Company und der Hudsons-Bay-Company. Der Zweck dieser Gesellschaft soll die Erschließung Central-Afrikas für den brittischen Handel sein, und zwar wurden die Absichten dahin specialisirt, den großen Seen-District des Tanganyika, Nyassa und Victoria-Nyanza von der Ost-Küste dieses Aequatoreal-Gebietes aus zu eröffnen. Der Plan ist nicht der, die Colonisation des Landes der englischen Regierung zu überlassen, sondern durch private Initiative unter brittischer Protection, ähnlich wie einst in Süd-Asien das brittische Indien enstand, jetzt in Aquatoreal-Afrika ein brittisches Ethiopien zu schaffen. Daß, falls dieser Plan gelänge und sich rentabel erwiese, damit dem Welthandel ein großes neues Absatzgebiet gewonnen worden sein würde, bedarf keiner weiteren Erwägung; es wird sich aber wohl fragen, ob die Mittel, welche man zur Erreichung dieses Zweckes im Auge hat, die rechten sind, ob sie nämlich rentiren können.

Man beabsichtigt also von einem geeigneten Platze der zu Zanzibar gehörigen Küste eine Eisenbahn von etwa 500 *Miles* Länge bis an das südliche Ende des Victoria-Nyanza, von dort eine Zweigbahn von 150 *Miles* an den Tanganyika, dann eine andere von 200 *Miles* an den Nyassa-See und von dort noch eine kurze Bahn bis an den Schire und Zambesee zu legen (vergl. u. a. die *Times* vom 6. und 9. Januar 1879). Dieses Project ist zum Theil auch von Cameron und Stanley befürwortet worden, und damit würden uns allerdings die besten Theile jenes Landes erschlossen sein. Aber ist es wahrscheinlich, daß eine so gewaltige Capitalanlage dort Gewinn abwerfen oder gegenwärtig auch nur ihre Betriebskosten decken wird? — Man rechnet freilich darauf, daß der Waarenabsatz in Afrika mindestens ebenso, wenn nicht doppelt so groß werden würde wie der in Indien, weil die Einwohnerzahl Afrikas soviel größer sei als die Indiens. Nun sind aber schon alle Angaben, die wir über die Bevölkerungszahl Aequatoreal-Afrikas besitzen, nichts als sehr allgemeine Vermuthungen, Rückschlüsse, die auch nur zum sehr geringen Theil auf eigenen Wahrnehmungen der Reisenden beruhen; nur soviel wird allgemein anerkannt, daß die Dichtigkeit der Bevölkerung dort durchweg geringer ist als in Indien. Fände man dort aber auch die nöthige Anzahl Menschen, welche eine genügende Menge Baumwollenzeug consumiren könnte (man sprach von 2 400 Millionen Ellen per Jahr, die jährliche Einfuhr von Baumwollenzeug in Indien beträgt freilich nur 1 188 Millionen Ellen), so fragt sich doch, ob von diesen Leuten ein ausreichender Werth an Producten zu erlangen wäre. Die Einfuhr von Baumwollen-Manufacturen in Indien ist in den letzten Jahren bis auf 400 Mill. Mark, die Gesammtwaareneinfuhr bis über 800 Mill. Mark gestiegen, die Waarenausfuhr aber 1877—1878 sogar bis über 1300 Mill. Mark (vergl. *Statistical Abstract relating to British India from* 1867/68 *to* 1876/77 *Parl. Pap.* London 1878, c. 2147 pag. 139). Die Ein- und Ausfuhr von Zanzibar dagegen stellte sich im Jahre 1875 laut Angaben unseres dortigen Consuls (im *Preuss. Handelsarchiv* Berlin 1877 pag. 362) folgender Maßen, in Maria Theresia Thalern zu 4 ℳ 21 ₰:

| Einfuhr: | | Ausfuhr: | |
|---|---|---|---|
| Baumwollenwaaren . . | 1 012 168 | Elfenbein . . . . . . . . | 925 000 |
| Andere Manufacturen . | 824 928 | Gewürznelken . . . . . . | 722 500 |
| Glaswaaren . . . . . . . | 65 516 | Gummi Copal . . . . . | 214 000 |

| Einfuhr: | | Ausfuhr: | |
|---|---|---|---|
| Pulver und Munition . | 35 001 | Häute . . . . . . . . . . | 205 000 |
| Waffen . . . . . . . . . | 67 772 | Orseille . . . . . . . . . . | 148 900 |
| Metallwaaren . . . . . . | 52 894 | Sesamsaat . . . . . . . | 96 000 |
| Eisen- und Kurzwaaren | 81 478 | Nutzholz . . . . . . . . . . | 24 000 |
| Steinzeug und Anderes | 378 130 | Copra . . . . . . . . . . | 13 900 |
| Steinkohlen . . . . . . . | 70 000 | Zucker . . . . . . . . . . | 10 000 |
| Petroleum . . . . . . . | 23 000 | Kautschuk . . . . . . . . | 5 000 |
| Reis . . . . . . . . . . . . | 100 000 | Andere Artikel . . . . . | 146 000 |
| Getreide und Mehl . . | 57 500 | | |
| MTh.Thlr. | 2 768 387 | MTh.Thlr. | 2 510 800 |
| = Mark | 11 654 909 | = Mark | 10 570 468 |

In den englischen **Bluebooks** (*Parl. Pap.* 1876 LXXIV. c. 1421 pag. 180 ff.) wird nur der Handelsverkehr mit England größer, alle übrigen Daten bedeutend geringer angegeben, die Gesammtausfuhr der afrikanischen Küste über Zanzibar sogar nur auf 5 bis 6 Millionen Mark. Uebereinstimmend sind die Nachrichten aber darin, daß der dortige Handel letzthin eher Neigung zur Abnahme als zur Zunahme zeigt, was abgesehen von der allgemeinen Depression des europäischen Handels wohl seinen Grund hauptsächlich in den Maßregeln zur Unterdrückung des dortigen Sklavenhandels haben mag. Man wird also die gegenwärtige Ausfuhr von dort wohl kaum über 10 Millionen Mark schätzen dürfen. Um daher die Bedeutung derjenigen Indiens zu erreichen, würde die Ausfuhr Ost-Aequatoreal-Afrikas mindestens um das 130fache steigen müssen, und um ein so großartiges und kostspieliges Colonisations-Project, wie das eben erwähnte rentiren zu machen, müßte sie wahrscheinlich um ein noch sehr viel Mehrfaches zunehmen. Ich überlasse es dem Urtheile des Lesers, ob wohl eine Eisenbahn in einem so vollständig wilden Naturlande das Mittel sein kann, die Productivität des Landes in **solcher** Weise zu heben; ich will nur **darauf** aufmerksam machen, daß jetzt das Hauptproduct der dortigen Ausfuhr Elfenbein ist, etwa für 4 Millionen Mark jährlich. Ich bezweifle sehr, daß die ganze Welt überhaupt für 500 Millionen Mark Elfenbein per Jahr produciren oder auch nur consumiren könnte. Welche andern Producte aber diesen Artikel in so massenhafter Weise gegenwärtig ersetzen sollen, weiß ich nicht. Das ist jedenfalls gewiß, daß Gold und Edelsteine dort nicht so im Lande umherliegen, daß man sie mühelos aufheben könnte. Was immer auch ein Land an Producten liefert, kann doch nur durch Arbeit in demselben gewonnen werden, und daß ein großartiger Eisenbahnbau das Mittel ist, die Arbeitsleistung auch der dichtesten Negerbevölkerung um das 130fache oder gar das 200fache zu steigern, das scheint **mir** in hohem Grade zweifelhaft.

Dennoch kann und wird das Innere Afrikas der europäischen Cultur nur durch unseren **Handel** erschlossen werden. Ich habe meine Gründe hierfür und meine Ansichten über die Einzelnheiten dieser Culturfrage in einer Reihe von Essays dargestellt, welche ich in dem Begriffe *Ethiopien* (Hamburg 1879 bei L. Friederichsen & Co.) zusammengefaßt habe. Dieser Begriff hat natürlich mit dem historischen Begriffe unserer Gelehrtenwelt „Aethiopien" durchaus garnichts zu thun.

Aethiopien ist ein theoretischer Begriff, der auf der Vergangenheit basirt; Ethiopien dagegen ein praktischer Begriff, der mit der Zukunft rechnet, und dessen Verwirklichung, sei es unter diesem, sei es unter einem anderen Namen, nur eine Frage der Zeit ist. — Fast alle Afrika-Reisenden englischen Stammes betrachten solche Entwickelung der Cultur Afrikas durch den europäischen Handel als ganz selbstverständlich und befürworten die verschiedensten Pläne zur Durchführung derselben; auch bei französischen und portugiesischen Reisenden ist dieser praktische Gesichtspunkt meist leitend; nur in Deutschland und anderen mehr international gesonnenen Ländern hat man denselben in der neuesten Zeit mehr aus den Augen verloren. Früher war dieser Gedanke ganz allgemein herrschend. Ich erinnere beispielsweise an Barths bekannten Ausspruch (*Reisen und Entdeckungen III* pag. 323) „darüber, welche Möglichkeit für Europäer vorhanden sei, diese Länder zu civilisiren, kam ich zu dem Ergebniß, daß es zu diesem Behufe unumgänglich nothwendig sein würde, .... durch Handelsverkehr Civilisation nach allen Richtungen im Innern des Welttheils zu verbreiten. Dies ist das einzige Mittel, welches dem gewünschten Zwecke entspricht; alles Uebrige ist vergeblich." Ebenso spricht sich Livingstone an verschiedenen Stellen seiner *Missionsreisen* aus, so z. B. in den letzten Worten seiner Zambese-Reise. „Wir haben fortwährend die Ueberzeugung gehabt, daß eine Expedition landeinwärts und Handelsniederlassungen im Innern des Landes größere Resultate erzielen als Kriegsschiffe auf dem Ocean und jene kosten nicht halb soviel zu unterhalten wie ein einziges Schiff Ihrer Majestät." Von anderen nicht mehr lebenden Autoritäten für Afrika mag hier noch auf Petermanns Ansicht (in seinen *Mittheilungen* 1873 pag. 71) hingewiesen werden, „daß unsere Unternehmungen in Afrika vor Allem einen merkantilen Charakter tragen sollten, da man mit Hilfe der Kaufleute im Innern Afrikas (auch für die Wissenschaft) mehr ausrichten könne, als selbst Livingstone (in 33 Jahren) ausgerichtet habe." Unter den lebenden bedeutenden Afrikareisenden ist es besonders Gerhard Rohlfs, der wiederholt auf die Verwendung Afrikas für unseren Handel hingewiesen hat.

Hinsichtlich der Vortheile nun, welche sich der Rentabilität großer Unternehmungen zur Erschließung Central-Afrikas bieten, halte ich, soweit meine eigene Erfahrung reicht, den westlichen Theil Aequatoreal-Afrikas, also das mittlere Stromgebiet des Congo, für günstiger als den östlicher gelegenen Seeendistrict. Wohl ist dieser letztere nicht weniger reich an Fruchtbarkeit des Bodens und nicht geringer an günstiger Lage und Klima; auch mag er wohl schneller und mit anfänglich geringeren Schwierigkeiten für uns zu erreichen sein; aber er bietet uns bei Weitem nicht die gleiche Möglichkeit, die Bevölkerung dort zur Arbeit zu erziehen und dadurch die Productivität des Landes zu heben. Hierzu gewährt uns gerade das mittlere Congogebiet ganz unschätzbare Facilitäten durch die dort vollständige Abwesenheit des Islam und jenes demoralisirenden Einflusses, den der Mohamedaner durch seine Sklavenjagden und sein rücksichtsloses Ausbeutungssystem übt, wohin er immer vordringt und ferner durch die naturwüchsige Kraft des dort wohnenden Negerstammes der Famfam und Niamniam, eine Arbeitskraft, wie man sie in Zukunft vielleicht in ganz Afrika nirgend besser finden wird. Dieses westliche Aequatoreal-Afrika aber ist naturgemäß nur von der Westküste aus zu erreichen.

Derjenige Weg freilich, welcher sich dem Nicht-Sachverständigen bei einem

oberflächlichen Blick auf die Karte zuerst empfehlen könnte, nämlich den Congo selbst von der Mündung aufwärts zu verfolgen, ist thatsächlich nach den Schilderungen, die uns namentlich Stanley von dem unteren Stromgebiete des Flusses macht, wohl der ungünstigste Weg, den man zum Vordringen in das Innere wird wählen können. Allerdings hat sich schon im vorigen Jahre eine englische Missionsgesellschaft daran gemacht, auch auf diesem Wege vorzurücken; der Strom selbst aber gewährt hierzu keinerlei Facilitäten.

Von sonstigen Plänen in dieser Richtung ist hier noch ein Vorschlag Camerons zu erwähnen. Am Schlusse seines Werkes *Across Africa* (Vol. II pag. 332), wo er auch zuerst den Plan jener vorhin erwähnten Eisenbahn von der Ostküste nach dem Seen-District hinwirft und dabei deren Betriebskosten und überschüssigen Gewinn durch den Elfenbeinhandel des Landes für gesichert hält, schlägt er ferner für den Westen des Continentes vor, man solle mit Dampfern von geringem Tiefgange und mit großer Fahrgeschwindigkeit auf dem Congo und dem Quanza vorzudringen suchen und solle diese Dampfer so einrichten, daß sie leicht auseinandergenommen und an etwaigen Wasserfällen und Stromschnellen über Land vorbeitransportirt werden könnten. Ich muß gestehen, mir scheint dieser Vorschlag kaum weniger abenteuerlich als jener andere, eine Eisenbahn in ein kaum erst seinen ungefähren Umrissen nach bekanntes Land hineinzulegen. Beides erinnert sehr an Jules Verne'sche Romane, namentlich aber erscheint es mir unpraktisch, ein zerlegbares Dampfschiff auf einer Expedition mit unzuverlässigen Menschen in ein wildes, feindliches Land hineinzuschleppen. Es brauchte nur ein Bündel Schrauben oder sonst irgend ein kleines Stück von dem complicirten Apparat in solcher Wildniß abhanden zu kommen, so ist der Rest dort nichts mehr werth, und die beträchtliche Kapitalauslage ist total verloren. Man wird mir hier nicht einwenden können, daß doch Livingstone schon 1861 am Schire die „Lady Nyassa" auseinandergeschroben und an den Wasserfällen dieses Flusses über Land vorbeitransportirt hat, und daß auch die schottische Missionsgesellschaft, welche am Nyassa-See die Station Livingstonia gründete, im Jahre 1876 dieses selbe Kunststück mit der „Ilala" erfolgreich wiederholt hat; denn erstlich handelte es sich dort überhaupt nur um eine Strecke von etwa 8 bis 9 geographischen Meilen, und dann war das Terrain schon damals weder ein unbekanntes, noch ein feindliches Land. Livingstone hatte kurz vorher mit seinem Bruder und Dr. Kirk das früher von ihm erforschte Gebiet noch einmal speziell untersucht, und ließ dann, wie er sagt (*Zambese-Reise* Cap. 22) mit vielen Kosten den Weg für diesen schwierigen Transport herstellen. Im vorigen Jahre konnte dann sogar schon eine brittische Handelsgesellschaft es unternehmen, Segelschiffe von Quilimane aus auf diese Weise nach dem Nyassa-See hinaufzuschaffen.

Keiner der größeren an der Westküste mündenden Flüsse aber gewährt dem Vordringen von Expeditionen in das Innere des Continents irgend wesentliche Vortheile, weil sie alle, der Quanza und der Ogohoue sogut wie der Congo nicht weit von ihrer Mündung schon durch Wasserfälle und Stromschnellen auf lange Strecken hin unterbrochen sind. Daher werden alle solche Expeditionen, bis sie an das ebene Wasser des mittleren Congo gelangen, nur zu Lande vordringen müssen. Von diesen drei verschiedenen Routen aber verdient vielleicht für Pionier-Expeditionen diejenige von St. Paul de Loanda aus im Flußgebiete des Quanza aufwärts

gehend den Vorzug, weil jene Ländertheile wohl am meisten schon gegenwärtig von den Handelsstraßen der arabischen und portugiesischen Händler durchkreuzt sind, und man daher dort Reisende am ersten durchlassen wird, auch diese dort am leichtesten Unterstützung von der Küste oder Hilfe von fremden Handelskaravanen zu erhalten im Stande sein werden. Würde man etwa unweit Manguangua an den Quango gelangen, so wäre es vielleicht möglich, diesen abwärts verfolgend, ohne weitere Terrainschwierigkeit bis an das ebene Stromgebiet des mittleren Congo zu gelangen. Wenn Stanleys Ibari Nkutu, wie er vermuthet, der Ausfluß des Quango in den Congo ist, so würde man von dort bis zum Stromgebiet des oberen Congo keine weiteren Stromschnellen oder Wasserfälle antreffen. Bei dem Alima-Nebenflusse des Congo, den Savorgnan de Brazza kürzlich vom oberen Ogohoue-Thale aus aufgefunden hat, muß es einstweilen noch zweifelhaft sein, ob derselbe sich nicht erst unterhalb des Stanley-Pools in den Congo ergießt. Es würde in diesem Falle unserm Vordringen zu Schiffe, auf dem Hauptstrome aufwärtsfahrend, doch noch mindestens ein großer Wasserfall entgegenstehen.

Von ungleich größerer Bedeutung aber, als alle nur denkbaren Terrainschwierigkeiten, welche sich etwaigen Pionier-Expeditionen und späteren Handelsstraßen entgegensetzen könnten, ist offenbar die Frage der Rentabilität für den Handel und (was damit Hand in Hand geht) alle Schwierigkeiten, welche die Verbreitung unserer Cultur auf dem einen oder andern Wege zu überwinden hat. Arbeit ist das Wesen alles Culturfortschritts; die Zunahme der Arbeit allein macht ein Land productiv: nur eine Verbreitung dieses Culturelements, der Arbeit, kann daher auch in Afrika die Productivität des Landes heben und die einzig stichhaltige Basis für eine commercielle Erschließung des Landes gewähren; nicht die anfänglich nothwendigen Kosten können mithin für die Rentabilität solches Unternehmens maßgebend sein, sondern allein die Schwierigkeiten oder Facilitäten, welche sich dort dem Vordringen unserer Cultur darbieten. Die Rücksicht auf solche dauernden Vortheile für die Etappenstraße, welche den Pionier-Expeditionen zu folgen hat, wird für die Entscheidung bei der Wahl des Weges, den diese einzuschlagen haben, gleich Anfangs von durchschlagender Bedeutung sein müssen.

Von diesem Gesichtspunkte aus nun scheint mir der directe Weg von Eloby aus bis an einen der größeren Nebenflüsse des Congo, welche oberhalb des Stanley-Pools in denselben münden, rentabler als irgend einer der drei vorerwähnten Wege, den Congo, den Quanza oder den Ogohoue aufwärts. Gegen die Benutzung speciell des Ogohoue-Thales zu einer Etappenstraße habe ich mich ausführlich im *Ethiopien* (pag. 344 ff.) ausgesprochen. Dagegen ist es meine Ansicht, daß eine Etappenstraße, welche etwa von jenem heute noch halb-mythischen Bunbakai du Chaillus oder sonst von dem ersten größeren Centralpunkte im Famfamgebiete ausginge, von dort in ziemlich genau östlicher Richtung vordringend, voraussichtlich bis in das Stromgebiet des mittleren Congo hinein sich ausschließlich unter Famfamstämmen fortbewegen würde. Diese Stämme aber bieten uns, wie schon erwähnt, eines der besten, wenn nicht das beste Volkselement Afrikas, zu einer Organisation dortiger Arbeit und ich halte es am leichtesten dort für möglich, von Stationen im Innern aus, die unter einander und mit der Küste durch eine Etappenstraße verbunden sind, das Land für unsere Cultur zu gewinnen. Außerdem aber würde

man dort wohl zugleich jener größten Schwierigkeit aller Afrikareisenden, der ewigen Streitigkeiten und Widerstände verschiedenartiger Stämme, überhoben sein (vergl. u. a. *Ethiopien* pag. 347 u. 48). Schon allein die Einheit des Sprachgebietes im Bereiche eines solchen Volksstammes ist ein nicht zu unterschätzender Vortheil. Freilich wird auch im Verkehr mit diesen Erzwilden nicht alles in Liebe und Freundschaft abgehen und blutige Köpfe wird es genug geben. Jedes große derartige Unternehmen hat seine Kämpfe zu bestehen und ohne ein organisirtes Wehrsystem ist auch in Afrika solche Etappenstraße nicht offen zu halten. In keinem Theile dieses Continentes aber wird ein so geringer Widerstand der Eingeborenen zu gewärtigen sein, wie gerade im West-Aequatoreal-Afrika, welches ich eben als das eigentliche Ethiopien bezeichne. Die Famfam entbehren durchaus aller politischen Organisation und es pflegen sich nie mehr als ein paar kleine Dorfschaften oder Weiler zu einer gemeinsamen Action zu verbinden. Solche zersplitterten Gemeinden und Weilerschaften aber können keinen irgendwie nennenswerthen Widerstand leisten. Daß dieselben in dem dortigen französischen Küstengebiete gegenwärtig den Handelsbetrieb oft sehr lästig beeinträchtigen, fällt ganz ausschließlich den Franzosen zur Last. Ob dies ihrerseits Mangel an ernstem Willen, oder ob es mehr ihre Unfähigkeit ist, uncivilisirte Länder zu regieren, mag hier dahingestellt bleiben. Ich stehe aber nicht an, zu behaupten, daß es dort im Lande nicht einmal nöthig wäre, Mannschaften in solchem Umfange wehrfähig zu organisiren, wie es beispielsweise für die East-India-Company und die Hudsonsbai-Company erforderlich war. Alles was unter den Famfams nothwendig ist, würde meiner Meinung nach schon irgend ein tüchtiger, preußisch-geschulter Unterofficier besorgen können.

Was alle sonstigen Schwierigkeiten betrifft, die sich solchem Unternehmen von der Westküste aus natürlich ebenso gut entgegenstellen werden, wie von der Ostküste, so kommt es da einzig und allein auf den Mann an, dem man die Führung der Expeditionen überträgt. Man sollte womöglich einen Mann wählen, der sich bereits als Reisender unter ähnlichen Umständen bewährt hat, aber auch tüchtige Leute, die solche Erfahrung durchaus nicht hatten, haben sich stets in England und Amerika gefunden; sollte man daher die geeigneten Kräfte von genügender Qualität in Deutschland nicht finden, so würde man sie eben in jenen Ländern suchen müssen. Der rechte Mann aber, der so Etwas überhaupt machen kann, der macht es von Westen so gut wie von Osten und von Eloby aus so gut wie von St. Paul de Loanda.

Vor allem muß ein solcher Mann Neger zu behandeln verstehen, denn was für sonstige Transportmittel man ihm auch zur Verfügung stellen mag, im Falle der Noth wird er dort doch immer auf eingeborene Träger als das in solchen Urwaldregionen naturgemäßeste Transportmittel zurückkommen müssen. — Hinsichtlich dieser Transportmittelfrage will ich mich hier nicht auf eine technische Beurtheilung der Schwärmerei für Elephanten einlassen (vergl. darüber *Ethiopien* pag. 352—357); sobald es sich um ein Unternehmen handelt, das rentiren soll, ist die Verwendung von Elephanten an der Westküste von Afrika schon allein durch ihre Kostspieligkeit und die Größe des Risikos ausgeschlossen, das man mit ihnen unter den dortigen Jägerstämmen laufen würde. Die natürlichsten und für Pionier-Expeditionen völlig ausreichenden Transportmittel, nämlich eingeborene Träger, sind an der Westküste

mindestens ebenso gut wie an der Ostküste zu finden, will man denselben noch einige Esel beifügen, so wäre dieser Versuch solche Ausgabe gewiß werth. Einer unbeschränkten Anwendung von Lastthieren steht in West-Aequatoreal-Afrika kein besonderes Hinderniß entgegen; die Tsetse-Fliege kommt dort nicht vor. — Zur Organisation und Trainirung der nöthigen Trägerkräfte aber, würde es wohl auch für den tüchtigsten Reisenden und selbst für den, der nicht schon an der Ostküste von Afrika gereist ist, in hohem Grade wünschenswerth sein, ein Dutzend oder auch nur ein halbes Dutzend jener Träger und eingeborenen Reisebegleiter von Zanzibar zu engagiren, welche schon auf Expeditionen anderer tüchtiger Reisender geschult sind. Man würde diese Neger wohl am einfachsten und billigsten während unserer Sommerzeit, eventuell sogar per Segelschiff, nach Europa und dann auf dieselbe Weise von hier nach Eloby schaffen. Welche Transportmittel später für die Etappenstraßen der Handels-Expeditionen am geeignetsten sein würden, kann natürlich erst nach den Resultaten dieser letzteren ermessen werden. Als ein für wilde Länder besonders profitables Transportmittel mag sich vielleicht später (vergl. *Ethiopien* pag. 365—368) die sogenannte Haddan-Bahn empfehlen, eine verhältnißmäßig sehr billige Construction, die keinen Wegebau erfordert, sondern bei der die Wagen in Form eines Kameelsattels über ein Geländer hängen und von einer Dampfmaschine gezogen werden, die mit Zahnrädern in eine Schiene oben auf dem Geländer eingreift und die daher ohne Schwierigkeit, den Wellungen des Bodens folgend, den Zug sogar eine nicht unbedeutende Steigung hinaufschleppen kann. Nur möchte es sich vielleicht für jenes feuchte und ameisenreiche Land empfehlen, statt des von dem Erfinder Haddan angewendeten hölzernen Geländers ein eisernes zu wählen. Die Richtung und das Terrain für solche Etappenstraße kann ebenfalls erst nach Maaßgabe der vorhergehenden Pionier-Expedition gewählt werden, und es ist daher nothwendig, daß sich diesen ersten Expeditionen außer andern sachkundigen Forschern (namentlich Linguisten) auch mindestens ein, wenn nicht mehrere Ingenieure anschließen. Das Eine aber wird für ein solches Unternehmen als feststehend angesehen werden müssen, daß nicht große Summen in kostspieligen Anlagen festgelegt werden dürfen, ehe nicht auf den unerläßlichen Vorstufen zu solchen Capitalanlagen das nöthige Bedürfniß für dieselben gesichert und damit die Basis für ihre Rentabilität geschaffen worden ist. Nur eine systematische Organisation des Einflusses, den ein solches Handels- und Culturunternehmen auf die Eingeborenen zu üben hat, kann diese nothwendige Basis schaffen. Auch die geschickteste commercielle Berechnung ist allein nicht im Stande diese Aufgabe zu lösen; nur wenn dieselbe als eine Culturarbeit aufgefaßt wird, und nur wenn diejenigen Kräfte, welche zu diesem Zwecke verwendet werden, sich bewußt sind, daß sie erst durch Belehrung und Erziehung der Neger zur Arbeit die erforderliche Cultur im Lande zu begründen haben: nur dann erst kann auch die commercielle Seite des Unternehmens gedeihen.

Zu diesem Ende ist es vor allem unerläßlich, daß solchem Unternehmen auf seinem Gebiete vollständig freie Hand gelassen wird; demselben müssen umfassende Befugnisse der Autonomie und Selbstverwaltung eingeräumt werden; mit dem Militärwesen muß ihm auch zugleich die Handhabung des Polizeiwesens und für Civil- wie Criminalsachen eigene patriarchalische Gerichtsbarkeit über Beträge bis zu einer bestimmten Höhe und über Verbrechen bis zu einem bestimmten

Strafmaße zugestanden werden; seiner Verwaltung müßte endlich auch das Missions- und Schulwesen innerhalb seines ganzen Gebietes unterstellt werden. Es wird dabei nicht zweckmäßig sein, die Regelung und Beurtheilung der Angelegenheiten solches Unternehmens dem Abgeordnetenhause irgend eines Staates auf dem europäischen Continente zu unterwerfen, sondern vielmehr nur einer Control-Behörde derjenigen Executiv-Gewalt, welche das Unternehmen concessionirt; denn wenn auch europäische Beamten selten selbst die nöthige Erfahrung in afrikanischen Verhältnissen haben werden, so ist es ihnen doch leichter möglich, sich eingehend zu informiren, als dem vielköpfigen Organe eines Abgeordnetenhauses.

Dasjenige Handels-Unternehmen, welchem zuerst die Erschließung dieses westlichen Aequatoreal-Afrikas übertragen werden wird, könnte schon durch seine ersten Pionier-Expeditionen das ganze Land für diejenige Krone in Besitz nehmen, welche ihm die Concession dazu ertheilt. Dafür würde die Gesellschaft aber verlangen müssen, daß ihr, ähnlich wie dies dem Pacific-Railroad von den Vereinigten Staaten zugestanden wurde, das Eigenthum an etwa fünf geographischen Meilen alles bisher unoccupirten Landes zu beiden Seiten ihrer Etappenstraßen zufalle. Diese Berechtigung würde allerdings, wenn es sich nur um das innere Afrika handelte, erst von der ersten Station am Anfange der Etappenstraße beginnen. Es scheint mir nicht nöthig, daß einer für das Innere concessionirten Gesellschaft auch die Verwaltung irgend eines anderen Theiles der Küste zugesagt würde, als höchstens die der Hafen- und Depôt-Anlagen, deren sie am Ausgange ihrer Etappenstraße an der Küste bedarf. Namentlich würde ein solches Unternehmen daher auch in keiner Weise mit dem Betriebe der bisher an der Küste bestehenden Handelsgeschäfte zu collidiren brauchen; diese letzteren würden nur den indirecten Vortheil von dem Unternehmen haben, daß dieses in jener Gegend eine größere Menge von Arbeitskräften groß zieht, die ganz unvermeidlich auch diesen Privatgeschäften in hohem Maaße zu Gute kommen würden.

## II.

Für die Berechnung der Rentabilität von Handels-Expeditionen handelt es sich um ein Zweifaches, um das Transportgeschäft und das Tauschgeschäft; für ersteres kommen hauptsächlich die Entfernung der einzelnen Etappen und das Gewicht der Waaren und Producte in Betracht, für letzteres die steigende Preisdifferenz der Waaren und Producte und die erforderliche Quantität inländischer Producte.

Alle Kosten des Unternehmens, welche dort im Lande selbst zu bezahlen sind, werden von den hinausgesandten Waaren bestritten, denn Geld würde dabei ebenso wenig wie jetzt dort circuliren. Die Berechnung des Transportes auf solcher Etappenstraße muß also darauf basiren, daß die schließlich an der Küste anlangenden Producte etwa mindestens doppelt soviel werth sein müssen, als die von dem dortigen Depôt erhaltenen Waaren. Die Quantität der auf solcher Handelsstraße in das Innere vordringenden Güter nimmt mit der Entfernung ab, weil jede Hauptstation die Waaren für den Handel ihres eigenen Districts und zur Bestreitung aller localen Kosten und des intermediären Transportes zurückbehält: je weiter also eine Station der Etappenstraße von der Küste entfernt ist, desto weniger Transport-

mittel bedarf sie. Besorgt man nun etwa anfangs den Transport durch Menschen oder Thiere, so würde für jede Strecke zwischen zwei Hauptstationen eine eigene Anzahl solcher Träger oder Esel nöthig sein, und die Zahl derselben würde natürlich mit der Nähe der Küste wachsen müssen; wollte man sich einer Haddan-Bahn bedienen, so würde man von der Küste aus etwa drei oder vier Schienen, zwischen den äußersten Stationen aber nur eine Schiene gebrauchen. Nehmen wir nun etwa solche Hauptstationen zu höchstens 7 Tagereisen an, so würde man nach der Art dortiger Verhältnisse, Hin- und Herweg der Leute, also 14 Tage actuell, die Kosten dagegen zu mindestens einem Monat rechnen müssen, denn einmal muß man mehr Leute zur Disposition haben, als man unbedingt braucht, um auch auf Krankheit und andere unvorhergesehene Fälle eingerichtet zu sein, und zum andern läßt sich dort zu Lande in jenen primitiven Verhältnissen keine Organisation mit zeitlicher Genauigkeit durchführen. Die Transportkosten einer Trägerlast würden daher soviel mal den Monatslohn eines Trägers ausmachen, als die betreffende Hauptstation, von der aus die Kosten berechnet werden sollen, Wochen-Etappen von der Küste entfernt ist. Die äußersten Kosten eines Negers von tüchtigster Qualität, Lohn, Nahrung und Extras, per Monat betragen etwa 15 Mark (vergl. *Ethiopien* pag. 263). Die Transportkosten, welche auf einer solchen Last bei Beförderung derselben durch Träger ruhen, würden also hin und her bis zu einer Station, die vier Wochen Weges von der Küste entfernt liegen, höchstens 60 Mark betragen. Sehr viel billiger würden natürlich Esel oder Maulthiere als Transportmittel sein. Da ein kräftiger Neger auf die Dauer nicht wohl mehr als 50 Pfd., höchstens 60 Pfd. tragen kann, so ist ersichtlich, daß für weitere Entfernungen der Transport per Negerkopf nur noch für solche Producte rentabel sein kann, welche einen hohen Werth im Verhältnisse zu ihrem Gewichte repräsentiren, also z. B. Elfenbein. Ein Zahn von 54 Pfd., wovon an der Küste das Pfd. etwa 6 Mark werth ist,

| | | |
|---|---|---|
| also . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | | 324 Mark |
| würde, wenn in der vierten Wochen-Station gegen . . | 50 Mark | |
| Werth an Waaren eingetauscht und wenn dort etwa noch | 50 „ | |
| an Spesen auf demselben lasten, der Transport zwischen | | |
| dort und der Küste aber auf . . . . . . . . . . . | 60 „ | |
| zu stehen kommt, zusammen also . . . . . . . . . | 160 Mark | |
| an der Küste immer noch über 100 pCt. nämlich . . . | 164 Mark | 324 Mark |

Gewinn lassen und, wenn in Europa zu 9 Mark das Pfd. verkauft, nach Abzug aller Kosten vielleicht einen noch größeren Reinertrag geben. Kautschuk dagegen würde auf solche Entfernung beim Transport mit Trägern nicht mehr rentiren; dazu würden dann schon Lastthiere erforderlich sein. Das Pfund Kautschuk wird an der Küste je nach der Qualität nicht mehr als 40—70 Pf. kosten dürfen.

In gleicher Weise ist das Gewicht aller Waaren, die man auf der Etappenstraße befördert, im Verhältnisse zu ihrem dortigen Werthe, zu der Entfernung von der Küste, und zu der Art der disponiblen Transportmittel zu berechnen. So wird schwerlich Jemand daran denken wollen, eiserne Töpfe oder Steinzeug-Krüge, die an der Küste viel gekauft werden, aber einen sehr geringen Werth im Verhältniß zu ihrem Gewichte haben, weit ins Land hineinzuschleppen; es sei denn, daß gerade irgendwo eine besondere Nachfrage nach solchen Artikeln ihren localen Tausch-

werth ganz unverhältnißmäßig steigern sollte. Dagegen werden sich Baumwollenzeug (etwa eine Mark pro Pfund), Blättertabak (etwa 80 Pfennige pro Pfund) und viele Kleinigkeiten überall ins Land hineintransportiren lassen, weil und soweit die Zunahme ihres Werthes unter den Eingeborenen mit den steigenden Gesammtkosten des Transports und des Managements mindestens Schritt hält. Bei einzelnen anfänglich im Verhältnisse zu ihrem Gewichte ungünstigen Waaren, wie die schweren Feuersteinschloßgewehre zu 6—7 Mark, wird der Werth mit dem Vordringen ins Innere in sehr günstigem Verhältnisse steigen, weil sie ein unerläßliches Requisit für den Elfenbeintauschhandel sind, (sogut wie die als *Neptunen* gangbaren, großen flachen Messingschalen) und weil die Quantität, sowie auch die Billigkeit des Elfenbeins nach dem Innern zu ganz unverhältnißmäßig zunimmt.

Die Preisdifferenz zwischen Waaren und Producten steigt im Allgemeinen im Innern auf eine ganz außerordentliche Höhe; und freilich nur solche unserer Waaren, bei denen dies der Fall ist, und diese nur in solcher Entfernung, wo dies Verhältniß noch wirksam ist, werden sich rentabel erweisen. Dies ist aber bei einer ganzen Reihe von den an der afrikanischen Küste gangbaren Waaren in unbegrenztem Maaße der Fall. Von dem Einflusse europäischer Concurrenz emancipirt sich der Handel auf solcher Etappenstraße im Innern sehr bald; damit aber wird der Preis unserer Waaren auch von ihren Herstellungs- und Transportkosten unabhängig, und bestimmt sich nur noch nach der kindlich unbefangenen Begierde der Eingeborenen. Hat solcher Handelsbetrieb einmal den Bereich aller Concurrenz von der Küste vollständig überschritten, so wächst die Preisdifferenz zwischen europäischen Waaren und afrikanischen Producten nur noch im directen Verhältnisse zur Naturzuständlichkeit der Wilden. Es ist sehr schwer für den, der ausschließlich in den Begriffen unserer Volkswirthschaft aufgewachsen ist, sich hier in Europa einen klaren Begriff zu machen von solcher Verschiebung der Werthe da, wo der Culturmensch vereinzelt diesen Naturkindern gegenübersteht, und sieht wie seine fast garnichts kostenden Waaren, Bündel Glasperlen, kleine blanke Glöckchen, Spiegel, billige Messer und alle möglichen anderen glitzernden, glänzenden oder nützlichen Sachen ihre nie gezügelte Begierde reizen. Es ist durchaus unzureichend, wenn ich sage, daß in solchem Falle unsere Waaren gegen das 20fache oder 50fache ihres hiesigen Werthes eingetauscht werden. Jeder der einmal selbst unter solchen Verhältnissen in Afrika Handel getrieben hat, weiß dies sehr wohl; aber eine dauernde Ausnutzung solcher Preisdifferenz ist freilich einzelnen, wenn auch noch so großen Privatgeschäften nicht möglich; nur die concentrirte Organisation eines gemeinsamen Handels-Unternehmens vermag sich über alle kleinliche Concurrenz hinwegzusetzen. Vom nationalökonomischen Standpunkte hat namentlich Roscher in seinem bekannten Werke über *„Kolonien“* diese Thatsachen hinreichend gewürdigt.

Es bleibt noch übrig das letzte Requisit der Rentabilität solches Handelsunternehmens zu erörtern: die erforderliche Quantität preiswürdiger Producte. — Daß der Boden Aequatoreal-Afrikas einer der reichsten und fruchtbarsten der Erde ist, darf als allgemein anerkannte Thatsache gelten; es wird sich also nur darum handeln, wie dieser latente Reichthum zu Tage zu fördern und nutzbar zu machen ist. Auch dieses nun ist in großem Maaßstabe nur durch eine systematische Organisation der Cultur des Landes zu erreichen. Kein

tropisches Land wird irgend ein Product liefern können, welches Aequatoreal-Afrika nicht mindestens ebenso concurrenzfähig und wahrscheinlich ungleich billiger produciren könnte. Ueberdies aber hat Afrika seine speciellen Producte, die sich in anderen tropischen Ländern nicht in gleichem Maaße finden, wie z. B. das Elfenbein, von dem gerade West-Aequatoreal-Afrika die feinste und bestbezahlte Qualität liefert. Das Kautschuk, welches gegenwärtig dort gewonnen wird, ist zwar allerdings von geringerer Güte, indessen veranlassen mich die Experimente, welche ich selbst dort im Lande angestellt habe, zu glauben, daß diese Inferiorität nicht durch die Art der Pflanzen verursacht wird, welche dort das Kautschuk liefern (verschiedene Landolphia-Arten), sondern lediglich durch die primitive und ungenügende Art, wie das Product jetzt dort gewonnen wird (vergl. *Ethiopien* pag. 91—93). Ein Handels-Unternehmen, welches dort erziehenden Einfluß systematisch geltend machte, würde wohl auch dort durch eine rationellere Methode vollständig reines Kautschuk von bester Qualität gewinnen können. — Von den vielen verschiedenen feinen Hölzern, welche sich dort finden, wie Ebenholz, Mahagony und anderes, sehe ich hier ab, weil sie für Etappen-Expeditionen zu transportschwierig sind und weil davon an der Küste selbst, falls die Schiffe dergleichen zur Completirung ihrer Ladung nöthig haben, irgend welche Quantität leicht zu erlangen ist. — Dagegen verdient hier ein anderes Hauptproduct Afrikas der Erwähnung, das Palmöl. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß je weiter wir in das Innere vordringen werden, und je höher das Terrain sich dort durchschnittlich erheben wird, desto zahlreicher sich auch die Oelpalme (Elaeis guineensis) finden wird. Bis jetzt wird die Ausbeutung dieses Baumes in West-Afrika ausschließlich der rohen und meist sehr unverständigen Negerhand überlassen, die noch dazu oft den Baum zur Gewinnung der Früchte gedankenlos zerstört. Schon durch einen sehr geringen Grad von Cultureinfluß ließe sich in dieser Hinsicht vieles verbessern, ganz abgesehen von dem natürlich ungleich größeren Erfolge einer rationellen Gewinnung des Palmöls mit Preßmaschinen unter europäischer Leitung, ähnlich wie es das französische Missions-Etablissement in Gabon schon seit längerer Zeit im Kleinen mit Erfolg versucht hat. Endlich aber würde sich an ein systematisches Vordringen unserer Cultur je nach Bedürfniß die Einführung und der Anbau von bisher dort unbeachtet gebliebenen Producten anknüpfen, und zwar verschieden je nach der Art der Negerstämme und nach der Lage des Ortes. In der Nähe der Küste würden unfähige Stämme auch auf weniger gutem Boden wenigstens noch Erdnüsse (Groundnuts, Arachis hypogaea) bauen können, während sich bis weit ins Innere hinein der Anbau von Cacao und namentlich Kaffee lohnen würde. Letzterer könnte wie in andern Ländern der Welt, und wie auch in andern Theilen Afrikas von den Eingeborenen, selbst unter ihrer eigenen Leitung, gebaut werden. Größere Quantitäten davon und bessere Qualitäten werden freilich erst durch europäisch geleitete Anpflanzung gewonnen werden, aber auch hierzu würde ein großes politisches Handels-Unternehmen wohl erst die nothwendige sichere Basis schaffen können. Die kraftlose und unverständige französische Verwaltung wenigstens gewährt dort gegenwärtig nur sehr ungenügenden Schutz.

Allerdings wird ein solches Cultur-Unternehmen nicht erwarten dürfen, daß ihm eine überwältigende Fülle der Producte plötzlich wie mit einem Zauberschlage

mühelos zufließen wird, sondern nur bei langsamem und vorsichtigem, wenn auch rastlosem und emsigem Vordringen unter geschickter, systematischer Leitung werden die Früchte solcher Culturarbeit dem Kraft- und Capitalaufwande entsprechen, und uns mit reicher Rentabilität lohnen. Ebenso wie schon jetzt mit dem stetigen Vordringen des Handels in jenen Gegenden, namentlich im Flußgebiete des Ogohoue, sich die Quantität der erhandelten, also von den Eingeborenen gewonnenen Producte mehrt, ebenso wird diese Production auch auf jeder andern Handelsstraße in das Innere mit dem wachsenden Angebote unserer Waaren zunehmen, und zwar in um so größerer Progression, je intensiver alle zu diesem Zwecke verwendeten Kräfte des Unternehmens concentrirt und je systematischer sie geleitet werden. Bei der gegenwärtigen Zunahme in der Quantität der Ausfuhr nimmt freilich in dem jetzt dort herrschenden Handelsbetriebe des *Trust-Systems* der Gewinn des Handels verhältnißmäßig ab, und das Land wird dadurch zugleich systematisch demoralisirt und ruinirt (vergl. *Ethiopien* pag. 96—101, 147—148 und 302—304), ein politisches Handels-Unternehmen dagegen würde nicht nur das Land nicht aussaugen, sondern vielmehr die Eingeborenen geistig und materiell fördern können. Ferner würden die Bestrebungen solches Unternehmens zur Hebung der Productivität des Landes im Innern, allein unter einem großen Volksstamme mehr Erfolg erwarten können, als jetzt die vereinzelt wirkenden Kräfte unter den vielen kleineren, und meist sehr demoralisirten Küstenstämmen haben.

Eine politische Handels-Gesellschaft allein kann europäische Cultur auch da vorantragen, wo die Kräfte und Mittel einzelner großer Privat-Unternehmungen versagen. Ein solches einheitliches Handels-Unternehmen allein kann solche Cultur-Mission systematisch organisiren; auch die segensreiche Thätigkeit tüchtiger Missionare ließe sich erst auf diese Weise, anstatt Kosten zu verursachen, vielmehr gewinnbringend verwerthen. Hierzu ist der Geschäftsbetrieb mehrerer einzelner Handelshäuser, die concurrirend neben einander arbeiten, naturgemäß ganz außer Stande. Die Manager der Hauptstationen eines großen einheitlichen Unternehmens dagegen könnten außer ihren Geschäftsassistenten in den Zweigstationen ihres Ressort auch alle andern erforderlichen Kräfte unter ihrer concentrirten Leitung und Verantwortung haben, so namentlich Missionare und Lehrer, Handwerker und Techniker und womöglich auch Gelehrte, die eventuell ärztliche Hilfe zu leisten im Stande sind. Wird auf diese Weise eine Hauptstation nach der andern etablirt, so wird sich solche Etappenstraße allmälig bis an das ebene Wasser des mittleren Congo fortsetzen, wo dann einst dem Unternehmen das größte bis jetzt uns noch völlig verschlossene Gebiet zur Verbreitung unserer Cultur eröffnet sein wird. Bei richtiger systematischer Organisation wird sich die Productivität des westlichen Aequatoreal-Afrikas bis zu derjenigen irgend eines Landes der Erde, und vielleicht über alle andern Erdtheile hinaus steigern. Um den dazu nöthigen Grad von Arbeitstüchtigkeit aber zu erreichen, wird man keines derjenigen Culturmittel verschmähen dürfen, denen die Engländer das Gedeihen ihrer Pflanzungs-Colonien seit mehr als 40 Jahren verdanken, und aus denen auch selbst hier zu Lande die Cultur unsrer eigenen Vorfahren emporgewachsen ist: Erziehung des tiefer stehenden Menschen zu selbstständiger Arbeit und Erwerbsfähigkeit und damit auch zu geistiger Cultur durch patriarchalische Bevormundung. Das *Indenture-System*

der Engländer ist im Wesentlichen nur eine *glebae adscriptio*, eine internationale Anwendung des Princips der Hörigkeit. Hierüber habe ich mich ausführlich im *Ethiopien* (pag. 313—332) ausgesprochen.

Für die wahrscheinliche Rentabilität solcher Boden-Cultur in Afrika will ich nur noch ein kurzes Beispiel anführen. Aequatoreal-Afrika ist das Heimatsland des Kaffes. Der Kaffe, welcher dort gegenwärtig nicht weit von der Westküste wild wächst, ist von ausgezeichneter Qualität. Von verschiedenen tropischen Pflanzen, welche sich für die Production in Plantagen eignen, empfiehlt sich der Kaffe vorzugsweise, weil bei ihm der Betrieb im Allgemeinen vortheilhafter und leichter zu bewerkstelligen ist. Die Zubereitung des Kaffes zum Versand ist weniger umständlich und kostspielig als beispielsweise die des Zuckers oder der Baumwolle.

In der folgenden Rentabilitäts-Berechnung einer kleinen Kaffeplantage ersetze ich die für Aequatoreal-Afrika bisher fehlenden Daten nach Kostenberechnungen für Ceylon. Voraussichtlich ist die Production in Afrika in keinem ihrer Factoren theurer, wahrscheinlich aber in den meisten Punkten billiger als in Asien und Amerika.

Eine Kaffepflanzung fängt im ungünstigsten Falle im dritten Jahre an, den ersten Ertrag zu liefern, und giebt ihren vollen Ertrag jedenfalls im fünften Jahre. Im ersten Jahre kostet die Anlage £ 13 per Acre, in 2 und 3 Jahre je £ 7, dazu £ 3 für Extraausgaben, stellen die Anlagekosten des Acres Kaffe auf etwa £ 30. Eine kleine Plantage von 500 Acres = 200 Hectaren würde also £ 15,000 kosten. Der Durchschnittsertrag eines Acres Kaffe vom 5. Jahre an ist etwa 5 Ctw., den Preis des Kaffes rechne ich zu 80 *s*, also etwa £ 4 den Ctw. Der wilde Kaffe, den ich dort im Lande fand, wurde im August 1876 in Liverpool auf 85 sh. per Ctw. taxirt. Ein guter Negerarbeiter kann durchschnittlich 2 Acres in Ordnung halten, und kostet per Monat in Afrika ca. 15 *M*, per Jahr also 180 *M* oder £ 9. — Für 500 Acres sind also 250 solcher Arbeiter zu berechnen.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Brutto-Ertrag: 500 Acres à 5 Ctw. = 2500 Ctw. à £ 4 | | | = £ 10 000 |
| 250 Arbeiter . . . . . . . . à £ 9 | = £ | 2 250 | |
| Management und andere Kosten . . . | = „ | 1 000 | |
| Zinsen à 5 % p. a. . . . . . . . . . . | = „ | 750 | |
| Amortisation à 10 % p. a. . . . . . | = „ | 1 500 ./. | „ 5 500 |
| Auf ein Anlage-Capital von £ 15 000 | | | = £ 4 500 |

Netto-Ertrag vom 5. Jahre an also etwa 30 % per Jahr.

Ueber solche schematische Rechnung hinaus aber gewähren die Verhältnisse West-Aequatoreal-Afrikas noch ganz bedeutende Vortheile. Im Allgemeinen ist die Arbeitskraft dort sehr viel billiger als in anderen Kaffe-producirenden Ländern. Ich habe diesen Unterschied im *Ethiopien* (im XI. Essay) auf höchstens den dritten Theil der Arbeitskosten anderer Länder berechnet. Ganz abgesehen von der für Feldarbeit unbestritten ersten Qualität der Negerarbeit stellt sich außerdem schon allein der Betrag des Arbeitslohns z. B. in Costa Rica auf das Siebenfache desjenigen in West-Afrika. Natürlich ist solche Berechnung immer nur *caeteris paribus* zu verstehen; vor allem also ist sie nur bei gleich tüchtigem und gleich

erfahrenem Management, dann auch nur bei gleich großer Ausdehnung des Betriebes zutreffend. Der Großbetrieb ist offenbar sehr viel billiger als der einer so kleinen Plantage wie die oben berechnete; die Arbeitstheilung läßt sich auf einem größeren Arbeitsfelde mit mehr Vortheil durchführen und die sämmtlichen Arbeitskräfte lassen sich besser ausnutzen. Mancher Augenblick, manche Gelegenheit und mancher Platz, der dem Kleinbetrieb verloren geht, kann vom Großbetriebe noch benutzt werden. Dieser kann sich z. B. einen großen Theil der Nahrungsmittel für seine Leute ohne Extrakosten durch den Abfall ihrer überschüssigen Arbeitskraft schaffen, während der Kleinbetrieb stets mehr auf den Bezug von anderen angewiesen, eventuell in Nothfällen sogar von der gefälligen Aushilfe seiner besser situirten Nachbarn abhängig ist. Eine möglichst große Concurrenz von Capital zu solcher Production würde in West-Aequatoreal-Afrika wohl eher von Vortheil als von Nachtheil sein. Die dadurch verursachte größere Nachfrage nach Arbeitskräften würde allerdings wohl den Arbeitslohn steigern, indessen wird dadurch in viel größerem Maße die Publicität des Platzes vermehrt und mit dem Renommée des producirten Kaffes würde auch der Preis desselben steigen.

Von besonderen Vortheilen für den Plantagenbau in West-Afrika ist hier etwa noch zu erwähnen, daß Grund-und-Boden dort billiger zu erwerben ist, als in Ceylon oder irgend einem andern Kaffe-producirenden Lande. Es ist sogar wahrscheinlich, daß selbst das französische Gouvernement in Gabon auch Ausländern eine beliebige Anzahl Hectaren gratis überlassen würde, falls sich Jemand seiner unsicheren Führung anvertrauen wollte.

Ferner ist zu erwähnen, daß ich in obiger Berechnung den Ertrag eines Acres Kaffee auf 5 Ctw. geschätzt habe, (vergl. *Parl. Pap* 1875 LI c. 1183 pag. 121). Dagegen gelten 5 Ctw. in Brasilien als das Minimum, 11 Ctw. als der Durchschnitt und 16 Ctw. per Acre als das Maximum (vergl. *Parl. Pap.* 1876 LXXV c. 1486 pag. 765). Zu diesem Durchschnitts-Ertrage gerechnet, würde der jährliche Netto-Gewinn einer Kaffe-Plantage in Aquatoreal-Afrika allein schon weit über 100 pCt. per Jahr auf das Anlagecapital betragen.

Dieses, meine ich, ist, in großen Umrissen gezeichnet, der Weg, den die europäische Cultur in Aequatoreal-Afrika gehen wird. Für alles, was wirklich rentabel ist, und wobei der schließlich wahrscheinliche Gewinn die anfangs riskirten Einzahlungen so ganz unverhältnißmäßig überwiegt, findet sich naturnothwendig das nöthige Capital, sobald die Zeitumstände zur Ausführung solcher Pläne herangereift sind. Unternimmt nicht deutsches Capital diese Culturaufgabe, so wird der Unternehmungsgeist der Engländer oder Amerikaner sich dieselbe schwerlich entgehen lassen.

Der erste Hauptgesichtspunkt für ein Consortium, welches sich die Concession für dieses Gebiet sichern will, ist nächst der richtigen und geschickten Fassung dieser Concession, die Nationalität derselben. Für denjenigen Culturstaat, welcher diese Concession ertheilt, würden natürlich die Hoheitsrechte auf das ganze, reiche Land durch das Vordringen dieses Unternehmens erworben werden. Von Eloby ausgehend, würde man sich zunächst auf den dortigen spanischen Küstenbesitz stützen; falls es aber nicht spanisches Capital, sondern etwa brittisches ist, das sich mit diesem Unternehmen

befaßt, so würde dasselbe wahrscheinlich das Land nicht für die Krone Spanien sondern vielmehr für die Königin von England in Besitz nehmen wollen. Ich glaube, daß es einem solchen Consortium keineswegs Schwierigkeiten machen würde, der spanischen Regierung die Hoheitsrechte auf jenen kleinen Küstenstrich abzukaufen, und etwa auf Großbrittannien zu übertragen; auch glaube ich nicht, daß die Kaufsumme in diesem Falle irgend einen namhaften Betrag ausmachen würde, da die Spanier sehr geringen nationalen Werth auf den Besitz jenes Landes zu legen scheinen, und schwerlich je daran denken werden, ihn für ihr eigenes nationales Capital zu verwerthen.

Findet sich etwa das nöthige Capital zu solchem Unternehmen in Deutschland, so könnte dasselbe, wie unsere auswärtigen Handelsunternehmungen dazu bisher fast immer gezwungen gewesen sind, sich unter fremden Schutz stellen. Man könnte also entweder seine Culturarbeit der spanischen Krone zu Gute kommen lassen, oder auch durch brittische Vermittlung den Spaniern jenen Küstenbesitz abkaufen, und dann das Land zu Gunsten Englands cultiviren. Welcher von beiden Fällen dann der wünschenswerthere ist, würde sich nur danach entscheiden, von welcher der beiden Regierungen man in der Concession die größere Unabhängigkeit und den besseren Schutz garantirt erhielte. Sehr natürlich und naheliegend aber wäre für uns gegenwärtig wohl auch der Gedanke und der Wunsch, in solchem Falle die Hoheitsrechte auf das Deutsche Reich übertragen zu sehen, und Aequatoreal-Afrika im Namen unseres deutschen Kaisers in Besitz zu nehmen. Für die Rentabilität des Unternehmens freilich ist diese überwiegend politische Frage der Nationalität im Wesentlichen gleichgültig; für dasjenige inländische Capital aber, welches sich zur Durchführung solches nationalen Unternehmens in großem Umfange an demselben betheiligen müßte, wird an solche Betheiligung wohl eben nur unter dieser einen Bedingung zu denken sein, daß das Unternehmen ein ausschließlich deutsch-nationales sei und von allem fremden Wesen und fremden Anschauungen unabhängig bleibe.

Indem ich das Ungewöhnliche wagte, Central-Afrika vom Gesichtspunkte der Rentabilität aus zu behandeln, glaubte ich die wissenschaftliche Berechtigung hierzu hinreichend in dem Gedanken zu finden, daß es der Unternehmungsgeist der europäischen Rasse allein ist, auf den Afrika seine Hoffnung einer Culturentwicklung bauen kann. So lange die Verbreitung unserer Cultur in Afrika noch als ein schlechtes Geschäft erscheint, so lange wird es auch an den erforderlichen Geldmitteln dazu fehlen, und so lange sich die Cultur Afrikas nicht rentirt, so lange wird solche Culturentwicklung sich auch über den Standpunkt eines frommen Wunsches nicht erheben. Diese Aufgabe kann nur unser Handel lösen. Der Welthandel ist der Pionier der Civilisation.

---

## Die Fortschritte der Industrie und ihr Einfluß auf die Berufskrankheiten der Arbeiter.

Von
**Dr. E. Lewy.**
Wien.

Seit 1872 sind gar reiche Hoffnungen auf Verbesserung der Existenz unserer Arbeiter zu Grabe getragen worden. Durch den Stillstand der Etablissements wurden

die ihnen entsprossenen Erwerbsgenossenschaften und Arbeitercolonien ebenfalls ruinirt und einem großen Theile der gegenwärtigen Arbeitergeneration jede Lust zum sparsamen Streben verleidet. Fünf bis zehn Jahre hatte Mancher dieser wackeren Leute den Kreuzer zum Kreuzer gelegt, bis die Summe zum Gulden anwuchs, den Gulden auf das Häuschen, das er bewohnte, abgezahlt und schon hatte er die Hälfte der mageren Jahre überstanden, als das allgemeine Elend auch über ihn hereinbrach, er die Zahlungen einstellen mußte und beim zwangsweisen Verkaufe des Hauses in Folge der allgemeinen Entwerthung aller Realitäten so wenig erlöst wurde, daß nicht einmal die Satzposten gedeckt waren und er statt mit Ersparnissen, mit Schulden beladen von dannen zog. Beinahe ebenso erging es den Productivgenossenschaften. Sie hatten in der Regel nach zwei- bis fünfjähriger Sparzeit ein bereits bestehendes Etablissement zu damals entsprechenden Preisen angekauft, um aus dem Erträgnisse desselben den Rest des Kaufschillings zu verzinsen und allmälig abzustatten. Da nun beinahe sämmtliche Geschäfte passiv wurden und die Mitglieder der Genossenschaften kaum ihre eigenen Bedürfnisse zu decken vermochten, so mußten sie in vielen Fällen froh sein, unter Verlust des Kaufschillings an den frühern Chefs der Etablissements Käufer zu finden. Gerade der bessere Theil unserer Arbeiter wurde hierdurch hart betroffen und der Einfluß der Verschlechterung der Erwerbsverhältnisse auf die Gesundheit der Arbeiter, auf die Vermehrung der Disposition zu Berufskrankheiten durch Sorge, Kummer und Elend ist unleugbar. Noch klarer läßt sich der Nachweis des Zusammenhanges der Vermehrung der Berufskrankheiten an Intensität und Extensität mit schlechtem Geschäftsgange nach einer andern Richtung hin führen. Wenn die alterprobten Industriezweige sich minder absatzfähig als vordem erweisen, wird der strebsame Fabrikant bemüht sein, sich einerseits einzuschränken, andererseits auf billigere Weise als bisher zu produciren. Jetzt bauen nicht mehr Aktiengesellschaften Industriepaläste mit imposanten Arbeitssälen, die außer ihrer Schönheit auch genügend Luft, Licht und Raum für die Arbeiter besitzen; jetzt begnügen sich die Producenten mit den schlechtesten Localen: Scheunen, Bretterhütten, Kellern, feuchten Erdlöchern, alten Glashäusern und Stallungen, die um ein Billiges zur Noth in Stand gesetzt werden und in Beziehung auf Hygiene *Alles* zu wünschen übrig lassen. Da werden, um Beleuchtung, Transmissionen und vor Allem Miethe zu sparen, soviel Maschinen und Arbeiter als nur möglich in *einem* Raum zusammengepferchet und was wird verarbeitet? *Surrogate!* Wenn auch die Erzeugung die Gesundheit des Arbeiters, wenn auch das Fabrikat in Bezug auf die Qualität den Consumenten schädigt, alles eins, die Parole ist ja: *Nur billig!* Hier ist der exacte Nachweis einerseits in Bezug auf den ungünstigen Einfluß der oben genannten Potenzen auf die Gesundheit der Arbeiter durch Entwickelung jener Störungen, die man *Berufskrankheiten* nennt, ermöglicht, da meist derselbe Beruf ohne specifische Krankheiten betrieben werden könnte, während man andererseits die Formel finden kann, deren Anwendung von Fall zu Fall ergiebt, um wie viel der Arbeiter geschädigt wurde. Man berechne nämlich das Capital, welches die Arbeitskraft eines Arbeiters in der durchschnittlichen Anzahl von Jahren, die er seinem Berufe widmen kann, z. B. vom 15. bis zu seinem 50. Lebensjahre, repräsentirt, und stelle diesem gegenüber, um wie viel weniger die mittlere Lebensdauer in derselben Arbeitsbranche in gewissen, hygienisch besonders schlecht eingerichteten

Fabriken beträgt, wobei auch die aus den Berichten der Krankenkassen und Spitäler zu entnehmenden Versäumnisse durch Erkrankungen zu berücksichtigen wären. Practisch durchgeführt stellt sich die Sachlage freilich etwas complicirter, und scheinen sich dem Ungewohnten bedeutsame Schwierigkeiten bei solchen Beobachtungen entgegen zu stellen. Um die volle Wahrheit zu eruiren, bedarf es einer müh- und dornenvollen Detailarbeit. Es ist leicht, die Fabriksherren und die Pfarrer zu fragen, um die meist sehr günstig lautenden Antworten derselben zu registriren. Schwieriger ist die Arbeiter in den Fabriken in allen Productionszweigen zu beobachten und zu erforschen, durch welche Manipulationen und auf welchem Wege sie die Berufskrankheiten acquiriren. Noch mehr Mühe macht es, die bereits Erkrankten in ihren Wohnungen und in den Krankenhäusern auszuforschen und ihre Krankengeschichten zu verzeichnen. Weitaus die größte Arbeit jedoch, ja ein Problem, das beinahe nur von Fall zu Fall lösbar ist, ist es, die Wahrheit zu erfahren. Abgesehen von den die Intentionen des Arztes kreuzenden Interessen der Fabrikanten und Seelsorger, sind auch die Arbeiter unter der gegenwärtigen Zwangslage nicht geneigt, die Wahrheit zu gestehen. Einerseits müßten sie unbedingtes Vertrauen zum Arzte haben und auf dessen Discretion und Tactgefühl mit solcher Sicherheit bauen, daß sie der Furcht enthoben wären, von dem erzürnten Fabrikanten, wenn dieser die Quelle, aus der der Arzt schöpfte, erfahren oder errathen würde, entlassen zu werden und das Brod zu verlieren. Andererseits sind sie oft durch Noth und Elend so indolent geworden, daß ihnen jede Arbeit, die sich einträglich erweist, erwünscht ist. Findet sich ein Fabrikant, der human genug denkt, die Arbeiter durch seinen Arzt über die Gefahren ihres Berufes und die Mittel, ihnen vorzubeugen, unterrichten zu lassen, so ist dann mitunter das einzige Resultat, daß für die als besonders gefährliche bezeichneten Arbeiten ein Extratrinkgeld beansprucht wird. Trotzdem dürfen die dazu Berufenen nicht müde werden, die Wissenschaft auch auf diesem Gebiete zu fördern und die Resultate einiger solcher Studien wollen wir hier mittheilen.

## I. Die Hadernkrankheit.

In der letzten Faschingswoche des Jahres 1870 erhielt ich ein anonymes Schreiben, des Inhaltes, ich möge mich mit einem bestimmten Frühzuge nach Payerbach, einer Station der Südbahn begeben, woselbst sich Gelegenheit zu interessanten Studien über Berufskrankheiten finden würde. Obwohl ich wußte, daß in Payerbach, gar kein Industriezweig betrieben wird, folgte ich doch der geheimnißvollen Botschaft. Nachdem ich den Zug verlassen, schlug ich, wie in dem Briefe verlangt wurde, den Weg nach der etwa eine Stunde näher gegen Wien gelegenen Station Schlöglmühl ein, woselbst sich die bekannte große Papierfabrik befindet, welche unter Anderen auch das Material für die österreichischen Banknoten liefert. Nach wenigen Minuten, als ich aus dem Bereiche der Sehweite des Bahnhofes gelangt war, gesellten sich einige Arbeiter der Fabrik zu mir und erzählten mir, daß seit Anfang Dezember eine Anzahl Arbeiterinnen nach kurzer Krankheit unter so eigenthümlichen Symptomen gestorben sei, daß man beinahe an Vergiftung denken müsse, obgleich diese Vermuthung jedes greifbaren Motives ermangle. Alle Erkrankten, ausschließlich Hadernsortirerinnen im Alter von zwanzig bis vierzig Jahren waren dem sicheren Tode verfallen. Ihr Namensverzeichniß, im Ganzen siebzehn Personen umfassend, wurde mir übergeben.

Die Arbeiter verließen mich nun, da wir uns der Fabrik näherten, welche ich allein betrat. Ich wurde vom Direktor und dem Fabriksarzte in der liebenswürdigsten Weise empfangen, durch alle Räume geleitet und mir von Beiden die Versicherung ertheilt, daß der Gesundheitszustand ein ganz ausgezeichneter sei, daß es gar keine Kranken in der Fabrik gebe, und auch in den Wohnungen der Arbeiterinnen keine Erkrankten zu finden seien, was ich aus Höflichkeitsrücksichten mit gläubiger Miene anhörte. Nur in die Hadernsäle zu gehen, wurde mir abgerathen, weil dort sehr viel Staub erzeugt werde, der äußerst schmutziger Natur sei und in dem es insbesondere von Ungeziefer aller Art wimmle. Ebenso höflich erklärte ich, daß gerade diese kennen zu lernen für mich einen besonderen Reiz haben werde und ließ mich von den Herren so lange in allen Räumen herumführen, bis ich glücklich an den Thüren der Hadernsäle angelangt war, in welche ich ohne meine Begleiter eintrat. An Staub, Schmutz und Ungeziefer fehlte es hier wahrlich nicht und eine Czechin, mit welcher ich mich in ihrer Muttersprache, welche zufällig Niemand von der Umgebung verstand, besprechen konnte, bestätigte die mir bereits gewordenen Angaben und erzählte, das Gift stamme aus einem Hadernballen, der einen besonders üblen Geruch verbreitete, in welchem einzelne Hadern mit einem gelben Pulver dick bestreut waren und ein mit einem Zauberspruch bedrucktes Papier vorgefunden wurde.

Beim Sortiren der Hadern reißt die Arbeiterin das Material, wie es vom Lieferanten kömmt, an einer aufrechtstehenden Sense in Stücke, welche sie je nach ihrer Qualität in einen der vor ihr stehenden Sortierkästen wirft. In Schlöglmühl dienen hierzu zwei Sortiersäle von beiläufig 30 Meter Länge und 20 Meter Breite; in jedem stehen 60 bis 70 Arbeiterinnen in zwei etwa zehn Meter von einander entfernten Reihen. Der eine Hadernsaal ist für schwarze, farbige Hadern, der andere für weiße Hadern bestimmt. Sämmtliche Erkrankungen stammten aus dem weißen Hadernsaale. Die Hadern, welche zu den Erkrankungen Veranlassung gegeben haben, sollen Fetzen von Leibwäsche gewesen und aus Szegedin geliefert worden sein, doch ließ sich hierüber nichts Gewisses eruiren, da die Fabriken von Großlieferanten, diese von kleinen Lieferanten und diese von Straßensammlern einkaufen und Alle zusammen um die Provenienz sich niemals kümmern. Doch ließ sich vermuthen, daß sie in Krankenhäusern, vielleicht auch bei thierärztlich behandeltem Vieh zuletzt in Verwendung standen, denn der Zauberspruch erwies sich als eines jener Gebete „Vor das kalte Vergift" (Gicht), das alte Weiber beiderlei Geschlechtes kranken Menschen und Thieren als probates Heilmittel anzuhängen pflegen und das gelbe Pulver war Leinsamen und Senfmehl, welches wohl mitsammt den Tüchern, in denen es applicirt wurde, in den Korb des Hadernsammlers gewandert war. Ich verließ nun die Fabrik, überzeugte mich im Orte von der Richtigkeit der mir gemachten Angaben in Betreff der Verstorbenen, besuchte zwei an der Hadernkrankheit erkrankte Frauen und wanderte längs der Bahn weiter gegen Wien bis zur nächsten Station Gloggnitz, woselbst ich den früheren Fabriksarzt, Dr. Eberhard, aufsuchte. Mit der größten Bereitwilligkeit stellte mir Dieser sein sowohl in statistischer als pathologischer Beziehung sehr werthvolles Materiale zur Disposition, welchem ich entnehme, daß er seit 17 Jahren etwa 40 Todesfälle in Folge der Hadernkrankheit registrirte und gleich nach Beginn des Betriebes dieser Fabrik dem damaligen Direktor, Hofrath Auer, Schutzmaßregeln empfohlen hatte, welche

jedoch als angeblich zu umständlich und kostspielig nicht in Anwendung gebracht wurden.

Bei sämmtlichen Erkrankten war das Krankheitsbild vollkommen identisch: Mattigkeit, Appetit- und Schlaflosigkeit, Brennen in der Brust und dem Magen, am zweiten oder dritten Tage Blauwerden der Lippen, der Wangen und der Nägel, kalter Schweiß und Tod bei bis zum letzten Momente ungetrübtem Bewußtsein. Auscultation und Percussion ergaben anfangs nichts Anormales, erst kurz vor dem Tode waren seröse Ergüsse von Flüssigkeiten in die Brusthöhlen nachweisbar. Die Leichen gingen äußerst rasch in Fäulniß über, zeigten bei der Section die Symptome der Lungen- und Rippenfellentzündung und in den Schorfen der Schleimhäute, in den serösen Flüssigkeiten der Brusthöhle und im Blute zahlreiche Baccillen vollkommen charakteristischer Natur, theils Kugeln, theils Stäbchen, vorzugsweise aber Fadenbacterien, welche sich von den Fäulnißbacterien scharf unterscheiden. Diese Erkrankungen verdanken ihre Entstehung der Infection durch Einathmung einer Luft, welche mit Anthraxbacterien, die aus den zu verarbeitenden Materialien stammen, erfüllt ist. Seitdem man in Schlöglmühl diese Krankheit constatirte, wurde sie beinahe alljährlich in größerer oder geringerer Intensität in den Papierfabriken beobachtet, so in Obereggendorf, in Ebenfurth, in Gratwein, in Klein-Neusiedl, in Voitsberg. Für die Papierfabrik in Gratwein, welche 520 Arbeiter beschäftigt, hat Professor Schauenstein in Graz statistische Tabellen zusammengestellt, aus denen sich ergiebt, daß die Sterblichkeit der Habernarbeiterinnen eine enorm hohe, in einzelnen Jahren 40 bis 50 pro Mille ist und jene der andern Arbeiter bedeutend übersteigt. Siebzig Procent der Todten sind als an acuten Krankheiten und hiervon dreiundvierzig Procent als von Lungenentzündung weggerafft, bezeichnet, und da im Beginne des Jahres 1870, also zur selben Zeit, als in Schlöglmühl die erste Massenerkrankung stattfand, auch für Gratwein mehrere solche Todesfälle in den pfarrämtlichen Registern eingetragen sind, dürfte man nicht irren, wenn man auch die Gratweiner „Lungenentzündungen“ für Habernvergiftungen erklärt. Doch nicht nur die Arbeiter in Papierfabriken, sondern alle analogen Gewerbe, bei denen milzbrandkranke Thiere oder Theile von solchen verarbeitet werden, sind diesen Vergiftungen preisgegeben. So Personen, welche sich mit der Reinigung oder Zurichtung von Roßhaaren, besonders russischen (sibirischen) beschäftigen, dann Verarbeiter von Schweinsborsten und trockenen Häuten, bei denen seinerzeit in Leipzig eine locale Endemie constatirt wurde, Landwirthe, Thierärzte, Schäfer, Fleischer, Abdecker, Gerber, Kürschner und Fellhändler. Doch tritt bei diesen eine andere Art der Ansteckung und demnach auch der Erkrankung in den Vordergrund. Während jene, die durch Einathmung vergifteter Luft sich inficiren, die bisher geschilderten Formen der exquisiten (Habern) Vergiftung acquiriren, kommt bei Jenen, welche das Gift durch zufällige Verletzung der Oberhaut sich einimpfen, der schon seit alten Zeiten her bekannte Milzbrandcarbunkel oder Anthraxcarbunkel vor, der mit einem leichten Brennen an der inficirten Stelle beginnt, an welcher sich ein Bläschen mit einem schwarzen Flecke bildet. Dieses Bläschen vergrößert sich immer mehr. Bei heftigem Fieber bilden sich wassersüchtige Schwellungen der Umgebung und oft schon nach 5 bis 8 Tagen erfolgt der Tod unter heftigen Delirien. Auch bei diesen Kranken wurden zahlreiche Bacterien im Blute gefunden. Nachdem beide Formen der Milz-

brandvergiftungen so genau gekannt sind, dürfte es nicht gar zu schwer fallen, sie erfolgreich zu bekämpfen. Vor Allem wird es nothwendig sein, die Provenienz aller jener Stoffe, die mit Milzbrandgift inficirt sein können, als: Hadern, Häute, Felle, Haare, Borsten und Hörner zu prüfen, und jenes Material, das aus Gegenden stammt, in denen die Milzbrandseuche herrscht, von der Einfuhr, respective Verarbeitung strenge auszuschließen. Eine gewissenhafte Durchführung der in Bezug auf die Milzbrandseuche beinahe in allen Ländern Europa's bereits bestehenden Vorschriften wird sich natürlich als sehr zweckmäßig erweisen. Ueber die allgemeinen Maßregeln wird man aber die Specialvorsichten nicht vernachlässigen dürfen. Hierzu gehört bei jenen Beschäftigungen, bei denen die Impfung vorkömmt, die Belehrung des Personals über die Gefahren der Verunreinigung von Wunden mit Abfällen thierischer Stoffe, bei jenen Formen, die durch Inhalation von Staub hervorgerufen werden, die Verwendung von Orinasalrespiratoren insbesonders beim Hadernsortiren und die Verpflichtung für die Fabrikanten, das zur Verwendung kommende Material zu desinficiren und um jede Staubentwickelung zu vermeiden, nur in angefeuchtetem Zustande zu verarbeiten.

## II. Phosphor.

Welche Angst, welche Aufregung, wenn beim Entzünden eines Phosphorstreichhölzchens Jemandem ein brennendes Zündholzköpfchen auf die Haut gefallen ist. Man eilt, den Arzt zu holen, weil man fürchtet, daß nach Phosphorverbrennungen die gefährlichsten Zufälle eintreten können. Unnöthige Sorge! Die Phosphorbrandwunden sind wohl sehr schmerzhaft, weil das Verbrennungsproduct, die Phosphorsäure ziemlich stark ätzt; gefährlich sind sie nicht. Zahlreiche von mir angestellte Versuche an Thieren, denen zu diesem Behufe einzelne Hautparthien rasirt wurden, führten stets zu dem Resultate, daß sie sich von andern Brandwunden in der Heilung in keiner Weise unterscheiden. Wurde ja Phosphor bis noch vor einem Jahrzehnte mit Vorliebe zu Moxen verwendet, wobei man eine größere Anzahl von linsen- und erbsengroßen Phosphorstückchen auf die Haut längs des Verlaufes von schmerzenden Nerven legte und anzündete. Ueble Zufälle würden gewiß rasch zur Unterlassung dieser Heil(!)methode geführt haben. Für die Arbeiter in Phosphorfabriken und Fabriken von Phosphorzündhölzchen, wo häufig solche Verbrennungen vorkommen, sollte immer etwas Eau de Javelle, in welchem Magnesia suspendirt ist, vorräthig sein, da das sofortige Waschen der Wunde mit diesem Mittel den Schmerz bald lindert. Aber nach zwei anderen Richtungen hin wird die Gesundheit der Consumenten und Producenten von Artikeln, welche mit Benützung von Phosphor hergestellt werden, arg gefährdet. Es ist denn doch bedenklich, Phosphor in jedem Privathause, zugänglich für Leute, die mitunter sehr unbedachtsame, leichtsinnige Persönlichkeiten sein können, oder die sich momentan aus irgend einem Motive in aufgeregter oder verzweifelter Stimmung befinden, zu wissen. Die meisten Selbstmorde und Vergiftungen geschehen, weil die Gelegenheit zur Erlangung des Giftes günstig war, und so sehen wir, daß zum Phosphor zumeist Frauen, denen das Streichhölzchen stets zur Hand liegt, zu greifen pflegen. Die Aermsten ahnen nicht, daß dieses Gift furchtbare Qualen verursacht. Der Tod kann innerhalb 24 Stunden eintreten, aber es kann auch unter

heftigen Blutungen, Convulsionen und Delirien und den schrecklichen Schmerzen der Entzündung der Unterleibsorgane noch am achten oder zehnten Tage eine letale Wendung erfolgen. Schraube allein zählt in den Schmied'schen Jahrbüchern von 1850 bis 1867 108 Fälle auf, von denen bei 71 Selbstmorde und Selbstmordversuche, bei 21 Morde und Mordversuche nachgewiesen wurden. In 69 Fällen wurden Zündhölzchen verwendet, in 36 Fällen Phosphor oder Phosphorpasta, bei 3 Fällen ist nichts angegeben. Von sämmtlichen 108 Fällen starben 90, während nur 18 genasen. Waren es hier Muthwille, Wahnsinn oder Verbrechen, welche zur Vernichtung von Menschenleben oder bleibender Untergrabung der Gesundheit führten, und die immerhin in möglichst enge Schranken gebannt werden müssen, so ist es auf der andern Seite das Schicksal der Phosphorarbeiter, welches unsere volle Theilnahme verdient. Der Arbeiter in den Zündhölzchenfabriken wird manchmal schon nach Wochen, manchmal erst nach Monaten oder Jahren von Zahnschmerzen befallen. Seine Halsdrüsen schwellen an, bald auch seine Wangen, die Zähne fallen aus und zwischen Beinhaut und Knochen des Ober- und Unterkiefers entstehen zahlreiche Abscesse. Allmälig löst sich die Beinhaut des Kiefers vollständig vom Knochen los, endlich ist der ganze Knochen blosgelegt und abgestorben, worauf sich von der Beinhaut eine neue Knochenablagerung bildet, in welcher das urspürgliche Knochenstück eingekapselt ist und oft erst nach monate- und jahrelangen Leiden des Erkrankten, wenn dieser inzwischen nicht unterlegen ist, auf operativem Wege unter Hinterlassung bleibender Gesundheitsstörungen und Entstellung des Gesichtes entfernt werden kann. Das Leiden ist durchaus kein seltenes. Schon Bibra und Geist hatten im Jahre 1847 72 Fälle für ihre Studien zur Disposition. 12 Fälle verzeichnete Glenard unter 40 bis 60 Tunkern der Lyoner Fabriken, 11 Nekrosenfälle Günther in Zwickau, 7 Fälle Eigenhard in Darmstadt, 26 Fälle Billroth in Zürich, 32 Fälle Dr. Hofmokl auf der Dumreicher'schen Klinik in Wien, 18 Fälle hatte der Verfasser dieses in seiner Privatpraxis in Beobachtung, 82 Krankengeschichten von Phosphornekrosen (unter welchen 22 seiner Zeit von Geist und Bibra citirte inbegriffen sind) stellte ihm der Entdecker der Phosphorkrankheiten, Dr. Lorinser, Director des Wiedener Krankenhauses, zur Disposition, wobei er bemerkte, daß in den Wiener großen Krankenhäusern von 1866 bis 1875 126 Fälle von Nekrosen beobachtet worden sind. Hirt hat alle diese Daten nebst 18 von ihm in Breslau und 8 in Berlin beobachteten Fällen in Beziehung auf die Krankheitsdauer verglichen und fand, daß im Durchschnitte in fünf Jahren die Arbeiter Phosphornekrosen acquiriren. Auf 100 dem Einflusse des Phosphors ausgesetzte Arbeiter kommen 11 bis 12 Nekrosen, deren Mortalitätsziffer 35 bis 40 Procent beträgt. In neuester Zeit stellen zu den Phosphornekrosecandidaten noch ein frisches Contingent die Fabriken von Phosphorbronce, einer Legirung von Kupfer, Zinn und Phosphor, welche unter Anderen wegen ihrer besonderen Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit in Oesterreich zu den Uchatiuskanonen, aber auch sonst zu Patronenhülsen, Hochofenformen, Lagern u. dgl. verwendet wird.

Gar zahlreiche Vorschläge wurden von Theoretikern zur Linderung des Looses der Arbeiter in den Zündhölzchenfabriken, und um diese handelt es sich zumeist, gemacht. So wurden Respiratoren vorgeschlagen, getränkt mit Chlorwasser, einer Lösung von schwefelsaurem Kupferoxydul oder Terpentin.

Wenn die sinnreichen Erfinder solcher Präservative nur eine Stunde lang ihre Erfindung vor die eigene Nase gebunden hätten, so würden sie gewiß halb erstickt, mit Bronchialkatarrhen oder Lungenentzündungen behaftet, von der weiteren Verbreitung ihrer mehr geistreichen als practischen Ideen Abstand genommen haben. Für die Arbeiter in Zündhölzchenfabriken und unter Einem zum Schutze unserer Familien vor einem äußerst gefährlichen Gifte giebt es nur ein radicales Mittel, und das ist das Verbot der Verwendung des gewöhnlichen Phosphors. Eine etwas detaillirte Darstellnng des Sachverhaltes wird wohl genügen, um die Möglichkeit unseres auf den ersten Moment vielleicht etwas zu drastisch scheinenden Vorschlages, für welchen übrigens auch der vierte internationale medicinische Congreß zu Brüssel sich aussprach, und der in Dänemark seit 1874 Gesetzeskraft besitzt, nachzuweisen. Wenn wir nämlich die Zündhölzchen mit gewöhnlichem Phosphor aufgeben, brauchen wir deshalb durchaus nicht auf Streichzündhölzchen, ja nicht einmal auf Phosphorzündhölzchen zu verzichten. So sind die Canouil'schen Streichhölzchen aus einem Gemenge von chlorsaurem Kali mit doppelchromsaurem Kali und salpetersaurem Bleioxyd oder schwefelsaurem Antimon hergestellt. Zündmassen anderer Fabriken bestehen aus chlorsaurem Kali, unterschwefligsaurem Bleioxyd und arabischem Gummi; die Fabrik von Kleeberg und Rockstroh in Jöhstädt in Sachsen erzeugt Zündhölzchen, welche nach Angabe des Dr. Carl Weinhold völlig frei von Phosphor, Arsen u. dgl. sind, und auf welche vom Königlich sächsischen Ministerium des Innern in der Bekanntmachung vom 29. März 1872 auf Grund eines eingehenden Gutachtens des Professors Fleck in Dresden aufmerksam gemacht wurde. Ferner haben wir eine Vorschrift von C. Liebig auf eine gute, phosphorfreie Zündmasse aus Schwefelantimon, Kaliumchlorat, Menninge, Kaliumbichromat, Nitromannit, Glas, arabischem Gummi u. a. m. Das weitaus wichtigste Surrogat der giftigen Phosphorzündhölzchen bilden aber jene aus amorphem Phosphor, deren Herstellung jede Fabrik, welche bisher mit gewöhnlichem Phosphor arbeitete, ohne wesentliche Veränderungen ihrer Einrichtungen vornehmen kann. Die Masse, in welche die sogenannten schwedischen Streichzündhölzchen getunkt werden, kann vollkommen frei, nicht nur von Phosphor, sondern auch von jedem anderen Gifte, hergestellt werden, ebenso ist die Reibfläche der Schachteln, deren wesentlichen Bestandtheil der amorphe Phosphor bildet, sowohl für die Gesundheit der Producenten als der Consumenten vollkommen gefahrlos. Aber auch die Versuche, Zündhölzchen mit amorphem Phosphor in der Brandmasse herzustellen, sind, wie z. B. jene, welche die Firma F. Hochstaedter in Langen bei Frankfurt a. M. bei der Wiener Weltausstellung producirte, vollständig gelungen. Die Industrie hat demnach auf dem Gebiete der Streichhölzchen ohne giftigen Phosphor bereits solche Fortschritte gemacht, daß die Legislative mit voller Beruhigung die Erzeugung und den Verkauf giftiger Zündhölzchen verbieten kann.

### III. Kupfer.

Zu den von compilatorischen Theoretikern mit vielem Aufwande von Tinte geschilderten Berufskrankheiten gehören jene der Kupferarbeiter, insbesondere die Kupferkolik, welcher angeblich diese „Unglücklichen" in solchem Maße unterworfen sein sollen, daß kein einziger von ihnen gesund ist und schon nach wenigen

Arbeitsjahren der Friedhof ihre „grünspangefärbten Knochen", siehe Chevalier: „Ueber die Kupferhämmer in Bezières", aufnimmt. Traurig, aber — unwahr! Kupfer läßt sich dem thierischen Organismus in großen Massen einverleiben und man kann Hunde und Kaninchen wochenlang mit großen Quantitäten von Kupferspänen füttern, ohne daß irgend ein Vergiftungssymptom eintritt. Ja, es scheint ebenso wie das Eisen, wenn auch in geringeren Quantitäten ein normaler Bestandtheil des thierischen Organismus zu sein, was freilich noch nicht lange bekannt ist. Die erste Veranlassung zur Erkenntniß dieser Thatsache war ein Justizmord, über welchen in der Sitzung der Pariser Academie vom 16. October 1838 folgendes referirt wurde. Med. Dr. Schneider, 27 Jahre alt, reiste mit seinem Freunde Reitingshausen in Frankreich, erkrankte und erhielt vom Homöopathen Dr. Plaigne Streukügelchen von Aconit, China u. s. w., die Reitingshausen ihm darreichte. Nach einigen Tagen starb der Patient, nach 8 Monaten schöpfte man Verdacht, Reitingshausen wurde in Dijon eingezogen und da die ausgegrabene Leiche Kupfer und Blei enthielt, so sprachen sich die Sachverständigen für eine Vergiftung aus. Reitingshausen erhenkte sich, hatte aber zuvor die Akten zu seiner Vertheidigung an Orfila gesendet. Dieser erklärte die Krankheit des Dr. Schneider nach ihren Symptomen für Typhus und nicht für Vergiftung, ferner, daß die Quantität der vorgefundenen Substanzen zu einer solchen nicht genügte und durch die Nahrungsmittel oder aus dem Boden des Begräbnißplatzes in den Körper gelangt sein konnte. Hierauf erklärte Devergie, daß er und Henry eine angeblich vergiftete Leiche untersuchend, ebenfalls Kupfer und Blei entdeckten, vor Abfassung ihres Berichtes aber vergleichende Analysen an anderen unverdächtigen Leichen anstellten und jedesmal die Salze dieser Metalle antrafen.

Später fanden die Chemiker auch Kupfer im Meerwasser, in der Ackererde, in zweihundert verschiedenen Vegetabilien und vegetabilischen Producten, sogar in dem als besonders rein betrachteten schwedischen Filtrirpapiere, und gelangten endlich zu dem Schlusse, daß alle Pflanzen Kupfer enthalten, was auch die Gegenprobe bestätigte, indem keine Pflanzen gefunden werden konnten, deren Asche nicht kupferhaltig gewesen wäre. Auf dieser Basis läßt sich schon die Theorie aufstellen, daß auch die Pflanzenfresser und in zweiter Linie die von den Pflanzenfressern lebenden Fleischfresser Kupfer enthalten würden, eine Theorie, welche im Jahre 1866 durch eine im Hamburger zoologischen Garten vorgenommene Untersuchung einer größeren Reihe von Thieren der verschiedensten Heimatsländer glänzend bestätigt wurde. Damals starben vom 17. bis 19. Mai im genannten Thiergarten mehrere Raubthiere unter Symptomen, die auf eine Vergiftung schließen ließen. Die Section lieferte ein negatives Resultat. Die von Ulex vorgenommene chemische Untersuchung der Thiere, wie auch des Pferdefleisches, mit dem sie gefüttert worden waren, wies in beiden unter Ausschluß jedes andern organischen und mineralischen Giftes lediglich Kupfer bis zu 0,012 im Gramm der Asche nach. Ein minder gründlicher Beobachter würde sich hiermit zufrieden gestellt und mit der Angabe einer Kupfervergiftung des zur Fütterung verwendeten Pferdes sein Gutachten abgeschlossen haben. Nicht so Ulex. Er analysirte noch das Fleisch eines gesunden, frisch geschlachteten Pferdes und fand auch hier zu seiner nicht geringen Ueberraschung Kupfer in deutlich nachweisbaren Quantitäten. Als auch Rindfleisch dasselbe positive Resultat lieferte,

wurde die Untersuchung auf die verschiedensten Thierklassen ausgedehnt und überall Kupfer entdeckt. Bei Säugethieren: im Menschen, Pferde, Rinde, Gepard, kleinem und rothbraunem Nasbären, Schakal, europäischem und canadischem Lux. Bei den Vögeln in der Ente und im Hühnerei, bei den Amphibien in der geometrischen Schildkröte, der gemeinen Eidechse, der Ringelnatter und dem braunen Frosche, bei den Crustaceen in den Garneelen und Scolopendern, bei den Insecten in den spanischen Fliegen, bei den Anneliden in den Regenwürmern, bei den Mollusken in den Weinbergschnecken, bei den Stachelhäutern in den roten Seesternen, bei den Entozoën in den Spulwürmern und bei den Polypen im Badeschwamm und der dickhörnigen Seerose. Gehen wir nun einen Schritt weiter, so können wir auch nachweisen, daß eine allmälige Steigerung des normalen Gehaltes des Organismus an Kupfer auch beim Menschen ohne besondere Folgen für die Gesundheit ertragen wird. Das Landvolk in Oesterreich und Rußland consumirt ziemlich beträchtliche Mengen von Grünspan, welcher bei den Medicamenten der professionsmäßigen Kurpfuscher, der Scharfrichter und Abdecker, eine große Rolle spielt. Insbesondere behandelt man die Hundswut mit Kupfermünzen, die unter allerhand Ceremonien und Gebeten mit Weihwasser besprengt, dann am Friedhofe bei Vollmond vergraben und schließlich, wenn sie dick mit Grünspan belegt sind, dem Patienten eingegeben werden. Wie Georg von Frauenfeld im 17. Bande der Verhandlungen der zoologisch-botanischen Gesellschaft erzählt, findet man bei den Neukaledoniern die Gewohnheit, eine Erde zu essen, nach welcher sie unwiderstehliches Verlangen tragen; es ist dies eine Art fetten Thones, der, obschon stark kupferhaltig, ihrer Gesundheit dennoch nicht nachträglich ist.

Besuchen wir nun einige Werkstätten von Kupferarbeitern, als: Kupferhämmer und Kupferschmieden, Erzgießereien (München, Wien), Fabriken von Blasinstrumenten aus Messing, so finden wir stets eine große Anzahl von sehr alten Arbeitern, von denen manche schon ein halbes Jahrhundert den Einflüssen des Kupfers ausgesetzt sind und die soviel Kupfer ihrem Organismus einverleibt haben, daß ihre Haare und Zähne grün gefärbt sind und sich in diesen bei der chemischen Analyse mit Leichtigkeit größere Mengen von Kupfer nachweisen lassen. Krankhafte Erscheinungen bedingt aber diese Vermehrung des Kupfers im Organismus unbedingt nicht, und was man mit vieler Emphase als Kupferkolik beschrieben hat, existirt nicht oder es wurde die Vergiftung durch andere, gleichzeitig mit dem Kupfer, besonders bei der Verzinnung zur Verarbeitung gelangende Metalle, wie Blei, auf Rechnung des Kupfers gestellt.

## IV. Die Telegrafistenkrankheit.

So wenig Muskelkraft erfordernd der gegenwärtig zahlreiche Personen beiderlei Geschlechtes in Anspruch nehmende Dienst am Telegraphenapparate sein mag, ruft er dennoch bei Ueberanstrengung eigenthümliche Gruppen von Erkrankungen des Nerven- und Muskelsystems hervor. Es ist constatirt, daß die ausschließliche Beschäftigung mit einem Objecte und einer und derselben Arbeit in nicht gar zu langer Zeit zersetzend auf die Geisteskräfte einwirkt. Die Kranken leiden dann an Herzklopfen, starker Erregtheit, Schwindel, Schlaflosigkeit, Nackenkrämpfen, Sehschwäche. Auf diese Erregung folgen Verlust der Stimme und des Gedächtnisses. Solche

Leute werden anfangs außerordentlich nervös, reizbar, melancholisch und verfallen zuletzt in Geisteskrankheiten, so daß z. B. die Feuerwächter in großen Städten bei ihrer scheinbar so leichten, aber höchst einförmigen Beschäftigung, wenn sie geistig gesund bleiben sollen, öfter, beiläufig alle drei Monate ihre Posten mit anderen vertauschen müssen. Die unausgesetzte Beschäftigung mit einer Arbeit stumpft aber auch den Telegraphisten im Laufe der Zeit gegen alle äußeren Eindrücke vollständig ab, so daß er zur willenlosen Maschine, einem integrirenden Theile seines Apparates, der nur dienstliche Zwecke zu erfüllen vermag, herabsinkt. Gelegenheit zur Beobachtung einer rascheren Entwicklung solcher Formen der Abspannung hatte man in Oesterreich während des Kriegsjahrs 1866. Wurde der Telegrafist über Gebühr angestrengt und war er z. B. zweimal 24 Stunden ununterbrochen im Dienste, bis er vor Müdigkeit in einer Ohnmacht ähnlichen Schlummer verfiel, so konnte man ihn anrufen, rütteln, ja eine Pistole abschießen, ohne daß er erwachte, während das für jeden Dritten so eintönige Klappern des Apparates, das Signal, daß eine Depesche abzunehmen sei, ihn sofort ermunterte.

Häufiger beobachtet, weil dem Laien auffälliger, sind die Muskelkrankheiten der Telegrafisten, welche wir aber bei der geringen physischen Anstrengung, die dieses Metier erfordert, ebenfalls auf Nervenleiden reduciren müssen. Lang dienende Telegraphenbeamte bemerken, daß sie manche Buchstaben nicht deutlich niederzuschreiben vermögen. Bei jedem Versuche hierzu wird der Zeigefinger steif und krampfhaft. Nun arbeiten sie noch eine Zeit lang mit dem Daumen allein, bis auch dieser in ähnlicher Weise afficirt wird. Schließlich wird die ganze Hand unbrauchbar, indem sie bei jedem Schreibversuche heftig zittert. Dieser sogenannte „Schreibekrampf" findet sich auch bei Graveuren, Nähterinnen, Klavierspielern, Geigern, Harfenspielern, Schriftsetzern, Tuchscheerern, Blumenmacherinnen und wird daher richtiger professioneller Krampf genannt. Er kann alle Muskeln des Vorderarms und Oberarms ergreifen, befällt aber mit Vorliebe die Zwischenknochenmuskeln (Interossei) und die Muskeln des Daumenballens. Das beste Mittel, ihm vorzubeugen, ist Turnen. Bei manchen der citirten Beschäftigungen, nicht aber beim Telegrafisten, ist durch mechanische Vorrichtungen, selbst bei Erkrankten, die Fortsetzung der Arbeit ermöglicht worden. Als Heilmittel wurden die Kaltwassercur, welche wenig leistet, und die Electricität, welche gar nichts nützt, bezeichnet. Gewöhnlich ist der professionelle Krampf nur bei Aenderung der Beschäftigung heilbar, manchmal auch dann nicht.

### V. Minenkrankheiten.

Sowohl beim Minenkriege als auch bei den Friedensübungen der Geniebataillone, welche als Vorstudien für diesen wichtigen Theil der Belagerungskunst dienen, wurden wiederholt Massenerkrankungen beobachtet. Sie nehmen um so mehr unser Interesse in Anspruch, da sie nicht auf das Militair allein beschränkt bleiben, sondern auch in Bergwerken und bei Eisenbahnen, bei Stollen und Tunnelbauten, wo mit Pulver gesprengt wird, sich bei den Arbeitern einstellen. Das veranlassende Moment hierbei bilden ersichtlich die beim Verbrennen der explodirenden Stoffe sich entwickelnden Gase, welche das Erdreich durchdringen und die Minengänge und Tunnelle erfüllen; ferner wird allseitig bestätigt, daß große atmosphärische Hitze

bei windstiller Luft, welche die Verflüchtigung der Gase erschwert, die Entstehung der Minenkrankheit begünstigt. Stand, Alter, Gewöhnung an diese Art der Arbeit scheinen ganz einflußlos zu sein, lockerer sandiger Boden und feuchtes Verdämmungsmaterial dagegen für die Erhaltung der Gesundheit der Arbeiter günstige Bedingungen zu bieten. Als Vorboten der Erkrankung führen Einige, die bereits zu wiederholten Malen minenkrank waren, einen süßlichen Geschmack im Munde an, dem bald reichlicher Schweiß, eine allgemeine Erschlaffung, Bewußtlosigkeit, nach Rückkehr des Bewußseins heftiger Kopfschmerz folgen. Bei den meisten traten die Erscheinungen der stärkeren Erkrankung erst ein, nachdem sie aus dem Minengange an die frische Luft gebracht wurden, ähnlich, wie man auch bei Trinkern die Wirkung der im Uebenmaß genossenen Spirituosen, den Ausbruch der vollen Trunkenheit erst dann beobachtet, wenn sie das warme Trinklocal verlassen und in eine kühlere Atmosphäre kommen. Als hervorstechende Erscheinung zeigt sich das Ergriffensein des Nervensystems, das auf der einen Seite das Bild der Depression, auf der andern das der Exaltation darbietet. In ersterer Beziehung sind hervorzuheben das bleiche, kühle Gesicht, die kalten Extremitäten, die auffallend verlangsamte, fast unmerkliche Respiration, der kleine Puls, die Energielosigkeit in allen Bewegungen, die Bewußtlosigkeit; in letzterer Beziehung das von der Ungeberdigkeit bis zur Wuth gesteigerte Aufgeregtsein, die Krämpfe vom Zittern bis zum Tetanus und Opisthotonus. Gemeinsam erscheint ferner die im Verhältniß zur Dignität der Symptome kurze Zeitdauer, da die meisten Kranken schon am nächsten Morgen wieder im Stande waren, ihren Dienst zu verrichten. Doch kommen auch Fälle vor, bei welchen nach Beseitigung der ersten stürmischen Erscheinungen das Unwohlsein sich durch mehrere Tage hinzog, oder gar zum Tode führte. So gelegentlich der Graudenzer Mineurübungen, im August 1873, bei welchen bei einer einzigen Minensprengung 22 Verunglückte, in Summa 81 Unglücksfälle mit 7 Todten beobachtet wurden. Die Analyse der Minengase ergab, daß die Minenluft ein Gemenge ist, das sehr viel NO, $CO_2$, CO und $SH_2$ enthält, deren Einatmung die Veranlassung der Minenkrankheit bildet. Lange Zeit verdächtigte man den sich durch seinen Geruch besonders bemerkbar machenden Schwefelwasserstoff, bis die Minenkrankheit auch bei solchen Sprengungen beobachtet wurde, wo Schießbaumwolle in Verwendung kam, demnach Schwefelwasserstoff nicht entstehen konnte. Es sind vielmehr die Verunreinigung der Luft in den Minengängen und ihr reicher Gehalt an Kohlenoxydgas, das später in die wohl minder schädliche, aber zur Erhaltung der Athmung eben so wenig verwendbare Kohlensäure übergeht, welche allein als das ätiologische Moment der Minenkrankheit betrachtet werden können. Die Prüfung der Minenluft durch Tauben, welche mit Hilfe eines später zu erwähnenden Apparates in die Stollen gestellt wurden, erwies sich als ungenügend, weil Tauben in Localitäten gesund blieben, in welchen die Leute, welche mit dem Herausholen beordert waren, erkrankten. Auch ein sehr sinnreich construirter Klingelapparat, der automatisch den höheren Gehalt der Minenluft an Kohlenoxydgas signalisiren sollte, hat sich als unbrauchbar erwiesen. Sonst sind noch die üblichen Zeichen, verdorbene Luft in Minen zu erkennen, der Geruch der Minenluft und das Verlöschen der Kerzen, welche beide jedoch gewöhnlich erst mit der Gefahr zugleich eintreten. Jetzt wird statt des Pulvers zu Minen-

Bergwerks- und Tunnelarbeiten zumeist ein anderes Material benützt, das Dynamit, welches, abgesehen von den explosiven Wirkungen sich auch in Beziehung auf seinen Einfluß auf die Gesundheit der Arbeiter vom Pulver wesentlich unterscheidet. Die zufällige Berührung des Dynamits, respective der hiermit verunreinigten Lederhandschuhe mit der Körperoberfläche verursacht bei geringer Rötung dieser Teile ein Brennen und Prickeln, welches sich nach dem Abwaschen mit Wasser alsbald wieder verliert, jedoch selbst beim sofortigen Abwaschen Kopfschmerz und Brechreiz hervorruft. Kleinere Gaben bis zu 0,150 Gramm erzeugen eine brennende, stechende Empfindung im Eingeweidetracte, einen blitzartig auftretenden Kopfschmerz, Steigerung des Pulses durch etwa 14 Stunden; die schwersten Erscheinungen, die den Tod nach sich zogen, stellen sich bei jenen ein, die große Gaben Nitroglycerin verschluckt hatten, oder sich bei Sprengarbeiten, besonders in Minen oder Tunnels, den Dämpfen des explodirten Dynamites aussetzten. Mit keiner Fabrikation sind größere Gefahren für die Gesundheit und das Leben der Arbeiter verbunden, als mit der Darstellung von Nitroglycerin und der aus demselben zu Sprengzwecken hergestellten Präparate. Selbstverständlich besteht hierüber in allen Ländern eine Reihe von Vorschriften, welche trotz der striktesten Durchführung doch nicht allen Unglücksfällen vorbeugen können, weil eben alle Bedingungen der Explodirbarkeit noch nicht bekannt sind. Jeder neue Unglücksfall muß daher zu genauen Recherchen Veranlassung geben, um die Gründe desselben zu erforschen. Doch treten, wie wir zugeben müssen, diesen Untersuchungen ungeheure Schwierigkeiten entgegen. In der Regel werden bei den Explosionen die Fabrikslocalitäten und sämmtliche Arbeiter in Atome zerschmettert, so daß nur spärliche Anhaltspunkte für die Beobachtungen übrig bleiben. Dagegen möchten wir auf eine Lücke in der Gesetzgebung über Bergwesen und einschlägige Bauarbeiten aufmerksam machen, deren sofortige Ausfüllung manche Unglücksfälle reduciren und bei andern zur Rettung der Verunglückten wesentlich beitragen dürfte. Bei allen solchen Unternehmungen sollten nämlich Athmungsapparate vorräthig gehalten werden. Auf der letzten Pariser Ausstellung waren noch immer jene von Rouquayroll-Denayrouze in Paris die bestconstruirten, und würde sich hier speciell jene Form empfehlen, bei welcher ein in Tornisterform gebrachter Apparat mit einem Luftbehälter, mit der Luftpumpe gefüllt, im Stande ist, die Athmung des Mannes, der ihn trägt, durch beinahe eine Stunde zu unterhalten, ja durch Mitgabe eines Karrens, auf welchem sich mehrere Luftbehälter befinden, die nach Bedarf mit dem Tornister verbunden werden können, kann die Zeit des Aufenthaltes in mit schädlichen Gasen erfüllten Räumen beliebig verlängert werden. Solche Apparate werden insbesondere Verwendung finden bei Unglücksfällen, herbeigeführt durch plötzliches Versagen der Ventilation, Grubenbrände, oder wie speciell in unserem Falle massenhafte Entwicklung unathembarer Gase durch Sprengungen in schlecht ventilirten Räumen.

## IV. Fabrikation von Hinterladerpatronen.

Für sämmtliche Knallpräparate, welche zur Füllung von Zündhütchen, Knallbonbons, den Zündmassen der Hinterladerpatronen, Kindergewehre u. s. w. benötigt werden, wird salpetersaures Quecksilberoxyd mit Alkohol gemischt, wobei sich große Massen sehr leicht entzündlicher Salpeter-Aetherdämpfe entwickeln. Die Arbeiter

acquiriren hierbei keine Quecksilberkrankheiten, sondern nur bei unvorsichtiger Einathmung des Dampfes, Schwindel, Kopfschmerz, der sich bis zur Betäubung und Ohnmachten steigern kann; auch sind sie einer nicht zu unterschätzenden Explosionsgefahr ausgesetzt. Viel gefährdeter sind dagegen jene Arbeiter, welche das Knallquecksilber für die Füllung der gewöhnlichen Zündhütchen mit Salpeter, Schwefel und chlorsaurem Kali mischen, es mit in Weingeist aufgelöstem Schellack zu einem Teige verreiben, diesen durch ein Haarsieb körnen und vom Staube absieben, damit dann die noch feuchten Zündpillen mit hölzernen Stiften in die Kupferkapseln gedrückt werden können. Diese Arbeiter athmen den Staub des Quecksilbersalzes ein und bekommen in kurzer Zeit Quecksilberkrankheiten der schwersten Formen. Ferner ist die Explosionsgefahr des Präparates eine ganz ungeheure. Wie man in jedem technischen Handbuche nachlesen kann, soll zwar die Explosionsfähigkeit der feuchten Masse auf ein Minimum reducirt sein und schon bei 5 pCt. Wasser sich nicht über die unmittelbar getroffene Portion fortpflanzen. In der Praxis dagegen läßt sich der Grad der Feuchtigkeit des Präparates nicht immer genau abschätzen nnd trotz aller Vorsicht kommen verheerende Explosionen in den Zündhütchenfabriken vor. So sah der Verfasser, daß das mit Knallquecksilber getränkte Filterpapier, welches ein Arbeiter von einem Glasfilter abhob, diesem die Hand zerschmetterte, und ein zweiter Arbeiter durch die Explosion des Knallquecksilbers, das sich in einem Abwischfetzen angehäuft hatte und über Nacht trocken geworden war, nicht unbedeutende Verletzungen erlitt. Für die österreichischen Hinterlader älterer Construction (Wänzelgewehr) wird das Knallquecksilber mit chlorsaurem Kali, gestoßenem Glas und Leimwasser gemengt. Die Arbeiter, welche das Glas stoßen, bekommen Bluthusten und Entzündungen der Bindehaut der Augen, selbst Hornhautgeschwüre. Das fertige Präparat hat keine besonders starke Explosionsfähigkeit. Es wird in die Löcher einer Kupferplatte gestrichen. Durch den Schlag eines mit Stiften versehenen Stahldeckels fallen die einzelnen Portionen der explodirenden Masse in die Kupferhülsen der Patronen, welche dann in die eigentliche Arbeitsstätte übertragen werden. Dort drücken die Arbeiterinnen, zumeist halberwachsene Mädchen, die Hülsen gegen einen sich sehr schnell um seine Achse drehenden Stahldorn, um die explodirende Masse in die Nuth am Boden der Patronen zu treiben, worauf sie die Hülsen noch einige Augenblicke auf einen ebenfalls sich sehr rasch drehenden Holzdorn stecken, um sie von innen zu poliren. Die Hülsen kommen nun in ein anderes Local, woselbst man sie von außen blank putzt und trocknet, um sie dann dem Aerar zur Füllung mit Pulver und der Kugel abzuliefern. Die zu verarbeitende Masse muß ziemlich trocken sein, da sie sonst theilweise auch an den Wänden der Hülsen kleben bleiben und beim nachherigen Einstampfen des Pulvers explodiren könnte, und entwickelt demzufolge während der Verarbeitung sehr viel Staub der gefährlichsten Art. Wer auch nur eine halbe Stunde in den Arbeitslocalitäten verweilt, bekommt schon einen ganz eigenthümlichen Schnupfen. Wer aber gezwungen ist, dort den größeren Theil des Tages zuzubringen, wird quecksilberkrank, und fand ich in einer dieser Fabriken ein Drittel des Personals an leichteren Formen der Quecksilberkrankheiten erkrankt, als: Zahnfäule, Speichelfluß, menorrhagischen Störungen, Metrorrhagien, Bluthusten, hydrargyrotischer Bleichsucht, Mundgeschwüren, Hautausschlägen und Zittern aller Muskeln. Da die Arbeiterinnen,

wenn sie intensiver erkranken, sofort entlassen werden und dann sich theils in die häusliche Pflege begeben, theils in ihre Heimat zurückreisen oder in den Spitälern der Vororte und den großen Krankenhäusern Wiens Hilfe suchen, so müssen dort die an den schwersten Formen Erkrankten aufgesucht werden. Hier fand ich denn auch die chronischen, subacuten und acuten Formen der Hydrargyrose in reichster Auswahl und waren selbe um so leichter wissenschaftlich zu constatiren, da mehrere Arbeiterinnen unter Delirien, colliquativen Diarrhöen, allgemeiner Blutzersetzung und Erschöpfung erlagen und zur Section gelangten. Die Zahl der bereits Vergifteten läßt sich nicht genau controliren. Sie muß aber sehr bedeutend sein, wenn man erwägt, daß, wie uns mitgetheilt wurde, die Mädchen in den Fabriken alle zwei bis drei Monate gewechselt werden müssen. Hirt hat dagegen bei einem Besuche in der großen Percussion-cap-Manufactory von W. in Birmingham glänzende Gesundheitsverhältnisse gefunden, ebenso wurde ihm von Dr. Graf in Elberfeld mitgetheilt, daß in der Zündhütchen und Patronenfabrik in Düsseldorf der Gesundheitszustand der Arbeiter nichts zu wünschen übrig lasse. Eulenberg, ebenfalls einer von Jenen, die berufen sind, über Arbeiterkrankheiten ein autoritatives Votum abzugeben, fand dagegen bei diesen Arbeitern häufig ein blasses, kachektisches Aussehen, und mehr oder weniger Spuren einer Quecksilberkachexie, ja in einer preußischen Fabrik hatten sogar die Knaben, welche den pressenden Männern zur Hand gingen, sowie die Mädchen, welche mit dem Sortiren der Zündhütchen im Laderaume beschäftigt waren, mercurielle Affektionen des Zahnfleisches. Wir haben keinen Grund, an der Wahrheit der Angaben eines dieser Beobachter zu zweifeln, wir müssen vielmehr annehmen, daß, wenn bei einem und demselben Fabrikationszweige in verschiedenen Fabriken die Gesundheitsverhältnisse so wesentlich differiren, das Motiv hierzu in der hygienisch mehr oder minder zweckmäßigen Anlage des Etablissements, in der Fabrikationsmethode und den hygienischen Vorrichtungen zum Schutze der Arbeiter zu suchen sei. Hiermit ist aber auch der Nachweis geliefert, daß bei diesem Fabrikszweige sich Bedeutendes leisten lasse. Bei den Wiener Fabriken, welche in sanitärer Beziehung so furchtbare Resultate lieferten, hat nach der gewiß unbefangenen Angabe des Wiener Stadtphysikus Dr. Franz Innhauser die Militärbehörde, welcher nur daran lag, die Patronenhülsen baldmöglichst gefüllt zu erhalten, die Arbeit demjenigen gegeben, der sich darum meldete, unbekümmert, ob derselbe die Concession zum Betriebe eines der Gesundheit nachteiligen, unter die Bestimmungen des § 33 der österreichischen Gewerbeordnung fallenden Geschäftes habe, ja es wurde nicht einmal den politischen Behörden eine Mitteilung über diejenigen gemacht, welche die Arbeit erstanden hatten. Letztere, welche sammt und sonders diesen Geschäftszweig nie betrieben hatten, richteten dazu die Localitäten ein, wie sie ihnen eben zu Gebote standen, so leerstehende Stallungen und Schuppen, die daher in keiner Weise jenen Bedingungen entsprachen, welche vom sanitätspolizeilichen Standpunkte aus, im Interesse der beim Geschäftsbetriebe Beschäftigten, als nothwendig vorhanden gefordert werden mußten, glaubten auch übrigens genug gethan zu haben, wenn sie den Arbeitenden einige Maaß Wasser zur Disposition stellten. Daher kam es, das zur möglichsten Ausnützung der Localitäten die Arbeiterinnen so nahe an einander gestellt wurden, daß selbe nicht in einer mit dem Arbeitstische parallelen, sondern auf diesen senkrecht stehenden Richtung arbeiten

konnten, die Arbeitslocalitäten somit überfüllt wurden, derart, daß in einem verhältnißmäßig kleinen Raum 70 bis 80 Arbeiterinnen placirt waren, während nur 35 bis 40 entsprechenden Platz fanden. Die Oberkleider waren in den Arbeitszimmern hinterlegt, somit dem abfallenden Staube der Zündmasse ausgesetzt. Von Ventilation keine Rede, Waschapparate eben so wenig vorhanden, als ein Platz, wo die Arbeitenden außerhalb des Arbeitsraumes Nahrungsmittel hätten genießen können. Dazu waren auch die Trockenlocalitäten in Verbindung mit den Arbeitsräumen. Es waren somit alle Verhältnisse derart, daß die durch den Geschäftszweig selbst bedingten gesundheitswidrigen Nachtheile durch die Beschaffenheit der Localitäten und deren Benützung um so mehr vermehrt wurden, als die Arbeitszeit $11^1/_2$ Stunden betrug, somit die Gesundheitsschädlichkeiten eben so lange täglich im Arbeitslocale einwirken konnten, bei den gegebenen Verhältnissen aber noch außerhalb desselben fortwirkten. Doch auch in Beziehung auf die Willigkeit des Personals, hygienischen Vorschriften Folge zu leisten, wurde man in den Patronenfabriken nicht verwöhnt. In einer derselben, in welcher der Verfasser dieses als Fabriksarzt angestellt war, zeigten sich die jedenfalls intelligenteren Männer einiger Belehrung fähig. Die Arbeiterinnen schlugen mit dem größten Leichtsinne alle Rathschläge in den Wind. Das Vorbinden von Respiratoren erklärten sie als lächerliche Seccatur, da hierdurch die Unterhaltung respektive das Plaudern behindert werde. Das Essen mit ungewaschenen Händen im Arbeitsraume war weder durch Drohungen noch durch Strafen hintanzuhalten. Nur die Arbeitskleider fanden so großen Anklang, daß die Arbeiterinnen regelmäßig vergaßen, sie beim Fortgehen aus der Fabrik abzulegen und den anderen Morgen wiederzubringen und der Consum in diesem Artikel beträchtliche Dimensionen annahm.

Ungewohnt, daß von Seite des Arbeitgebenden etwas zu seinem Heile geschehe, wird der Arbeiter anfangs jede Neuerung mit Mißtrauen und Unglauben betrachten; doch möge man niemals ihm gegenüber die Geduld verlieren. Nur durch eiserne Consequenz, verbunden mit unablässiger Wiederholung der Motivirung wird man ihn überzeugen, daß man in *seinem* Interesse handle, und erst dann wird er selbst die pünktliche und gewissenhafte Ausführung der ihm ertheilten Rathschläge überwachen. Will man aber gründlich vorgehen, verhindern, daß eine körperlich und geistig verkommene Generation aufwachse, will man, daß intelligente Arbeiter hygienischen Bestrebungen volles Verständniß entgegenbringen, *so schließe man die Fabriksschulen*. Das müde gehetzte Fabrikskind, welches die ganze Woche mit dem Dampfe in ein Joch gespannt, über seine Leistungsfähigkeit hinaus angestrengt wurde, wird nur in seltenen Ausnahmsfällen in der Sonntagsschule an seiner geistigen Ausbildung arbeiten können. Was wir verlangen und was von allen zu Reformen auf diesem Gebiete Berufenen bei jeder Gelegenheit betont wurde, das ist die Aufhebung jener Ausnahmsgesetze für Fabrikskinder, welche sie von der allgemeinen Schulpflicht ausschließen und sie auf wenige Schulstunden in der Woche beschränken. Vom sanitären Standpunkte ausgehend, müssen wir fordern, daß die Fabrikskinder nicht schlechter behandelt werden als andere und hält man die allgemeine Schulpflicht für nothwendig, so gibt es keinen Rechtsgrund, eine Tausende von Individuen umfassende Gruppe unter Ausnahmsgesetze zu stellen. Wohl hat man sich beim Studium der Mittel, den Berufskrankheiten

vorzubeugen, scheinbar zunächst nur um das physische Wohl der Arbeiter zu kümmern, aber nie wird man im Stande sein, die sanitären Interessen ohne Verbesserung der materiellen Lage und Hebung der geistigen Bildung des Individuums zu fördern.

---

## Unsere gefährdete Exportindustrie.

Von
Dr. E. Laspeyres.
Gießen.

Wir stehen noch mitten in der ersten Lesung der Tarifvorlagen. Noch weiß Niemand wie die Würfel fallen, ob wir Schutzzölle erhalten, ob viele, ob hohe. Wir können daher nur fragen, wie die deutsche Volkswirthschaft sich entwickeln wird, wenn wir Schutzzölle an Zahl und an Höhe von nennenswerther Bedeutung erhalten. Prophezeien ist nicht leicht, wenn es dem Propheten daran liegt, von der Wirklichkeit nicht Lügen gestraft zu werden. Auf die Gefahr hin, daß wir in diese Lage kommen, wollen wir uns und den Lesern klar zu machen suchen wohin wir steuern. Früher einmal in der Revue bei der Entwickelung des deutschen Getreidehandels und der deutschen Getreidepreise sagten wir, es wäre leichter, für die etwas entferntere Zukunft als für die nächstliegenden Jahre die Preisbesserung vorherzusagen. Der Grund war der, daß über die Getreidepreise der nächsten einzelnen Jahre in erster Linie der jedesmalige Ernteausfall in Deutschland, in Europa, ja eines großen Theils der außereuropäischen Welt entscheidet, während für den Durchschnitt einer längeren Reihe von Jahren eine weitere starke Preissteigerung des Getreides in Deutschland uns unmöglich erscheint, wegen der stets mit den Eisenbahnen wachsenden Concurrenz des Auslandes. Wenn freilich jetzt diese Concurrenz des Auslandes durch Kornzölle eingeengt wird, dann kann unsere Voraussage, weil die Dinge sich nicht natürlich entwickeln können, auch nicht in demselben Maaße eintreffen.

Wenn wir in Folgendem von der künftigen Entwickelung der deutschen Exportindustrie sprechen wollen, so gilt auch hier, daß wir leichter die etwas weiter hinausliegende Zukunft, wie sie sich aus dem Durchschnitt längerer Jahre ergiebt, uns vorstellen können, als die der allernächsten einzelnen Jahre, weil jede Uebergangszeit unberechenbar ist, und der Charakter eines einzelnen Jahres, ähnlich von Zufällen, oder richtiger gesagt, nur dem betreffenden Jahre eigenthümlichen Umständen abhängt, wie ein Ernteausfall. Deutschland war, wie wir dies mehrfach in der Revue angedeutet haben, auf dem besten Wege ein bedeutendes Industrieland zu werden, ein Land, welches in erster Linie Rohstoffe und Nahrungsmittel einführt, um dieselben für den einheimischen Consum und für die Wiederausfuhr zu verarbeiten.

Wir wollen in Nachstehendem versuchen dies etwas in Zahlen auszuführen, soweit unsere Statistik dies erlaubt. Dies „soweit" ist leider nicht sehr weit, denn die Statistik läßt uns fast ganz im Stiche. Eine regelmäßige Industriestatistik besitzen wir nur für einzelne Ausnahmefälle, nämlich für die Industrieen, welche der Staat selbst betreibt, namentlich Eisenbahnbetrieb, Waldbau, Bergbau, ferner für

die an den letzteren sich anschließenden Mineralverarbeitungen namentlich in Eisen. Endlich können wir die Bedeutung der einen Textilbranche, Baumwolle, in ihrer Größe berechnen, weil wir das Rohmaterial nur vom Auslande erhalten. Ueber alle anderen Industrieen sind wir, was die Production angeht, fast ganz im Unklaren. Wir wissen nicht einmal, wie viel Rohstoffe gewonnen und verarbeitet werden. Wüßten wir dies, dann könnten wir die Industrie annähernd schätzen, indem wir zu der Production die Einfuhr addiren und die Ausfuhr subtrahiren. Im vergangenen Jahre haben wir wenigstens eine erste allgemeine deutsche Erntestatistik, die jetzt jährlich gemacht werden soll, erhalten, deren Ergebnisse mit der Zeit sehr werthvoll werden, wir sagen mit der Zeit, denn die Kenntniß von der Ernte eines Jahres nützt nicht viel, da wir erst aus einer Reihe von Ernten erfahren, ob die Ernte dieser Jahre gut, mittel oder schlecht war. Werthvoller ist schon der andere Theil der 1878 zum ersten Mal gemachten Agrarstatistik, die Statistik der Anbauflächen für die hauptsächlichsten landwirthschaftlichen Producte. Es ist gewissermaßen eine Statistik der Productionsanlagen, die freilich auch einen vollen Werth erst erhält, wenn wir die Veränderungen in den Productionsanlagen, d. h. hier in den Anbauflächen, durch eine lange Reihe von Jahren zur Vergleichung vor uns liegen haben; allgemein ausgedrückt, wenn wir statt des einmaligen Standes die allmälige Bewegung kennen. Für die anderen Erwerbszweige, namentlich für die ganze Industrie, liegt uns jetzt eine Statistik des einmaligen Standes derselben in der eben erschienenen 2 Bände starken Publication des statistischen Amtes über die Ergebnisse der Industriestatistik vor. Leider passen die Daten auf heute schon nicht mehr, denn es sind die Resultate von Erhebungen aus dem Jahre 1875. Auch ist diese Industriestatistik kaum mehr als eine Statistik der Industrieanlagen, eine Statistik der Production ist sie nicht. Eine solche werden wir in brauchbarer Form überhaupt noch nicht so bald erhalten, weil sie zu schwierig ist. Für die Lage unserer Industrie haben wir nur indirecte Kriterien und auch diese in unvollkommenerer Form als die meisten anderen Länder der civilisirten Welt. Die Production müssen wir aus dem Verhältniß von Einfuhr zu Ausfuhr uns künstlich construiren. Das ginge recht leidlich, namentlich so weit es sich um die Bewegung der Industrie, nicht um einen einmaligen Stand derselben handelt, wenn nur unsere Handelsstatistik genügte. Dieselbe genügt aber höchstens für die Einfuhr, nicht für die Ausfuhr. Man ist lange darüber einig, daß die deutsche Ausfuhr viel größer ist als die vom statistischen Amt publicirten jährlichen Daten besagen, weil eine Menge Ausfuhr den Zollbehörden entgeht. Die Einfuhrstatistik ist nur darum leidlich, weil alle Einfuhr der Zollcontrole unterliegt, auch wenn die eingeführten Artikel zollfrei sind. Beim Ausgang der Waaren fehlt diese Controle, weil wir keine Ausgangszölle haben. Wir können daher gegenüber der ganz bekannten Einfuhr nur reden von dem uns bekannten Bruchtheil der Ausfuhr. Wie groß dieser Bruchtheil ist, ahnen wir nicht, nur das können wir annehmen, daß der Bruchtheil jedes Jahr ungefähr gleich groß ist, da die Gründe, aus denen ein Theil der Ausfuhr sich dem Auge der Zollbehörde entzieht, von Jahr zu Jahr im Wesentlichen gleich stark bleiben. Wir haben es also mit einem „durchgehenden" Fehler zu thun, der wohl die Brauchbarkeit der absoluten, nicht aber der relativen Zahlen, der Vergleichungszahlen, beeinträchtigt. Ein weiterer Uebelstand ist, daß wir die Einfuhr

eines Jahres mit der eines anderen nicht immer vergleichen können, wenn die Zollgesetzgebung inzwischen sich geändert hat. Bei allen Eingangszoll zahlenden Waaren wird die bei der centralen Lage Deutschlands oft recht bedeutende Durchfuhr neben der Einfuhr zum Verbleib angeschrieben, bei zollfreien Artikeln aber fallen Einfuhr zum Verbleib und Einfuhr zur Wiederausfuhr zusammen. Dies ist namentlich beim Eisen der Grund, warum die Einfuhren der Jahre 1877 und 1878 mit den früheren Jahren nicht verglichen werden können, da am 1. Januar 1876 mit ein paar kleinen Ausnahmen die Eisenzölle fortfielen. Ebenso wie in der Einfuhr zollfreier Artikel die Durchfuhr mit enthalten ist, so auch bei denselben Artikeln in der Ausfuhr. Also auch die Ausfuhr eines Jahres läßt sich mit der Ausfuhr eines anderen Jahres nur vergleichen bei den Artikeln, welche in beiden Jahren eingangszollpflichtig waren. So bleibt nur übrig der Beobachtung zu Grunde zu legen das Verhältniß von Einfuhr zu Ausfuhr, die Mehreinfuhr und die Mindereinfuhr oder die Minderausfuhr und die Mehrausfuhr, und auch dies nur unter der obigen Beschränkung: Verhältniß der ganz bekannten Einfuhr zu dem bekannten Bruchtheil der Ausfuhr. Aber selbst unter dieser Beschränkung bleiben die Ergebnisse für Deutschland immer noch interessant genug.

Unsere Einfuhr hat seit dem Jahre 1873 abgenommen, der uns bekannte Theil der Ausfuhr aber zugenommen, noch dazu in einer Zeit, in welcher alle Handelswerthe sanken, und in welcher andere Länder namentlich England seine Ausfuhren abnehmen sahen.

Doch halten wir uns hierbei nicht auf, sondern fragen wir, ob der uns bekannte Theil der Ausfuhr in allen Waarenarten kleiner ist als die Einfuhr? Keineswegs. In vielen Zweigen ist die Einfuhr geringer als die uns bekannte Ausfuhr, also noch viel geringer (aber unbekannt, wie viel geringer) als die wirkliche Ausfuhr. Auf der anderen Seite ist das Uebergewicht der wirklichen Einfuhr über die wirkliche Ausfuhr nicht so groß als das Uebergewicht über den uns bekannten Theil der Ausfuhr. Ein weiterer Uebelstand ist der, daß wir nicht überall Lebensmittel, Rohstoffe, Halbfabrikate und Ganzfabrikate trennen konnten, sondern manche der folgenden Gruppen unterscheiden sich nur dadurch, daß einige weit überwiegend Ganzfabrikate, andere weit überwiegend die andern Handelsgegenstände enthalten. Eine genaue Trennung nach der Verarbeitungsstufe in viele hunderte von Waaren statt der etlichen zwanzig noch etwas gemischten Gruppen zu machen, war uns noch nicht möglich.

Unter den Waaren, welche auch in dem uns bekannten Theil der Ausfuhr überwiegen, stehen (wenn man die „diversen Waaren", welche fast nur in der Ausfuhr wegen ungenügender Declaration vorkommen) obenan die Kunst- und Schmucksachen, in denen wir 259 pCt. mehr aus- als einführen. Dem Gewicht nach führen wir sogar 16 mal soviel aus, der Import besteht aber hier in feineren Producten, der Export aus den Massenartikeln, wie sie Pforzheim und andere Städte liefern. In keinem anderen Artikel differiren die Ausfuhrwerthe so stark von den Einfuhrwerthen. Den Schmucksachen am ähnlichsten sind in Bezug auf das Exportübergewicht Papier, Pappwaaren, Tapeten, welche um 214 pCt. mehr aus- als eingehen. Auch hier überwiegen in der Ausfuhr die gröberen Sorten, aber nicht stark, denn die Mehrausfuhr dem Gewicht nach ist nur 284 pCt. In Stein-, Thon- und

Glaswaaren überwiegt die bekannte Ausfuhr auch noch um 174 pCt. dem Werthe nach. Hier ist der ausgeführte Centner aber durchschnittlich mehr werth als der eingeführte. Auch ausgeführte Leder-, Rauch- und Filzwaaren überwiegen die Einfuhr um 150 pCt., Seiler-, Webe- und Wirkwaaren um 140 pCt., Manuscripte, Drucksachen und Stiche um 128 pCt. Die ausgeführten Leder-, Rauch- und Filzwaaren sind durchschnittlich werthvoller als die eingeführten, ebenso die Seiler-, Webe- und Wirkwaaren, die Drucksachen gleichwerthvoll. Ueberwiegen in der Ausfuhr findet ferner noch statt bei Holz-, Schnitz- und Flechtwaaren mit 100 pCt., bei Kautschuk und Wachswaaren mit 87 pCt., bei fertigen Metallwaaren mit 50 pCt., bei Maschinen, Fahrzeugen und Apparaten mit 19 pCt. Dieses sind fast alles Ganzfabrikate. Von Halbfabrikaten überwiegen in der Ausfuhr mit 101 pCt. nur die Gruppe rohbearbeiteter Metalle, und von Rohstoffen nur 2 Gruppen, darunter nur eine ziemlich stark, nämlich Brennstoffe mit 35 pCt., eine sehr wenig, nämlich Erden, Erze und Steine mit 8 pCt. Also ein Ueberwiegen der Ausfuhr in Rohstoffen und Halbfabrikaten nur ganz ausnahmsweise und außerdem in Rohstoffen auch diese Ausnahmen unbedeutend.

Untersucht man auf der anderen Seite, in welchen Artikeln die Einfuhr stärker ist als die Ausfuhr, so kommen hier fertige Waaren nur wenig vor und ist das Uebergewicht der Einfuhr bei diesen nicht stark, besonders wenn man bedenkt, daß manche Waaren, welche scheinbar ein kleines Uebergewicht der Einfuhr aufweisen, in Wahrheit solche mit Gleichheit oder gar Ausfuhrübergewicht sind, da uns ja ein Theil der Ausfuhr unbekannt bleibt. Von Manufakten mit scheinbarem oder wirklichem Einfuhrübergewicht sind nur zu verzeichnen: Gegohrene Getränke (Wein, Bier, Branntwein) mit 29 pCt. mehr Einfuhr. Ein paar andere Gruppen sind stark gemischt aus Ganz- und Halbfabrikaten, nämlich Droguen und Chemikalien mit 103 pCt. mehr Einfuhr, sowie Tabak und Tabaksfabricate mit 239 pCt. Gerade bei Tabak ergiebt aber eine Trennung in Rohstoffe und in fertige Producte, daß das Einfuhrübergewicht fast ganz in den Rohstoffen liegt, bei Ausfuhrübergewicht in den fertigen Producten, den Cigarren. Alle anderen Waaren mit starkem Einfuhrübergewicht sind Halbfabrikate und noch mehr Rohstoffe und Nahrungsmittel. So ist bei Bau-, Nutz- und Schnitzholz das Uebergewicht der Einfuhr 322 pCt., bei Zucker und Colonialwaaren 226 pCt., bei Garnen 204 pCt., bei Harzen, Fetten, Oelen, Seifen 187 pCt., bei Spinnstoffen gleichsfalls 187 pCt., bei Filzstoffen, Haaren und Federn 102 pCt., bei Getreide- und Mahlfabrikaten 86 pCt., bei Sämereien, Früchten und Gewächsen 73 pCt., bei Dünger und Abfällen 69 pCt., bei Rohmetallen 56 pCt., bei Thieren und animalischer Nahrung 34 pCt. Also immer Rohstoffe oder höchstens halbfertige Waaren.

Und das sind nicht etwa zufällige Resultate eines Jahres, sondern der Durchschnitt der letzten sechs Jahre 1872—77 incl., also gute und schlechte Jahre durcheinander. Deutschlands Handel hat also schon sehr entschieden den Charakter eines überwiegend industriellen Landes, und dieser Charakter hat in den letzten Jahren sehr bedeutend an Intensität gewonnen. In den letzten drei Jahren 1875, 1876, 1877 ist da, wo schon früher ein Einfuhrübergewicht stattfand, dasselbe gewachsen, wo aber ein Ausfuhrübergewicht war, dieses noch viel mehr, natürlich nicht ausnahmslos in allen Waaren, wol aber in den meisten. Schon im ganzen

Durchschnitt aller Waaren zeigt sich dies. Während 1872—1874 die Einfuhr noch 53,1 pCt. größer war als der uns unbekannte Theil der Ausfuhr, ist 1875—1877 dies Uebergewicht nur noch 41,7 pCt., also eine ganz gewaltige Mehrsteigerung der Ausfuhr als der Einfuhr. Mit Einzelheiten wollen wir aber die Leser nicht ermüden. Wir haben Manchem wohl schon zu viel Zahlen gebracht.

Diese unsere so mächtig sich entwickelnde Exportindustrie ist nun auf dreifache Art gefährdet seit 1—2 Jahren von Seiten der fremden Volkswirthschaften und seit diesem Jahre auch von Seiten unserer eigenen deutschen Wirthschaft. Die Staaten, in welche wir hauptsächlich unsere Manufacte exportiren, haben sich mehr und mehr denselben durch hohe Zölle verschlossen oder drohen mit denselben, so Rußland, Oesterreich, Frankreich, Nordamerika. Statt daß nun das Reich versuchte, diese Gefahren zu mildern, sollen nach den Bundesrathsvorlagen dieselben verschärft werden. Deutschland will gleichfalls die fremden Waaren mit höheren Zöllen belegen. Die Folge kann nur sein, daß das Ausland seine Schutzpolitik verschärft. Außerdem will der neue Zolltarif den Industrieen ihre Rohstoffe und Halbfabrikate durch Eingangszölle vertheuern, also *Absatzerschwerung und Productionserschwerung zu gleicher Zeit. Wie viel Industrieen werden das lange aushalten können?* Daß zu gleicher Zeit diese Industrieen im einheimischen Markt gegen ausländische Concurrenz geschützt werden sollen, hilft ihnen nicht viel, denn sie arbeiten eben nicht für den einheimischen, sondern für den fremden Markt oder beherrschen den inländischen auch schon beim bisherigen Schutz. Ihr auswärtiger Markt geht ihnen verloren, ohne daß sie den inländischen dafür in gleichem Maaße erweitern.

Nun wird freilich gesagt, die jetzt projectirten deutschen Zölle mit oder ohne ihre zu Kampfzwecken erlaubte Verdoppelung durch den Bundesrath sind nur vorübergehend gemeint, um die fremden Staaten zu zwingen, ihre Zölle wieder herabzusetzen. Gesetzt, dieses gelänge mit der Zeit, so wäre das doch für alle die Industrieen, welche indessen ruinirt worden sind, von gar keinem Nutzen. Die spätere Wiederherabsetzung der Eingangszölle in den Ländern, in welche der deutsche Export ging, aber nach der Vernichtung nicht mehr gehen wird, hilft den einmal untergegangenen Industrieen gar Nichts.

Diejenigen, welche jetzt der herrschenden Mode folgend, denn auch hier kommt es auf die Mode an, auf den Exporthandel so wenig geben, daß sie ihn einer sehr fraglichen Hebung des inländischen Absatzes in ganz anderen Productionszweigen opfern, leugnen freilich, daß derselbe wesentlich gefährdet ist, und leider werden die Thatsachen *scheinbar* diese Behauptung rechtfertigen. Unsere *Exportziffern*, namentlich in Manufacten, werden in den nächsten Jahren wahrscheinlich nicht abnehmen, vielleicht sogar steigen, nicht weil der Export, sondern weil der *bekannte* Theil des Exportes wachsen wird. Zugleich mit den Veränderungen im Zolltarif wird eine Veränderung in der Zollstatistik in's Leben treten, durch welche die Ausfuhr genauer ermittelt werden wird als bisher. Nach dem Entwurfe über die neue Handelsstatistik sollen alle Waaren bei der Ausfuhr einem kleinen Zolle, einer sog. statistischen Gebühr unterworfen werden, gerade damit man die Ausfuhr genauer kennen lernt als bisher. Kommt diese Reform zu Stande, dann wird man aber nicht herausfinden können, ob die Ausfuhrziffern gestiegen sind, weil man

die Ausfuhr genauer kennen lernt als bisher, oder weil die Ausfuhr wirklich zugenommen hat. Ja, die Ausfuhr kann in Wahrheit bedeutend abnehmen und scheinbar, in den Exportziffern, stark wachsen. Aus diesem Grunde wäre zu wünschen, daß die Reform unserer Handelsstatistik noch eine Zeit lang unterbliebe, um die Wirkungen der Zollerhöhungen ziffermäßig zu übersehen, aus anderen Gründen ist freilich eine baldige Verbesserung unserer Handelsstatistik sehr wünschenswerth. Wir werden dann wenigstens fortan bei Zollreformen weniger im Dunkeln tappen als bisher.

---

## Die Productionskosten des Getreides.

Von
**K. Birnbaum.**
Leipzig.

Die Getreideproductionskosten spielen heutzutage für die beabsichtigten Zollreformen eine so wichtige Rolle, daß es wohl der Mühe werth ist, ihrer einmal ausführlich zu gedenken. Das soll einfach dadurch geschehen, daß die Art und Weise, wie man heutzutage in der Landwirthschaft die Kosten des Ackerbaues berechnet und berechnen kann, dargelegt wird. Die Darstellung wird zu dem Beweis führen, daß alle Angaben Einzelner darüber, was ein Centner Getreide bei ihnen zu erzeugen gekostet habe oder durchschnittlich koste, nur höchstens auf Wahrscheinlichkeitsberechnung, nicht aber auf durch exacte Buchung gewonnene Zahlenresultate basirt werden können. Von allen Wahrscheinlichkeitsrechnungen in der Landwirthschaft gilt aber heutzutage noch das, was seiner Zeit A. Thaer (in Annalen von Möglin, VII. Band S. 483) gelegentlich der Besprechung der Taxprincipien der Pfandbriefsinstitute darüber sagte, nämlich: „Die redlichen und aufrichtigen Männer in diesem Fache haben kein anderes Mittel, als sich nach einer allgemeinen Uebersicht des Gutes und eingezogenen Erkundigungen eine allgemeine Idee von seinem Werthe zu machen und sich diesen durch mannigfache erlaubte Windungen in dem Endresultate der Taxe zu nähern."

Für unser ganzes landwirthschaftliches Rechenwesen haben wir bis zur Stunde noch keine sicheren Grundlagen gewinnen können; im Großen und Ganzen kommt es noch immer auf eine reine Controlrechnung über Bestand, Abgang und Zugang heraus, so wie sich die Buchführung nach und nach aus der früheren reinen Naturalwirthschaft in den drei Hauptformen, der sogenannten kameralistischen, der Register- und der Tabellenform, entwickelt hat. Alles, was man bis jetzt in Bezug auf die Einführung der kaufmännischen einfachen oder doppelten Buchführung versucht hat, ist das Werk Einzelner geblieben und diese haben sich die Grundlagen zu ihren calculatorischen, gerade für den landwirthschaftlichen Betrieb so wichtigen, Berechnungen selbst bilden müssen und deshalb auch stets nur bei Einzelnen, nie allgemein, Anerkennung dafür gefunden.

Da es nun eine sehr große Anzahl von Versuchen giebt, praktische Anweisungen zu Buchführungen nach einfachem oder doppeltem System für den Landwirth zu entwerfen und Jeder, welcher einen solchen Versuch machte, von anderen Voraussetzungen und anderen Methoden der Preisbestimmung u. s. w. ausging, so kann man auf Angaben über Rechnungsresultate aus dem landwirthschaftlichen Be-

trieb nur dann Werth legen, wenn dazu genau der Weg angegeben wird, wie solche gewonnen worden sind. Kein Chemiker einer landwirthschaftlichen Versuchsstation, kein Physiologe oder Botaniker wird es wagen, seinen Collegen das Ergebniß wissenschaftlicher Forschungen mitzutheilen, ohne genau anzugeben, auf welchem Wege er zu denselben gekommen ist; der Praktiker hält sich für berechtigt, seine vorgefaßte Meinung darüber, daß bei den heutigen Marktpreisen das Getreide nur mit Schaden verkauft werden könne, ohne Weiteres auszusprechen und verlangt, daß man ihm ebenfalls ohne Weiteres glauben, und dann mit ihm für die Nothwendigkeit eines Schutzzolls agitiren soll. Einen Beweis für die Richtigkeit der Annahme zu geben, das hält man einfach für überflüssig. Die schutzzöllnerischen Fabrikanten und Industriellen geben sich wenigstens Mühe, ihre Forderung rechnerisch zu begründen; wird bei solchen Begründungen freilich öfters arger Mißbrauch mit Zahlen getrieben, so schadet das doch in sofern nicht auf die Dauer, als der Sachverständige den Mißbrauch nachweisen, bezw. die Berechnung corrigiren kann. Die schutzzöllnerisch gesinnten Landwirthe sagen einfach: „Da der Centner Roggen auf dem Markte nur x Mark kostet, unter y Mark aber nicht im Durchschnitt in Deutschland gezogen werden kann und Deutschland etwa 100 Millionen Centner Roggen baut, so erwächst dadurch der Landwirthschaft ein directer Nachtheil von $100 \times y - x$ und kann folglich nur Zollschutz diesen colossalen Verlust verhindern."

Welche Ziffern die Herren dabei für y annehmen, ist ganz gleichgültig; y wird stets viel größer als x dargestellt; von Einem um 3, von Anderen um 2 oder um 1 Mark größer; am meisten glaubt man natürlich ausrichten zu können, wenn man gleich 300 Millionen Mark Schaden annimmt; — die Zahlen auch nur annähernd zu begründen — das hält man für überflüssig.

Man verfährt hiermit gerade so, wie mit der Klage über Ueberbürdung mit Steuern; ein großer Theil unserer Landwirthe glaubt daran, wie an das Evangelium; bewiesen hat sie noch keiner. (Vgl. hierüber die vom Verfasser bearbeitete kleine Druckschrift „Kann eine Ueberbürdung des Grundbesitzes nachgewiesen werden oder nicht?" — Leipzig 1872.) Sowie hier läßt sich auch die Frage aufstellen:

> „Kann die Höhe der Productionskosten des Roggens nachgewiesen werden oder nicht?"

Verfasser antwortet mit Ja und Nein; Ja, wenn man sich über die zur landwirthschaftlichen Buchführung erforderlichen Grundlagen genau verständigen will —, Nein, — wenn das nicht geschieht. Geschehen ist das bis jetzt nicht. Die Sache scheint außerordentlich einfach zu sein; ist es aber nicht. Die Kosten im Feldbau können nämlich nur bestehen in:

a) dem Zins vom Werthe oder dem Pachtgeld für das Feld,
b) den gesammten Hand- und Spannarbeitskosten von der Bestellung bis zur Herstellung der marktfähigen Waare,
c) dem Aufwand für Dünger,
d) dem Aufwand für Saatgut,
e) der Ausgabe für Strohbänder zum Binden der Garben, und Hagelversicherung,
f) den Lagerungskosten, incl. Schwindungsverlust, in den Scheunen und auf den Kornböden,

g) den Marktfuhrkosten beim Verkaufe auf dem Markte, incl. Mäklergebühr, Abladelohn u. s. w.
h) dem Aufwand für Aufsicht (Verwaltung),
i) dem etwaigen Antheil an allgemeinen Kosten.

Damit wäre das Schema der Kostenberechnung fertig; tritt man nun aber an die Aufgabe, das Schema auszufüllen, dann stößt man sehr bald auf Hindernisse und Schwierigkeiten mancherlei Art, unter welchen die der gerechten Vertheilung der Kosten auf die sämmtlichen Ernteproducte noch die leichteste genannt werden muß, wennschon auch hierüber noch keine Einhelligkeit der Ansicht besteht.

Man erntet nämlich zunächst das Getreide in Garben und diese müssen, wenn man die Körner haben will, gedroschen werden; beim Dreschen zerfallen aber die Garben in: gute Körner und sog. Hinterfrucht, in Stroh und in Spreu (Kaff, Ueberkehr).

Wie viel geben 100 Ctr. Garbengewicht an guten Körnern, an Hinterfrucht, an Stroh und an Spreu?

Darauf giebt die Literatur nur noch in sehr mangelhafter Weise Antwort und kann man überhaupt nur in Minimal- und Maximalzahlen Antwort verlangen, da Boden, Klima, Düngung, Bestellung, Vorfrucht und die Art des Dreschens auf das Verhältniß von Einfluß sind. Die Garben sebst werden durchaus nicht gleich schwer gemacht; man rechnet aber allerwärts noch nach Schock und nicht nach Gewicht der Garben.

Es ist nun sicher durchaus nicht gleichgiltig, wenn man von den Productionskosten des Roggens reden will, wie viel man pro Centner Garbengewicht oder pro Schock an Körnern erhält und wie viel an Nebenproducten.

Im großen Durchschnitt kann man pro Schock (60 Garben) Roggen ein Gewicht von 480 Kilo rechnen und ebenso annehmen, daß dieses Gewicht beim Dreschen zerfällt in 136 Kilo gute Körner

| | | |
|---|---|---|
| 8 | „ | Hinterfrüchte |
| 319 | „ | Stroh |
| 17 | „ | Spreu (Kaff und Ueberkehr) |
| 480 Kilo. | | |

Die Körner bilden also nur 28,3 pCt. des Erntegewichtes; sie können über 30 und unter 25 pCt. bilden.

Die zweite Schwierigkeit besteht darin, zu welchen Preisen soll man Hinterfrucht, Spreu und Stroh ansetzen? Da dafür nur selten Marktpreise gegeben sind, so muß meistens calculatorisch der Ansatz dazu gefunden werden. Es ist nun wiederum zum gegebenen Zwecke nicht gleichgiltig, zu welchem Procentsatz vom gesammten Werth des Ernteproducts die Marktwaaren Körner, und zu welchem die meist nur in der Wirthschaft selbst gebrauchten Materialien: Hinterfrucht, Stroh und Spreu anzusetzen sind. In der Praxis und in Schriften finden sich darüber sehr verschiedene Angaben, je nach den gewählten Grundlagen.

Nimmt man an, daß die Hinterfrucht 25 pCt. der guten Körner, 100 Kilo Stroh 2,40 und 100 Kilo Spreu 4,20 Mark kosten, so zerfällt das fertige Ernteproduct beim Marktpreis des Roggens von 14 Mark pro 100 Kilo, wie folgt:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 136 | Kilo Roggenkörner | | | 19,04 Mark |
| 8 | „ Hinterfrucht | 0,26 Mark | } | |
| 319 | „ Stroh | 7,65 „ | } | 8,62 „ |
| 17 | „ Spreu | 0,71 „ | } | |
| | | | | 27,66 Mark |

Danach wären also, dem Geldwerth nach, auf die Körner nicht ganz 70 pCt. zu rechnen. Je nach Rechnungsmethode kann aber dieser Satz herunter bis zu 60 und hinauf bis zu 80 pCt. gehen, ja manche Landwirthe rechnen aus Bequemlichkeit für Stroh u. dgl. gar nichts, wobei dann die Körner allein belastet werden müßten.

Gesetzt, es habe Jemand alle diese Vorfragen glücklich gelöst, so kommt er dann zu folgenden weiteren Schwierigkeiten.

a) Viele Eigenthümer wissen gar nicht, zu welchem Geldwerth sie ihre Felder veranschlagen sollen und wenn Taxen vorliegen, so beziehen sich diese meistens auf ein Gut als Ganzes, wobei man den Kaufpreis oder Taxwerth summarisch nach dem Flächengehalt zu berechnen pflegt. Auch die Pächter bieten oder rechnen doch beim Pachtgeld pro Morgen oder Hektar. Diese Preise drücken aber aus: Grund und Boden, Gebäude, Inventar u. s. w. in Summa, dividirt durch die Zahl der Hektare oder Morgen, also sehr viel mehr als bloßen Feldpreis.

Will man nun vom Roggen die Produktionskosten berechnen, so muß man den reinen Feldpreis extra feststellen und nur davon den Zins in Anschlag bringen. In der Regel geschieht das nicht, sondern es wird das volle Pachtgeld pro Hektarantheil unter die Kosten aufgenommen, also der Posten a) zu hoch gerechnet.

b) Was kostet ein Spanntag? Darüber, wie man einen solchen berechnen soll, könnte man allein eine große Abhandlung schreiben; es genüge, hervorzuheben, daß diese Berechnung sehr schwierig ist und von sehr vielen Landwirthen deshalb gar nicht gemacht wird; sie rechnen gar nicht nach Spanntagen, oder setzen sich dafür einen Preis nach Schätzung fest.

c) Einen der schwierigsten Punkte im landwirthschaftlichen Rechenwesen bildet die Preisbestimmung des Stalldüngers; es giebt noch etwa ein Dutzend Methoden hierfür und unter den Fachgenossen viel Streit darüber, welches die beste sei. Jeder wählt sich irgend eine und manche Landwirthe verfahren auch hier so, daß sie gar keinen Ansatz dafür machen, sowie auch für Futter und Stroh oder nur für Stroh.

Ist aber irgend ein Ansatz dafür gegeben, so entsteht die Frage, wie hoch soll die erste, die zweite, die dritte Frucht nach der Düngung belastet werden für den Antheil davon, welchen sie verbraucht, bzw. von der Vorfrucht im Boden noch vorfindet. Auch hierüber sind große Meinungsverschiedenheiten. Je nachdem man hierzu verfährt, kann die Roggenrechnung sehr theuer und billig werden. Vormals gab man den frischen Mist „zu den vornehmsten Früchten“, — das waren die Getreidearten; da im ersten Jahre am meisten von dem einem Felde gegebenen Miste verbraucht wird und verloren geht (man rechnet 60—70 pCt.) so wurde also damals das Getreide am meisten mit dem Posten für Dünger belastet. Inzwischen sind Handels- und Futterpflanzen „vornehmer“, d. h. lohnender geworden; sie hinterlassen gute Felder für Getreide, welches also nun in zweiter und dritter Linie

zu stehen kommt, ohne wesentlich an Ertrag zu verlieren. Jene Pflanzen können viel mehr Productionskosten vertragen, wie das Getreide; wird das Wirthschaften erschwerter, so darf man möglichst wenig Fehler machen, da diese alle Geld kosten. Ein solcher Fehler ist aber jedenfalls der, eine Frucht theurer zu bauen als nöthig ist, oder mit vermehrten Kosten, ohne entsprechenden Gewinn.

Kostet z. B. ein Fuder guter Stalldünger 10 Mark und man düngt gezwungenermaßen stark, also pro 1 ha etwa mit 400 Mark, d. i. 40 Fuder, so kommen davon auf das erste Jahr vielleicht 240 Mark (mehr, weniger), und auf die folgenden Jahre zusammen noch 160 Mark. Wird der Roggen relativ billig, so darf man ihn nicht mehr in erste Linie stellen; Futter- und Handelspflanzen lohnen hier besser; geschieht es dennoch, so wird der Roggen zu theuer erbaut, vielleicht also nicht lohnend, aber nur durch Mangel an Einsicht und diese soll nicht noch prämiirt, d. i. durch Zoll geschützt werden. Viele Landwirthe hängen leider noch am alten Verfahren; sie wissen sich nicht in die Zeit zu schicken.

d und e) Die Ausgaben für Saatgut, Strohbänder und Hagelversicherung sind leicht zu berechnen.

f) Die Lagerungs- und Schwindungskosten (Verlust am Gewicht, durch Ungeziefer, Diebstahl u. s. w.) werden nur selten richtig berechnet; sie können groß und gering sein; erstere repräsentiren den gesammten Aufwand für die Aufbewahrungsräume, dividirt durch den Centner gelagerter Frucht. Man kann hier ohne genaue Buchung leicht zu hoch und zu niedrig rechnen.

Gleiches gilt von g) dem gesammten Betrag der Verkaufskosten. Sie bestehen in Spannfuhrkosten, Knechteunterhalt, Chaussee-, Brückengeld, Abtragegeld, Mäklergebühr u. s. w., dividirt durch den Centner geladener Frucht.

h) Die auf das Feld zu schlagenden Verwaltungskosten sind wiederum nicht leicht zu berechnen, und werden meistens nicht richtig oder nur in Pausch und Bogen veranschlagt unter der Rubrik

i) Allgemeine Unkosten. Exacte Buchung nach kaufmännischer Art kann einen solchen Posten gar nicht in Ansatz bringen; bei den älteren Rechnungsformen bilden sie ein Capitel der Ausgaben. Man hat keinen einheitlichen Begriff darüber, was hierher zu buchen kommt und noch weniger darüber, wie das etwa Verrechnete auf die einzelnen Zweige eines Betriebes zu vertheilen ist, z. B. zwischen Ackerbau, Viehzucht, Nebengewerbe u. s. w., und bei ersteren zwischen Garten, Feld, Wiesen u. s. w.

So lange fast nur Getreide gebaut und Vieh u. s. w. nur um des Getreidebaues willen gehalten wurde, traf auch Alles, was allgemeine Unkosten hieß, das Getreide allein. Heutzutage lohnt aber vielfach die Viehzucht besser als der Getreidebau; Futter- und Handelspflanzen, Käserei u. s. w. geben mehr Gewinn —; wo das der Fall ist, muß der Getreidebau beschränkt und auf keinen Fall darf er noch allein belastet werden. Fast Jeder verfährt in dieser Richtung hin anders; Uebereinstimmung giebt es nicht; meist aber belastet man das Getreide zu hoch und erzielt also scheinbar zu theuren Roggen. Damit wird nun schließlich noch eine Hauptsache berührt. Von dem Momente an, wo ein Staat mehr und mehr Industriestaat wird, bedarf man größerer Mengen von thierischen Producten und Handelspflanzen und diese erzielen meistens hohe Preise wegen der vermehrten

Nachfrage; das Ausland wird mehr und mehr Getreidelieferant und das Getreide relativ billiger als vorher und jedenfalls billiger als Butter, Milch, Fleisch, Hopfen, Zuckerrüben u. s. w. Der Landwirth muß dem Rechnung zu tragen wissen und seine bisherige Wirthschaft mit vorwiegendem Körnerbau aufgeben; wer das nicht thut, Der, aber auch nur der, kann dahin kommen, daß das Getreide ihm nicht mehr lohnt. — Eine, in völlig gleichmäßiger und möglichst exacter Weise angestellte Berechnung hat dem Verfasser gezeigt, daß heutzutage bei Leipzig z. B. eine Körnerwirthschaft nach alter Weise nur Schaden bringen kann, daß aber ein Milchwirthschaftsbetrieb, richtig geleitet und eingerichtet, guten Gewinn bringen muß; zwischen dieser und jener liegt die ganze Fülle möglicher Betriebseinrichtungen mit mehr oder minder geringerem Verlust oder Gewinn, die ganze Fülle der möglichen Chancen in der Landwirthschaft.

Wer nicht mit der Zeit geht, muß Verluste erleiden, wer seine Zeit und seine Umgebung versteht, wird vielleicht keine Reichthümer sammeln, aber auch nicht zu klagen brauchen, es sei denn, wenn er durch eigene Schuld — zu theuer gekauft oder gepachtet hat. 400 Mark Unterschied pro Hektar zwischen dem angemessenen und dem gezahlten Preis können leicht vorkommen, sie bedeuten 20 Mark Zinsen mehr als nöthig wäre und also auch leicht im Antheil auf den Roggenbau pro Centner 1—2 Mark mehr, als nöthig wäre. Wie ebenfalls berechnet, kostet die Aufzucht eines 3jährigen Rindes guter Racen bei Leipzig leicht bis 600 Mark und darüber; man kauft die besten mit höchstens 400 Mark. Es giebt noch Landwirthe vor den Thoren der Stadt, welche Aufzucht betreiben, auch solche, welche die alte Körnerwirthschaft haben. Diese bauen sicher den Roggen zu theuer, aber nur in Folge eigener Schuld.

Das Gesagte mag genügen, um darzuthun, daß es eine sehr schwierige Aufgabe ist, die Productionskosten des Roggens richtig zu berechnen und daß Diejenigen, welche gleich bei der Hand sind mit festen Preisangaben, ohne solche zu begründen, entweder nicht exact rechnen wollen oder nicht können.

Wenn wirklich die Landwirthe für längere Zeit das Getreide nicht mehr lohnend zu bauen und nicht — was ja für Viele der Fall sein kann, Ersatz in anderen Productionszweigen zu finden vermöchten, dann müßte in der That Hilfe nicht nur im Interesse der Grundbesitzer, sondern ebenso im Interesse der Gesammtheit geschaffen werden.

Ehe aber man sich dazu entschließen darf, muß der Nachweis der trostlosen Lage erbracht sein, und das ist bis jetzt noch von Niemand geschehen, und wird erst dann geschehen können, wenn man sich über eine einheitliche und zweckmäßige Methode der Berechnung verständigt haben wird. Die Agrarier hätten auf ihren Congressen sich und Anderen sehr viel Nutzen schaffen können, wenn sie, anstatt nur zu klagen und aufzureizen, sich ernstlich darüber berathen hätten, wie soll man landwirthschaftlich richtig rechnen— und nach welchen Grundsätzen soll man dazu verfahren.

So lange hierüber nicht Einhelligkeit erzielt wird, sind alle Klagen nur zurückzuweisen, weil als nicht erweisbar zu betrachten. Zum Schluß noch ein Wort über eine Kostenberechnung in Gontard-Makau „der Schutzzoll für die Landwirthschaft“ Berlin 1879 S. 82 ff., welche beweisen soll, daß 1 Centner Roggen nicht unter 9 Mark bei Leipzig erbaut werden könne. Herr G. giebt genau an, nach

welcher Methode er gerechnet hat; gegen diese kann ich nicht viel einwenden, weil sie ungefähr der entspricht, welche ich seit Jahren empfohlen habe und zu dem der Buchführer des Herrn G. sie der Hauptsache nach von mir entlehnt hat. Das aufgestellte Exempel aber bedarf der Correctur in den Ansätzen. Es muß auffallen, daß wol so ziemlich eine der unvortheilhaftesten Arten, Roggen zu bauen — nämlich nach gedüngtem Weizen — gewählt wurde. Die Versicherung, daß das Stück eines der am besten bestandenen gewesen sei, kann den Einwand nicht abschwächen. Für annähernd 5,4 Hektaren findet sich eine Belastung mit 1308,93 Mark für Dünger; die Steuern und Abgaben sind dem Roggen zur Last geschrieben worden — was entschieden falsch ist. Die Gespannarbeit ist mit 296,62 Mark, die Handarbeit mit 257,93 Mark (mit Dreschkosten) ab Feld angesetzt. Neben dem Ertrag, welcher übrigens auf sehr gutes Feld schließen läßt — 260 Centner Körner und 600 Centner Stroh — fehlen die Hinterfrucht und die Spreu bei der Vertheilung der Kosten. Das Stroh ist nur mit 1 Mark pro Centner angesetzt. Das Feld soll mit am besten bestanden gewesen sein, der Ertrag wird aber nur aus dem Durchschnitt des ganzen Roggenbaues berechnet. Als Grundwerthe figuriren 10 500 Mark. Zu bemerken ist noch, daß bei der gewählten Art der Berechnung der volle Kapitalzins und die Arbeitsrente unter Verwaltungskostenantheil mit in der Ausgabe gebucht sind.

Bewiesen kann mit dieser Art Rechnung gar nichts werden; es bleibt zu bedauern, daß in so wichtigen Sachen nicht correcter verfahren wurde.

---

# Naturwissenschaft und Religion.

Von
**M. Carriere.**
München.

## I.

Am Anfang des 18. Jahrhunderts begann und herrschte lange Zeit das Bestreben überall in der Natur Beweise für das Dasein Gottes, für seine Weisheit und Güte zu finden; da sollte das Feuer in der Pyrotheologie von Fabricius, der Schnee in der Chionotheologie von Heinsius, die Heuschrecke in der Akridotheologie von Rathlef „den Menschen zur Liebe und Bewunderung ihres Schöpfers ermuntern.“ In der Neige des 19. Jahrhunderts ist es bei der Halbbildung Mode geworden, die Natur zu entgöttern oder zu vergöttern; man erklärt die Materie für das allein Wirkliche oder man spricht auch von der Weisheit der Natur, und leiht dem zufälligen Zusammentreffen blinder Atome die höchsten Leistungen der selbst bewußten Vernunft, die großen Werke der Dichter und Denker wie die Thaten der Religions- und Staatengründer. Bliebe das Theorie, so würde die Kluft uns immerhin bedenklich werden, die dadurch in zwei großen Kreisen der Nation befestigt wird, wenn dort die Pfaffen des Syllabus ihre Heerde an Satzungen der Kirche binden, für die das Opfer des Verstandes gebracht werden muß, und hier die Pfaffen des Atheismus den eigenen Köhlerglauben an den selbstlosen Stoff und seine vernunftlosen Kräfte, seinen Mechanismus an die Stelle des Geistes, der Liebe, der sittlichen Weltordnung setzen. Da droht die Gefahr, daß man die Sprache des einen Lagers

im andern gar nicht mehr versteht, und daß damit das ideale Band der Nation, die gemeinsame Lebensansicht zerreißt. Schon um deswillen ist es patriotische Pflicht, daß die Freunde und Ritter des freien Geistes gegen die Knechter wie gegen die Leugner desselben einmüthig zusammenstehen, der Begriffsverwirrung steuern und erleuchtende, versöhnende Worte zum Volk reden. Sie setzen sich der Verlästerung durch die laute Stimme der beiden Lager aus, und wenige wollen sie hören, die meisten Staatsmänner meinen Wichtigeres zu thun zu haben, als sich um ideale Fragen zu kümmern, und doch lebt das Volk nicht vom Brot allein. Indeß sind die praktischen Folgerungen durch die Herrschsucht der schwarzen und durch die Umsturzversuche der rothen Internationale bereits gezogen, und die Frage ist eminent praktisch geworden, der Abgrund, dem wir auf schiefer Ebene nahe kommen, hat sich auch im vorigen Jahr einigemal erschreckend aufgethan, es ist Niemandem wohl bei der jetzigen Weltlage, aber Wenige erkennen, daß die Heilung von innen kommen muß, daß Religion, Wissenschaft und Staatsmacht dafür zusammenwirken müssen.

Die Religion, indem sie nicht ferner in das Bekenntniß zu Dogmen gesetzt wird, die dem Bewußtsein und der Bildung früherer Jahrhunderte gemäß formulirt wurden, unserer Zeit aber nicht mehr entsprechen. Religion ist das Gefühl der Abhängigkeit des Endlichen von dem Unendlichen, wie des Getragenseins von demselben, des Eingegliedertseins in ein großes Ganzes, so daß wir unser Wohl im Gemeinwohl finden; religiös sein heißt dem Willen Gottes sich ergeben und den Willen Gottes thun, und wenn der Glaube selig machen soll, dann darf nichts Glaubenssatzung sein, dessen beseligende Macht nicht jeder in der eigenen Seele erfahren kann.

Die Wissenschaft, indem sie nicht einseitig die Außenwelt, sondern auch die Innenwelt betont, an den Thatsachen des Freiheitsbewußtseins, der Selbstverantwortlichkeit, des Pflichtgefühls, der Unterscheidung von Bös und Gut nicht minder festhält wie an den Erfahrungen von der Dampfkraft und der Elektrizität, von der Erhaltung der Kraft und des Stoffs, von den nothwendigen chemischen und physikalischen Bedingungen des Lebens. Der Mechanismus der Naturordnung und das Sittengesetz der Freiheit sind beide wirklich, und so wenig wir mit unserer Phantasie in jenen eingreifen oder durch Wunder ihn brechen können, sowenig vermögen Druck und Stoß selbstloser Atome das Selbstbewußtsein und die Liebe, die Culturgeschichte und ihre Schöpfungen hervorzubringen. Aber Natur und Geist sind für und miteinander da, und weisen somit auf eine höhere Einheit, die der gemeinsame Grund von beiden ist, wie die Aetherwelle und das Auge in einem großen Ganzen dasind, auf daß es licht, auf daß gesehen werde. Die besonneneren Naturforscher haben auch längst anerkannt, daß die Mechanik des Stoffs an der Empfindung, am Denken und Wollen ihre Grenze hat; die besonneren Geistesforscher erkennen es nicht minder an, daß unser Bewußtsein um zu sich selbst zu kommen und auf die Welt zu wirken, an die Gesetze und Bedingungen der materiellen Natur gebunden ist, daß es aber in und über derselben das ideale Reich des Guten, Wahren, Schönen aufbaut. Um unser inneres Leben, das uns ja allein das Urgewisse ist, zu erklären, setzen wir nach dem Causalitätsgesetz in uns die gesetzlich wirkenden Kräfte außer uns voraus

durch einen unwillkürlich vollzogenen Vernunftschluß; aber eben so sicher ist auch der Schluß auf eine reale Grundlage für die Freiheit, für das Gute, für Gott, diese Thatsachen und vernunftnothwendigen Forderungen der inneren Erfahrung, der Idealwelt. Auch der Naturforscher glaubt an die Atome, die er nicht sieht, nicht tastet, die ihm aber nöthig sind zum Verständniß der anorganischen und noch mehr der organischen Natur; so glaubt der Geistforscher an die Seele, an Gott, weil ihm ohne sie das Selbstbewußtsein, die Liebe, die sittliche Weltordnung unerklärlich wären. Kant nannte das: Postulate der praktischen Vernunft, nothwendige Bedingungen und Voraussetzungen des Handelns, des Pflichtgefühls; Göthe sagte ganz ähnlich:

Du hast Unsterblichkeit im Sinn,
Kannst du mir deine Gründe nennen?
Gar wohl: der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können.

Die Staatsmacht endlich muß mitwirken, indem sie die Schranken gegen jede Ueberschreitung der bestehenden Ordnung zieht, indem sie die Schule des Verbrechens schließt, gewiß aber auch indem sie Urstifter der Verwirrung nicht begünstigt, es nicht begünstigt, daß Prediger, die sich zum lebendigen Gott und Christus bekennen, vom Amt und von der sie wählenden Gemeinde ausgeschlossen werden, weil sie eine Deutung des alten Bekenntnisses gemäß der fortschreitenden Wissenschaft oder ein neues ihr nicht widersprechendes Bekenntniß fordern. Denn wenn der Staat diese Versuche der Verständigung hindert, dann treibt er alle die mehr denken als fühlen, alle die nicht mit den Lippen bekennen wollen, was das Herz nicht erfüllt, aus der Kirche hinaus und damit in die Gefahr dem Materialismus zu verfallen, der Sozialdemokratie sich anzuschließen, die wenigstens in dem Zukunftstraum eines allgemeinen Menschenglücks noch ein Ideal hat, wenn auch der Pessimismus ihr unwiderleglich nachweist, daß dieses ein Idol, eine Illusion ist. Die Menschheit ohne Gott und ohne Hoffnung verfällt nothwendig dem Pessimismus. Der Göthe'sche Werther hat recht, die Natur als das zwecklose Wirken blinder Kräfte gedacht im Wechsel von Geburt und Tod ist ein kindergebärendes, kinderverschlingendes Ungeheuer, und der Göthe'sche Mephistopheles hat recht:

Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!
Was soll uns denn das ew'ge Schaffen?
Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
Das ist vorbei! Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut als wär' es nicht gewesen;
Und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.

Ich auch. Darum eben fordere ich, daß die Staatsmacht auch die anderen Urstifter der Verwirrung, die Schulmeister der seichten Halbwisserei, die Leugner der Sittlichkeit, die Stoffanbeter nicht begünstige, vielmehr soviel an ihr ist, den Männern freie Bahn und Wirksamkeit eröffne, die mit heroischem Sinne sich der Rettung der Gesellschaft, der Sicherung der idealen Lebensgüter zuwenden, die es versuchen, Kopf und Herz wieder in Einklang zu bringen.

Wir aber wollen stets die Bücher willkommen heißen, welche eine Verständigung der in ihrer Einseitigkeit verderblichen Gegensätze anbahnen, und wollen der Tagesmeinung Trotz bieten, welche diejenigen für Halbe zu erklären liebt, die nach dem Ganzen streben, und die Ganzheit darin sieht, daß man sich in extremen Halbheiten verblendet und verstockt. Zwei solcher Bücher liegen mir vor, das eine von theologischem, das andere von freidenkerischem Standpunkt aus entworfen; aber unbefangenen Sinnes nach Wahrheit trachtend kommen sie einander nah und mahnen zu ausgleichender Versöhnung, welche der Wissenschaft nichts vergibt und die sittliche Idee, die Erhebung des Gemüths zum Ewigen und Unendlichen gerade an die Erkenntniß der Weltwirklichkeit knüpft. Das erste ist die eben durch den dritten Band abgeschlossene Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft von O. Zöckler, das andre: Die Descendenzlehre und der neue Glaube von Joseph Kuhl. Da auch Zöckler den Darwinismus ausführlich bespricht, werden wir im zweiten Artikel die Idee der aufsteigenden Lebensentwickelung an der Hand beider Männer beleuchten.

Zöckler beginnt den neuen Band seines gelehrten Werkes mit der Charakteristik der Newton-Leibnitzischen Epoche. Der große Naturforscher wie der allseitige Philosoph, beide begegnen sich in dem Gedanken, daß die Welt, das Reich der Natur wie das Reich der Gnade, nicht als ein Werk des Zufalls im blinden Walten vielheitlicher Stoffe begriffen werden könne, sondern auf eine schöpferische Einheit hinweise, die als ordnende Macht eine vernünftige, selbstbewußte sein müsse. Wir erinnern an Kepler, dessen Geistesfreude zum Hymnus und zum Gebete ward, als er die Harmonie der Welt in den von ihm gefundenen Gesetzen darstellte; an Galilei, der im Buch der Natur die erste und sichere Offenbarung Gottes sah. Newton, der Forscher und Denker ersten Ranges, ist ein Mann aus einem Guſſe; „seine wissenschaftliche Reform der Himmelskunde läßt sich nicht getrennt von seiner religiösen Ueberzeugung betrachten, die er oft und stets im Zusammenhange mit seinen wissenschaftlichen Anschauungen bekannt hat. Jene Darlegung des Weltgebäudes im dritten Buch der Principien erklärt er ausdrücklich mit Rücksicht auf solche Grundsätze geschrieben zu haben, die bei denkenden Menschen den Glauben an eine Gottheit wecken könnten. Er zeigt, daß aus blinder Nothwendigkeit kein Werden und keine Veränderung hervorgehen könne, da sie immerdar dieselbe ist und bleibt; er zeigt, daß die räumlich-zeitliche Anordnung der vorhandenen Dinge aus den Gedanken und dem Willen eines nothwendig existirenden Wesens hervorgegangen sein müsse.“ Laplace, der gleichzeitig mit Kant durch eine Darstellung der wahrscheinlichsten Entstehungsweise des Sonnensystems die Newton'sche Lehre ergänzte, meinte in einer Unterredung mit Napoleon: er habe die Hypothese eines Gottes nicht nöthig gehabt; viel tiefer erklärte Kant: Gerade darum ist ein Gott, weil die Materie auch im Chaos nicht anders als gesetzlich wirken kann. Dabei muß ich aber Zöckler bemerken, daß die Gottesidee Newton's über den gewöhnlichen Deismus ebenso erhaben als frei von dogmatischen Formen ist; das hätte er bedenken sollen. Ich habe in meinem Kunstbuch (Band V: Das Weltalter des Geistes im Aufgange, 1stes Capitel) darauf hingewiesen. „Vernunftnothwendigkeit an der Stelle von Zufall und Willkür, die Ueberzeugung, daß die Gesetze des Denkens auch die Welt beherrschen, daß es ewige Wahrheiten gibt, die nicht bloß im Verstande angeschaut werden, sondern die Grund-

lage alles Wirklichen bilden, das können wir das Gemeinsame bei Spinoza, Leibnitz, Newton nennen." Spinoza betont die Einheit und Unendlichkeit alles Seins, Gott ist ihm der einwohnende allgegenwärtige Grund aller Dinge; das ist die Wahrheit; aber Spinoza bleibt nun dabei stehen, daß Gott Substanz, allwaltende Wesenheit sei, und spricht derselben Verstand und Willen ab, die erst in der Entfaltung des Ursprünglichen, in den endlichen Offenbarungen des einen Unendlichen auftreten. Aber wir fragen: woher kommen sie den endlichen Wesen, wenn nicht aus ihrem Lebensgrunde? Wir halten darum mit Leibnitz am Selbstbewußtsein Gottes fest, und sehen auch in den Wesen der Welt nicht bloß auftauchende und wieder versinkende Wellen im Meer des Unendlichen, sondern dauernde, individuelle Kräfte, Monaden, durch welche Leibnitz die Atome ersetzte; aber er stellte das Viele neben die Einheit; wir lassen die Einheit sich in der Vielheit erschließen und entfalten, aber auch als Einheit bei sich selbst sein. Diese Ueberwindung und Versöhnung des Deismus und Pantheismus lag in der Seele Newton's wie in der Seele Herder's und Goethe's. (S. meine Erläuterungen zum Faust in der Ausgabe der Brockhaus'schen Nationalbibliothek.) Newton hatte durch die Gravitation die Erscheinungen des Himmels erklärt, als Mathematiker, als Naturforscher. Als Philosoph fragte er, wie die Gravitation möglich sei. Denn daß ein Körper da wirke, wo er nicht ist, daß er auf Millionen von Meilen hin einen anderen anziehe, dies ist ja selbst wieder ein Problem, welches der Lösung bedarf. Es setzt eine allburchdringende Ursache voraus, die von Stern zu Stern ohne Kraftverminderung waltet. Die Gravitation, stetig, in beiden Körpern waltend, zeigt sie von einer höheren Einheit ergriffen. Es ist die Allgegenwart Gottes, durch welche Alles lebt, in welcher Alles bewegt wird. Wie unsere Seele eine und dieselbe ist in allen Gliedern und in allem Wechsel der Empfindungen, so ist Gott einer und derselbe immer und überall; in ihm ist Alles enthalten. Es genügt aber nicht, ihn die Seele der Welt und den Raum sein Sensorium zu nennen: Begriffe und Ordnung setzen einen Verstand voraus, und Gottes Verstand ist der Quell der ewigen Wahrheiten, seine Weisheit hat das schöne Band der Himmelskörper geknüpft und seine Macht ihnen die rechte Bewegung gegeben. Ohne Zweck und Vorsehung wäre er nichts als Schicksal und Natur. So Newton. Daraus folgt, daß ihm Gott zugleich Substanz und Subject, Naturordnung und sittliche Weltordnung ist, aber nicht als bloßes Gesetz, sondern als wirkende Macht und wollender Geist. Ich meine, wenn die Naturforscher einmal diesem Gedanken nachdenken, so werden sie finden, daß er keineswegs im Widerspruch mit den Thatsachen der Erfahrung und mit den Forderungen der Vernunft steht; und wenn die Theologen ihm nachdenken, so werden sie ihn beim Paulus wiederfinden, wo dieser lehrt: Von Gott, in Gott, zu Gott alle Dinge; in ihm leben, weben und sind wir; sie werden ihn bei Johannes wiederfinden, wenn dieser die Vernunft, das sich aussprechende Bewußtsein, das Wort (logos) Gottes, das Leben der Welt und das Licht der Menschen nennt. Nur so sind wir seines Geschlechts, nur so können wir die Kindschaft, das Gefühl innigster Wesensgemeinschaft durch Jesus empfangen, wenn dieser durch die Einigung seines Willens mit dem Willen des Vaters sich als den Sohn erkennt und bewährt.

In der Schilderung der Fortschritte des Naturwissens von Newton bis Kant zeigt Zöckler mit Befriedigung auf den Antheil hin, welchen kirchlich gesinnte

Männer und Geistliche an demselben gehabt. Zugleich lernen wir aber auch kennen, wie langsam die Menschheit vom Flecke kommt, wohl weil die Bildung nicht wie in Athen auf diese Stadt beschränkt, sondern über Nationen verbreitet ist, und darum in spiralförmiger Bewegung ihres Ganges immer wieder sich zurückwendet um Zurückgebliebenes nachzuholen, dabei aber sich selbst erweitert uud vertieft. Das zähe Hangen am Alteu bei weltlichen Gelehrten ist noch stärker als das kirchlich orthodoxe Interesse. Selbst ein Voltaire hält die fossilen Fische für weggeworfene Eßvorräthe von Wanderern in den Gebirgsgegenden und sucht die versteinerten Conchylien auf die Muschelhüte mittelalterlicher Palästinapilger zurückzuführen. Grade die gelehrten Körperschaften stemmen ihren Schuldogmatismus dem Fortschritt der Wissenschaft nicht minder entgegen wie die Theologen ihre Kirchensatzung, während Freidenker wie Reimarus auch die Natur mit frischen hellen Augen ansehen, um von da aus das Walten Gottes darzuthun und die altjüdischen Vorstellungen daran zu bemessen, damit zu bekämpfen. Freilich wenn ein Theologe den Morgengang der Jünger am Osterfest benutzt, um den Werth des Frühaufstehens darzulegen, ein anderer zu Weihnachten an die Krippe, in welcher Jesus lag, eine Empfehlung der Stallfütterung knüpft, so muthet uns das anders an, als Beethovens Naturandacht, die Zöckler mit Sturms Betrachtungen der Werke Gottes in Verbindung bringt. Warum aber würdigt der Verfasser nicht das große Verdienst, das Rousseau für die Auffassung, Empfindung, Darstellung des Naturschönen hat?

Uns macht es einen halb lächerlichen, halb bedauerlichen Eindruck, wenn Franzosen, Engländer, Deutsche wetteifernd die sämmtlichen Schichten der Gebirge und alle Versteinerungen der Sündfluth zuschreiben; wenn sie die Zahl der Thierarten bestimmen, die Noa mit in die Arche genommen, wenn sie vom Futterraum in der Arche und von dem vergitterten, dreihundert Ellen langen Riesenfenster im Dache derselben reden, wenn der eine (Dickinson) in Noa einen großen Chemiker vermuthet, der mit Essenz oder Tinktur der Nahrungsmittel die Thiere gespeist, und der andere (Silberschlag) den Tag der Weltschöpfung auf den 17. September festsetzt, wenn der dritte sämmtliche Versteinerungen in den Tiefen der Erde für die am 1. Schöpfungstag bereits hervorgebrachten Modelle der später zu erschaffenden Pflanzen und Thiere ausgibt. Dafür erquicken wir uns an der Charakteristik Kants und Goethes, die Zöckler entwirft, und folgen ihm gern, wenn er aufzählt, wie viel von Geistlichen auch in unserm Jahrhundert auf dem Felde der Naturforschung geleistet worden, wie viele der hervorragendsten weltlichen Naturforscher nicht blos die Gottesidee festgehalten, sondern ihrem christlichen Glaubensbekenntniß treu geblieben. Zöckler contrastirt Materialismus und Spiritismus, und warnt ebenso vor betrügerischem Unfug und Köhlerglauben hier, wie vor Köhlerunglauben und geistlosen Behauptungen dort. Er warnt vor Wissenshaß und Wissensvergötterung. Aber er sucht dann die berühmte Stelle Schleiermachers in einem Sendschreiben an jüngere Freunde abzuschwächen, während mir scheint, dieselbe sei recht stark zu betonen und die gegenwärtigen Theologen seien dringend aufzufordern, daß sie solche Worte beherzigen. Sie lauten:

„Mir ahnt, daß wir werden lernen müssen, uns ohne Vieles zu behelfen, was Viele noch gewohnt sind als mit dem Wesen des Christenthums unzertrennlich verbunden zu denken. Ich will gar nicht vom Sechstagwerk reden, aber der Schöpfungs-

begriff, wie lange wird er sich noch halten können gegen die Gewalt einer aus wissenschaftlichen Combinationen, denen sich Niemand entziehen kann, gebildeten Weltanschauung? Und das zu einer Zeit, wo die Geheimnisse der Geweihten in der Methode und im Detail der Wissenschaften liegen, die großen Resultate aber bald allen hellern und umsichtigern Köpfen auch im eigentlichen Volke zugänglich werden! Und unsere neutestamentlichen Wunder, denn von den alttestamentlichen will ich gar nicht erst reden, wie lange wird es noch währen, so fallen sie aufs Neue, aber von würdigeren und besser begründeten Voraussetzungen aus, als früher, hin! Was soll dann werden? Wollt ihr euch hinter die Außenwerke verschanzen und euch von der Wissenschaft blockiren lassen? Das Bombardement des Spottes wird euch wenig schaden. Aber die Blockade! Die gänzliche Aushungerung von aller Wissenschaft, die dann nothgedrungen vor euch, eben weil ihr euch so verschanzt, die Fahne des Unglaubens aufpflanzen muß! Soll der Knoten der Geschichte so auseinandergehen: das Christenthum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben?" Eine wohl aufzuwerfende Frage.

---

# Rundschau über die Revuen des Auslandes.

## Frankreich.

„Revue des deux mondes." (April-Mai.) Maugars Sohn. Von André Theuriet. — Die Theorie vom Staat und die Rolle der Kontraktsidee in der modernen socialen Wissenschaft. Von Alfred Fouillée. — Erzählungen aus der Geschichte Preußen's. II. Die Macht des deutschen Ordens. Von Ernest Lavisse. — Die Kinder in Paris. VIII. Saint Lazare, das Madelaine-Kloster und die Centralanstalt von Clermont. Von Othenin d'Haussonville. — Die Sittlichkeit in der Kunst. Von Constant Martha. — Ein Ausflug nach Biskra. — Die Kolonieen Südafrika's, nach den neuesten englischen Reisemittheilungen. I. Die Boers und die englische Kolonialherrschaft. Von Emile Montégut. — Ernest Renan's Aufnahme in die französische Akademie. Von G. Valbert. — Heinrich von Rohan's Familie und Jugend. I. Die Familie. Von Auguste Laugel. — Mon Losier und die Konstitutionellen während der Emigration, nach unveröffentlichten Urkunden. Von A. Bardoux. — Die Zukunfts-Marine und die Marine der Alten. V. die Rückberufung des Alcibiades. Vom Vice-Admiral Jurien de la Gravière. — Ein republikanischer General, Kleber, nach seinem Schriftwechsel. Von Jules Clavé. — Die Convertirung der Fünfprocente. Von Victor Bonnet. — Studien über die öffentlichen Arbeiten. Die Eisenbahnen durch die Sahara. Von H. Blerzy. — Litterarische Rundschau. Von F. Brunetière. 2c.

„Revue Scientifique de la France et de l'Etranger." (Nr. 41—44. April-Mai.) Die Eisenbahnen in Innerasien. — Die moderne deutsche Psychologie. Nach Th. Ribot. Von Ch. Richet. — Die elektrische Beleuchtung. Edison's und Fuller's neue Erfindungen. — Der Kazan'er Kongreß. Von Alfred Rambaud. — Die Wanderungen der Thiere in ihren Beziehungen zur alten und aktuellen

geographischen Verbreitung derselben. Von C. Vogt. — Die Wissenschaft des Thierreichs, nach der zootechnischen Abhandlung. Von André Sanson. — Nekrolog. H. W. Dove. — Der Winter 1878 zu 1879. Von A. Angot. — Ein Naturforscher auf dem Meere. Die Fahrt des Challenger nach Moseley. Von C. Viguier. — Die Pariser medicinische Facultät. P. Brouardel: die gerichtliche Medicin. — Die Physiologie des Geistes, nach Maudsley. Von Beaunis. — v. Baer's Leben und Wirken. — Die Acker-Baugesellschaft von Frankreich im Jahre 1878.

„Revue politique et littéraire.“ (Nr. 41—44. April-Mai.) Neueste Geschichte. Die spanische Monarchie, das neue Militär-Kabinet und die Wahlen. Von Anatole Leroy-Beaulieu. — Mittelalterliche Studien. Die Landgeistlichen im dreizehnten Jahrhundert. Von Raoul Rosières. — Die Hauptstädte der Vereinigten Staaten. Von C. de Varigny. — Geschichte England's. Die Jugendzeit der Königin Elisabeth, nach Louis Wiesener. — Die litterarische Bewegung im Auslande. Der Roman in Deutschland. Sacher Masoch. Gustav Freytag. Berthold Auerbach. — Schilderungen von Akademikern. Saint-René Taillandier. Von Charles Bigot. — Der Krieg in Südamerika. Von C. de Varigny. — Ein litterarisches Räthsel, der Prozeß der Mad. de la Fayette; die Prinzessin von Clèves und Perrero. Von Felix Hémon. — Arische und semitische Forschungen. Von Maurice Vernes. — Psychologische und Moralstudien. Die Empfindungen Lebender in Bezug auf die Gestorbenen. Von Francisque Bouillier. — A. Debidour: Brasilien zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. — Die literarische Bewegung im Auslande. — Angelo de Gubernatis: Pflanzenmythologie oder die Sagen der Pflanzenwelt. — Mad. Paterson: Die Blumenkunde. — Die Geschichte in der Provinz. — Litterarische Plaudereien 2c.

„Revue Historique.“ (Mai-Juni.) Charles Dardier: Michel Servet, nach seiner neuesten Biographie. X. Moßmann: Das Sparsystem im Mittelalter, seine Geltung und Wirkung. — Vermischtes und Urkunden: Jean Destrem. Die Memoiren von La Revellière-Lepeaux. — Baron du Casse. Unveröffentlichte Schriften vom ersten Kaiserreich. Napoleon und König Joseph (1797—1808.) 2c.

## Schweiz.

„Bibliothèque Universelle et Revue Suisse.“ (Mai.) Italien und seine gegenwärtige Lage. Von Honoré Mereu. — Der Christin Grab. Kabylengeschichte. Von Joseph Noël. — Johann Huß und die Hussiten, nach den neuen Urkunden. (Schluß.) Von Louis Leger. — Eine italienische Stegreif-Dichterin. Von Ch. Arduini. — Der Kampf zwischen der Freiheit und dem Schutz. Von Ed. Tallichet. — Lilienblüthe. Erzählung von E. C. Grenville Murray. (Schluß.) Chronik. 2c.

## Belgien.

„Revue de Belgique.“ (15. April.) F. Laurent. Die Schulaufsicht. — Em. de Laveleye. Briefe aus Italien. N. Reyntiens. Rémy Barn. Desdichaba. I. Theil. — E. v. d. Donckt. Erinnerungen aus Mexiko. (Schluß.) Eug. van Bemmel. Litterarische Chronik.

## Italien.

„Rivista Europea.“ Rivista Internazionale. (April-Mai.) Die italienische Wissenschaft und Dichtkunst im sechzehnten Jahrhundert. Von A. Malmignati. — Ein Wort über „l'Histoire des Romains von V. Duruy.“ Von V. Casagrandi. — Der muselmännische Adel. Von B. Ferrari. — Theodorich, König der Gothen und der Italiener. Von G. Garollo. — Betrachtungen über das Thema der italienischen Auswanderung. Von F. G. A. Campana. — Die italienischen Universitäten im Mittelalter. Von Ettore Coppi. — Wer der angebliche Ciullo d'Alcamo eigentlich war. Von N. Caix. — Giulio Cesare Vanini's Leben. Von Luigi Moschettini. — Monte Luco. Von Pellegrino Prampolini. — Explodirende Körper. Vom Artillerie-Kapitän Ara Alberto. — Der wissenschaftliche Unterricht in den Primärschulen. Von Settimo Cipolla. — Anfänge und Wechselfälle von Rom's Statuten. Von Vito La Manta. — Die Quelle von Clituno. Von Pellegrino Prampolini. ꝛc.

„Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti.“ (März-April.) Gustav Flaubert. Von Emma. — Kanada. Reise-Eindrücke. (Forts.) Von Enea Cavalieri. — Die neuen Eisenbahnbauten und die Vicinalbahnen. Von Alfonso Audinot. — Alfonso La Marmora. Von R. Bonghi. — Beatrice Cenci, nach den neuesten Veröffentlichungen. Von Francesco Labruzzi. — England in Südafrika. Von Attilio Brunialti. — Ueber den Volkscredit. II. Von Alessandro Rossi. — Ein reisender Philolog. Gabriel Balint. Von E. Teza. — Die Politik in der modernen französischen Litteratur. Die napoleonische Legende. Von Giovanni Boglietti. — Portraits der Neuzeit. Cavour. Bismarck. Thiers. Von Romualdo Bonfadini. — Die Ruinen und Ausgrabungen von Dodona. Von F. Brizio. ꝛc.

„La civiltà cattolica.“ (April.) Die Freiheit des Papstes und Italien. — Ist der Eintritt der Katholiken in das italienische Parlament opportun? — Die ältesten Chaldäischen Dynastien. — Sila's Braut. — Ueberſicht der italienischen Presse. ꝛc.

## Spanien.

„Revista de Espana.“ (April.) Philipp der Dritte und die vornehmlichsten Erfolge seiner Regierung. Von Nemesio Fernandes Cuesta. — Nordamerikanische Litteratur in Europa. Von Rafael M. de Labra. — Politische, bürgerliche und religiöse Organisation der Celtiberer. Von Joaquin Costa. — Der Fortschritt in der Kritik Don Quixote's. Von Nicolas Diaz de Benjumea. — Mari-Perez. Von Teresa de Arroniz. ꝛc.

## England.

„The Contemporary Review.“ (Mai.) Comte's Social-Philosophie und Religion. I. Vom Professor Edward Caird. — Ein letztes Wort an Froude. Von Edward A. Freeman. — Das alte Egypten. (Schluß.) Von R. Stuart Poole. — Ueber das Studium der Naturgeschichte. Vom Professor St. George Mivart. — Gedrückter Handel und Gegenseitigkeit. Vom Professor

Bonamy Price. — Browning's „dramatische Idylle". Von Frau Sutherland Orr. — Englische Landwirthschaft. Von James E. Thorold Rogers. — Politisches Leben in Deutschland. Von Friedrich v. Schulte. ꝛc.

„Fraser's Magazine". (Mai.) Das egyptische Finanzspiel. Von A. J. Wilson. — Ist den Explosionen in Kohlengruben vorzubeugen? Von Francis R. Conder. — Ilion's Sang. Gedicht. — Die Kirche der Zukunft. — Reformen in der asiatischen Türkei. — Der wahre Omar Khayam. — Die dunkle Seite von einem lichten Gemälde. Von A. Colorado Settler. — Byron's Denkmal. ꝛc.

„The Fortnightly Review." Die französische Republik und die katholische Kirche. Von J. Morley. — Demokratie in Victoria. Von Charley H. Pearson. — Philipp der Zweite in England. Vom Earl of Ducie. — Die Geschichte der Spiele. Von E. B. Tylor. — Ein Problem in der menschlichen Evolution. Von Grant Allen. — Egypten. Von Sir George Campbell. ꝛc.

„The Westminster Review." (April.) Die Vereinigung des englischen Reichs. — Die Beziehungen der Geschlechter. — Stein der Neugestalter des neuen Deutschlands. — Polnische Litteratur. — Unsere Südafrikanischen Kolonien. — Die herrschende Politik Großbritanniens. — Indien und unsere Kolonialherrschaft. ꝛc.

„The British Quarterly Review." (April.) Die christliche Theologie und der moderne Zeitgeist. — Die Ethik Urban Leaseholds. — Wycliffe und seine Stellung zur Reformation des sechszehnten Jahrhunderts. — Freihandel und Schutzzoll. — Die Normannen in Palermo. — George Meredith's Romane. — Der Zulukrieg. ꝛc.

## Schottland.

„Blackwood's Edinburgh Magazine." (Mai.) Reata oder Was in einem Namen steckt. — Gewisse Ansichten von der gegenwärtigen französischen Republik. — John Caldigate. — Die Pathans von der Nordwestgrenze Indiens. — Das Leben des Prinz-Gemahls Albert. — Die Budget-Politik. ꝛc.

„The Edinburgh Review." (April.) William Fraser's Lennox. Das elektrische Licht. Von Hippolyte Fontaine. — Die uranfänglichen Befestigungen der Stadt Rom. Von Joh. Henry Parker. — Friedrich Bastiat's Werke. Von M. Paillolet. — Die alterthümlichen Skulpturen am Dache von der Norwicher Kathedrale. Von Edw. Meyrick Goulburn und Edward Heilstone. — Des Königs Ludwig XV. geheime Correspondence mit Diplomaten. Vom Herzog von Broglie. — Statistische Betrachtungen für Großbritannien und die hauptsächlichen fremden Länder. 1853 bis 1875/6. Parlamentspapiere. William Cobbet. Von Edward Smith. — Der Pessimismus. Von James Sully. — Mein Commando in Südafrika. 1874—1878. Von General Sir Arthur Thurlow Cunynghame.

## Irland.

„The Dublin Review." (April.) Der Katholizismus und W. H. Mallock. — Der freie Wille. Von Dr. W. G. Ward. — Thomas Moore. — Eine Prüfung

der Psychologie Herbert Spencer's. — Die Christen des Orients. Von Prof. Lamy. — Katholiken und die Schulämter. — Der Alcohol, seine Wirkung und sein Verbrauch. Von Dr. Gasquet. — Die Karte von Britisch-Indien. — Das achtzehnte Jahrhundert. Von W. S. Lilly. — Kirche und Schule in Frankreich. — Eine Bemerkung zu dem Aufsatz: „Die elterliche Autorität in religiösen Dingen." — Die Encyclica des Papstes Leo XIII. — Notizen &c.

## Amerika.

„The International Review." (April-Mai.) Die Beziehungen der Vereinigten Staaten mit China. Von A. Hayes jr. — Die gegenwärtige Lage der Vereinigten Staaten-Marine. II. — Baskische Legenden. Von Prof. T. F. Crane. — Die Chiffre-Depeschen. Von Edward S. Holden. — Fürst Bismarck und der französisch-deutsche Krieg. Von Karl Hildebrandt. — Sir Henry Rawlinson's Afghanische Krise. Von Axel. C. J. Gustafson. („Carl Bremer".) — Einschätzung der städtischen Bonds. Von Perry Belmont. — Jugurtha. Ein Gedicht. Von Henry W. Longfellow. — Sidney Dobell. Vom Verfasser von „J. Halifax Gentlemen". — Eisenbahn-Antheile. Von J. W. Midgeley. — Die Heeres-Reorganisation. Von General Rob. Williams. — Unser internationales Transportgeschäft. Von Freeman H. Morse. — Englische und amerikanische Malerei in Paris. 1878. II. Von Philip Gilbert Hamerton. — Amerikanische Selbstherrscher. Von Felix L. Oswald. &c.

„The North American Review." (Mai.) Unsere Wahlgesetze. Von Secretär George W. Max Crary. — Feldzugsnotizen in der Türkei. 1877—1878. Von Lieut. F. V. Greene. — Deutscher Socialismus in Amerika II. — Abwesende Freunde. Von Geistl. O. B. Frothingham. — Eine Sportrede. Von Lloyd S. Bryce. — Notizen über moderne Fortschritte in der angewandten Wissenschaft. Von Präsident Morton. — Gesetz und Zweck in der Natur. Von Mehreren.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. O. Janke in Berlin.

# Verzeichniss
der
# Mitarbeiter der „Deutschen Revue".

---

## Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Reg. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **v. Buhl** (München), Prof. Dr. **Carrière** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Reichstagsabgeordneter Prof. Dr. **Gareis** (Giessen), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Giessen), Dr. **Otto von Leixner** (Berlin), Prof. **Merkel** (Straßburg), Prof. **Jürgen Bona Meyer** (Bonn), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Dr. **Max Wirth** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München).

## Mitarbeiter des allgemeinen Theils:

**B. Auerbach, E. v. Bauernfeld, J. v. Bebber, F. Bodenstedt, Brugsch-Bey, A. Dochow, K. E. Franzos, Jac. v. Falke, Em. Geibel, v. d. Goltz, R. Hamerling, Ed. v. Hartmann, C. Hennig, Paul Heyse, Wilhelm Jensen, G. A. v. Klöden, F. v. Köppen, F. Kürnberger, F. v. Lesseps, Herm. Lingg, M. v. Pettenkofer, Rich. Pohl, Jos. Rank, Georg Rosen, Daniel Sanders, Daniel Schenkel, Oskar Schmidt, Levin Schücking, K. v. Thaler, J. v. d. Traun, H. Vambéry, H. Viehoff, C. v. Vincenti, F. Wöhler, Robert Zimmermann, K. A. Zittel** ꝛc. ꝛc.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.